

Lothar Baus

\*\*\*\*\*

L. Annaeus Seneca – neue Biographie und Werke



Lothar Baus

# L. Annaeus Seneca - neue Biographie und Werke

## Die Rehabilitation eines großen Humanisten

ASCLEPIOS EDITION

*Wenn der Staat zu verkommen ist, als dass man ihm aufhelfen könnte; wenn er verdunkelt ist von verhängnisvollen Umständen [wie während der faschistoiden Prinzipatszeit], dann wird sich der Weise nicht umsonst abmühen, noch sich, ohne helfen zu können, aufopfern [...] so wird er einen Weg, den er als unbegehrbar kennt, nicht beschreiten.*

L. Annaeus Seneca, >Über die Muße<, 3. Kapitel

*Es ist mehr als genug dafür gesorgt, dass ich [Seneca] vor Arglist sicher bin. Man erwidert: Täuscht mich etwa die morgige Stunde nicht? Was mir ohne mein Wissen zustößt, das täuscht mich doch. Was mich anbelangt, so weiß ich nicht, was kommen wird; wohl aber weiß ich, was kommen kann. Das bewahrt mich vor Verzweiflung. Ich erwarte alles. Wird mir etwas erspart, so rechne ich es mir zugute. Die Stunde täuscht mich, wenn sie schonend mit mir verfährt; doch nein, selbst dann täuscht sie mich nicht. Denn so gut wie ich weiß, dass alles geschehen kann, so gut weiß ich auch, dass nicht alles unbedingt geschehen wird. Gewiss, ich hoffe auf das Gute, bin aber auf das Schlimme gefasst.*

L. Annaeus Seneca, >Briefe an Lucilius<, 88. Brief

#### Zeichenerklärung:

[ ] Text in eckigen Klammern = Erläuterungen des Herausgebers  
[...] drei Punkte in eckigen Klammern = Auslassungen des Herausgebers

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus  
D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2019

ASCLEPIOS EDITION

ISBN 978-3-935288-47-7

# Inhalt

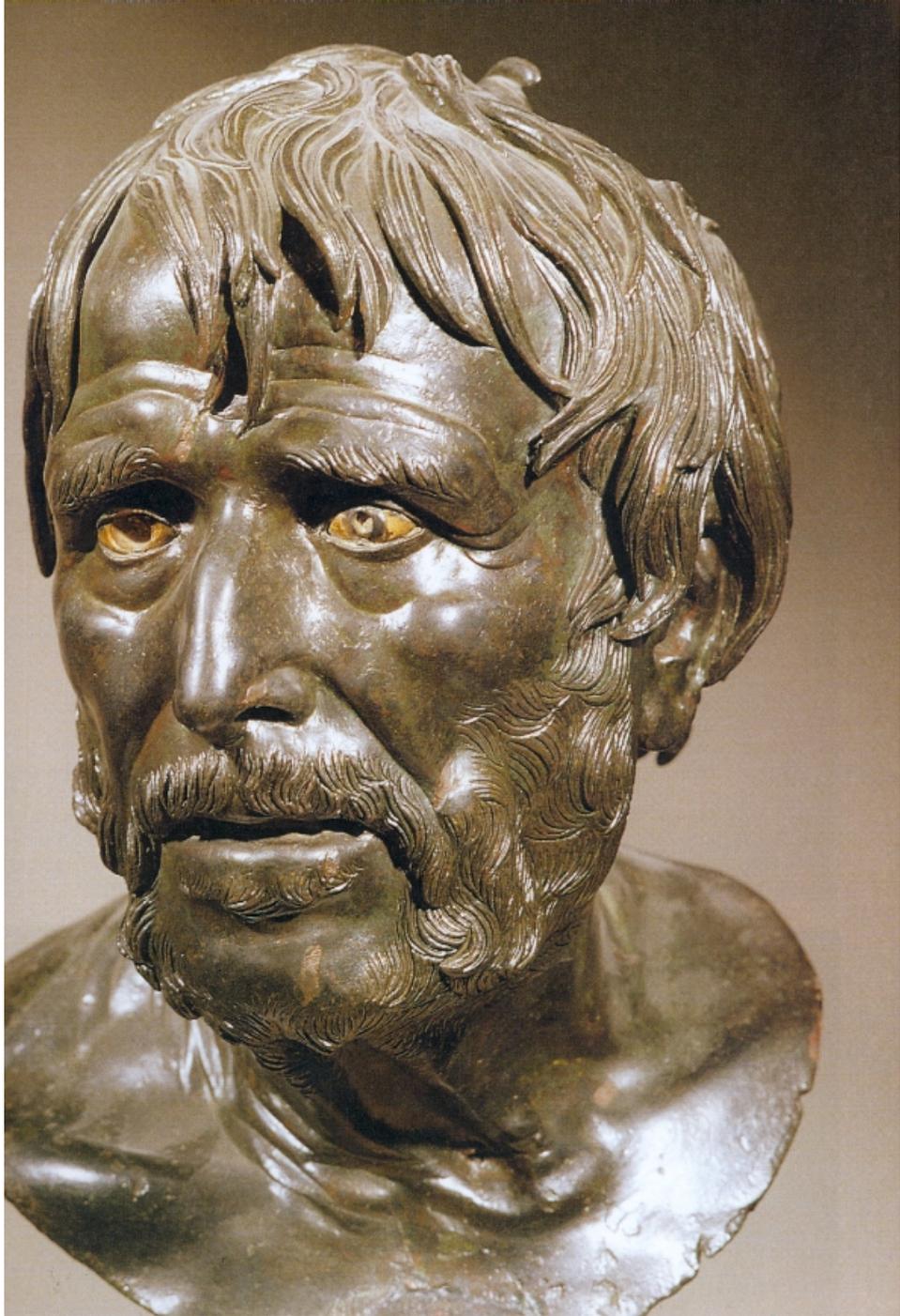
## Neue Biographie Senecas

Vorbemerkungen	Seite 9
Die Seneca-Rehabilitation von Theodor Birt	Seite 11
L. Annaeus Seneca - Die neue Biographie	Seite 20
Senecas Werke - Untersuchungen von Karl Münscher	Seite 81
Die Bildnisse des Philosophen Seneca	Seite 110

## Die philosophischen Werke Senecas

Vorwort des Herausgebers	Seite 127
Die stoische und peripatetische Physiktheorie	Seite 133
Aufgabe und Textgestaltung	Seite 168
Trostschrift an Marcia	Seite 170
Über den Zorn	Seite 183
Trostschrift an Mutter Helvia	Seite 241
Über die Unerschütterlichkeit des Weisen	Seite 259
Trostschrift an Polybius	Seite 272
Über die Kürze des Lebens	Seite 287
Über die Milde - An Kaiser Nero	Seite 302
Über das glückliche Leben	Seite 322
Über die Gemütsruhe	Seite 337
Über die Wohltaten	Seite 354
Über die Muße	Seite 360
Über die [stoische] Vorsehung	Seite 365
Naturbetrachtungen	Seite 374
De remediis fortuitorum	Seite 384
Briefe an Lucilius	Seite 388
Bibliographie-Auswahl	Seite 453





L. Annaeus Seneca



## Vorbemerkungen des Herausgebers

Aufgrund meiner Nero-Rehabilitation mit Titel:

>Quo vadis Kaiser Nero? –  
Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<,  
12. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2016,

und meiner Agrippina-Rehabilitation mit Titel:

>Kaiserin-Agrippina und Seneca – Die Rehabilitation<,  
2. Auflage, Homburg/Saar 2016,

erschien es mir erforderlich, eine Seneca-Biographie nach den neuesten Erkenntnissen und Entdeckungen zu erstellen, in welcher viele Propagandalügen der antiken Geschichtsschreiber und die daraus folgenden Irrtümer der neuzeitlichen Altphilologen und Seneca-Biographen getilgt sind.

Die Seneca-Biographie von Villy Sörensen mit Titel:

>Seneca – Ein Humanist an Neros Hof<,  
3. Auflage, München 1995,

und die Biographie von Manfred Fuhrmann mit Titel:

>Seneca & Kaiser Nero<,  
Berlin 1997,

so wertvoll im Einzelnen, sie sind leider, leider aufgrund meiner Nero- und Agrippina-Rehabilitationen in vielen Passagen überholt.

Die vorliegende Seneca-Biographie möchte auf zwei verschiedene Fälschungen aufmerksam machen und sie gleichzeitig richtigstellen: Die erste betrifft die der Geschichte der Julisch-Claudischen Caesarendynastie und die daraus resultierenden Falschinterpretationen der Seneca-Biographie. Siehe meine o. g. Sachbücher. Die zweite betrifft die der stoischen Philosophie. Die stoische Philosophie war, wie die peripatetische, eine materialistische Geheim- oder Stufenphilosophie. Nur den Eingeweihten wurde nach längerer Zeit der Prüfung offenbart, dass mit dem Gott der Stoiker und der Peripatetiker, dem Aether, in Wirklichkeit das Naturgesetz gemeint ist. Die stoische und peripatetische Philosophie beinhaltet zweifellos eine atheistische Philosophie. Siehe dazu das Kapitel >Die stoische und peripatetisch-aristotelische Physiktheorie<.

Die gravierendsten Propagandalügen der römischen Geschichtsschreiber über die Julisch-Claudische Caesarendynastie, besonders über Claudius, Agrippina und Nero, und über den Staatsphilosophen während Neros Prinzipat, L. Annaeus Seneca, sind folgende:

- Seneca wurde nicht durch einen willkürlichen Befehl von Kaiser Claudius verbannt, sondern durch ein Senatsgericht. Claudius wandelte das Todesurteil des Senats in Verbannung, genauer in die mildere Art – in Relegation - um.

- Seneca war nicht an angeblichen Morden Kaiser Neros beteiligt, weil das „Monster Nero“ Propagandalügen sind, um die Flucht Neros dem Militär und dem römischen Volk nicht öffentlich eingestehen zu müssen.

- Seneca war keineswegs einer der reichsten Männer Roms.

- Seneca wurde nicht von Kaiser Nero ermordet, sondern von den Putschisten der sogenannten Pisonischen Verschwörung.

Zu den Fälschungen der Geschichte kommen noch die Irrtümer der mittelalterlichen Herausgeber der Werke Senecas hinzu. Einige antike Werke wurden ohne Prüfung ihres Inhalts ganz einfach den Werken Senecas hinzugefügt. Aus dem Werkschatz Senecas sind folgende propagandistische Werke der Geschichtsverfälscher mit Sicherheit zu entfernen:

- Seneca war mit Sicherheit nicht der Verfasser der Satire >Apocolocyntosis<.<sup>1</sup>

- Seneca war mit Sicherheit nicht der Verfasser des Dramas >Octavia<, in welchem er selber auftritt und dem angeblichen Scheusal Nero eine Gardinenpredigt hält.<sup>2</sup>

- Die wohl schwierigste Überzeugungsarbeit, die es zu leisten gilt, ist das religiöse Dogma der christlichen Kirchen, dass Kaiser Nero ein Christenverfolger gewesen sei und den Apostel Petrus in Rom ans Kreuz schlagen ließ. Dies entspricht ganz einfach nicht der Realität. Das Christentum war bis zum Ende von Neros Prinzipat, nicht bis zum Ende seines Lebens, siehe meine Nero-Rehabilitation, zu unbedeutend und wurde von Neros Administration kaum beachtet. Erst unter Kaiser Vespasian starben die kriegsgefangenen Judäer zu zehntausenden, wenn nicht sogar zu hunderttausenden in den römischen Amphitheatern, zuerst als Sklavenarbeiter beim Bau des Kolosseum und nach dessen Fertigstellung zur Volksbelustigung, darunter befanden sich natürlich auch einige Urchristen. Das Christentum ist tatsächlich im Kolosseum in Rom und in anderen Arenen des römischen Reiches entstanden, aber erst lange nach dem Ende von Neros Prinzipat. Wenn der Apostel Petrus den Märtyrertod starb, dann frühestens unter Kaiser Vespasian.

Die früheren Seneca-Biographen, darunter auch Villy Sørensen und Manfred Fuhrmann, haben den antiken Propagandisten und Geschichtsverfälschern ganz einfach zu viel geglaubt. Und das, obwohl schon viele Autoren vor ihnen an vielen Textstellen der antiken Historiographen große und begründete Zweifel angemahnt hatten.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Siehe L. Baus, >Kaiserin Agrippina und Seneca - Die Rehabilitation<, 2. verbesserte Auflage, Homburg 2016, Kapitel: Die (senatorische) Propaganda während Neros Prinzipat: Die Satire >Apocolocyntosis<, ab Seite 97.

<sup>2</sup> Siehe L. Baus, >Kaiserin Agrippina und Seneca - Die Rehabilitation<, 2. verbesserte Auflage, Homburg 2016, Kapitel: Die (senatorische) Propaganda nach Neros Flucht aus Rom: Das Drama >Octavia<, ab Seite 117.

<sup>3</sup> Siehe L. Baus, >Chronologie der kritischen Nero-Biographie – Was deutsche und französische Nero-Biographen den antiken Autoren nicht glauben<, Homburg 2015.

## Die Seneca-Rehabilitation von Prof. Dr. Theodor Birt <sup>4</sup>

Jedes Ich ist ein Problem und unsere Mitmenschen zu verstehen die wertvollste Aufgabe, die uns das Leben stellt. Daß wir dies lernen, darum ist unsere moderne Dichtkunst, die die Probleme sucht, unablässig bemüht. Aber auch der Mensch der Vergangenheit ist unser Mitmensch, und er ist erst recht Problem. Man versteht die Gegenwart, man versteht vor allem die Vergangenheit nicht, deren Geschenk die Gegenwart ist, wenn man die Persönlichkeiten, die großen Menschen selbst nicht begreift, deren Namen uns die Weltgeschichte zuwirft. Auch hat sich unsere fleißige Menschheitsforschung ihrer Pflicht stets erinnert, ihr hellstes Licht um die epochemachenden Geister der Vorzeit zu verbreiten. Aber einen Mann hat sie nahezu vergessen, und seine angemessene Würdigung vermisste ich da, wo ich sie suche; dies ist der Philosoph Seneca, der Lehrer Kaiser Neros, der einzige große Vertreter der stoischen „Religion“ in lateinischer Sprache.<sup>5</sup> Einer der neuesten Darsteller der römischen Kaisergeschichte hat ihn einfach mit dem Ausdruck „der glatte Schwätzer Seneca“ abgetan. Wir werden sehen, wie [wenig] durchdacht dieses Urteil ist.

Wer uns heute die Geschichte der schicksalsvollen römischen Kaiserzeit erzählt, steht immer noch zu sehr auf dem Standpunkt Suetons und gibt uns aufgereiht die Biographien der großmächtigen Kaiser selbst und ihrer Frauen. Wir hören da immer nur von den Titelhelden, von den Protagonisten im Drama. Seneca war nur Deuteragonist; er spielte keine Titelrolle; er wollte es nicht. Seneca hat keine Kriege geführt, er hat keine Justizmorde verübt und wer prickelnde Personalien braucht, tut gut, über ihn zu schweigen. Und doch ist jeder kleinste Lebenszug, den wir von ihm erspähen, wie Goldglanz und tausendmal bedeutsamer als die rastlosen Albernheiten und hirnlosen Schandtaten eines Nero [richtig: eines Caligula]<sup>6</sup>, mit denen man die Seiten füllt.

Darum habe ich in meinem Buch >Römische Charakterköpfe< Seneca als eine Haupt- und Eckfigur der römischen Kaisergeschichte hochgestellt, noch stärker vielleicht die grundlegende Bedeutung seines Wirkens in dem Büchlein >Zur Kulturgeschichte Roms< betont. Um so mehr drängt es mich zu dem Versuch, von ihm, wenn auch nur skizzenhaft, ein Sonderbild zu zeichnen.

Seneca, sofern er Philosoph war, wird in den Geschichten der Philosophie abgehandelt; und wir erfahren da, wieviel er in seiner Lehre seinen Vorgängern verdankt. Seneca, sofern er Schriftsteller war, wird wieder in anderen Büchern, in den Literaturgeschichten, abgehandelt, und er erhält da beiläufig eine ungünstige Note, weil er nicht klassisch, d. h. kein für unsere Primaner brauchbares, ciceronisches Latein schreibt. Auch als Staatsmann hat Seneca kürzlich eine Separatbehandlung erfahren.<sup>7</sup> Aber zum Verständnis des Menschen führt dies nicht. Ein vielseitiger Mann verlangt eine vielseitige Betrachtung.<sup>8</sup> [...]

<sup>4</sup> Fußnote Hrsg.: Auszug aus Theodor Birt, >Aus dem Leben der Antike<, 4. verb. Aufl., Leipzig 1925. Vom Hrsg. aufgrund seiner Thesen neu bearbeitet und mit Anmerkungen versehen.

<sup>5</sup> Fußnote Hrsg.: Dies ist eine weit verbreitete irrtümliche Auslegung der stoischen Philosophie. Man hält sie für eine monotheistische Philosophie, weil die Stoiker vom Aether-Logos wie von einem Gott sprechen. Die Stoa beinhaltet jedoch eine materialistische Philosophie. Siehe meine Abhandlung >Die stoische und peripatetische Physiktheorie< weiter unten.

<sup>6</sup> Fußnote Hrsg.: Zur Nero-Rehabilitation siehe mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2016. Und >Kaiserin Agrippina und Seneca – Die Rehabilitation<, II. revid. Auflage, Homburg/Saar 2016.

<sup>7</sup> Fußnote Birt: Siehe René Waltz, >Vie de Sénèque<, Paris 1909; vgl. Historische Zeitschrift, herausgegeben von Meinecke, Bd. 104, S. 605. Meine Darstellung Senecas ist von Herzog ebenda Bd. 124, S. 275f. besprochen.

<sup>8</sup> Fußnote Birt: Diese hat Friedländer einmal zu geben versucht, Historische Zeitschrift, Bd. 85, S. 193ff.; aber er läßt die Hauptsache vermissen: Eine zusammenhängende Würdigung der Ethik Senecas, sowie den Nachweis des Zusammenhangs seiner [philosophischen] Schriftstellerei mit seinem Leben und Lebenszielen.

Wer Senecas wundervollen literarischen Nachlaß liest - über die Seelenruhe, über die Muße, über die Wohltätigkeit usf., der glaubt zunächst einen Asketen, einen Prediger im härenen Rock und Philosophenbart, den Mann der Weltflucht und Entsagung vor sich zu sehen, dessen unermüdliche Moralpredigt in Heiligung gipfelt und endigt, in einem Gottesdienst der Tugend, in Freiheit des Ichs, das heißt: in Niederkämpfung und Besiegung der Leidenschaften.

Lesen wir dieselben Schriften genauer, so merken wir, daß er nicht nur ein Verächter aller Luxusdinge der Großstadt, sondern auch ihr Kenner gewesen ist. Musik, Architektur, Kunstgärtnerei, Prunk des Hausrats, die ganze Kulturblüte der ersten Kaiserzeit hat er gesehen, durchlebt; sie lebt in ihm. Aber nicht nur das: Er ist auch eine politische Größe; und die Historiker, Tacitus, Cassius Dio, halten es für ihre Pflicht, über ihn zu berichten: der erste Finanzmann Roms, voll weltlicher Geschäftskennntnis, Großgrundbesitzer, von vielhundertköpfigem Personal umgeben, Großkapitalist, der mit mächtigem Gefolge über die Straßen zieht, beiläufig auch nicht bärtig, sondern das Gesicht glatt ausrasiert, endlich Hofmann und Staatsmann, so erscheint er uns hier, und der Verdacht erhebt sich, daß da Lehre und Leben in seltsamem Widerspruch stehen, als zeigte Seneca zwei Gesichter, ein anderes der realen Welt, ein anderes seinen Lesern, ein anderes seiner Gegenwart, ein anderes der Zukunft. Der idealste, bravste, treu sorgfältigste Ethiklehrer der römischen Literatur ein bloßer Wortdrechsler der Tugend? <sup>9</sup>

Und das Rätselhafte ist damit noch nicht erschöpft. Denn Seneca war, wie man glaubt, auch Theaterdichter, und die einzigen römischen Tragödien, die wir besitzen (es sind neun), stammen von ihm. Wozu die Leidenschaften Medeas oder Phaedras vorführen, wenn es doch gilt, die Leidenschaften zu unterdrücken? Platon war konsequent und verbannte den tragischen Dichter aus seinem Staat; der Dichter Seneca läßt das Laster spielen, das er verurteilt? Hat der eitle Mann auch nach dem Lorbeer geschielt? Und war ihm der läppische Beifall des Theaterpublikums ein Bedürfnis? <sup>10</sup>

Wenn diese Widersprüche uns stören oder gar beleidigen, so bleibt Seneca in seiner genialen Natur doch auch so eine erste Größe in der Geschichte der Menschheit.

Der Staatsmann Seneca steht als Mann des Fortschritts und des sozialen Friedens ehrwürdig und wie eine Lichtfigur auf dem dunklen Grunde der Neronischen Zeit [richtig: der faschistoiden Prinzipatszeit]. [...]

Unendlich aber ist der Segen, den Seneca als Moralist geübt, und schon darum müßte man ihm in unserem Zeitalter der ethischen Kultur Denkfeiern begehen und Denkmäler errichten. Zumindest: man müßte ihn lesen!

Die Widersprüche aber, von denen ich sprach, sind nicht einmal vorhanden. Der Mann ist eine Einheit, eine große und ehrliche Gestalt aus einem Guß. Auch als Dichter war Seneca Ethiker, auch als Staatsmann ist er es gewesen.

Es ist nur zu natürlich, daß man schon im Altertum gegen den Mann einen hämischen Ton anschlug und über ihn die Nase rümpfte. Warum lebte er im großen Weltgetriebe und warf die Reichtümer nicht hinter sich, er, der Wortführer der Bedürfnislosigkeit? Das waren die stumpfsinnigen Winkelmoralisten, die so redeten. Seneca war großzügig und tapfer und machte die Riesenkapitalien, die ihm zufielen, seinen guten Zwecken dienstbar. Denn Geld ist Macht. Es

<sup>9</sup> Fußnote Hrsg.: Prof. Dr. Birt ist hier den Lügen der senatorischen Geschichtsschreiber auf den Leim gegangen. Seneca war mit Sicherheit kein „*erster Finanzmann Roms, voll weltlicher Geschäftskennntnis, Großgrundbesitzer, von vielhundertköpfigem Personal umgeben, Großkapitalist, der mit mächtigem Gefolge über die Straßen zieht, beiläufig auch nicht bärtig, sondern das Gesicht glatt ausrasiert, endlich Hofmann und Staatsmann*“, sondern in Wahrheit nur ein Philosoph und Berater Kaiser Neros, der dem *consilium principis* (Rat des Prinzepts) angehörte.

<sup>10</sup> Fußnote Hrsg.: Keineswegs war L. Annaeus Seneca „der läppische Beifall des Theaterpublikums ein Bedürfnis“, denn Seneca ist gar nicht der Verfasser der Dramen, die uns heute unter seinem Namen bekannt sind. Dass es zwei berühmte Seneca gab, unseren stoischen Philosophen und einen Tragödiendichter, dafür haben wir ein eindeutiges Zeugnis: Der aus Lyon stammende C. Apollinaris Sidonius (ca 430 - ca 480) spricht in einem Gedicht (carm. 9, 230-240) von zwei Seneca.

war besser, daß die Macht in seiner Hand war, als in der Hand der kaiserlichen Buhlerinnen und Libertinen.<sup>11</sup>

Es ist, wenn man gut sein will, nichts bequemer, als sich aus den großen Händel [der Welt] zurückzuziehen. Der bessere Mann ist der, der die schönsten Mittel dieser Welt festhält, ihre Benutzung organisiert und dem Fortschritt der Gesellschaft dienstbar macht. Der beste der, der mit solchen Zwecken sogar den Thron gewinnt. Seneca stellte sich hart neben den Thron Neros.

Wir verkennen seine Schwächen durchaus nicht. Denn nur durch ein gewisses Nachgeben war in dieser Welt der rohen Gewalten ein solches Ziel zu erreichen. Die Einheit seiner Natur aber ist schon hiernach klar. Den Aposteln und Heiligen der christlichen Kirche kommt es zugute, daß wir ihre Biographie meist nicht kennen, und wir können sie also unbedenklich für heilig halten und tun es gerne. Die Lebensauffassung Senecas [die stoische Philosophie] leugnet dagegen, daß es heilige Menschen gibt. Für ihn sind auch die Besten ethisch immer unvollkommen. So stellt er auch sich selbst vor uns hin. Aber daß man sich bestreben soll, vollkommen zu werden, das ist seine kategorische Forderung.

[...]

Es handelt sich um die stoische Philosophie. Sie war in der Hauptstadt Rom vor gut hundert Jahren durch Panaetius und den großen Poseidonius eingebürgert worden. In dieser stoischen Propaganda, die weitherzig auch aus Platons, aus Epikurs Lehre das Beste mit aufnahm, wuchs der junge Seneca auf, und er übernahm von den Genannten die Milde der Gesichtspunkte.

Philosophie war damals das griechische Wort für Religion; und sie gab nicht nur Moralgesetze; sie verlor sich eingehend auch in Erforschung der Natur, in Betrachtung des Alls.<sup>12</sup> Seneca selbst hat die Wirkungen des Vulkanismus des Vesuv, der sich im Jahre 63 n. Chr. zum ersten Male regte, sogleich studiert,<sup>13</sup> er hat eine Afrika-Expedition nach den Nilquellen angeregt, noch mehr, er hat die Entdeckung Amerikas schon damals prophezeit und gefordert. Aber diese Naturforschung (die *quaestio naturalis*) führte unmittelbar auf die große Grundursache und Einheit des Alls ...[...]

So entstand die umfassendste und feinste „Pflichtenlehre“, die die römische und vielleicht auch die nachrömische Welt gesehen: Ratschläge für alle Konflikte des Lebens, aus der Fülle der Erfahrung geschöpft. Selbstbeherrschung, Selbstzucht ist die Vorstufe. Nächstenliebe, die Sorge für die Mitmenschen, ist die Hauptsache. Es ist jene Menschlichkeit, die in dem Satz gipfelt: Liebet eure Feinde, d. h. seid um ihr Heil bemüht.

Diese Lehre gehört dem Seneca ganz persönlich; sie ist ganz individuell gefärbt.<sup>14</sup> Gleichwohl waren die Grundgedanken nicht neu. Man predigte sie schon seit 300 Jahren von allen Dächern. Aber alle außer Seneca sprachen griechisch. [...] Seneca war der einzige, der diese Gedankenwelt lateinisch faßte; und schon das war eine Großtat, ein Ereignis für Westeuropa. Denn alle anderen wandten sich an die niedrigen Volksschichten, die in weitester Ausdehnung auch in Italien, in Südfrankreich und anderen Provinzen griechisch durchsetzt waren; das Volk hatte also längst seine Lehrer und religiösen Erzieher. Seneca dagegen wollte die entscheidenden Instanzen der großen Welt, die römischen Herrenmenschen, die Söhne seiner Senatoren und Ritter, die künftigen Provinzialverwalter des Weltreichs, er wollte den Kaiser selbst eingewöhnen in die Denkweise der Menschlichkeit.

<sup>11</sup> Fußnote Hrsg.: Eine interessante These von Prof. Dr. Theodor Birt. Ich glaube aber trotzdem, dass der Bruder Senecas namens Mela der Geldverleiher war.

<sup>12</sup> Fußnote Birt: Was Gegenstand der Philosophie sein soll, zählt Seneca >De brev. vitae< 19 auf; da wird auch die ganze Physik mit einbegriffen, der sich Seneca auch auf Corsica widmete; s. >Ad Helviam<, 20. Anmerkung des Hrsg.: Die Beschäftigung mit der Physik ist ein Indiz für die materialistische Philosophie der Stoiker: der Aether-Logos ist identisch mit dem Naturgesetz, mit der Physik.

<sup>13</sup> Fußnote Birt: Auf Grund der Aussagen von Augenzeugen; s. >Natur. quaest.< VI, 31, 3. Der Ätna soll ihm zu Ehren bestiegen werden: Epist. 79, 2.

<sup>14</sup> Fußnote Birt: Dies hebt E. Zeller mit Recht hervor.

Und daher auch die glänzende Art seines Vortrags. Sie war bestimmt durch die Adresse. Sollte Seneca etwa im breiten Wortschwall Ciceros sich ergehen? Er wollte keine Wassersuppe geben. Oder hätte er versuchen sollen, den naiven Volkston anzuschlagen, wie ihn später das christliche Evangelium braucht? Die Leute, an die er sich wandte, hätten ein Buch im Bibellatein damals nicht angesehen. Seneca mußte dem hochgeschraubten Kunstgefühl der vornehmen Welt Roms genügen, und es ist ihm gelungen. Durch seine Schreibweise selbst hat er sie herbeigelockt. Die Aufgabe war groß und neu, und er hat sie mit Geist und Würde und Feingefühl gelöst.

Der deutsche Gelehrte stellt sich, wenn er Senecas Stil beurteilt, planvoll auf den Standpunkt des geistig Armen, wenn er nicht überhaupt diesen Standpunkt inne hat, und schüttelt den Kopf voll Bedenken, weil der Mann, der da von Tugend redet, auch Geist hat. Die Franzosen wissen besser zu urteilen; denn ihnen ist jener Standpunkt fremd und sie wissen, daß Geist und Herz sich nicht ausschließen und daß auch ein wahrhaftiges und ein heißes Gefühl sich in scharf geschliffenen Deduktionen und blitzenden Antithesen bewegen kann.

Gleichwohl wirken ethische Schriften leicht eintönig, auch wenn sie ein Seneca geschrieben hat. Und wer mag heute überhaupt über Tugend lesen? Heute interessiert nur die Literatur des Lasters und der Schwäche.<sup>15</sup> Damals aber waren Senecas Ethikstudien aktuell, kühn und ergreifend.

Denn nie stank die Sünde so zum Himmel wie damals in der Millionenstadt, in dem „Babel“ Rom. Wir reden wohlgerne nicht von der antiken Welt überhaupt, sondern nur von ihrer Hauptstadt. Das zügellose Sichausleben war nie so zum Prinzip erhoben, das Laster nie so gesellschaftsfähig, so hoffähig, wie dort unter dem ersten Kaisertum. Die schauerliche Dekadenz des städtischen Adels: Vermögensunterschlagung, Völlerei, Feigheit, Blutschande, Verwandtenmord, Erpressung, Verworfenheit; die Bordellwirtschaft Messalinas im Kaiserpalast, gieriger Ämterschacher, das war der freche Ruhm der Großen dieser Welt. Dazu auf dem Richtplatz die Leichenhaufen der Verurteilten; dazu gar die grotesken Volksbelustigungen, die Blutbäder der Gladiatoren in der Arena. Was war da noch der Mensch? Was war da noch der Menschen wert?

Da läßt Seneca in die Paläste seine Schriften ausgehen, die den Wert der Einzelseele, des Individuums verkünden. Mit Verachtung wendet sich der [...] mächtigste Mann Roms von den großen Sensationen der Arena ab; <sup>16</sup> aber er schilt nicht; er ermahnt und überredet. Das Laster, sagt er, beherrscht uns alle; es ist eine ansteckende Krankheit. Aber wir wollen genesen. Woher die Heilung nehmen? Verachte alles Vergängliche; das gibt die Heilung; habe Ekel vor den Begierden; kämpfe mit deinem Fleisch. Aber stehe aufrecht und fürchte dich nicht.

Und freue dich des Leidens. Der gute Mensch wird nur stark durch Erschütterung (*marcet sine adversario virtus*). Der Steuermann bewährt sich erst im Sturm. [...] Und wir sind zur Liebe da, nicht zum Hassen. Was soll der Zorn? Der dich beleidigte, der irrte nur. Also vergib ihm. Hilf deinem Nächsten und warte nicht auf Dank; denn auch die Gottheit fragt nicht nach Dank, wenn sie dir wohl tut. Nur der lebt, der vielen nützt; wer träge zu Hause sitzt, sitzt in seinem eigenen Grabmal, und man müßte ihm auf seine Marmorschwelle schreiben: „Er ist vor seinem Tode gestorben“.<sup>17</sup>

Weiter: sei menschlich und dankbar auch gegen den Sklaven, denn alle Menschen sind gleich vor Gott [alias dem Naturgesetz].

Der Körper aber ist nur eine Last, ein Gefängnis. Der Tod ist der Geburtstag des Ewigen (der *natalis aeterni*). Sterben ist Gewinn. Halte dich reisefertig (*anima in expedito est habenda*). Wir fliegen zu unserm Ursprung zurück [zum Aether-Logos]. Aber der Tod genügt nicht; wir sollen auch unseren Tod noch wertvoll machen. Wir sollen haben, wofür wir sterben.

---

<sup>15</sup> Fußnote Hrsg.:

<sup>16</sup> Fußnote Birt: Gegen die Tierhetzen [und Gladiatorenkämpfe, die mit dem Tod eines Kämpfers endeten] redet Seneca z. B. ausdrücklich in >De brevitae vitae< 13, 6 ff; >De clementia< 1, 25,1.

<sup>17</sup> Fußnote Birt: *epist.* 60, 4.

Solche Gedanken nehmen, wie in der christlichen Lehre, den breitesten Raum ein. „Ich liebe das Leben, weil ich sterben darf“, das gibt den Grundton. Aber auch der freiwillige Tod Catos wird als Rettung aus der Not der Zeit, den Greueln der Tyrannei, gebilligt. Und so ist Seneca endlich auch ein Psychologe und Anwalt der Trauernden. Auch wer untröstlich am Grabe seines Kindes steht, findet bei ihm ein helfendes Wort: „Kein Leben ist zu kurz, wenn es gut war“.

Von den sinnlichen Freuden des Paradieses aber weiß er nichts. Im Jenseits [in der Aether-Region] sind alle Herzen offen und durchsichtig: Das ist das Schönste, was Seneca vom seligen Leben zu verkünden weiß. [...]

Seneca war Spanier von Herkunft, ein Sohn Cordobas, ein Kind des Sonnenlandes Andalusien. Der Spanier galt als brav und bedürfnislos; er galt als heroisch, wenn man ihn marterte. So ist uns Senecas Vater als ehrenfester Mann bekannt. Der Sohn dachte gar nicht daran, Berufsphilosoph, Kathederphilosoph, wie er es selbst nennt: *philosophus cathedrariu* zu werden. Er nahm die stoische Lehre nur früh in seine Gesinnung auf; sie stärkte ihn bei schweren Krankheitsfällen. Der griechische Weise Demetrius, der als Bettler (*seminudus*) in Rom einherging, war ihm ein lieber Verkehr, er verehrte ihn zeitlebens schwärmerisch und hielt ihm die Treue. Seneca aber wollte von vornherein etwas ganz anderes als dieser: er wollte ein tätiger Staatsbürger, ein Mann der Tat und nicht der Betrachtung, ein Mann der *actio*, nicht der *contemplatio* sein. Das sagt er uns ausdrücklich: sein Leben war ein Geschäftsleben ohne Ferien. Als junger Mann schon wurde er Senator und zugleich der erfolgreichste Sachwalter in den gewaltigen Prozessen jener Zeit, die vor Kaiser und Senat geführt wurden. Das Leben des Senators aber war das angespannteste: das müßige Volk lief in die Bäder; die Senatssitzungen währten vom Morgen bis in die Nacht.

Der Kaiser Caligula aber war über die Erfolge dieses ernsthaften Menschen wütend und zwang ihn, die Anwaltstätigkeit aufzugeben. Da beschränkte sich Seneca auf das, was er nennt: *tacita advocazione cives iuvare*, „mit stummer Advokatur den Mitbürgern zu helfen“; er stellte sich als Ratgeber zur Verfügung, ohne als Redner zu wirken. Und in dieser Stellung und nicht durch seine Schriften gewann er schon damals große Kreise von dankbaren Anhängern; denn als die Kaiserin Messalina ihn im Jahre 41 nach Korsica verbannt - Seneca war den nichtsnutzigen herrschenden Hofkreisen unbequem - da wird bemerkt, daß das ein Schlag gegen die öffentliche Meinung der Hauptstadt war.

Man brachte gegen ihn das Unbewiesene vor, daß er Liebhaber der verführerischen Prinzessin Julia Livilla, der Schwester Agrippinas, war. Beide Schwestern, Livilla und Agrippina, waren der Messalina verhaßt. [...]

Sicher ist, daß Seneca mit Livilla und Agrippina irgendwie liiert war und daß Messalina in ihrem schamlosen Treiben sich vor Seneca fürchtete oder durch ihn behindert fühlte. Denn solange sie lebte, duldeten sie seine Rückkunft aus Corsica nicht.

Kaum aber ist sie [Kaiserin Messalina] tot, da wird er von Agrippina nach Rom berufen und beherrscht auf einmal die Lage der Dinge, den Senat, den Hof. Seneca wurde der Lehrer Neros. Ob Nero oder nicht vielmehr der junge Prinz Britannicus Kaiser werden würde, war noch unentschieden, und so ist es von Interesse zu erinnern, daß auch dieser Britannicus damals seinen Erzieher hatte, den Sosibios, der vom Kaiser Claudius einmal eine Million geschenkt erhielt, weil er sich auch als Berater des Hofes bewährte.

Auf diesem Wege ist auch Seneca ein Berater des Hofes geworden. Sein Lehrauftrag betraf nur die Redekunst; wir wissen aber, daß solche Rhetoriklehrer in den vornehmen Familien den ersten Zweck hatten, für die ethische Haltung ihres Zöglings zu sorgen. Dadurch gewannen sie oft genug maßgebenden Einfluß im Hause. [...]

Wie mit dem Cyniker Demetrius, so war Seneca mit dem griechischen Gelehrten Polybius befreundet. Dieser augenscheinlich vortreffliche Mann war Freigelassener des Kaisers und hatte als solcher das Hofamt für Bittschriften zu verwalten. Als Polybius seinen Bruder verlor und

schwer um ihn trauerte<sup>18</sup>, richtete Seneca im ersten Jahre seiner Verbannung an ihn ein Trostschreiben; da war es naheliegend, ja selbstverständlich, daß er die Gelegenheit benutzte, um in derselben Schrift nun auch sein dringendes Verlangen nach Rückberufung aus dem Exil zu äußern; Polybius sollte dafür wirken. Diese Schrift war aber nicht etwa als Privatbrief abgefaßt; vielmehr veröffentlichte sie Seneca, legte sie also selbst dem großen Publikum der Hauptstadt vor; die Sache war für dies Publikum somit von Interesse, und sie war völlig ohne Anstoß; sonst hätte er dies nicht tun können, und es ist also ganz müßig, sie ihm heute als Fehlgriff oder gar als Selbstentwürdigung anzurechnen. Zugleich preist er in dieser Schrift die guten Eigenschaften des [Kaisers] Claudius in vollen Tönen - solches Lob war damals nichts als eine andere Form der Ermahnung<sup>19</sup> - während zum Lobe der Kaiserin Messalina kein Wort darin steht. Es folgt daraus aber, daß Seneca auf Claudius, der ohne Frage manche guten Eigenschaften besaß [...] tatsächlich noch große Hoffnungen gesetzt hat. Dieser Kaiser mit der schwachen Willenskraft bedurfte nur der Leitung, und dem moralischen Einfluß Senecas hatte er sich überdies schon zugänglich gezeigt; denn als in Rom Senecas Verdammungsschrift >Über den Zorn< bekannt wurde, erließ Claudius sogleich naiv gutherzig ein Edikt, in dem er versprach, seine Neigung zum Jähzorn hinfort bemeistern zu wollen. Konnte Seneca zunächst mehr verlangen? Er durfte damals also erwarten, daß er den Kaiser auch weiterhin günstig würde beeinflussen können, falls er aus Corsica fort und wieder in Rom war. Allein die Kaiserin stand dem Plan gehässig im Wege; und erst als Messalina starb, wurde sein Wunsch erfüllt.

In jener Schrift >Über den Zorn< hatte Seneca unter anderem auch über Knabenerziehung gehandelt, und diesen Ausführungen dankte er es ohne Zweifel, daß ihn Agrippina gleich nach seiner Rückkehr zum Erzieher ihres Sohnes Nero berief. Überhaupt aber veröffentlichte er in der nämlichen Schrift sein Lebensprogramm und gleichsam seine Methode. Kein revolutionärer Sturm und Drang steckte in ihm, keine Gracchus-, keine Brutusnatur. Seine Tapferkeit war defensio, nicht offensiv. Inmitten der furchtbaren Brutalitäten will er nur andauernd und grundsätzlich die Milde und Ruhe wahren und die stoische Lehre, daß man nie Böses mit Bösem vergelten soll, wirklich wahr machen. Mit Verachtung blickt er auf die Germanen; denn die Germanen sind ein Volk des Jähzorns, ein Volk der Rache. Bessern, nicht strafen soll man den Gegner - auch das öffentliche Strafrecht wird von ihm auf diesen Satz gegründet - und ist der Kaiser selbst der Beleidiger, so soll man es mit Lächeln tragen. Das mag uns fremd berühren und in seiner Durchführung als Schwäche erscheinen; wir dürfen aber nicht vergessen, daß es ein kranker Mann ist, der so denkt und schreibt. Hager und abgezehrt, ein Opfer der Neuralgie [richtig: der Angina Pectoris], vor allem zeitlebens von schwerem Herzleiden [richtig: Lungenleiden] gepeinigt, war Seneca auf die frugalste Ernährung, auf die Verhütung aller jähen Erregungen angewiesen. Er kannte die Nähe des Todes und bewahrte eben darum eine gleichmäßige Heiterkeit. [...]

Der junge Kaiser [Nero] mußte Senecas ausführliches Regierungsprogramm im Senat wörtlich vorlesen. Und dies Programm wurde wirklich durchgeführt: Seneca kehrte zu den Grundsätzen des Idealkaisers [richtiger: des idealisierten Kaisers] Augustus zurück [...]: „Der Senat ist nun wirklich wieder die selbständige gesetzgebende Körperschaft, der Kaiser nur der

<sup>18</sup> Fußnote Birt: Schon in >Ad Marciam< 20, 2 sagt er, daß jeder exul stets sein Auge auf die patria gerichtet hält. Die Schriften >Ad Helviam< und >Ad Polybium< entstanden gleich in den Anfangsjahren der Verbannung, und daß dies keine Lehrschriften sind, liegt auf der Hand. Mit Unrecht habe ich als möglich zugestanden (Histor. Zeitschr. 104, S. 608), daß Seneca auf Corsica >De providentia< und >De constantia< schrieb. >Ad Helv.< 20 schildert er selbst seine Beschäftigung im Exil: von Schriftstellerei sagt er dort nichts, sondern redet nur von literarischen Studien, d. h. Lektüre, besonders auf dem Gebiete der Physik. [...] Auch daß er Tragödien auf Corsica schrieb, ist schlechterdings unerwiesen (Vgl. Neue Jahrbücher XXVII, S. 353ff.).

<sup>19</sup> Fußnote Birt: Wie leidenschaftlich die Geschwisterliebe bei den Alten und wie tief gerade der Schmerz um den Verlust eines Bruders ging, habe ich in Kritik und Hermeneutik, 5, 108 f. in Anlaß der Antigone und ihrer vielbesprochenen Worte dargelegt.

erste Bürger der Stadt, und kein Justizmord geschieht mehr<sup>20</sup>, keine Staatsämter sind mehr käuflich; das scheußliche Denunziantentum, die Gesinnungsriecherei hört auf; das Gerichtsverfahren ist wieder das alte. Man spricht wieder von der alten Freiheit; denn die Monarchie ist zur Freiheit kein Gegensatz<sup>21</sup>.

Dazu kamen aber auch Reformen, eine Reform des Steuerwesens<sup>22</sup>, vor allem die Zentralisierung der Reichsfinanz in der Hand des Kaisers, indem das Aerarium des Senats in den kaiserlichen Fiskus aufging. Das war Senecas nützlichstes Werk. Aber auch dem Gedeihen der Reichsprovinzen galt seine Fürsorge; er hält darauf, daß die Provinzen gegen die Statthalter in Rom ungehindert Klage erheben können.

Wie sehr Senecas Reformen ins Einzelne gingen, lernen wir jetzt aus den ägyptischen Papyri. Seneca hat gleich im Jahre 65 für Ägyptens Hauptstadt eine neue Gemeindeordnung sowie für militärische Aushebungszwecke eine Neuordnung der Namenlisten der Dienstfähigen in Ägypten eingeführt. Er war selber früher in Ägypten gewesen; daher das Interesse. [...]

Jetzt schreibt er vor allem die große Hauptschrift >Über die Wohltaten< und die andere >Über die Milde< des Herrschers. Er rafft seine Kräfte; er will jetzt sein Bestes tun. Die zweite ist eine Erziehungsschrift, dem jungen Kaiser überreicht, der vor Tyrannei, Blutvergießen und jeder herrischen Wallung dringend gewarnt wird und Milde lernen soll, wie der große Kaiser Augustus sie [in späteren Jahren] übte. Es ist bedeutsam, daß Seneca diese Mahnschrift nicht nur dem jungen Kaiser in die Hand legte, sondern zugleich kühn ins Publikum warf. Damit band er sich selbst vor der Öffentlichkeit. Der Öffentlichkeit vertraute der Minister an, was er von seinem Monarchen forderte. Nur sein Sturz konnte sein Programm aufheben. Wichtiger noch das Werk >Über die Wohltaten<. Es ist in der Tat das Vollkommenste, was die Antike über Menschenliebe, d. h. über die Pflicht sozialer Hilfe hervorgebracht hat<sup>23</sup>.

Keiner vor Seneca hat etwas Ähnliches, etwas praktisch Brauchbares geschrieben. Die Sophismen der griechischen Philosophen schiebt er in überlegener Weise beiseite, alles Schulmäßige streift er nach Möglichkeit ab. Und diese Sachen kamen von der höchsten Stelle im Reich; das ist das ganz Eigenartige: Die Regierung selbst predigt eine neue Ethik. So hatten es einst auch Lykurg und Solon bei den Griechen gemacht; so Moses bei den Juden. So macht es jetzt der römische Staatsmann [richtig: der römische Philosoph Seneca].

Und so ist denn auch die Tragweite, die Einwirkung seiner Ethik die tiefstgehende gewesen; sie reicht deutlich erkennbar durch die nächsten Jahrhunderte, ja, sie reicht bis heute. Wenn Paulus in dem genannten Kapitel, nachdem er Senecas Regierung als weltliche Autorität anerkannt hat, hinzufügt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, so war das eben der Gedanke, den Seneca damals von oben her in die Welt warf und den Paulus billigte. Die spätere christliche Kirche konnte in der Tat nichts tun, als diese Lehre festzuhalten, und es läßt sich schwerlich sagen, daß sie sie wesentlich weiter gefördert hat. Ich erwähne das Sklaventum. Noch Thomas von Aquino, der Fürst der katholischen Dogmatik im 13. Jahrhundert, hält an der Sklaverei als einer staatlichen Einrichtung fest und ist betreffs der menschlichen Behandlung der Unfreien nicht über das hinausgekommen, was Seneca lehrt.

Eine persönlichere Note haben andere Schriften Senecas, wie >De vita beata<, d. h. >Über das glückliche Leben< und die Schrift >De tranquillitate animi<. Man hatte ihm vorgeworfen, daß

<sup>20</sup> Fußnote Birt: Seneca sagt mit Genugtuung von sich selbst, daß keinem Bürger durch ihn, trotz seiner Machtstellung, die Rechte verkümmert worden seien; nullius per me libertas deminuta (est), >De vita beata< 20, 5.

<sup>21</sup> Fußnote Birt: Schon >Ad Marciam< 17, 2 steht: Bruto libertatem debemus, d. h. die alte, durch Brutus erworbene Freiheit besteht noch; so besteht denn auch die libera civitas unter Senecas eigener Staatsverwaltung, >De benef.< 2, 12, 2; optimus civitas status sub rege iusto, ib. 2, 20, 2.

<sup>22</sup> Fußnote Birt: Admodum aequa, Tacit. 13, 51. Daher war auch noch im Jahre 62 der Stand der Finanzen befriedigend, Tacit. 13, 18; Waltz S. 411.

<sup>23</sup> Fußnote Birt: Seneca sagt von sich, daß er die societas generis humani sancti, d. h. das soziale Wirken zum unverbrüchlichen Gesetz erhebt, >De benef.< 1, 15, 2; über die societas auch 4, 18, 2f.

sich durch Neros launenhafte Güte ein übergewaltiges Vermögen in seinen Händen ansammelte<sup>24</sup>. Seneca legt nun erstlich dar, daß das Arbeiten für Staat und Vaterland die höchste Pflicht des Lebens ist, sodann aber, daß nur der Reichtum einen wirksamen Gebrauch der Tugend möglich macht, d. h. nur die Geldkraft ermöglicht die soziale Hilfe. Das Kapital muß nur in den rechten Händen sein<sup>25</sup>. So dachte er. Nirgends aber finden wir dabei den Ton des Stolzes oder protzhafter Selbstüberhebung; vielmehr geht eine gutherzige und liebenswürdige Bescheidenheit durch all seine Schriften, die echt ist und sich gleich bleibt.

Senecas großes Bankinstitut - so können wir es nennen; es war gleichsam eine Reichsvorschußzentrale - gab Darlehen durch alle Länder, über ganz Europa und Afrika. Wir hören einmal, wie die jungen Gemeinden in England, welches Land damals eben erst römische Provinz geworden war, eine Anleihe von 10 Millionen Sesterz bei ihm gemacht haben und wie er das Geld kündigen muß, weil die Zinsen nicht einlaufen<sup>26</sup>. Es ist kindisch zu sagen, daß er keine Zinsen hätte fordern sollen<sup>27</sup>. Seneca wußte, daß eine von der Regierung selbst geleitete Bank für den Staat ein Segen, daß sie aber ohne Sicherungen nicht operieren kann. Staatsbanken kannte das Altertum noch nicht. Das Privatinstitut Senecas kam dem am nächsten. Man erinnere sich, um die Sache richtig zu verstehen, daß auch der kaiserliche Fiskus das Privatvermögen des Kaisers war, das aber in den Dienst des Reichs gestellt wurde. Just ebenso machte es Seneca mit seinem Fiskus.

Ganz abzusondern von dieser gewaltigen geldwirtschaftlichen Arbeit ist Senecas eigene Lebensführung, seine persönliche großartige Mildtätigkeit, die, wie wir lesen, auch noch den Nachlebenden als leuchtendes Vorbild galt<sup>28</sup>. Er selbst äußerte sich maßvoll: er gab nur mit Wahl. „Ich habe einen Geldsack, der leicht aufgeht, aber nicht durchlöchert ist, aus dem viel genommen wird, aber nichts herausfällt.“ Doch hatte eben alles bei ihm großen Stil. Ja, Tacitus erzählt, daß viele Kinderlose damals dem Seneca ihr Vermögen vermachten; man wußte das Geld nirgends besser aufgehoben als bei ihm. [...]

Aber Senecas Philosophie, sagen wir besser seine Natur, bewährte sich. Seine Seelenruhe ist bewundernswert. Denn obschon er jetzt, beständig bedroht, wie auf einem Vulkan lebte, fand der Rastlose in dieser Zeit trotzdem die Ruhe, nicht nur ein vollständiges System der Moralphilosophie, das uns verloren ist, sondern daneben sein großes naturforschendes Werk (wir könnten es den »Kosmos« der römischen Literatur nennen), eine Arbeit wirklich wissenschaftlicher Haltung, vor allem aber seine 124 Moralbriefe - >Briefe an Lucilius< - zu schreiben, die uns sein Innerstes erschließen und der gedankenreichste, unvergängliche Nachlaß

---

<sup>24</sup> Fußnote Hrg.: Dies ist eindeutig eine Lüge der senatorischen Propaganda. Birt fügte entschuldigend hinzu, dass es Freigelassene gab, die größere Vermögen als die Senecas besaßen, von den Senats-Oligarchen ganz zu schweigen.

<sup>25</sup> Fußnote Birt: Epist. 87, 16: „Das Geld, das einem Natalis zufällt, ist wie in eine Kloake geworfen.“ >De vita beata< 22, 5: „Der Reichtum ist mein Diener; andere sind Knechte des Reichtums.“

<sup>26</sup> Fußnote Birt: Cassius Dio 62, 2. Schon die Regierung des Kaisers Claudius hatte große Geldsummen in diese neue Provinz geworfen, aber sie gleichfalls wieder zurückgenommen (ebenda). Das ist nicht „Geldwucher im Großen“, was Kaiser Claudius trieb; dasselbe gilt von Seneca.

<sup>27</sup> Fußnote Birt: Nicht der strengste Stoiker hätte das von Seneca verlangt; auch Zenon [von Kition] hatte Geld auf Zinsen geliehen, >De benef.< 4, 24. Daß Seneca etwa Wucher trieb, ist durch nichts angezeigt. An verächtlichen Äußerungen gegen die feneratores fehlt es bei ihm nicht: >De ira< 3, 33; >De const.< 6, 7; >Benef.< III, 15; so aber auch gegen die Reichen, >De provid.< 6: die Reichen sind innerlich schmutzig; wie ihre Stubenwände sind sie nur äußerlich dekoriert; der glänzende Stuck ist dünn und fällt ab.

<sup>28</sup> Fußnote Birt: Seneca brachte also der Staatsraison zuliebe ein Gewissensopfer. Wer das beurteilen will, muß seinen Grundsatz kennen, den er wie für diesen Konfliktfall vortrefflich so formuliert hat: facit (lies faciet) sapiens etiam quae non probabit, ut etiam ad maiora transitum inveniatur, nec relinquet bonos mores, sed tempoti aptabit et quibus alii utuntur in gloriam aut voluptatem, utetur agenda rei causa. Dies stand in seinen >Exortationes< (Lactanz, Inst. III, 15, 14), die gewiß auch in Senecas Spätzeit fallen. Ganz dasselbe besagt der Ausspruch Goethes in der >Natürlichen Tochter< IV, 1: „Sorge, Furcht vor größerem Übel nötigt Regenten die „nützlich“ ungerechten Taten ab.“

seiner Feder sind. Er wußte, was ihm bevorstand. In seinem 26. Briefe steht: „Ob ich tapfer bin, werde ich in meiner Todesstunde zeigen.“<sup>29</sup>[...]

Sein Werk aber blieb unverloren. Schon Nero nannte es [...] ein Werk für die Ewigkeit, *munera aeterna*.<sup>30</sup> Der beste [richtig: der zweitbeste] aller Kaiser Roms war Trajan, auch er ein Spanier wie Seneca; Trajan aber hat ausdrücklich an Seneca angeknüpft mit der Äußerung, die Leistungen aller anderen Kaiser stünden hinter Senecas Verwaltung zurück. Gleichzeitig tönt uns aus Juvenal die Stimme des Volkes entgegen: „Hätte das Volk damals zu wählen gehabt, es hätte Seneca zum Kaiser gewählt“.<sup>31</sup> So führt die Höhenlinie der großen römischen Kaisergeschichte von Augustus über Seneca zu Trajan und zu Mark Aurel.

Auch der Kaiser Mark Aurel war Spanier, und in Mark Aurel hat sich nun das Ideal ganz verwirklicht: der Philosoph und Menschenfreund hatte endlich den Thron selbst bestiegen. Schon vorher aber war Kaiser Titus „die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts“, wie wir mit Zuversicht ansetzen, durch mittelbare oder unmittelbare Beeinflussung Senecas zu dem Musterkaiser geworden, wie Sueton ihn schildert.<sup>32</sup>

Dann zerfiel das Römische Reich. Aber das Erbe der Humanität Senecas lebte unverloren weiter. Denn eben diese Humanität ist es, die dem klassischen Römischen Recht der späteren Kaiserzeit zugrunde liegt und in ihm praktisch wurde; sie fand aber zum Teil auch Eingang in die Pflichtenlehre der christlichen Kirchenväter und hat so hineingewirkt bis in unsere neueste Zeit. Die Kirchenväter hielten seit dem 5. Jahrhundert Seneca sogar fälschlich für einen Christen; hätten sie es nicht getan, seine Schriften wären uns mutmaßlich gar nicht erhalten worden.<sup>33</sup>

Jetzt ist jeder, der das Liebesevangelium des Christentums würdigen will, verpflichtet, Senecas Schriften zu kennen. Wir aber halten daran fest, daß Seneca ein Mensch aus einem Guß war, kein Heros, aber doch ein Mann der Aktion großen Stils und ein seltener Mann: der im Ewigen zu leben versucht, aber sich weltbestimmend mitten in die Endlichkeit stellt. Wir halten ebenso daran fest, daß seine wichtigsten Schriften keine Schulabhandlungen oder gar müßige Stilübungen [waren], wie viele zu glauben scheinen, sondern daß sie von hervorragend praktischer Bedeutung und das wichtigste Hilfsmittel des Staatsmannes waren, der da einsah, daß ohne ethische Hebung, ohne Brechung des Egoismus, ohne Erweckung der sozialen Impulse, ohne eine neue Ära des Menschentums die Gesellschaft nicht zu retten war. [...]

Nur in einem ist Seneca bewußt und geradezu umstürzlerisch [...] hinausgegangen: In seiner Polemik gegen den Aberglauben - >De superstitione< - in der er weit ausholend und in schneidendem Tone die Äußerlichkeiten im Ritus der herkömmlichen Gottesdienste sowohl der römischen Staatsreligion wie beiläufig auch der jüdischen bekämpft hat von dem Grundsatz aus, daß der Mensch mit Gott [alias mit dem Aether-Logos] überhaupt nur innerlich verkehren kann. [...]

---

<sup>29</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca wusste, was ihm drohte: Die Feinde seiner liberalen Philosophie trachteten ihm nach dem Leben, nicht Kaiser Nero, dessen Staatsphilosoph er war! Seneca wurde auf Befehl der Putschisten während der Pisonischen Verschwörung ermordet! Siehe dazu ausführlich mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, 12. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2016.

<sup>30</sup> Fußnote Birt: Tacit. Ann. 14, 55.

<sup>31</sup> Fußnote Birt: Juvenal 8, 212.

<sup>32</sup> Fußnote Birt: Vgl. >Römische Charakterköpfe<, 5. Aufl., S. 249f. u. 253.

<sup>33</sup> Fußnote Hrsg.: Ein wahrer Satz von Prof. Dr. Birt. Leider interpolierten die christlichen Kopisten das Werk Senecas: Aus dem Aether-Logos, alias dem Naturgesetz, machten sie Gott.

# L. Annaeus Seneca - Die neue Biographie

## Unter dem Prinzipat des Augustus

Auf den Armen seiner Tante, der Schwester seiner Mutter Helvia, siehe >Trostschrift an Mutter Helvia<, 19, kam Lucius Annaeus Seneca als ungefähr einjähriges Kind nach Rom.

## Unter dem Prinzipat des Tiberius

Wahrscheinlich litt Seneca Zeit seines Lebens an Angina Pectoris. Die Symptome dieser Krankheit, Atemnot und Erstickungsanfälle, beschreibt er in:

>Briefe an Lucilius<, 54. Brief

*„Eine Krankheit ist mein ganz besonderes Los: Ich brauche sie nicht mit ihrem griechischen Namen zu benennen, denn man kann sie eben so passend als Atemnot [suspirium] bezeichnen. Der Anfall ist sehr kurz und einem Wirbelwind ähnlich: Eine Stunde und er ist vorüber. Denn wer gibt lange den Geist auf? Alle Arten körperlichen Ungemachs und alle Gefahren dieser Art habe ich aus eigener Erfahrung durchgemacht: Aber keine Krankheit scheint mir qualvoller als diese: Habe ich nicht recht damit? Alles andere, was es auch sein mag, hat als Krankheit zu gelten, diese [Erstickungsanfälle] aber sind ein Ringen mit dem Tod. Daher nennen es die Ärzte auch eine Vorübung auf das Sterben. Schließlich tut der Atem dann doch wieder, was er häufig vergebens versucht hat.“*

Außerdem hatte er in seiner Jugend eine chronische Bronchitis. Er litt unter ständigem Schnupfen:

>Briefe an Lucilius<, 78. Brief

*„Dass du von häufigem Schnupfen und Fieberanfällen, wie sie als Folge eines langen und zur Gewohnheit gewordenen Katarrhs auftreten, heimgesucht wirst, ist mir um so schmerzlicher, weil ich selbst aus eigener Erfahrung diese Art von Unwohlsein kenne. Ich war anfangs gleichgültig dagegen. Ich war noch jung genug, diese Unbill zu ertragen und den Krankheiten zu trotzen. Im weiteren Verlauf aber unterlag ich; und es kam so weit mit mir, dass ich, völlig abgezehrt, beinahe selbst in Tropfen zerrann. Wiederholt nahm ich den Anlauf dazu, mir das Leben zu nehmen; was mich zurück hielt, war nur die Rücksicht auf meinen hochbetagten, mich zärtlich liebenden Vater.“*

Indiz dafür, dass Seneca als junger Erwachsener sich ein Landhaus errichtete, das der Selbstversorgung mit vegetarischen Nahrungsmitteln diente, ist diese Mitteilung an Lucilius:

>Briefe an Lucilius<, 12. Brief

*„Wohin ich mich wende, erblicke ich Beweise meines hohen Alters. Ich war auf mein Landgut<sup>34</sup> vor der Stadt [Rom] gekommen und klagte über die Kosten des baufälligen Gebäudes. Der Verwalter sagte, nicht seine Nachlässigkeit trage die Schuld daran; er tue alles, aber das Landhaus sei alt. Dieses Landhaus ist unter meinen Händen emporgewachsen ...“*

Er schreibt an Lucilius, dass er sich einige Zeit vegetarisch ernährt habe:

<sup>34</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca besaß nach allem was wir wissen drei Landgüter. Das oben erwähnte war das erste und älteste und lag nach Tacitus, >Annalen<, XV. 60, „beim vierten Meilenstein“ vor der Stadt Rom. Das zweite kaufte er während des Prinzipats von Nero. Es lag 10 Meilensteine, ca 14,8 km von Rom entfernt, von Seneca „Nomentanum“ genannt und es war offensichtlich ein Weinberg. Und das dritte nannte er „Albanum“, da es in den Albaner Bergen lag.

>Briefe an Lucilius<, 108. Brief

„Sotion<sup>35</sup> machte mich [in seinen Schriften] mit den Gründen bekannt, warum er sich, wie später Sextius, der Fleischnahrung enthielt. Diese Gründe waren verschieden, aber für beide höchst ehrenvoll. Sotion glaubte, der Mensch habe unblutige Nahrung genug, und es führe nur zur Grausamkeit, wenn die Fleischnahrung dem Genuss dienen sollte. Dazu bemerkte er weiter, man müsse den Stoff zur Schwelgerei einschränken. Er versuchte zu beweisen, dass die große Vielfältigkeit der Speisen und ihr Missverhältnis zu unserem Körper der Gesundheit zuwider seien. Pythagoras dagegen behauptete, alles sei mit allem verwandt und es gebe einen Verkehr der Psyche, die sich immer wieder in neue Gestalten umwandelten. Keine Psyche, wenn du ihm glaubst, geht unter oder macht auch nur eine Pause, mit Ausnahme der kurzen Zeit ihres Überganges von einem Körper in einen anderen. [...]

Durch solche Meinungen angetrieben fing ich an, mich der tierischen Nahrung zu enthalten; und nach Ablauf eines Jahres war mir diese Gewohnheit nicht nur leicht sondern auch angenehm. Es kam mir vor, als erhielte mein Geist einen größeren Schwung; und ich möchte dich heute nicht versichern, es sei nicht so gewesen. Du fragst, wie es kam, dass ich wieder davon abkam? Meine Jugendzeit fiel in die ersten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius. Damals wurde mit dem ausländischen Gottesdienst aufgeräumt, die Enthaltung aber von gewissen Tieren galt als Beweis des Aberglaubens. Darum kehrte ich auf Bitten meines Vaters, der nicht etwa Verleumdung fürchtete, aber die Philosophie hasste, zu meiner früheren Gewohnheit zurück, und es kostete ihm nicht viel Mühe, mich dahin zu bringen, dass ich mich wieder an besseres Essen gewöhnte.“

Seneca begab sich wegen einer Angina Pectoris und möglicherweise wegen einer chronischen Bronchitis zu seiner Tante nach Alexandrien, die mit dem Präfekt von Ägypten namens Gaius Galerius verheiratet war. Hier hielt er sich mehrere Jahre lang auf und verfasste mindestens zwei nicht erhaltene Werke: >De situ et sacris Aegyptiorum< und >De situ Indiae<.

Im Jahr 31, es war das Jahr in dem Seian gestürzt wurde, kehrte Seneca zusammen mit dem abberufenen Präfekt Gaius Galerius und seiner Tante von Alexandrien nach Rom zurück.

Der Grundbesitz in Ägypten wurde wiederum völlig zu Unrecht als Indiz für den angeblichen Reichtum des stoischen Philosophen L. Annaeus Seneca angesehen. Aber nirgends ist ein Indiz zu finden, dass er Seneca alleine gehört hätte. Es könnte sehr wohl Familienbesitz gewesen sein. Die Tante Senecas, die Schwester seiner Mutter, war mit dem Präfekt Gaius Galerius verheiratet, der 16 Jahre lang die kaiserliche Präfektur von Ägypten verwaltete. Das Ackerland um das Dorf Karanis in der Provinz Faijum<sup>36</sup> trägt nur den Namen des Besitzers: „Seneca-Land“. Um welchen Seneca es sich dabei handelte, bleibt völlig offen. Es könnte sich sehr wohl um Landbesitz eines seiner zwei Brüder oder gar allgemein um Familienbesitz gehandelt haben, das von der Tante auf die Familie vererbt wurde.

Auch die Erwähnung in den >Briefen an Lucilius<, 77. Brief, dass er mit den Getreideschiffen aus Ägypten „Nachrichten von den Meinigen aus Alexandria“ erhalten würde, ist wiederum kein Beweis, dass L. Annaeus Seneca Großgrundbesitzer in Ägypten war. Diese Stelle ist überhaupt kein Indiz für Landbesitz in Ägypten. Möglicherweise lebten Familienmitglieder Senecas einige Zeit in Alexandria, von denen er Briefe erwartete.

<sup>35</sup> Fußnote Apelt: Sotion, der Peripatetiker, dessen Cicero auch schon im Brief 49 Abs. 2 als seines Lehrers gedachte. Dazu siehe auch der 59. und der 64. Brief. Seneca las die Werke Sotions.

<sup>36</sup> Fußnote Hrsg.: Siehe P. Viereck, >Quittungen aus dem Dorfe Karanis über Lieferung von Saatkorn<, in Hermes - Zeitschrift für klassische Philologie, 30, Seite 107 – 123.

L. Baus, >Kaiserin Agrippina und Seneca - Die Rehabilitation<, ab S. 44:

*„Der Hass des Tacitus auf die julisch-claudische Caesaren-Dynastie ist unbegreiflich, ja unheimlich. Was haben die ersten Caesaren gegen ihn verbrochen? Sind es nur die Caesaren oder ist es in Wahrheit das faschistoide System, gegen das sich der ganze Abscheu des Tacitus richtet? Waren denn die Senatoren moralisch besser als die Caesaren? Tacitus verneint es ehrlicher Weise selber. Er schrieb in den >Annalen< VI, 13: „Das war der Gipfel jener Verderben bringenden Zeit, da selbst die Häupter des Senats sich auch mit den allerniedrigsten Denunziationen befassten, einige ganz öffentlich, viele im Geheimen. Und dabei war denn zwischen Fremden und Angehörigen, zwischen Freunden und Unbekannten, zwischen plötzlich sich Ereignendem und dem, was hinter alten Zeiten sich versteckte, keine Unterscheidung möglich. Wovon auch immer jemand reden mochte, sei es auf dem Forum, sei es beim Essen, er wurde von den Erstbesten angeklagt, die, teils um sich selbst zu retten, meist aber wie von einer pestartigen Krankheit angesteckt, um dem anderen zuvorkommen und schnell selbst Anklage zu erheben.“*

*Die >Annalen< und >Historien< des Tacitus waren nicht zuletzt auch gegen das faschistoide System des römischen Prinzipats gerichtet. Mit der Verteufelung der höchsten Repräsentanten - von Tiberius bis Domitian - versuchte er es zu reformieren.<sup>37</sup>*

*Wie die Mutter, Agrippina die Ältere, so ist, nach den senatorischen Propagandisten, natürlich auch die Tochter, Agrippina minor. Wie könnte es auch anders sein? Machtgierig, luxussüchtig, sexbesessen und durch und durch unmoralisch und heimtückisch. Ein männermordendes Vampirweib. Wir wollen uns die Quellen genauer ansehen.*

*Tacitus erwähnt beiläufig zum Ende des Jahres 28 u. Zr., Kaiser Tiberius habe befohlen, nachdem er seine Enkelin Agrippina in eigener Person dem Gnaeus Domitius übergeben habe, es solle die Vermählung der beiden in der Stadt Rom gefeiert werden. Erwähnenswert ist dabei die Formulierung „in eigener Person“. Möglicherweise reisten sowohl Agrippina als auch Gnaeus Domitius zu Tiberius auf die Insel Capri. Hier „übergab“ Kaiser Tiberius die Braut im engsten Familienkreis an Gnaeus Domitius. Die Hochzeit wurde demnach auf Capri geschlossen, während die öffentliche Hochzeitsfeier in Rom zu Beginn des neuen Jahres stattfand.*

*Fünf Jahre später, im Jahr 33, traf er als Familienoberhaupt die Wahl über die Ehemänner für die beiden jüngeren Schwestern der Agrippina. Dem Lucius Cassius Longinus vermählte er Drusilla, Marcus Vinicius heiratete Livilla.“*

## Unter dem Prinzipat des Caligula

L. Baus, >Kaiserin Agrippina und Seneca - Die Rehabilitation<, S. 45-49:

*„Wir hören nichts mehr von den drei Geschwistern [Agrippina, Drusilla und Livilla], bis ihr Bruder Caligula die Herrschaft über das römische Imperium antrat. Am 16. März 37 starb Tiberius in Misenum eines natürlichen Todes. Die angebliche Ermordung durch seinen Enkel und Nachfolger Caligula ist senatorische Lügenpropaganda.*

*Agrippina ist zu dieser Zeit schwanger. Am 15. Dezember des Jahres 37 kommt sie in Antium mit Lucius Domitius Ahenobarbus, dem späteren Kaiser Nero, nieder. Sie bat ihren Bruder, Kaiser Gaius, einen Vornamen für ihren Sohn zu bestimmen. Hugo Willrich schrieb in seiner Monographie >Caligula< dazu: „Sie [Agrippina] war sehr stolz auf ihren Sohn, um so mehr als er das erste Kind in dieser Generation des Kaiserhauses war, und sie mag das wohl unvorsichtig geäußert haben; gewiss hoffte sie, der Bruder werde dem Kleinen seinen eigenen Vornamen, Gaius, geben, den auch der Diktator [Caesar] und Augustus geführt hatten, doch ihre Erwartungen wurden bitter enttäuscht, denn Gaius war boshaft genug, den guten Onkel Claudius [den späteren Kaiser Claudius] zum Paten vorzuschlagen. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit*

<sup>37</sup> In diesem Zusammenhang möchte ich auf die hochinteressante Abhandlung von Harald Fuchs hinweisen mit Titel >Der geistige Widerstand gegen Rom in der antiken Welt<, Berlin 1964.

offenbar eine Eifersucht und Spannung zwischen dem Kaiser und seiner Schwester, die recht wenig dafür spricht, dass sie in schändlichem Liebesverhältnis standen, ebenso wie Julia [Livilla], die offenbar nur der Vollständigkeit halber gleichfalls als von Gaius entehrt hingestellt wurde. Zu dem Bild eines richtigen Tyrannen, und als solcher galt Gaius eben, gehört unbedingt die Blutschande, das gilt von Periander wie [angeblich] von Nero, eigentlich musste sie mit der Mutter vollzogen werden; und da das bei Caligula nicht mehr ging, so hatten eben die Schwestern in die Lücke zu treten.“

Als Fußnote fügte Willrich ergänzend hinzu: „Man könnte sagen, Seneca wagte es nicht, das heikle Thema [Inzest] zu berühren, weil es auch für Agrippina peinlich gewesen wäre; aber selbst wenn man die im Text gegen Agrippinas Blutschande angeführten Gründe nicht stichhaltig finden sollte, wird man das Schweigen des Tacitus doch nicht gut anders als zu Agrippinas Gunsten in dieser Sache auslegen können. Tacitus hat doch an den Inzestversuch zwischen Agrippina und Nero geglaubt, warum erwähnt er dann die Blutschande mit Gaius gar nicht bei ihrem [angeblichen] Sündenregister, ann. XIV, 2. Da steht wohl, dass sie sich „spe dominationis“ dem Lepidus hingegeben habe, aber nichts von Caligula. Moderne Gelehrte pflegen zu sagen, Agrippina habe sich nichts versagt, wo es galt die Herrschaft zu gewinnen, mochte der Bruder oder sonst wer der Buhle sein. Aber wo hat denn Agrippina unter Gaius jemals Aussicht gehabt, die Herrschaft zu erlangen? Gaius' Verhalten bei Neros Namenstag und Agrippinas Verhältnis mit Lepidus beweisen doch deutlich genug, dass ihr Weg zur Herrschaft wohl über die Leiche des Bruders führen konnte, aber nicht durch sein Schlafzimmer. Philo II 525 und 558 erwähnt ganz unbefangen die Trauer um Drusilla und die Härte gegen die anderen Schwestern; mit welchem Vergnügen hätte Philo wohl dem Gaius diese widerlichste Scheusslichkeit nachgesagt, wenn er davon etwas gehört hätte! Josephus, ant. XIX, 204, hat von der Blutschande des Gaius mit Drusilla gehört, wollte man seine Worte pressen, so würde aus ihnen die Unschuld der beiden anderen Schwestern folgen. Aber Josephus ist schon von römischen Quellen abhängig, auf ihn ist hier nichts zu geben; das zeigt schon seine Behauptung, Gaius habe sich durch diese Blutschande in erster Linie den Hass aller Bürger zugezogen, denn bekanntlich blieb Caligula bei dem Volk bis zuletzt beliebt und die Senatoren nahmen ihm ganz andere Dinge übel. Was Tacitus noch ignoriert, das glaubt Sueton schon fest, Caligula 24, er behauptet sogar, Gaius habe Agrippina und Julia oft seinen „exoletis“ preisgegeben. Als solche nennt Sueton, 36, den schönen Mnester und dann eben Lepidus. Offenbar wird also Gaius dafür verantwortlich gemacht, dass seine Schwestern ehebrecherische Verhältnisse anknüpften, um mit Hilfe des Buhlen den Bruder zu ermorden! Man sieht, wie absurd diese Beschuldigungen sind. Dass Julia mit Lepidus überhaupt in solchen Beziehungen stand, ist kaum zu glauben, Agrippina war nicht danach angetan, eine jüngere und schönere Schwester als Konkurrentin zu dulden. Auch spricht der Befehl des Kaisers, Agrippina solle die Aschenurne des Lepidus an ihrer Brust bis nach Rom tragen, dafür, dass sie allein sich mit ihm vergangen hatte. Den Gipfel erreicht die alberne Lüge bei Eutrop VII 12, 3, wo von der Frucht der Blutschande die Rede ist. Gaius hat die Korrespondenz der Schwestern mit ihren Liebhabern veröffentlicht, das konnte er kaum tun, wenn er sich so mit ihnen vergangen hätte. Vgl. auch Dio 59, 3, 6; 11, 1; 22, 6ff. Wer nicht mehr an den Inzest zwischen Agrippina und Nero glaubt, sollte auch Gaius und seine Schwestern mit diesem Argwohn verschonen. Wer sich solche Geschichten nicht nehmen lassen mag, dem ist nicht zu helfen, denn es kommt dabei auf den Geschmack an, über den man eben nicht diskutieren kann. Überliefert ist bekanntlich auch, dass Cicero [angeblich] mit seiner Tochter Tullia Blutschande trieb.“

Das Glück währte für die Nachkommen des Germanicus auch diesmal nicht lange. Kaiser Caligula erkrankte ungefähr sechs Monate nach seinem Herrschaftsantritt lebensgefährlich. Die antiken Beschreibungen lassen auf eine Gehirnentzündung (Enzephalitis) schließen. Die schwere Krankheit veränderte seine Psyche höchstwahrscheinlich ins Negative. Drusilla, die Lieblingsschwester des Kaisers, und ihr Ehemann Lepidus waren von Kaiser Gaius während dessen lebensgefährlicher Krankheit als Nachfolger auf dem Thron auserwählt worden.

Im September des Jahres 39 zog Kaiser Caligula nach Norden, um die Grenzen gegen Germanien zu sichern. In seiner Begleitung befanden sich seine Schwestern Agrippina und Livilla, außerdem sein Schwager Lepidus, der Ehemann seiner verstorbenen Schwester Drusilla. In Mainz wurde die erste Verschwörung gegen Kaiser Caligula entdeckt.

Hugo Willrich schrieb dazu: „Gaetulicus [der Oberbefehlshaber der Rheinarmee] hatte sich natürlich von Anfang an nichts Gutes von dem Plan Caligulas nach Germanien zu ziehen versprechen können; es sieht so aus, als hätte er versucht, mit Hilfe seiner poetischen Begabung den üblen Eindruck seiner Amtsführung zu verwischen, denn wir haben Reste eines Gedichtes von ihm über die Britannier und erfahren nebenbei, dass er aus Schmeichelei den Gaius in Tibur, der Stadt des Hercules, geboren sein ließ. Das wird man kaum anders verstehen können, als dass Gaetulicus im Voraus die zu erwartenden Taten des Kaisers feierte, gewissermaßen den Prolog zur Eroberung Britanniens schrieb, in ähnlichem Sinn, wie etwa der gelehrte Juba II. dem Prinzen Gaius Caesar ein Werk über Arabien gewidmet hatte, als dieser sich anschickte, im Orient die Sporen zu verdienen und auch an die Eroberung Arabiens dachte. Wie dem nun auch sei, am Ende musste sich Gaetulicus jedenfalls sagen, dass er seinen Posten schwerlich behalten dürfe, wenn Gaius nach dem Rhein käme; und das veranlasste ihn, mit dem gleichfalls missvergnügten Lepidus eine Verschwörung einzugehen, deren Ziel es war, Lepidus an der Seite Agrippinas auf den Thron zu bringen, wofür dann natürlich Gaetulicus seine Provinz behalten sollte. Lepidus' Verhältnis zu Gaius war schon durch Drusillas Tod gelockert worden; es wurde geradezu angespannt, als sich die beiden über das Geschick des Präfekten von Ägypten, Aulus Avillius Flaccus, veruneinigten,<sup>38</sup> seither trauten sie einander nicht mehr so recht und es ist sehr wohl möglich, dass Gaius aus diesem Grund den Lepidus und auch seine Schwestern mit sich nach dem Norden führte. [...] In Gaetulicus fand Lepidus einen ersten natürlichen Verbündeten, aber auch sonst mangelte es nicht an Teilnehmern, da gerade im Jahre 39 der Kampf zwischen Gaius und dem Senat seinen Höhepunkt erreicht hatte. Caligula hatte damals allerlei Vorsichtsmaßnahmen für die lange Zeit seiner Abwesenheit von Rom getroffen, vielleicht erschien es ihm wünschenswert, die Prinzessinnen und Lepidus bei sich zu haben, um die Möglichkeit einer Usurpation in seinem Rücken auszuschließen. Dass er die Schwestern aus Liebe mitnahm, ist recht unwahrscheinlich, zumal er seine leidenschaftlich geliebte Gattin Caesonia damals ruhig in Rom bleiben ließ.<sup>39</sup>

In Germanien entdeckte Gaius nun den Anschlag gegen sein Leben. Gaetulicus und Lepidus mussten sterben, der Kriegstribun Dexter schlug Lepidus den Kopf ab. Die beschlagnahmte Korrespondenz der Prinzessinnen enthüllte [angeblich] deren Mitschuld und zugleich die mancher anderen Mitglieder der Aristokratie. [...] Die drei zu seiner Ermordung bestimmten Schwerter ließ er im Tempel des Mars Ultor aufhängen, eine furchtbare Verheißung für die Stunde seiner Rückkehr. Am 27. Oktober des Jahres 39 u. Zr. haben die Arvalbrüder für die Errettung des Kaisers aus dieser Gefahr ein Dankopfer gebracht, damals war also gerade die Nachricht in Rom eingetroffen.

Was die angebliche Schuld der Agrippina an dem Mordkomplott gegen ihren Bruder Gaius betrifft, so stimme ich mit Hugo Willrich nicht überein. Ich bin überzeugt, die Korrespondenz zwischen Lepidus und Agrippina enthüllte nur, dass sie ein Liebesverhältnis miteinander hatten. Da Agrippina verheiratet war, genügte dies bereits, um sie zur Verbannung zu verurteilen. Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit wusste Agrippina nichts von den Mordplänen gegen ihren Bruder. Wenn sie aktiv in das gescheiterte Mordkomplott verwickelt gewesen wäre, hätte sie dies mit Sicherheit nicht überlebt. Sie wäre von Kaiser Caligula zum Selbstmord gezwungen worden.

Durch die Reise des Kaisers nach Germanien bot sich Agrippina die einmalige Gelegenheit, die Orte ihrer Kindheit und ihre Geburtsstadt, das Oppidum Ubiorum, wiedersehen zu können. Agrippinas Gatte Gnaeus Domitius war bedeutend älter als sie und krank, daher konnte er seine Frau nicht begleiten. Es ist durchaus denkbar, dass Lepidus, der frühere Schwager der Agrippina,

<sup>38</sup> Philo II, 539 und 543.

<sup>39</sup> Fußnote Willrich: Persius VI, 43f.

während der langen Reise Zeit und Gelegenheit fand, der Schwester des Kaisers näherzukommen. Ich möchte es auch nicht ausschließen, dass es zu einem intimen Verhältnis zwischen den beiden kam. Aber dies muss keineswegs zwingend bedeuten, dass Agrippina und Livilla von den Putsch- und Mordplänen des Lepidus wussten.

Ich bin überzeugt, Kaiser Caligula konnte seinen Schwestern Agrippina und Livilla keine Beteiligung an der Verschwörung nachweisen! Dadurch entgingen sie dem Todesurteil. Caligula verurteilte Agrippina lediglich zur Verbannung auf die Insel Pandateria, weil sie offenbar Ehebruch mit Lepidus beging. Nicht mehr und nicht weniger. Den Grund für Livillas Verbannung erfahren wir nicht. Möglicherweise wurde sie kurzerhand ebenfalls verbannt, weil sie von dem ehebrecherischen Verhältnis Agrippinas mit Lepidus wusste. Oder sie machte sich bei ihrem Bruder durch heftige und freimütige Äußerungen derart unbeliebt, so dass er sie aus Wut ebenfalls in die Verbannung schickte. Die Angabe bei Tacitus, dass beide Schwestern mit Lepidus ein Verhältnis gehabt hätten, ist meines Erachtens äußerst unwahrscheinlich und daher als eine Propagandalüge zu werten.

Kaiser Caligula war natürlich maßlos wütend als er im Verlauf der Verhöre erfuhr, dass Lepidus und Agrippina hinter seinem Rücken eine erotische Beziehung beginnen konnten. Natürlich war er misstrauisch und verdächtigte Agrippina, von dem Mordkomplott gegen ihn gewusst zu haben. Es blieb ihm daher nur eine Möglichkeit, um jede Gefahr in Zukunft auszuschließen, nämlich sie zu verbannen. Er konnte Agrippina ganz legitim wegen Ehebruchs zur Verbannung verurteilen. Kaiser Augustus hatte seine eigene Tochter aus dem selben Grund dazu verurteilt.

Eine Verbannung war zu Agrippinas Zeit gar keine so furchtbar grausame Sache. Der Verbannte konnte seinen persönlichen Besitz mitnehmen, Ehegatte, Kinder, Sklaven und alles, an was ihm sein Herz hing. Es war ihm praktisch nur die freie Entscheidung über den Aufenthaltsort verwehrt, bzw. die Rückkehr nach Rom. Auf der Insel Pandaterie, heute Ventotene genannt, lebte Julia, die Tochter von Kaiser Augustus, in einem riesigen Anwesen, wie archäologische Ausgrabungen ans Tageslicht brachten. Tacitus erwähnt, dass sie zwanzig Jahre lang hier lebte und von der Augusta heimlich unterstützt wurde. Das heißt, es fehlte ihr gewiss an rein gar nichts an Sachen des täglichen Lebens und an sonstigen materiellen Dingen. Und so können wir uns auch die Situation von Agrippina und Livilla vorstellen. Tacitus und die anderen Propagandisten diffamierten jedoch die Caesaren der julisch-claudischen Dynastie allesamt als grausam und mitleidslos. Daher hätten sie niemals erwähnt, dass Agrippina und Livilla monatelang von ihren Ehemännern besucht wurden und dass höchstwahrscheinlich auch der kleine Lucius Domitius, der zukünftige Kaiser Nero, bei seiner Mutter lebte. Die Angabe bei Sueton, Nero 6, dass er während der Verbannung seiner Mutter drei Jahre lang bei der Schwester seines Vaters, Domitia Lepida, im Haus lebte, und von einem Tänzer und einem Barbier erzogen wurde, ist mit allergrößter Wahrscheinlichkeit wiederum eine Propagandalüge. Domitius Ahenobarbus starb nach dem vollendeten dritten Lebensjahr Neros, am 17. Dezember 39, und die Verbannung der Agrippina endete im Januar des Jahres 40 mit der Ermordung ihres Bruders Caligula. Ob der kleine Lucius Domitius tatsächlich bei Domitia Lepida untergebracht war, ist daher stark zu bezweifeln. Er könnte sehr wohl bei der Mutter auf der Insel Pandateria gelebt haben.

Nach Sueton, Caligula 37, brachte Kaiser Caligula seinen Neffen angeblich auch um sein väterliches Vermögen. Hugo Willrich bemerkt dazu ganz richtig: „da Domitius erst unmittelbar vor Gaius' Ermordung starb, so wäre es denkbar, dass gar keine wirkliche Beeinträchtigung Neros vorlag, sondern die Regulierung des Nachlasses [wegen der kurzen Zeit] noch nicht vollendet war.“

Nachdem Claudius zum neuen Prinzeps nominiert war, ließ er seine Nichten Agrippina und Livilla aus der Verbannung zurückrufen und gab ihnen auch ihre früheren Vermögen und wohl auch Ehrentitel wieder.“

## Unter dem Prinzipat des Claudius

Seneca: >Trostschrift für Marcia<, 33:<sup>40</sup>

*Gaius Caesar [Caligula] ließ den Sohn des hochangesehenen römischen Ritters Pastor in den Kerker sperren, weil er sich nicht mit seinen Toilettenkünsten und seinen Haarkräuseleien [Haarlocken] befreunden konnte. Der Vater bat, ihm den Sohn am Leben zu lassen; da ließ der Kaiser ihn [den Sohn] sofort hinrichten, als wäre er durch diese Bitte erst auf die Hinrichtung hingewiesen worden. Um sich aber gegen den Vater nicht aller menschlichen Rücksichten zu entschlagen, lud er ihn an dem Todestag zur [kaiserlichen] Tafel. Pastor fand sich ein, ohne in seiner Miene irgendwelche Verstimmung erkennen zu lassen. Der Kaiser ließ ihm eine halbe Kanne vorsetzen und ließ einen Beobachter neben ihm Platz nehmen. Der Ärmste hielt durch in einer Lage, in der es ihm vorkommen musste, als ob er seines Sohnes Blut tränke. Der Kaiser ließ ihm Salböl und Kränze überreichen und befahl acht zu geben, ob er sie annahm: er nahm sie. An dem Tag, wo er seinen Sohn begraben, nein, wo er ihn nicht begraben hatte, saß er an einer Tafel von hundert Gästen und schlürfte Getränke, wie sie kaum an den Geburtstagen seiner Kinder am Platze gewesen wären, er, der von Gicht heimgesuchte Greis, ohne eine Träne zu vergießen und ohne durch das geringste Zeichen seinen Schmerz kund zu geben. Er benahm sich als Gast beim Mahl gerade so, als ob er mit seiner Bitte beim Kaiser durchgedrungen wäre. Du fragst: Warum? Er hatte noch einen zweiten Sohn. Man vergleiche damit den Priamus. Verborg er nicht auch seinen Zorn, umfasste er nicht die Knie des [griechischen] Königs, führte er nicht die mörderische und vom Blut seines Sohnes triefende Hand an seinen Mund, nahm er nicht am Mahl teil? Ja, aber ohne Salböl, ohne Kränze, und sein grimmigster Feind musste viel Trostworte aufwenden, um ihn dahin zu bringen, dass er überhaupt Speise zu sich nahm, und nicht etwa, dass er gewaltige Becher zu leeren hatte unter der Aufsicht eines ihm beigegebenen Beobachters. Du hättest den römischen Vater verachten mögen<sup>41</sup>, wenn er in Angst um sich selbst gewesen wäre; so aber war es die Liebe zu seinen Kindern, die seinen Zorn in Schranken hielt. Er hätte es verdient, sich von der Tafel entfernen zu dürfen, um die Gebeine seines Sohnes zu sammeln; selbst dies gestattete der zuweilen doch auch gütige und freundliche junge Kaiser [Caligula] nicht: Durch häufiges Zutrinken mahnte er den Greis, sich seines Kammers zu entschlagen, und suchte ihn dadurch nur noch mehr zu reizen; dagegen zeigte sich jener froh und uneingedenk dessen, was an diesem Tage sich abgespielt hatte: um den anderen Sohn wäre es geschehen gewesen, wenn es dem Gast nicht gelungen wäre, sich dem Henker [Kaiser Caligula] wohlgefällig zu machen.*

Seneca, >Über den Zorn<, 3. Buch:

*18. Möchten doch die Beispiele für solche Unmenschlichkeit sich auf fremde Völker beschränken; möchte doch nicht mit anderen aus der Fremde eingeschleppten Lastern auch die Barbarei der Todesquälereien und der Wutausbrüche den Römern zur Gewohnheit geworden sein! Dem Marcus Marius<sup>42</sup>, dem das Volk in jeder Straße Statuen errichtet und Weihrauch und Wein gespendet hatte, ließ L. Sulla die Beine brechen, die Augen ausreißen, die Zunge ausschneiden, die Hände abhauen. So ließ er ihn gliedweise zerfleischen, als ob er ihn ebenso oft tötete, als er ihn verwundete. Wer war der Vollstrecker dieses Befehls? Wer anderes als Catilina, der sich schon damals auf jede Schandtät einübte. Dieser riss ihn in Stücke vor dem Grabmal des Quintus Catulus, eine schwere Beschimpfung für die Asche dieses mildherzigen Mannes: Da musste jetzt tropfenweise ein Mann sein Blut lassen, der zwar kein Mustermensch war, aber doch volksfreundlich und, wenn auch über Verdienst, so doch nicht mit Unrecht geliebt. Marius*

<sup>40</sup> Fußnote Hrsg.: Das Werk >Trostschrift an Marcia< kann nur nach der Ermordung Caligulas veröffentlicht sein, davor wäre reiner Selbstmord gewesen.

<sup>41</sup> Fußnote Apelt: In dieser kritisch umstrittenen Stelle folge ich dem Texte von Hermes.

<sup>42</sup> Fußnote Apelt: Marcus Marius Gratidianus war von dem Bruder des berühmten C. Marius adoptiert worden und hatte sich als Prätor bei de.w. Volke sehr beliebt gemacht.

verdiente dies zu erleiden, Sulla diesen Befehl zu geben, Catilina ihn zu vollstrecken; aber das Gemeinwesen verdiente es nicht, zugleich die Schwerter seiner Feinde und seiner Retter an sich verspüren zu müssen. Doch wozu auf längst vergangene Zeiten den suchenden Blick richten? Es ist noch nicht lange her, dass Gaius Caesar [Caligula] den Sextus Papinius, dessen Vater Konsular war, den Batitianus Bassus, seinen Quästor, Sohn seines Prokurators, mit noch anderen Senatoren und römischen Rittern an einem Tag auspeitschen und foltern ließ, nicht etwa zum Zweck der Untersuchung, sondern weil es ihm Spaß machte. Er konnte sich ferner so wenig darein finden, ein Vergnügen, nach welchem seine ungeheure Grausamkeit ein augenblicklich zu erfüllendes Verlangen trug, hinauszuschieben, dass er in der Allee der Gärten seiner Mutter, die den Säulengang vom Gestade trennt, in Gesellschaft von Matronen und Senatoren auf und ab wandelnd, einige von jenen Unglücklichen bei Lampenlicht enthaupten ließ. Was drängte denn so? Welche persönliche oder öffentliche Gefahr war denn im Verlauf von einer Nacht im Anzug? Was hätte es denn ausgemacht, wenigstens den Tagesanbruch abzuwarten, um nicht in Pantoffeln dem Schauspiel der Hinrichtung von Senatoren des römischen Volkes beizuwohnen!

19. Die Sache erfordert es, auf seine übermütige Grausamkeit noch einen weiteren Blick zu werfen, obschon es manchem so vorkommen könnte, als verfehlte ich den rechten Weg und geriet in die Irre. Aber gerade diese Ausführung wird ein Licht werfen auf den Zorn, der in seiner Wut alles Maß überschreitet. Er hatte die Senatoren mit Peitschenhieben bearbeiten lassen: er selbst brachte es dahin, dass man sagen konnte: „Das ist nichts Ungewöhnliches.“ Er hatte sie alle Qualen ausstehen lassen, die entsetzlichsten, die es überhaupt gibt, mit Stricken, Zwangsjacken<sup>43</sup>, Folterpferd, Feuer und mit seinem Anblick. Hier wird man die Antwort zu hören bekommen: „Was will denn das sagen, wenn er drei Senatoren wie nichtswürdige Sklaven unter Schlägen und bei Flammenschein umbringen ließ, er, der daran dachte, den ganzen Senat niederzumetzeln, der den Wunsch äußerte, das ganze römische Volk möchte einen einzigen Hals haben, damit er seine auf so viele Orte und Zeiten verteilten Henkertaten mit einem Schlag und an einem Tag insgesamt abtun könnte.“ Was ist so unerhört, als eine Hinrichtung bei Nacht? Raubtaten pflegt man im Dunkel der Nacht zu verbergen; aber Strafvollzug nützt als abschreckendes Beispiel und als Mittel zur Besserung um so mehr, je mehr er zu allgemeiner Kenntnis kommt. Auch hier höre ich schon die Erwiderung: „Was wunderst du dich so sehr? Das ist ja für dieses Raubtier nichts weiter als tägliche Gewohnheit; dafür lebt es, dafür wacht es, das ist sein Tun und Treiben bei Nacht. „Nun, es wird sicher kein Zweiter sich finden, der den Befehl gibt, allen denen, die er bestrafen lässt, mit einem eingezwängten Schwamm den Mund zu stopfen, um ihnen die Möglichkeit zu nehmen, noch ein Wort laut werden zu lassen. Wo hat man jemals einem zum Tode Bestimmten einen letzten Seufzer unmöglich gemacht? Es war ihm bange bei dem Gedanken, der letzte Schmerz würde sich in einem freieren Wort äußern, er würde etwas Unerwünschtes zu hören bekommen; war er sich doch unzähliger Schandtaten bewusst, die niemand sonst ihm vorzuwerfen wagen würde als ein dem Tode Geweihter. Waren einmal keine Schwämme zur Stelle, so ließ er die Kleider der Unglücklichen zerreißen und ihnen die Lappen in den Mund stopfen. Welch unerhörte Grausamkeit! Es muss doch erlaubt sein, den letzten Atemzug ausströmen zu lassen; der scheidende Lebenshauch will doch seinen Ausweg haben und sich nicht zwingen lassen nur durch eine Wunde zu entweichen. Es bedarf keiner näheren Ausführung darüber, dass er auch die Väter der Hingerichteten in derselben Nacht durch damit beauftragte Zenturionen in ihren Wohnungen umbringen ließ; das will soviel sagen als: der Mitleidige wollte ihnen die Trauer ersparen. Es gilt mir hier ja nicht, des Gaius Wut zu schildern, sondern die Wut des Zorns: dieser rast nicht nur gegen einzelne Menschen, sondern zerfleischt ganze Völker, ja verschont nicht Städte und Flüsse und Dinge, die jeder Schmerzempfindung enthoben sind.

---

<sup>43</sup> Fußnote Apelt: Das war wohl hier die Talaria.

Seneca, >Naturbetrachtungen<, Seite 1.210 – 1.212:<sup>44</sup>

„Wenn du den Wunsch hast, auf ehrliche Weise gelobt zu werden, warum solltest du dafür jemandem verbindlich sein? Lobe dich selber! Sage, ich habe mich edlen Wissenschaften gewidmet, obwohl mir meine Mittellosigkeit eine andere Weisung gab; und ich habe meinen Geist nicht zu Erfassung eines Faches bestimmt, wo man vom Studium auch gleich etwas gewinnt. Zu der uneinträglichen Schriftstellerei habe ich mich gewandt und dem heilsamen Studium der Philosophie habe ich mich gewidmet. Ich habe den Beweis erbracht, dass für die Tugend jeder geschaffen ist und mich über die beschränkten [ärmlichen] Verhältnisse meiner Geburt emporgearbeitet, nicht nach meinem Geschick sondern nach meinem Inneren mich messend, habe ich mich den Größten gleich gestellt.

Die Freundschaft zu Gaetulicus hat mir nicht das Misstrauen des Gaius [Caligula] entrissen, nicht haben Messalina und Narcissus, lange Feinde des Staates, bevor sie Feinde ihrer selbst wurden, meinen Entschluss wankend gemacht noch zu einer Rolle bewegen können, wie derjenigen, die zu ihrem Unglück Günstlinge waren. Meinen Nacken habe ich dargeboten für mein gegebenes Wort. Kein Wort habe ich mir abringen lassen, das nicht mit gutem Gewissen über meine Lippen gehen konnte. Für die Freundschaft habe ich alles gefürchtet, für mich nichts; außer etwa, ich hätte zu wenig für die Freundschaft getan. Nie habe ich [um Gnade] geweint, noch mein Leben von eines anderen Hand erfleht. Nichts habe ich getan, was einem Patriot, einem Mann nicht geziemt. Größer als meine Gefahren, entschlossen, allem entgegen zu gehen was mir drohte, habe ich dem Schicksal gedankt, dass es an mir erproben wollte, wie hoch ich Manneswort anschlage. Etwas so großes durfte mich nicht wenig kosten. Und es hat mich nicht lange schwankend gelassen, denn es stand ja nicht auf der Wagschale, ob es besser wäre, dass ich geopfert werde für mein Wort oder mein Wort für mich. Nicht in der Hitze der Überraschung habe ich mich zu dem äußersten Mittel entschlossen, um der Wut der damaligen Gewalthaber zu entgehen. Ich sah bei Gaius [Caligula] die Folterwerkzeuge, ich sah die Feuerqualen. Ich wusste längst, es ist unter ihm mit der Menschheit dahin gekommen, dass es unter die Werke der Barmherzigkeit zählte, wenn man nur getötet wurde. Dennoch habe ich mich nicht ins Schwert gestürzt, noch bin ich mit offenem Mund ins Meer gesprungen, damit es nicht schiene, ich könne für mein Wort nichts weiter als sterben.

Denke dir noch dazu einen Charakter, der sich nicht durch Geschenke gewinnen lässt, und eine Hand, die sich nie nach habsüchtigem Gewinn ausstreckte. Denke dir dazu Sparsamkeit im Haushalt, Bescheidenheit im Umgang [mit anderen], Menschenfreundlichkeit gegen Geringere und Ehrerbietung für [geistig] Höhere.<sup>45</sup> Danach erkundige dich bei dir selbst, ob, was du da vorbrachtest, wahr oder falsch ist. Ist es wahr, so hast du einen wichtigen Zeugen, vor dem du gelobt bist; ist es falsch, so hast du dich [doch wenigstens] ohne einen Zeugen lächerlich gemacht.“

Seneca, >Über die Unerschütterlichkeit des [stoischen] Weisen<, 18:

Neben anderen Lastern, an denen Gaius Cäsar [Caligula] so überreich war, weiß man von ihm auch, wie außerordentlich schmähstüchtig er war. Jedem wusste er etwas zu geben, obwohl er selbst so reichen Stoff zum Lachen bot. Eine so abscheuliche Blässe, Zeugnis seines Wahnsinns, so grässlich verdrehte Augen unter einer faltigen Stirn versteckt, ein so missgestalteter Kahlkopf mit erbettelten Haaren besetzt, obendrein sein mit Haaren dicht bewachsener Nacken, die dürren Schenkel und die übergroßen Füße! - Wollte ich alles einzeln aufzählen, wie dieser Mensch gegen seine Eltern und Vorfahren, wie er gegen alle Schichten des Volkes sein Lästernaub erhob, ich

<sup>44</sup> Fußnote Hrsg.: Nach der Übersetzung von G. H. Moser, Stuttgart 1830.

<sup>45</sup> Fußnote Hrsg.: Ich bin überzeugt, Seneca beschreibt sich selber: „Denke dir noch dazu einen Charakter, der sich nicht durch Geschenke gewinnen lässt, und eine Hand, die sich nie nach habsüchtigem Gewinn ausstreckte. Denke dir dazu Sparsamkeit im Haushalt, Bescheidenheit im Umgang [mit anderen], Menschenfreundlichkeit gegen Geringere und Ehrerbietung für [geistig] Höhere.“

fände kein Ende. Nur das will ich erwähnen, was ihn ins Verderben gestürzt hat. Zu seinen engsten Vertrauten gehörte Asiaticus Valerius, ein trotziger Mann, nicht wohl geeignet, von irgend jemandem etwas Ehrenrühiges mit Gelassenheit anzuhören. Diesen neckte er bei der Tafel, ja sogar in öffentlicher Versammlung, mit deutlichen Worten, dass seine Frau im Bett nichts Besonderes wäre. - Beim Kosmos! Das sollte der Mann sich sagen lassen! So weit sollte die Frechheit gestiegen sein? Ich will jetzt nicht an den gewesenen Konsul, nicht an das Freundesverhältnis denken, sondern nur an den Gatten, dass der Regent ihm nicht nur den Ehebruch seiner Frau erzählte, sondern auch noch, dass er mit ihr nicht zufrieden war! - Chaerea, der Tribun [der Prätorianer], war ein nicht sonderlich redegewandter Mann, nicht lebhaft und seine gebrochene Stimme machte ihn etwas verdächtig. Wenn dieser Mann nach dem Losungswort fragte, gab ihm Gaius bald das Wort Venus, bald Priapus, ihn, den Krieger, bald so bald anders als Weichling verhöhrend. Das erlaubte sich der prunkvoll geschmückte Pantoffelheld in seinem goldenen Schmuck. So zwang er jenen, das Schwert zu ziehen, damit er jene Losungsworte nicht noch öfters hören müsse. Er hat als erster unter den Verschwörern die Hand erhoben und er hat mit einem Hieb den Nacken durchgehauen. Dann erst erhoben sich von allen Seiten noch viele Schwerter, um öffentliches und privates Unrecht zu sühnen. Allein der zeigte sich zuerst als ein Mann, von dem man es am wenigsten gedacht hätte. - Dieser Gaius sah alles als Beleidigung an und beleidigte jeden, obwohl er eine Beleidigung zu ertragen am wenigsten fähig war. Wenn es galt, Beleidigungen zuzufügen, war er sogleich dazu bereit. - Er war voll Zorn auf Herennius Macer, weil er ihn mit Gaius grüßte; einem Hauptmann der ersten Garde ging es nicht ungestraft hin, dass er ihn Caligula genannt hatte. So hieß er nämlich, weil er im Heerlager geboren und ein Zögling der Legionen war, den Soldaten unter keinem anderen Namen bekannter. Freilich, da er den Kothurn trug, war ihm Caligula ein Schimpf- und Spotname. Wenn wir also gutmütig genug sind, uns nicht selbst zu rächen, so wird es uns zum Trost gereichen, dass einmal einer kommen wird, der den frechen, übermütigen Beleidiger zur Strafe zieht. Denn solche Frevel werden selten nur an einem Menschen und nur ein einziges Mal verübt.<sup>46</sup>

Seneca, >Trostschrift an Polybius<, 13, 4:

Heil deiner Gnade, mein Kaiser [Claudius ist gemeint], welche bewirkt, dass Verbannte unter dir ein ruhigeres Leben führen, als jüngst unter Gaius [Caligula] die Ersten [die Senatoren] führten. Sie zittern nicht, noch erwarten sie jede Stunde das Schwert, sie erbeben nicht beim Anblick eines jeden Schiffes. Durch dich haben sie, wie den Grenzpunkt eines gegen sie wütenden Schicksals, so auch die Hoffnung eines besseren [Schicksals] und Ruhe für die Gegenwart. Mögest du es erfahren, dass erst diejenigen Bannstrahlen völlig gerecht sind, welche selbst die davon Getroffenen verehren.

Seneca, >Trostschrift an Polybius<, 17, 4:

Ich kann jedoch, nachdem ich unter allen Kaisern die Runde gemacht, denen das Schicksal Brüder oder Schwestern entrissen hat, auch den [eigentlich] aus der ganzen Zahl der Kaiser auszuscheidenden nicht übergehen [gemeint ist: Kaiser Caligula], den die Natur zum Verderben und zur Schande der Menschheit geschaffen hat, von dem das Reich völlig zu Grunde gerichtet und in Brand gesetzt worden ist, welches jetzt die Gnade des mildesten Kaisers [Claudius ist gemeint] wieder neu gestaltet. Kaiser Gaius [Caligula] jener Mensch, der eben so wenig im Schmerz als in der Freude sich fürstlich zu benehmen wusste, floh nach dem Verlust seiner Schwester Drusilla den Anblick und den Umgang seiner Mitbürger, war bei der Totenfeier seiner Schwester nicht zugegen, erwies ihr nicht die letzte Pflicht, sondern erleichterte sich das Unglück des bittersten Todesfalles auf seinem Albanum durch Würfel- und Brettspiel und anderen

<sup>46</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca dachte hierbei an den Prätorianertribun Chaerea, der mit der Ermordung des wahnsinnig gewordenen Kaisers Caligula nicht nur eigene Beleidigungen rächte, sondern auch die Senecas.

dergleichen absichtlich angestellten Zeitvertreib. (5) Welche Schande für das Reich! Einem römischen Kaiser diente bei der Trauer um die Schwester das Würfelspiel als Trostmittel! Derselbe Gaius ließ in seiner wahnsinnigen Unbeständigkeit bald den Bart und das Haupthaar wachsen<sup>47</sup>, bald durchmaß er herumirrend die Küsten Italiens und Siziliens, sich nie recht klar, ob er die Schwester betrauert oder [als Göttin] verehrt wissen wollte, belegte er in der Zeit, in der er ihr Tempel und Kapellen errichtete, diejenigen, die ihm nicht traurig genug schienen, mit den grausamsten Strafen. Denn er ertrug die Schläge des Unglücks mit demselben Mangel an Mäßigung, womit er, durch günstige Erfolge des Glücks gehoben, sich übermenschlich aufblähte.

Seneca, >Über die Kürze des Lebens<, 18:

Vor nicht langer Zeit, in den Tagen als Gaius Caesar [Caligula] starb - der, wenn Verstorbene noch etwas wissen, sich hauptsächlich darüber ärgern wird, dass er sterben musste, obwohl das römische Volk noch existiert - war nur noch für sieben, höchstens acht Tage Lebensmittelvorrat vorhanden. Während er riesige Schiffsbrücken bauen ließ und mit den Schätzen des Reiches spielte, war das Schlimmste eingetreten, was gewöhnlich nur bei einer Belagerung geschehen kann: Mangel an Lebensmittel. Die Nachahmung eines tollen, fremdländischen, zu seinem eigenen Schaden übermütigen Königs [Xerxes] hatte somit beinahe Hungersnot und was damit zusammenhängt, allgemeines Verderben, zur Folge. Wie mag damals den Männern zu Mute gewesen sein, denen die Sorge für das Getreide der Stadt anvertraut war? Mit großer Verstellungskraft verbargen sie den höchsten inneren Notstand. Sie setzten sich dabei der Verfolgung mit Schwert, Stein und Feuer aus, aber sie taten recht daran, denn manche Übel muss man heilen, ohne dass der Patient etwas davon merkt. Bereits die Kenntnis einer Krankheit hatte bei manchen den Tod zur Folge.

Seneca, >Über die Gemütsruhe<, 11:

Du bist reich; reicher noch als Pompeius? Als Gaius Cäsar [Caligula] ihm sein Haus öffnete, um das seinige zu schließen, hatte er noch nicht einmal mehr Wasser und Brot. Viele Flüsse besaß er einst, die auf seinem Grund und Boden entsprangen, jetzt musste er um ein paar Tropfen im Palast seines Verwandten betteln. Nachdem ihm sein Erbe ein Staatsbegräbnis bestimmt hatte, ließ er ihn im Palast verhungern und verdursten.

Seneca, >Über die Gemütsruhe<, 14:

Canus Julius, ein ganz vorzüglicher Mann, den man bewundern muss, obgleich er unserem Jahrhundert angehört, nachdem er mit Gaius [Caligula] einen langen Wortwechsel gehabt hatte, sagte dieser beim Gehen zu ihm: „Schmeichele dir nicht mit törichter Hoffnung, ich habe bereits Befehl zu deiner Hinrichtung gegeben.“ Canus erwiderte: „Ich danke, gnädigster Kaiser!“ Ich bin nicht sicher, was er damit sagen wollte, denn verschiedene Möglichkeiten sind denkbar. Wollte er damit einen Vorwurf aussprechen und sagen, wie grausam eine Regierung sei, unter welcher der Tod eine Wohltat ist? Oder war es eine Verhöhnung der damaligen wahnsinnigen Sitte, sich bei denjenigen zu bedanken, die die eigenen Kinder und den Besitz wegnahmen? Oder hat er den Tod freudig begrüßt als eine Befreiung? Jedenfalls war es ein großes Wort. Man könnte vermuten, auf das Gesagte hin hätte Gaius den Befehl geben können, dass jener am Leben bleiben solle. Das hatte Canus jedoch nicht zu erhoffen. Es war bekannt, dass es bei solchen Befehlen blieb.

Kannst du glauben, dass Canus die zehn Tage bis zu seiner Hinrichtung ganz unbekümmert zubrachte? Es ist kaum glaublich, was jener Mann sprach, tat und wie ruhig er dabei war. Er spielte ein Brettspiel als der Hauptmann, der den Zug der Verurteilten führte, auch ihn aufforderte

<sup>47</sup> Fußnote Hrsg.: Den Bart wachsen zu lassen, galt bei den Römern als ein Zeichen der Trauer, „Trauerbart“ genannt. Auch Kaiser Nero ist mehrmals mit Trauerbart portraitiert, was Ausdruck seiner großen Trauer wegen des Todes von seiner Mutter Agrippina und seiner Ehefrau Poppaea bedeutet.

sich anzuschließen. Ruhig zählte er seine Steine und sagte zu seinem Gegner: „Sage ja nicht nach meinem Tod, du hättest gewonnen.“ Dem Hauptmann zugewendet fügte er hinzu: „Du bist Zeuge, dass ich um einen voraus bin.“ Glaubst du, es sei dem Canus am Gewinn des Brettspiels gelegen gewesen? Er meinte etwas ganz anderes. Seine Freunde waren traurig darüber, dass sie einen solchen Mann verlieren sollten. Er aber sagte: „Warum seid ihr bekümmert? Ihr forscht, ob der Geist unsterblich ist; ich werde es bald wissen.“ Er hörte bis an sein Ende nicht auf, die Wahrheit zu suchen. Selbst seinen Tod machte er zum Gegenstand seiner Forschung. Sein Philosoph begleitete ihn. Der Hügel, auf dem unserem „Gott“, dem Kaiser, das tägliche Opfer dargebracht wurde, war bereits nahe. Der Philosoph fragte: „Mein Canus, was denkst du jetzt und wie ist dir zu Mute?“ Canus erwiderte: „Ich habe mir vorgenommen, in jenem kurzen Moment zu beobachten, ob der Geist mit Bewusstsein aus dem Körper geht.“ Außerdem versprach er, wenn er etwas erforschen könne, so wolle er bei seinen Freunden herumgehen und ihnen über den Zustand seines Geistes Kunde geben. - Welch eine Ruhe mitten im Sturm! Welch ein Geist! Des „ewigen“ Lebens wahrlich wert! Der seinen eigenen Tod zur Findung der Wahrheit benutzt. Der, beim letzten Schritt angekommen, erforscht, ob es eine [ewiglebende] Psyche gibt. Der nicht nur bis zum Tod, sondern vom Tod selbst noch etwas lernen will. Weiter hinaus hat noch niemand das Forschen getrieben. Aber nicht soll dieser große Mann, den man mit besonderem Nachdruck so nennen muss, vergessen werden. Wir übergeben dich dem ewigen Andenken der Nachwelt. Ruhmwürdiges Haupt, du größtes Opfer unter den Mordtaten des Gaius!

Seneca, >Über die Wohltaten<, 2. Buch:

[Ab Seite 697] XII. Kaiser Gaius [Caligula] schenkte dem Pompeius Pennus<sup>48</sup> das Leben, wenn es nämlich derjenige schenkt, der es nicht nimmt. Darauf, nachdem er ihn freigesprochen und derselbe ihm dankte, streckte er ihm den linken Fuß zum Kuss hin. Die ihn [Caligula] entschuldigen und behaupten wollen, er habe dies nicht aus Übermut getan, sagen, er habe nur seinen vergoldeten, ja aus Gold gearbeiteten und mit Perlen besetzten Tänzerschuh sehen lassen wollen, Ja freilich, was ist denn da Schmachvolles daran, wenn ein Mann, der Konsul gewesen war, Gold und Perlen geküsst hat; und besonders, wenn er an dem Körper jenes Menschen [Caligula] keinen Teil wählen konnte, der reiner zu küssen gewesen wäre? Der Mensch, der dazu geboren war, dass er die Sitten eines freien Staates in persische Sklaverei umwandelte, schlug es nicht hoch an, wenn ein greiser Senator, seiner Würden entkleidet, vor den Augen der Großen fußfällig so vor ihm lag, wie überwundene Feinde vor Feinden zu liegen pflegen. Es gab noch etwas unterhalb der Knie, wohin er die Freiheit hinabstoßen wollte. Heißt das nicht, die Republik mit Füßen treten? Und zwar, wird mancher sagen, denn das gehört auch dazu, mit dem linken Fuß. Denn es war noch nicht genug des abscheulichen und tollen Übermuts, dass er [Caligula] Tänzerschuhe anhatte, als er sich den Prozess über Leben und Tod eines Konsuls vortragen ließ; es musste der Herrscher dem Senator auch die Schuhnägel in den Mund stoßen.

[Ab Seite 712] Wenn es um das Beispiel einer großartigen Gesinnung geht, so wollen wir das des Graecinus Julius<sup>49</sup> anführen, eines ausgezeichneten Mannes, den Gaius Caesar [Caligula] aus dem einigen Grund tötete, weil der Mann ehrenhafter war, als unter einem Tyrann einer hätte sein sollen. Da dieser von Freunden Gelder für die Kosten der [öffentlichen] Spiele annahm, so wies er eine große Summe, welche ihm Fabius Persicus schickte, zurück. Als ihm Leute, die nicht nach den Beitragenden, sondern nur nach den Geldbeiträgen fragten, ihm darüber Vorwürfe machten, dass er es ausgeschlagen habe, so erwiderte er: „Soll ich eine Wohltat von einem

<sup>48</sup> Fußnote Tafel, Osiander und Schwab: Dieser Pompeius Pennus ist sonst ganz unbekannt, es müsste denn derselbe sein, den, als sehr reichen Mann, Caligula einsperrte und verhungern ließ. Doch war dieser nicht aus der Familie der Penner, sondern aus der des Gnaeus Pompeius des Großen. Vgl. Seneca, >Von der Gemütsruhe<, I, 11.

<sup>49</sup> Fußnote Tafel, Osiander und Schwab: Graecinus Julius, ein Senator und Vater des Julius Agricola, dessen Biographie Tacitus geschrieben hat.

*Mensch annehmen, von dem ich keinen Trank annehmen würde?“ Und da ein gewesener Konsul, namens Rebilus<sup>50</sup>, ein ebenso verrufener Mensch, eine noch größere Summe sandte und darauf bestand, er solle befehlen, dass man sie annehme, so gab er die Antwort: „Du wirst entschuldigen, aber ich habe auch von Persicus nichts angenommen.“ So macht man es, wenn man Geschenke annehmen und wenn man Leute in den Senat wählen soll.*

L. Baus, >Kaiserin Agrippina und Seneca - Die Rehabilitation<, ab S. 49:

*„Im Verlauf der zweiten Jahreshälfte des Jahres 41 u. Zr. brach das Unglück erneut über Livilla herein. Möglicherweise im Zusammenhang mit Senecas persönlicher Katastrophe. Livilla wurde des Ehebruchs angeklagt, höchstwahrscheinlich auf Anstiften der Kaiserin Messalina, und ein zweites Mal aus Rom verbannt. Manche Historiker vermuten, dass Seneca und Livilla sich nähergekommen sein könnten und dadurch das Gerücht entstehen konnte, sie hätten eine verbotene Liebesbeziehung gehabt.*

*Villy Sörensen, meines Erachtens der beste Kenner Senecas und seines philosophischen Oevres, schrieb dazu ab Seite 105<sup>51</sup>: „Der Senat, in dem Seneca selbst saß ... hatte ihn also zum Tode verurteilen wollen, und das, obwohl Unzucht [Ehebruch] nicht mit dem Tod, sondern gerade mit Verbannung ... bestraft wurde. Bei Angehörigen der höheren Stände forderte man die Todesstrafe in der Regel nur für politische Fälle. ... Tacitus berichtet nichts von Senecas Prozeß, da seine „Jahrbücher“ der Jahre 37 – 47 verloren sind, aber was er über einen anderen Prozeß erzählt, kann möglicherweise Licht in die Angelegenheit bringen: Messalina ließ den Denunzianten Suillius, der später auch in Senecas Leben eine Rolle spielte, einen Mann namens Asiaticus, dessen Parks sie gerne übernehmen wollte, anklagen. Suillius beschuldigte ihn der Beteiligung an dem Mord an Caligula – und außerdem der Unzucht. Asiaticus mußte sich das Leben nehmen.“*

*Sörensen vermutet, der Denunziant Suillius hätte auch Seneca angeklagt, an der Ermordung des Kaisers Caligula beteiligt gewesen zu sein. Dies hätte die Höhe der Strafe, das Todesurteil, erst gerechtfertigt.*

*Seneca schrieb in den >Naturbetrachtungen<, IV. Buch, 15: „Auch gegenüber Personen, für die Sympathie zu hegen gefährlich sein konnte, haben Messalina und Narcissus, die Feinde der Gesellschaft waren, bevor sie [selber] einander Feind wurden, meine Haltung nicht zu ändern vermocht.“*

*Wohlgedenkt, Seneca und Livilla beteiligten sich nicht an dem Mordkomplott gegen Kaiser Gaius, sondern sie wurden nur denunziert, daran beteiligt gewesen zu sein.*

*Sörensen fährt fort Seite 105: „Auffällig ist, daß die Geschichtsschreiber, die sich sonst in diesem Punkt nicht zurückhielten, nicht berichten, daß sie [Seneca und Livilla] die Ehe gebrochen hätten, sondern nur, daß man sie dessen beschuldigt habe. Es liegt nahe, in den folgenden Worten Senecas eigene Version der Sache zu sehen: „Jenes auch bedenke: für Ungerechtigkeiten bietet sich überaus reiche Gelegenheit in den Situationen, wo man uns zu gefährden sucht, z. B. mit vorgeschicktem Ankläger oder mit falscher Beschuldigung oder mit gegen uns aufgebrachtem – der Mächtigen – Haß, oder was es sonst unter Bürgern für andere Gemeinheiten gibt.“<sup>52</sup>*

*Der Stoiker L. Annaeus Seneca wurde also vom römischen Senat auf Betreiben der Kaiserin Messalina zum Tode verurteilt. Durch Fürsprache des Kaisers Claudius wurde jedoch das Urteil in Verbannung umgewandelt. In dem Werk >Trostschrift an Polybius<<sup>53</sup>, XII, 2, schrieb Seneca: „(2.) Er [Kaiser Claudius] möge Germanien zur Ruhe bringen, Britannien zugänglich machen, und väterliche sowohl als neue [militärische] Triumphe feiern, deren Zuschauer zu werden auch*

<sup>50</sup> Caninius Rebilus war, Tacitus Ann. 13, 30, 2, wegen „weibischer Begierden“ verrufen.

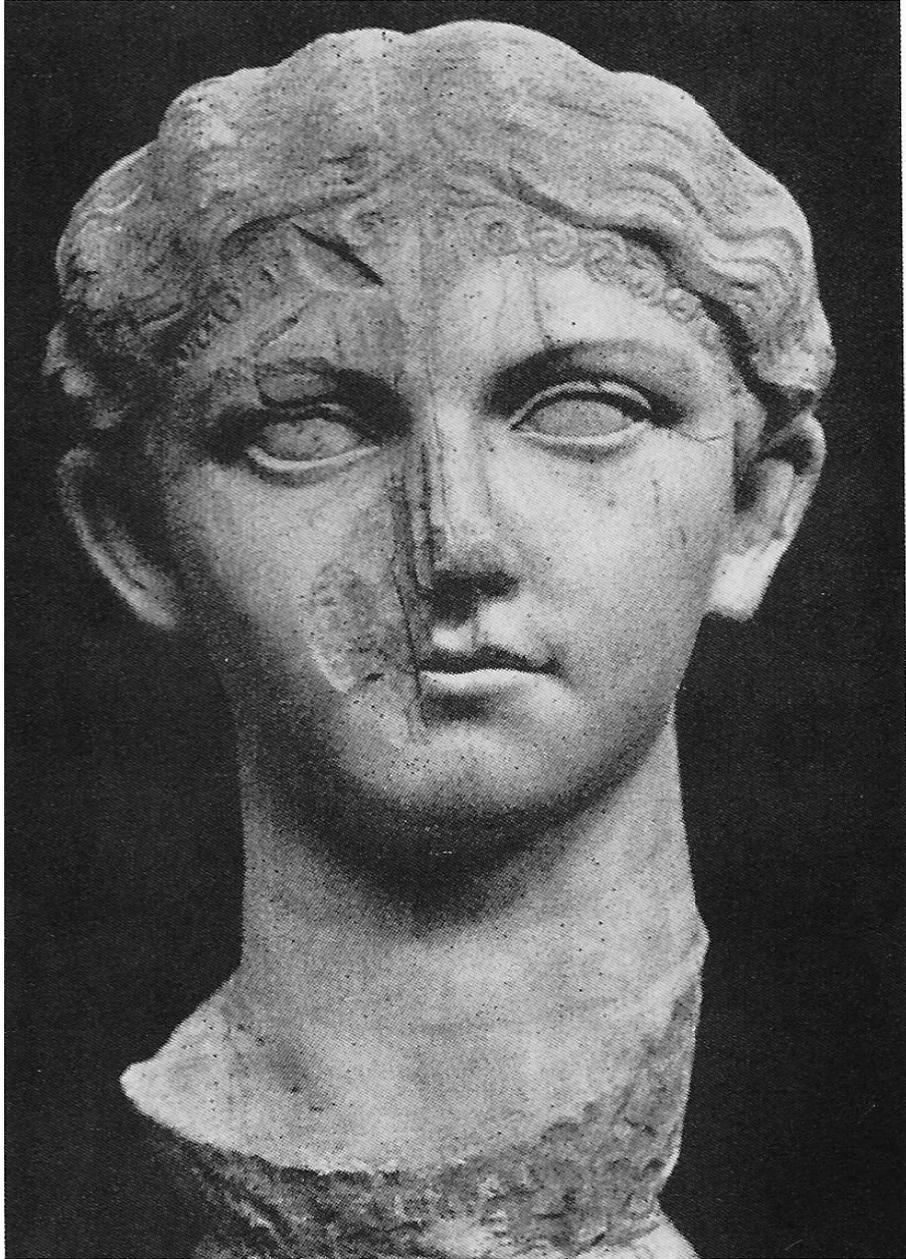
<sup>51</sup> Villy Sörensen, >Seneca – Ein Humanist an Neros Hof<, aus dem Dänischen übersetzt von Monika Wesemann, 2. durchges. Auflage, München 1985.

<sup>52</sup> Seneca, >Über die Standhaftigkeit des Weisen<, IX, 2.

<sup>53</sup> In der Übersetzung von Albert Forbiger, 1867.

*mir seine Gnade verspricht, die unter seinen Tugenden die erste Stelle einnimmt. Denn auch mich hat er nicht so tief gestürzt, dass er mich nicht [wieder] erheben wollte, ja er hat mich nicht einmal gestürzt, sondern den vom Schicksal Gestoßenen und Fallenden gehalten und den im Sturz Begriffenen durch Leitung seiner Götterhand an einen Verwahrungsort gebracht. Er hat beim Senat Fürbitte für mich eingelegt und mir das Leben nicht nur geschenkt, sondern auch erbeten. (3.) Er mag zusehen, wie er meine Sache betrachtet wissen will und wie er sie beurteilt; entweder wird seine Gerechtigkeit sie als gut erkennen oder seine Gnade wird sie zu einer guten machen; in beiden Fällen wird sein Verdienst um mich ein gleiches sein, mag er nun einsehen oder wollen, dass ich unschuldig sei. Inzwischen ist es mir ein großer Trost in meinem Elend, zu sehen, wie sein Erbarmen sich über den ganzen Erdkreis verbreitet; und da es aus demselben Winkel, an welchen ich gebannt bin, schon mehrere, die bereits unter dem Schutt vieler Jahre begraben liegen, herausgearbeitet und an das Tageslicht zurückgeführt hat, so fürchte ich nicht, dass er mich allein übergehen werde. Er selbst aber kennt am besten die Zeit, wo er einem jeden zu Hilfe kommen müsse; ich will mir alle Mühe geben, dass er nicht zu erröten braucht, auch bis zu mir zu kommen. (4.) O Heil deiner Gnade, mein Kaiser, welche bewirkt, dass Verbannte unter dir ein ruhigeres Leben führen, als jüngst unter Gaius die Ersten [die Senatoren] führten. Sie [die Verbannten] zittern nicht, noch erwarten sie jede Stunde das Schwert, sie erbeben nicht beim Anblick eines jeden Schiffes. Durch dich haben sie, wie den Grenzpunkt eines gegen sie wütenden Schicksals, so auch die Hoffnung eines bessern und Ruhe für die Gegenwart. Mögest du es erfahren, dass erst diejenigen [Bann]strahlen völlig gerecht sind, welche selbst die davon Getroffenen verehren.“*

*Seneca musste Ende des Jahres 41 oder Anfang des Jahres 42 nach Korsika gehen. Auf welche Insel Livilla verbannt wurde, wissen wir nicht, möglicherweise war es wieder Pandaterie, heute Ventotene genannt. Seneca musste sieben Jahre lang auf seine Begnadigung warten, Livilla war währenddessen gestorben.*



Julia Livilla, jüngste Tochter der Agrippina maior

## Eprigramme Senecas auf Korsika geschrieben<sup>54</sup>

### I.

Korsisches Eiland, du von Phokäas Bauern bevölkert,  
Korsika, Cynus<sup>55</sup>, einst du von dem Volk genannt,  
Korsika, gegenüber von Sardinien, kurz und breiter als Elba,  
Von fischenährender Flut reicher Ströme durchwallt,  
Korsika, schauriges Land, wenn die sommerliche Glut beginnt,  
Schauriger noch, wenn erst wild glüht der Hundstern:  
Schonst der Ausgewiesenen du, so schonst du die Begrabenen  
Und dein Boden – er sei leicht der Lebenden Staub.

### II.

Fremdes korsisches Land, von jähren Felsen umschlossen.  
Schauerlich menschenleer startt dein ödes Gebiet.  
Nicht bringt Früchte dein Herbst, nicht zieht Ernten dein Sommer;  
Und dein Winter voll Frost trennt nicht Pallas Geschenk  
Kein erfreulicher Frühling streut hier erquickenden Schatten,  
In dem unseligen Land wächst nicht ein Pflänzchen empor,  
Nicht die Gabe des Brots und des Quells, nicht die letzte des Feuers  
Zwei nur, die Verbannung und der Verbannte, sind hier.

### III. Klage

Wer du auch seist, der nach des Getöteten Hals greift,  
Bin denn ich Unglücklicher dir noch nicht elend genug?  
Lass vom Verbannten ab. Dem übermütigen Sieger  
Gab auch die sterbende Hand oft schon den tödlichen Schlag.<sup>56</sup>

### IV. Grabwache

Wer du auch bist, leicht zwingt mich der Schmerz, dass gar ich dich nenne<sup>57</sup>,  
Der du mit feindlichem Sinn auch noch die Asche mir drückst,  
Der du nicht an dem grässlichen Sturz, dem jähren, genug hast.  
Nein, auf das tote Haupt zückst du blutiges Geschoss:  
Glaub' mir, es gab die Natur den Gräbern selbst einige Macht.  
Und der Schatten bewacht rächend sein eigenes Grab.  
Glaub es, Neid, als sprächen zu dir die Himmlischen selber.  
Und als riefe mein Geist jetzt die Worte dir zu:  
Achte den Leidenden heilig und taste nimmer mein Geschick an,  
Gräber schont ja selbst die frevelnde Hand.

<sup>54</sup> Übersetzung von J. Moser, herausgegeben von Tafel, Osiander und Schwab, Stuttgart 1829.

<sup>55</sup> Den Namen Korsika hatte die Insel von einem Sohn des Herkules namens Cynus.

<sup>56</sup> Fußnote Hrsg.: Die Epigramme offenbaren eine wichtige Tatsache: Seneca besaß in Rom Feinde, die ihn so sehr hassten, dass sie ihm nach dem Leben trachteten. Offensichtlich hatte sich Kaiserin Messalina mit dieser Fraktion verbündet.

<sup>57</sup> Fußnote Hrsg.: Indiz, dass Seneca seinen persönlichen Feind, der ihn in die Verbannung trieb, sehr wohl kannte.

#### V. Klage über bösartigen Scherz

Wohl mit tödlichem Gift sind deine Lieder getränkt,  
Schwärzer noch als dein Lied ist dir im Busen das Herz.  
Niemand, weder Frau noch Mann, kann deinen Zähnen entgehen,  
Nicht der Knabe ist vor dir sicher und auch nicht der Greis.  
Wie ein Toller hinab den mächtigen Stein hinab in die Stadt rollt,  
So bösartig schleuderst zu Worte voll Gift ins Volk.  
Doch der wahnsinnigen Schar – ein Weiser weist sie zurecht,  
Und auf des Wahnsinnigen Haupt prallen die Steine zurück.  
Jeder Dichter schwingt auf dich die Geisel des Liedes,  
Roms ganze Muse – sie tobt gegen den Tobenden: gegen dich.  
Da ich die Waffe noch schwinge, ich, ein schlecht gerüsteter Streiter,  
Und nur gezwungen fliegt die Lanze von mir du dir.  
Zierlich und fein verstehst du mit tödlichen Liedern zu spielen,  
Deiner Laune entströmt schwarzer und giftiger Witz.  
Doch das ist ja nur Essig des Witzes und Weines. Was macht es denn,  
Wenn dein Lachen mir auch bittere Tränen entpresst?  
Darum lass ab mit dem Scherz, nicht Scherz ist beißende Bosheit;  
Und um schädlichen Witz spielt die Grazie nicht.

#### VI. An den Freund Crispus

Crispus<sup>58</sup>, du mein Stab, du, wenn ich sinke, mein Anker.  
Zierde des Forums du selber in älterer Zeit.  
Crispus, mächtig auch dann, wenn du zu helfen gedenkst,  
Meinem berstenden Schiff Ufer und sicheres Land;  
Einziges Ehrenstück mir, und meine schützende Burg du,  
Und nun einziger Trost für das zerschlagene Herz;  
Crispus, treuester Geist, des Friedlichen kräftiger Schutz du,  
Dem aus der Tiefe der Brust attischer Honig entströmt,  
Herrliche Zierde dem Ahnen, dem beredten, und dem Vater,  
Jeglichem hilfreich du, nur dem Verbannten nicht.  
Oder ist dem Schmachttenden hier auf felsigem Eiland  
Nicht auch nahe der Geist, welchen die Erde nicht hemmt?

L. Baus, >Kaiserin Agrippina und Seneca - Die Rehabilitation<, ab S. 55:

*Agrippina hatte mehr Glück als ihre jüngere Schwester. Offensichtlich deswegen, weil sie sich völlig aus der Politik zurückzog und wohl auch von Rom fern hielt. Wann die zweite Eheschließung mit Passienus erfolgte, wissen wir nicht. Nach Sueton, *vita passieni crispi*, soll sich Passienus auf Drängen von Kaiser Claudius von seiner Frau geschieden haben, um Agrippina zu heiraten. Die modernen Geschichtsschreiber haben dies wiederum so ausgelegt, als ob Agrippina in ihrer angeblichen Machtgier sich an Passienus Crispus herangemacht habe, um durch eine Heirat ihre Machstellung erneut auszubauen, ihren Reichtum zu vermehren und ihn, als er ihren weiteren hochfahrenden Plänen im Weg stand, schließlich zu vergiften. Hermann Schiller glaubte es nicht.<sup>59</sup> Ich stelle die Frage: Hätte Kaiser Claudius sich mit einer Giftmörderin vermählt? Mit*

<sup>58</sup> Crispus Passienus, ein berühmter Redner, Gemahl der Agrippina und demnach Neros Stiefvater. Siehe auch Seneca Werke >Über die Wohltaten<, I, 15 und die Vorrede zum IV. Buch der >Naturbetrachtungen<.

<sup>59</sup> Hermann Schiller, >Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero<, Berlin 1872. Er schrieb als Fußnote: „Ich habe absichtlich nichts von einer Ermordung durch Agrippina gesagt, denn dieselbe [die angebliche Ermordung] wird nur durch den unzuverlässigen Schol. Iuven. 4, 81 in sehr

Sicherheit nicht. Und zudem, es gab für Agrippina zum Zeitpunkt des Todes ihres Mannes nicht die geringste Aussicht, Kaiserin zu werden. Warum hätte sie das Risiko eines Giftmordes eingehen sollen?

Lehmann<sup>60</sup> schrieb: „Crispus Passienus stand seiner Beredtsamkeit wegen in hohem Ansehen; in der Basilica Julia war ihm zum Dank für sein öfteres freiwilliges Auftreten vor dem Centumviral-Gericht eine Statue errichtet, und noch in Quinctilians Jugendjahren wurde seine treffliche Rede für Volusenus Catulus allgemein gelesen. Dazu machten ihn ein bedeutendes Vermögen - man schätzte es auf 200.000 Sesterzien - geistige Begabung, wie Familien-Verbindungen zu einem der bedeutendsten Männer jener Zeit. Zu seiner Charakteristik dient sein treffendes Urteil über Caligula: „Es habe nie einen besseren Diener, nie einen schlechteren Herrn gegeben“; und über Claudius: „Er wolle von ihm lieber eine Gnade als einen Richterspruch, von Augustus lieber einen Richterspruch als eine Gnade entgegennehmen.“ Ueberhaupt fand die Feinheit, mit der er die Fehler der Menschen erkannte, und sein Bemühen, dieselben zu heilen, bei den Zeitgenossen hohe Anerkennung, und einzelne Aussprüche von ihm, wie die Vergleichung der Schmeichelei mit einer Geliebten, vor der man die Tür wohl zumache, aber nicht zuschließe, und sich freue, wenn sie dieselbe zurückschiebe oder gar zurückstoße, wurden gern zitiert.<sup>61</sup> Er hatte sich mit Domitia, Tochter von L. Domitius Ahenobarbus und Antonia, vermählt und war hierdurch mit dem Kaiserhaus in nahe Beziehung getreten. Caligulas Schwester Agrippina war mit seinem Schwager verheiratet; und wie dieser Umstand ihn jenem Kaiser, so lange die Schwester sich seiner Gunst erfreute, nahe stellte, so mag sein Prozess gegen Cn. Domitius beigetragen haben, ihm auch nach Agrippinas Verbannung seine Stellung zu bewahren. Wahrscheinlich war er unter Caligula Consul gewesen. Mehrere Söhne, welche Domitia ihm gebar, starben; und diese Verluste mögen seine Liebhaberei für Naturgegenstände, namentlich Bäume, bis zum Übermaß gesteigert haben.<sup>62</sup> Vermutlich nach Caligulas Tod hatte er sich von seiner Gemahlin geschieden und sich - etwa im J. 43 - mit seines Schwagers Witwe, Agrippina, verheiratet,<sup>63</sup> eine Ehe, der er die Übertragung des zweiten Consulats in diesem Jahr wahrscheinlich zu verdanken hatte.

Bei solcher Stellung und dem Einfluss, den Crispus „stets nur, wenn er helfen wollte“, besaß, lässt sich annehmen, dass Seneca um diese Zeit das sechste seiner korsischen Epigramme an ihn richtete. Der Verbannte rühmt an dem Freund, „dessen Brust von cecropischem Honig träuft, und zu dem selbst der Vorzeit Forum aufgeblickt hätte“, teils die vom Vater und Großvater überkommene Beredtsamkeit, teils überhäuft er ihn mit ehrenden Bezeichnungen, wie „meine Stärke, Anker meines zertrümmerten Glückes, meines Schiffbruchs Gestade und sicherer Strand, meine sichere Burg und einzige Ruhe für meine geschlagene Psyche“, so dass die Absicht des Philosophen, Aufhebung der Verbannung durch Crispus' Vermittlung zu erlangen, sich kaum verkennen lässt.

Schwerlich war Passienus im Stande, für Seneca erfolgreich zu wirken, denn sein Consulat dauerte nur einige Monate. Seneca konnte nur dann die Rückkehr erhoffen, wenn es ihm gelang, einen der mächtigen Freigelassenen zu gewinnen; und so lässt es sich als Vermutung, aber auch nur als solche, aussprechen, dass Crispus den Philosophen veranlasste, den gegenwärtigen Augenblick, wo der Freigelassene Polybius einen jüngeren Bruder verloren hatte, zu benutzen, um eine Trostschrift an diesen einflussreichen Mann zu richten und hierdurch dessen Fürsprache zu gewinnen.

Aus diesem oder ähnlichem Anlass entstand die >Consolatio ad Polybium<, noch heute eine reiche Quelle für Erkenntnis der Anschauungen und Verhältnisse jener Zeit. Trotz der

---

allgemeiner Weise – perit per fraudem Agrippina – berichtet. Da sich am 4ten Mai bereits ein Cons. Suff. für ihn findet, nimmt Lehmann I, 236 an, er sei um diese Zeit gestorben.“

<sup>60</sup> Hermann F. Chr. Lehmann, >Claudius und seine Zeit<, Leipzig 1877, ab Seite 231.

<sup>61</sup> Tacitus, Ann. VI, 20. Seneca, d. benef. I, 15, 5. quaest. nat. IV praef. 6.

<sup>62</sup> Plinius XVI, 44, 91, 242.

<sup>63</sup> Sueton, Nero 6.

*Verleugnung der früher vertretenen Grundsätze, trotz Schmeichelei und Selbsterniedrigung erreichte Seneca sein Ziel nicht.“*

*Wir können über die zweite Ehe der Agrippina konstatieren: Agrippina wählte sich als zweiten Gemahl nicht nur einen reichen, sondern vor allem einen gebildeten und auch gesellschaftlich hoch angesehenen Mann, von Beruf Rechtsanwalt. Seneca überhäufte Crispus mit höchstem Lob, weil er von ihm Beistand und Hilfe erhoffte für eine baldige Rückkehr aus der Verbannung.*

*Auch die Mitteilung des Plinius, >Naturgeschichte< XVI, 44, zeugt von einem empfindsamen Gemüt des Passienus Crispus: „Auf einem der Stadt Rom naheliegenden Hügel des tusculanischen Gebietes liegt ein von den Lateinern der Diana aus religiöser Verehrung geweihter Hain von Buchen, namens Corne, deren Kronen künstlerisch beschnitten sind. Einen darin befindlichen Baum von bedeutender Größe liebte in unserer Zeit Passienus Crispus, der zweimal Consul sowie auch Redner war, und hernach durch seine Heirat mit der Agrippina und durch seinen Stiefsohn Nero noch berühmter wurde; er pflegte ihn [den Baum] zu küssen, zu umarmen, unter ihm zu liegen und ihn mit Wein zu begießen.“*

*Und solch einen Ehemann soll Agrippina vergiftet haben? Aber warum und weshalb? Zu diesem Zeitpunkt bestand nicht die geringste Aussicht, Kaiserin zu werden. Hätte sich der stoische Philosoph Seneca nach seiner Rückkehr aus der Verbannung mit einer Giftmörderin eingelassen? Nein! Hätte Kaiser Claudius nach dem Putschversuch seiner Ehefrau Messalina, der ihr das Leben kostete, eine Giftmörderin geheiratet? Niemals! Alle Indizien und alle Wahrscheinlichkeiten sprechen gegen eine Vergiftung des Passienus Crispus. Er starb eines natürlichen Todes.“*

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 13:

*Hermann Schiller<sup>64</sup> schreibt: „... Das erste öffentliche Auftreten des jungen Domitius [Agrippinas Sohn] fällt in den April des Jahres 47 bei Gelegenheit der Säcularfeier, wo er an dem Turnier der adeligen Knaben, dem sogenannten Trojaspiel, teilnahm. Der Beifallruf der Menge erschallte lebhafter bei dem Sohne Agrippinas als bei dem kaiserlichen Erben Britannicus; vor allem hatte das Andenken an Augustus und Germanicus dies bewirkt; aber Agrippinas Zurücksetzung und die Unzufriedenheit mit Messalinas Aufführung hatten der Auszeichnung noch einen demonstrativen Charakter verliehen. Agrippinas Aufmerksamkeit entging dieser Umstand nicht; sie tat alles, um diese flüchtige Regung nicht so schnell verrauchen zu lassen. Geschickt erfundene und vorsichtig verbreitete Gerüchte meldeten der entrüsteten Menge, wie Messalina dem einzigen echten Nachkommen des Augustus Nachstellungen bereitet, die Götter selbst aber durch ein Wunder dieselben zunichte gemacht hätten [...] Messalina merkte die Gefahr, die ihr von Seiten der Agrippina und ihres Sohnes drohte; doch lässt sich in dem Kampfe, der zwischen den beiden Müttern für sich und ihre Söhne geführt wurde, wenig klar nachweisen ...“*

*Das Verhalten der Kaiserin Messalina wurde von den antiken Autoren - oder richtiger formuliert: von den antiken Geschichtsfälschern - als lasterhaft und völlig unsinnig hingestellt. In Wirklichkeit dürfte ihr Vorgehen in direktem Zusammenhang mit der Erkenntnis gestanden haben, dass ihr Sohn Britannicus unfähig war, die Thronfolge zu übernehmen. Kaiserin Messalina versuchte höchstwahrscheinlich ihre Macht und ihr Leben offensichtlich durch eine Konspiration gegen Kaiser Claudius zu retten. Was würde geschehen, wenn Kaiser Claudius gestorben wäre und sein Sohn Britannicus als unfähig zur Übernahme des Prinzipats befunden werden würde? Das wäre unbezweifelbar das Todesurteil für ihn und seine Mutter. Messalina setzte daher in ihrer verzweifelten Lage alles auf eine Karte. Sie vermählte sich öffentlich mit Caius Silius und versuchte gemeinsam mit ihrem Liebhaber die Herrschaft an sich zu reißen. Doch der Freigelassene Narcissus rettete durch entschlossenes Vorgehen Kaiser Claudius Leben und*

<sup>64</sup> Fußnote Hrsg.: Hermann Schiller, >Geschichte des römischen Kaiserreiches unter der Regierung des Nero<, Berlin 1872.

Thron. Messalina wurde angeblich auf Befehl des Claudius von einem Prätorianer mit dem Schwert umgebracht.

### *Der Thronanwärter*

Das Treiben der Kaiserin Messalina machte vor aller Welt offensichtlich: Wäre Kaiser Claudius noch ein potenter Mann gewesen, hätte sich seine Ehefrau nicht mit anderen Männern vergnügen müssen. Fazit der Administration, der Kaiser Claudius die Regierungsgeschäfte und damit sich selber anvertraut hatte: Mit einer lebens- und liebeslustigen zukünftigen Kaiserin wäre dem introvertierten, bücherschreibenden, alternden und bereits kränklichen Kaiser nicht gedient, denn sonst hätte man in wenigen Jahren wieder das gleiche Problem wie bei Messalina gehabt. Es musste dem Kaiser Claudius daher eine Frau neben den Thron gestellt werden, die für ihre Sittenstrenge bekannt war. Von drei Anwärtinnen, die in die engere Wahl kamen, setzte sich der Freigelassene Pallas mit seiner Favoritin durch: Agrippina die jüngere, Tochter des Germanicus und Mutter eines ungefähr zehnjährigen halbweisen Knaben.

Die Eheschließung des Claudius Caesar mit Agrippina diente gleichzeitig einem zweiten überaus wichtigen staatspolitischen Kalkül, der gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, aber, meines Wissens, von keinem modernen Nero-Forscher bisher richtig gewürdigt wurde: Agrippina besaß einen physisch und psychisch völlig gesunden Knaben, der zum Thronfolger geradezu prädestiniert war. Der leibliche Sohn des Kaisers ist Epileptiker. Seine epileptischen Anfälle waren offensichtlich so schwer, dass sichtbare Spuren der Krankheit bei dem rechtmäßigen Thronfolger erkennbar wurden: Britannicus blieb in der physischen und psychischen Entwicklung hinter Gleichaltrigen zurück. Eine Übernahme des Prinzipats durch Britannicus war daher ausgeschlossen.

Tacitus berichtet: „Pallas pries vorzüglich an Agrippina, dass sie den Enkel des Germanicus mitbrächte; einen wahrlich der kaiserlichen Hoheit würdigen Sproß. Er [Kaiser Claudius] möchte doch die Nachkommen der julischen und claudischen Familie vereinigen [Heiratsplan], damit nicht die [...] noch jugendlich blühende Frau [Agrippina] der Caesaren Berühmtheit einem anderen Hause zubrächte ...“

Es ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass von Anfang an der Plan bestand, dem Sohn der Agrippina die Thronfolge zu ermöglichen und ihn Schritt für Schritt darauf hinzuführen. Für Kaiser Claudius war es zu spät, noch einen gesunden Thronfolger zu zeugen. Agrippina bekam auch kein Kind mehr von ihrem kaiserlichen Ehegemaal, was natürlich mehrere Ursachen haben konnte. Dies bedeutet wiederum, dass Agrippina gar nicht erst Claudius ermorden zu lassen brauchte, um ihrem Sohn Nero den Thron zu verschaffen. Der Zeitpunkt seines Todes war unbedeutend. Im Gegenteil, je länger er lebte um so mehr konnte sich Nero auf die Übernahme der Regierungsgeschäfte vorbereiten.

Kurze Zeit nachdem Agrippina Kaiserin des Römischen Reiches geworden war, spürte man bereits eine Veränderung. Tacitus berichtet<sup>65</sup>: „Der Staat war von nun an umgewandelt, und alles gehorchte der Frau [Kaiserin Agrippina], die nicht in Mutwillen, wie Messalina, mit Rom ihr Spiel trieb. Streng und gleichsam männlich war die Knechtschaft [richtig: Herrschaft]. Vor der Welt herrschte Ernst, noch häufiger Stolz, im Hause keine Sittenlosigkeit ...“

Aber wie als wenn er über Agrippina zu viel Gutes berichtet habe, musste der antike Biograph oder ein späterer antiker Fälscher eine kleine Scheißerei über die Kaiserin anbringen, wenn er hinzusetzt „wenn sie nicht etwa der Herrschaft diene“.

Und im nächsten Satz berichtet Tacitus über Agrippina: „Die unermessliche Geldgier [Agrippinas] hatte den Vorwand, man suche nur für die Regierung Unterstützung.“

Dieser Satz wird erst dann verständlich, wenn man weiß, dass der zukünftige Prinzeps, selbst wenn er bereits vom Kaiser designiert war, bei den Prätorianern „erkauft“ werden musste. Der obige Satz besagt also: Agrippina begann sofort, nachdem sie Kaiserin geworden war, die

<sup>65</sup> >Annalen<, XII, 7.

Staatssfinanzen zu sanieren, d. h. die Ausgaben zu beschränken, alte Schulden zu tilgen, ja sogar Geld für die Thronerkaufung ihres Sohnes zu sparen. Welch eine Frau und Mutter! Agrippina dachte nicht zuerst an sich selber, an ein luxuriöses Leben, sondern nur an ein einziges Ziel, ihrem Sohn Nero den Weg zum zukünftigen Herrscher des Römischen Reiches zu ebnet.

Auf der Suche nach Kreditgebern kam Kaiserin Agrippina möglicherweise auch mit dem Bruder des Philosophen Annaeus Seneca, namens Annaeus Mela, in Kontakt. Auch der Bruder dürfte sich dafür eingesetzt haben, dass der Philosoph aus der Verbannung nach Rom zurückkehren durfte. Agrippina war damit einverstanden. Sie fand offensichtlich so großes Gefallen an dem stoischen Philosoph, dass sie ihn bald nach seiner Rückkehr zum Erzieher ihres Sohnes ernannte. Seit ungefähr Mitte des Jahres 49 u. Zr. befand sich Seneca wieder in Rom und avancierte bald darauf zum Prinzenzieher, ja sogar zum Staatsphilosoph.

Als Nero zum Kaiser proklamiert wurde, versprach er jedem Prätorianer 15.000 Sesterzen. Claudius war der erste Caesar, der sich die Treue seiner Prätorianer mit Geld erkaufte. Die gesamte Summe belief sich, nach Schätzung von Gérard Walter, auf 180 Millionen Sesterzen. Diese Summe konnte gewiss nicht ohne Beihilfe der Kapitalisten, der sogenannten „Geldverleiher“, aufgebracht werden. Für Annaeus Mela, Senecas Bruder, war es daher wichtig, dass er in den richtigen zukünftigen Kaiser sein Kapital investierte. Ein häufiger Thronwechsel war für die römischen Großkapitalisten uninteressant; davon hätten nur die Prätorianer profitiert, die „Geldverleiher“ und der römische Staat aber wären ruiniert worden.

Bereits zu Lebzeiten seines Stiefvaters Crispus Passienus dürfte Lucius Domitius, der zukünftige Kaiser Nero, eine gute Bildung und vor allem eine bestmögliche Rhetorikusbildung zuteil worden sein. Nach dessen Tod erhielt er einen Erzieher namens Anicetus. Seit dem Jahr 49 war Annaeus Seneca verantwortlich für die Erziehung des Thronanwärters. Seit dem zehnten Lebensjahr wurde das Letzte an Leistungskraft von dem Jungen abverlangt.

Hermann Schiller schrieb Seite 68: „Schon die Zurückberufung aus dem Exil musste Seneca der Kaiserin verpflichten; seine Erhebung zur Prätur steigerte seine Ergebenheit [...] Bot so Senecas Ernennung Agrippina die nötigen Garantien für seine Treue und Anhänglichkeit, so hatte sie doch noch eine weitere Errungenschaft damit gemacht, indem sie die eigene Popularität und die ihres Sohnes durch die vom Publikum freudig begrüßte Maßregel erhöhte. Es kann unter diesen Umständen kaum befremden, dass der Stadtklatsch von einem unerlaubten Verhältnis zwischen der Kaiserin und Seneca zu erzählen wusste [...] Auch hinsichtlich der Erziehungsgrundsätze musste er zu bestimmten Ansichten zu gelangen suchen, und es ist kein Zweifel, dass er dieselben in der Schrift >Über den Zorn< niedergelegt hat ...“

Am 25. Februar des Jahres 50 u. Zr. wurde Lucius Domitius Ahenobarbus unter dem neuen Namen Nero Claudius Caesar Drusus Germanicus in die Claudische Gens adoptiert.<sup>66</sup> Schiller konstatiert: „Indem Nero in die Familie des Claudius aufgenommen war und damit in gleiche Rechte mit Britannicus, dem leiblichen Sohne des Kaisers eintrat, stand er [Nero] der Nachfolge näher als jener, da er älter war [...] Dass man im Reiche diesen Fall bereits wie eine Tatsache betrachtete, zeigen eine Reihe von gleichzeitigen Denkmälern.“

---

<sup>66</sup> „Das Wort >Nero< (Nerio), mag es nun (im Nominativ) Nerio heißen oder Nerienes, ist von Hause aus ein sabinisches Wort und man bezeichnet damit Tapferkeit, Beherztheit und Ausdauer. Daher wurde unter den Claudiern, die, wie wir wissen, von den Sabinern abstammen, jeder der sich durch Tapferkeit auszeichnete und hervortat, Nero genannt. Allein die Sabiner scheinen diesen Ausdruck von den Griechen entlehnt zu haben, die die Bänder und Befestigungsmittel der Gliedmaßen (Sehnen) so nennen, woher auch wieder der lateinische Ausdruck >nervi< stammt. Vgl. Suet. Tib. Nero 1. Nero, Familienname des claudischen Geschlechts. [...] Nun darf ich endlich aber auch noch diese letzte Bemerkung nicht mit Stillschweigen übergehen, sei sie, wie sie sei, die ich in dem >Denkbuch< des Servius Claudius geschrieben fand, dass der Ausdruck >Nerio< gleichsam gesagt sei für Ne-irio, das hieße also >ohne Zorn< und >mit Versöhnlichkeit<, so dass wir Mars unter diesem Namen anflehen wollen, uns sanft, mild und friedlich zu begegnen.“ (Quelle: Aulus Gellius:>Attische Nächte<, XIII. Buch 23. Cap. § 4-19.)

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 27:

*„Tacitus berichtet, dass in diesem Jahr [im Jahr 54 u. Zr.] Kaiser Claudius von einer Krankheit befallen wurde und er nach Sinuesa reiste, um „seinen Kräften durch die Milde des Himmels und die Heilsamkeit der Bäder wieder aufzuhelfen“.*

*In den letzten Jahren stand es um seine Gesundheit allgemein sehr schlecht. Die vorgezogene Volljährigkeitserklärung Neros ist daraus zu ersehen. Agrippina benutzte die Situation, um den Thronfolger in der öffentlichen Meinung noch ein weiteres Stückchen zu heben. Nero versprach dem Volk der Stadt Rom ein Pferderennen, falls Claudius gesunden würde. Ob der Kaiser tatsächlich gesundete oder ob man bei den ersten Anzeichen einer Besserung bereits das Gelöbnis als erfüllt ansah, jedenfalls wurde das Pferderennen auf glanzvolle Weise abgehalten.*

*Wohl im letzten Augenblick, als das Ableben des Claudius Caesar nur noch eine Frage der Zeit war, hielt die Mutter der früheren Kaiserin Messalina, namens Domitia Lepida, ihre Stunde für gekommen, um das Letzte für ihren Enkel Britannicus zu wagen. Sie verleumdete die Kaiserin Agrippina, um sie und ihren Sohn Nero aus der Gunst des Kaisers zu verdrängen und zu stürzen. Ich halte es jedoch für sehr unwahrscheinlich, dass Domitia sich ausgerechnet mit dem Mörder ihrer Tochter Messalina, dem Freigelassenen Narcissus, verbündet haben könnte. Vielmehr muss es ein Alleingang Domitias gewesen sein. Der Versuch misslang. Dieses mehr als aussichtslose Unternehmen, Neros Nachfolge war nach menschlichem Ermessen so gut wie sicher, bezahlte Domitia natürlicherweise mit ihrem Leben. Von ihrem Familienoberhaupt, Kaiser Claudius, wurde sie der Zauberei angeklagt und zum Tode verurteilt. Claudius hatte sich auch in diesem Intrigenstück wieder einmal eindeutig für den designierten Nachfolger, den Sohn der Agrippina, entschieden. Narcissus war Claudius' Beschützer, der über das Leben des Kaisers wachte, bis er eines natürlichen Todes gestorben wäre.*

*Am 12. Oktober wurde das Fest zu Ehren des Kaisers Augustus, die sogenannten Augustalien, gefeiert. Claudius vergaß den Rat seiner Ärzte, nicht übermäßig viel zu essen und vor allem nicht zu viel Wein zu trinken. Bei den vielen köstlichen Speisen und auserlesenen kulinarischen Spezialitäten konnte er nicht widerstehen. Er aß und aß, probierte dieses und jenes, natürlich mehr als ihm gut tat. Beim Trinken konnte er sich noch nie beherrschen. Am späten Nachmittag oder am Abend des 12. Oktober brach Claudius im Vollrausch zusammen. Er erbrach zwar die köstlichen Speisen und den vielen Wein und erleichterte dadurch seinen Magen, aber es war zu spät. Alle lebenswichtigen Organe seines Körpers waren verbraucht.*

*Die antiken Historiographen unterstellten, wie könnte es auch anders sein, er sei von Kaiserin Agrippina mit Pilzen vergiftet worden, weil er an seinem letzten Lebenstag Pilze aß. Was kein antiker und kein neuzeitlicher Historiker anscheinend wusste, ist die Tatsache, dass manche Pilze, zum Beispiel Tintlinge, mit viel Alkohol genossen giftig, ohne Alkohol gegessen aber ohne weiteres genießbar sind. Kaiser Claudius könnte sich daher auch unbewusst selber vergiftet haben.*

*Es gab keinerlei Motivation für Kaiserin Agrippina, solch eine riskante und gefährliche Tat wie einen Giftmord zu planen oder gar zu begehen. Die geradezu suggestiven Ausführungen der antiken Autoren, bzw. der späteren Propagandisten, Claudius hätte sich in den letzten Wochen seines Lebens noch anders besonnen und wollte seinem leiblichen Sohn Britannicus die Thronfolge sichern, ist unlogisch. Dann hätte er erst gar nicht Agrippina zu heiraten und deren Sohn, Lucius Domitius, zu adoptieren brauchen. Es bleibt dabei: Britannicus war Epileptiker und geistig unfähig, die Herrschaft über das römische Reich zu übernehmen.*

*Kaiserin Agrippina teilte dem Senat und den Priesterkollegien den bedenklichen Zustand des Kaisers mit. Konsuln und Priester sprachen den Göttern wiederum Gelübde aus für die Genesung des Claudius. Diesmal war die Parze Clotho unerbittlich, sie zerriss seinen Lebensfaden.*

*Tacitus machte der Kaiserin Agrippina zum Vorwurf, Claudius wäre bereits tot gewesen, jedoch die Priester hätten den Göttern immer noch Gelübde für seine Genesung gesprochen, ja*

die Feierlichkeiten wären nicht einmal unterbrochen worden, so dass sogar noch Tänzer vor der Leiche des Kaisers aufgetreten wären. Wenn es wirklich so gewesen wäre, die antiken Historiker haben, was die Todesstunde betrifft, wieder einmal widersprüchliche Berichte geliefert, so dann nur aus dem einen Grund, um Tumulte unter der Bevölkerung zu vermeiden, was mit Sicherheit zu Plünderung, Raub und Mord geführt hätte.

Am 13. Oktober, am Tag nach dem Fest der Augustalien, öffneten sich gegen Mittag die Türen des Palastes. Von Burrus, dem Präfekt der Prätorianer, begleitet, trat Nero zu der wachhabenden Kohorte hinaus. Burrus hielt eine kurze Ansprache an die Prätorianer. Er teilte ihnen mit, dass Kaiser Claudius eines natürlichen Todes gestorben sei. Vor ihnen stünde der designierte Nachfolger, von Claudius selber zum Thronerben auserwählt: Nero, der Sohn der Kaiserin Agrippina.

Die Palastwache jubelte dem jugendlichen, erst sechzehn Jahre und neun Monate jungen Nero Caesar zu. Anschließend begab er sich in einer Sänfte zur Kaserne der Prätorianer, die außerhalb der Stadtmauer Roms lag. Auch hier wurde Nero jubelnd empfangen und zum neuen Kaiser ausgerufen, nachdem er versprochen hatte, jedem Prätorianer ein Geldgeschenk von 15.000 Sesterzen zu machen.

Am Nachmittag begab sich Nero auch in den Senat. Kaiserin Agrippina befand sich derweilen bei den Kindern des Claudius im Palast. Sie umarmte sie immer wieder tröstend und versicherte ihnen, dass sie nichts zu fürchten hätten. Bemerkenswert ist, dass außer den beiden Kindern der Messalina, Britannicus und Octavia, auch die Tochter der Paetina, namens Antonia, von Tacitus erwähnt wird.<sup>67</sup>

Erst am Abend kehrte der frischgekürte Nero Caesar aus dem Senat in den Palast zurück, nachdem er, laut Sueton, „von all den ungeheuren Ehren, mit denen er überhäuft wurde, nur den Titel >Vater des Vaterlandes< seines jugendlichen Alters wegen abgelehnt hatte“.

Spät am Abend trat ein Offizier der wachhabenden Prätorianerkohorte in den Palast, um von Nero Caesar das Losungswort für die Nachtwache zu erbitten. Nero antwortete: „Optima mater“, zu deutsch: „Die beste Mutter“.

Agrippina stand am Ziel all ihrer Hoffnungen und Wünsche: Ihr einziger Sohn Lucius Domitius Ahenobarbus, alias Nero, war Kaiser des römischen Reiches.

Die Totenfeier für Claudius wurde mit großem Pomp in Rom begangen. Nero Caesar hielt selber die Totenrede für seinen verstorbenen Adoptivvater.“

## Unter dem Prinzipat des Nero

Wenn Kaiser Nero gar nicht seinen Stiefbruder Britannicus vergiften ließ, wenn er nicht seine Mutter, Kaiserin Agrippina, umbringen ließ, wenn er nicht seine Ehefrau Octavia und seinen Staatsphilosoph Seneca ermorden ließ und all die anderen angeblichen Greuelthaten gar nicht wahr sind: Warum wurde Nero derartig verteufelt? - Auf diese Frage kann es nur eine logische Antwort geben: Es muss irgend etwas vorgefallen sein, das für die herrschende Elite in Rom, die senatorischen Oligarchen und die Militärs, derartig unvorstellbar abscheulich erschien, dass sie keine andere Lösung für dieses Problem sahen, als die Biographie Kaiser Neros zu verfälschen, um das Unvorstellbare, das noch nie Dagewesene dem Volk und dem römischen Militärwesen verschweigen zu können: Die Flucht eines römischen Kaisers vor dem Prinzipat und vor allem vor der römischen Gesellschaft!

<sup>67</sup> >Annalen<, XII, 68: „Auch Antonia und Octavia, seine [Neros] Schwestern hielt sie [Kaiserin Agrippina] zurück.“ Tacitus erwähnt ausdrücklich eine **Schwester Neros** namens Octavia, demnach die Tochter der Messalina. Jedem Fälscher unterlaufen Fehler, dies könnte durchaus ein faux pas sein.

Der Stoiker Seneca brachte es auf den Punkt. In dem Werk >Über die Muße< schrieb er im Kapitel III, 2: „Die Umstände [warum man sich von einem Staatswesen zurückziehen darf] können sein: Wenn ein Staat [wie der römische] zu verdorben ist, als dass ihm aufgeholfen werden könnte; und haben sich die schlechten Elemente darin [an die Macht] empor gedrängt, so wird der Weise sich nicht in vergeblichen Bemühungen anstrengen. Er wird sich nicht aufopfern, wo er nichts nützen kann ...“

Und im Kapitel VIII, 3 kommt er noch einmal darauf zurück: „Was liegt nun aber daran, auf welche Art der Weise zur Muße kommt: Deswegen, weil kein Staatswesen für ihn oder weil er für das Staatswesen nicht da ist? Wenn aber der Staat [wir würden heute sagen: der Rechtsstaat] in jeder Hinsicht nicht für ihn vorhanden ist, es wird aber immer nicht für ihn vorhanden sein, wenn wir in unseren Forderungen schwer zu befriedigen sind, so frage ich, mit welchem Staat sich der Weise einlassen werde?“

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hat Kaiser Nero die Werke seines stoischen Staatsphilosophen gelesen. Der Einfluss Senecas, nicht nur auf die politischen, sondern auch auf die privaten Entscheidungen Neros, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Hier die wichtigsten Indizien für das Unvorstellbare:

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 83:

### Indizien für meine These, dass Kaiser Nero freiwillig dem Prinzipat entsagte

Im Frühsommer des Jahres 66 u. Zr. schloss Kaiser Nero einen Friedens-, ja möglicherweise sogar einen Freundschaftsvertrag mit Tiridates, dem König von Armenien, wahrscheinlich auch mit dessen Bruder, dem Partherkönig. Nero erhielt möglicherweise sogar eine Einladung des Partherkönigs zu einem Gegenbesuch.

Die Griechenlandreise, die über eineinhalb Jahre dauerte, könnte der Anlass zu einem grundlegenden Sinneswandel Neros gewesen sein. Er erkannte so deutlich wie nie zuvor, dass sein Lebensinhalt nicht mehr mit seiner Pflicht als Herrscher des römischen Reiches vereinbar war. Noch deutlicher gesagt: Nero ekelte die Prinzipats-Herrschaft an. Aus künstlerischen und philosophischen Gründen, der Einfluss des Stoikers Annaeus Seneca kann meiner Überzeugung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, sah Nero keinen Sinn mehr in seinem Tun und Handeln als römischer Kaiser.

Neros Äußerung, „die Kunst wird uns ernähren“, ist ein sehr starkes Indiz dafür, dass er sich insgeheim mit dem Gedanken beschäftigte, der Herrschaft zu entsagen.<sup>68</sup>

Cassius Dio berichtet, Nero habe den Plan gehegt, nach Alexandria zu reisen. Er machte die Andeutung: „Selbst wenn wir aus unserem kaiserlichen Amt verjagt werden, wird uns dies bescheidene Talent [das Kitharaspield] dort durchhelfen“. Cassius Dio bemerkt dazu<sup>69</sup>: „So weit hatte ihn [Nero] der Verstand verlassen, dass er tatsächlich auf den Gedanken kam, ohne weiteres als Privatmann und dazu noch als Kitharöde leben zu können.“

Nero hatte alles verloren, was ihn in die moralische Pflicht genommen haben könnte, die Mühe und das persönliche Opfer seines Prinzipats noch länger zu tragen: Seine Mutter Agrippina war tot, sie starb während eines Schiffbruchs, L. Annaeus Seneca, Kaiser Neros Staatsphilosoph,

<sup>68</sup> Sueton, >Nero<, 40.

<sup>69</sup> Cassius Dio, >Xiphilinos<, 184, 23-28.

wurde während der Pisonischen Verschwörung von Militärs ermordet, seine Ehefrau Poppaea Sabina war an den Pocken gestorben und leibliche Kinder waren ihm nicht vergönnt gewesen, das heißt sie starben im Säuglingsalter.

Sueton berichtet von Neros angeblichen Vorbereitungen zu einem Feldzug. Diese Vorbereitungen waren höchstwahrscheinlich keine Angriffs-, sondern vielmehr Rückzugsvorbereitungen. Die offizielle Version war, zwecks Tarnung, Nero wolle gegen Galba in den Krieg ziehen. Sueton berichtet<sup>70</sup>, dass Neros „*erste Sorge der Auswahl der Wagen galt, mit denen seine Bühnenapparatur, bzw. seine Musikinstrumente befördert werden sollten.*“

Kaiser Nero setzte die Konsulen vor der Zeit ab und bemächtigte sich auch ihrer Machtsphäre.<sup>71</sup>

Tigellinus, den Präfekt und Chef des Geheimdienstes des Römischen Reiches, schickte Kaiser Nero auf Genesungsurlaub, da er seit einiger Zeit kränkelte. Tigellinus lebte noch im Jahre 69 und suchte in den Heilbädern von Sinuessa, im Raum Neapel, Heilung von seinen Leiden zu finden.<sup>72</sup>

Nero erließ eine Notsteuer, richtiger eine Kriegsteuer. Leute, die Privat- oder Miethäuser besaßen, mussten eine Jahresmiete an die kaiserliche Kasse abliefern. Dabei zeigte Nero sich, nach Sueton, „*von einer ungeheuren Peinlichkeit und Härte*“ und nahm nur neue Geldstücke aus „*feinstem Silber und reinstem Gold*“ an.<sup>73</sup> Offensichtlich versorgte sich Kaiser Nero auf diese Weise mit dem notwendigen „Reisegeld“ für seine Flucht.

Die Erhöhung des Getreidepreises hätte jedoch Neros Fluchtabsicht, durch die Gefahr eines Volksaufstandes, vereiteln können. Die Erhöhung der Preise und die Verknappung der Lebensmittel fällt daher erst in die Zeit *nach* seiner Flucht, als der Bürgerkrieg ausbrach.

Einer seiner letzten öffentlichen Auftritte war, „prunkvoll“ das vollendete und ausgeschmückte Heiligtum - d.h. den Tempel - der vergöttlichten Poppaea Sabina einzuweihen. Eine Inschrift am Eingang des Tempels verkündete:

*Der vergöttlichten Sabina, der Venus, haben es die Frauen errichtet.*

Wie genial und kaltblütig Kaiser Nero seine Flucht plante und ausführte, und welche Täuschungsmanöver er sich ausdachte, um den Senat zu überlisten, davon berichtet Cassius Dio folgendes: „*Eines Nachts ließ er [Nero Caesar] plötzlich die angesehensten Senatoren und Ritter zu sich kommen, so als wolle er ihnen eine wichtige Mitteilung über die augenblickliche [politische und militärische] Lage machen, und dann sagte er zu ihnen, ich [Cassius Dio] zitiere wörtlich: ‚Ich habe eine Möglichkeit gefunden, dass die Wasserorgel lauter und musikalischer klingt.‘ Zu derartigen Späßen war er [Nero] selbst in der damaligen Krise noch aufgelegt.*“<sup>74</sup>

Offensichtlich erlaubte sich Kaiser Nero den Spaß, einige Senatoren und Ritter, die möglicherweise in Opposition zu ihm standen, nachts aus dem Bett zu rufen, ihnen einen gehörigen Schrecken einzujagen und sie noch ein letztes Mal zu zwingen, seinem Orgelspiel zuzuhören.

Jawohl, Nero Caesar war kein dekadenter Weichling, sondern, ganz im Gegenteil, ein kühler

<sup>70</sup> Sueton, >Nero<, 44.

<sup>71</sup> Sueton, >Nero<, 43.

<sup>72</sup> Tacitus, >Historien<, I, 72.

<sup>73</sup> Sueton, >Nero<, 44.

<sup>74</sup> Cassius Dio, Exc. Val. 257, Xiphilinos 184, 8-23 R.St.

und klardenkender Kopf, ein Mann, mit dem man „Pferde stehlen“ konnte.

Längst schon lagen mehrere Schiffe irgendwo an der langen Küste Italiens für Nero bereit, die nur noch auf seine Ankunft warteten, um in See zu stechen. Tacitus berichtet, auf Befehl Neros sei die germanische Leibwache nach Alexandria verschifft worden.<sup>75</sup> Auf einem unauffälligen Frachtschiff, im Geleit der römischen Kriegsflotte, befand sich - der fliehende Kaiser Nero.

Neros Flucht aus Rom war ein meisterhaftes und generalstabsmäßig vorbereitetes Absetzungsmanöver, das jedoch nicht ohne ein Opfer, ein Menschenleben, gelingen konnte. Spätestens seit der Pisonischen Verschwörung könnte es Nero Caesar für nützlich und lebensrettend erachtet haben, sich einen Doppelgänger zuzulegen. Irgendein armer junger Sklave, der dem Kaiser in rotblonder Haarfarbe, in Größe, ja sogar im Gesicht sehr ähnlich sah, er musste ein vorspringendes, ein sogenanntes „energisches“ Kinn besessen haben, fiel plötzlich das unverhoffte Glück zu, in die Schar der Hausbediensteten des Kaisers aufgenommen zu werden. Möglicherweise wurde ihm sogar von Tigellinus, dem Polizeipräfekt, ganz offen die Rolle eines Doppelgängers angeboten. Über die Gefahr, in die er sich dadurch begab, war sich der junge Mann allerdings anfangs kaum oder nur wenig bewusst.

Damit der echte Nero von der Kaiserbühne, ja sogar gänzlich von der Bühne der Welt abtreten konnte, um ein relativ gefahrloses Leben unter einem bürgerlichen Incognito führen zu können, musste der falsche Nero, der Doppelgänger, sterben.

Nero Caesar entkam in einer Sänfte oder z. B. als ein einfacher Prätorianer verkleidet im Schutz der Nacht und in Begleitung einiger Getreuer unbemerkt aus der Stadt Rom. Er ritt im Eiltempo an die Küste, wo seine Schiffe zur Flucht bereitstanden.

Wohl erst in der darauf folgenden Nacht begann das Drama des Doppelgängers. Vier Freunde Neros, der Freigelassene Phaon, der junge Sporus Sabinus, der Freigelassene und Minister für Bittschriften Epaphroditus und möglicherweise noch - nach Schiller - der Freigelassene Neophytus, nahmen den Doppelgänger in ihre Mitte und ritten mit ihm bis zum Landhaus des Phaon, das ungefähr fünf Kilometer von Rom entfernt zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana stand.

Sueton berichtet<sup>76</sup>, dass der angebliche Nero *barfuß und nur in eine Tunika gekleidet* gewesen wäre. Dem Doppelgänger wurden absichtlich die Schuhe ausgezogen, damit er nicht noch im letzten Augenblick - in Todesangst - davonrennen und die Flucht Nero Caesars verraten konnte.

Nachdem der Kaiser ein oder zwei Tage nicht mehr gesehen worden war, begab sich eine Abordnung von Senatoren zum Palatin. Keiner wusste, wo sich der Kaiser aufhielt. Diener der Senatoren durchstreiften die Stadt und durchsuchten jedes Haus nach dem Kaiser, jedoch vergebens. Derweilen debattierten die „patres conscripti“ heftig im Senat, was dies zu bedeuten habe.

Schließlich wurde von irgendjemandem das Gerücht in die Welt gesetzt, natürlich ganz nach Plan, Kaiser Nero befände sich auf dem Landgut des Phaon. Eine Kohorte Prätorianer wurde abgeschickt, um das Gerücht zu überprüfen.

Beim Nahen der Prätorianer stieß Epaphroditus dem Doppelgänger Neros einen Dolch durch die Kehle. Er war, nach Sueton<sup>77</sup>, bereits halbtot als ein Offizier hereintrat. Der angebliche Nero Caesar lag in einer Blutlache in den letzten Todeszuckungen. Mit einem Messerstich durch die Kehle konnte der Doppelgänger die Flucht Kaiser Neros auch nicht mehr im allerletzten

<sup>75</sup> Tacitus, >Historien<, I, 31.

<sup>76</sup> Sueton, >Nero<, 48.

<sup>77</sup> Sueton, >Nero<, 49.

Augenblick verraten.<sup>78</sup>

Die Prätorianer, die ihrem Kaiser bis zu dieser Stunde die Treue hielten, standen zutiefst erschüttert vor der Leiche des angeblichen Nero Caesar. Der Freigelassene Phaon und der Minister für Bittschriften, Epaphroditus, erzählten dem Offizier der Prätorianer das Lügenmärchen, Nero Caesar habe aus Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit wegen der Aufstände in Gallien und Spanien Selbstmord verübt. Die Prätorianer brachten die angebliche Leiche des Kaisers nach Rom.

Bei der Nachricht vom angeblichen Selbstmord Nero Caesars glich Rom wieder einmal einem einzigen Irrenhaus. Die Nero-Anhänger brachen bei der Nachricht seines angeblichen Todes in weinende Verzweiflung aus. Die senatorische Opposition schickte ihre Klienten und Sklaven auf die Straße, um den Tod Neros zu feiern.

Icelus, ein Parteigänger und Spion Galbas, der nach Rom gekommen war, wohl um die politische Lage zu erkunden, war verhaftet worden und saß im Gefängnis. Nach dem angeblichen Tod Neros wurde er freigelassen. Zuerst vergewisserte er sich mit eigenen Augen, ob der Kaiser wirklich tot sei, dann erst kehrte er zu Galba nach Spanien zurück, um ihm die freudige Nachricht seines unverhofften Glücks zu überbringen. Verwundert hörte Galba vom angeblichen Selbstmord Nero Caesars und konnte es anfangs gar nicht glauben.

Der Polizeipräfekt Tigellinus, wie auch der Prätorianerpräfekt Nymphidius Sabinus konnten sich auch nach Neros Flucht noch einige Monate lang unangefochten in ihren Machtpositionen behaupten.

Der angebliche tote Kaiser Nero, in Wirklichkeit war es sein ermordeter Doppelgänger, wurde mit einem Kostenaufwand von zweihunderttausend Sesterzen beigesetzt. Die Leiche wurde in goldbestickte, weiße Kleider gehüllt, die der echte Kaiser noch kurz zuvor getragen hatte, und verbrannt, wie es römischer Bestattungsbrauch war. Die Asche bargen Neros Ammen Egloge und Alexandria und, man höre und staune, sogar seine frühere angebliche Geliebte, Claudia Acte, befand sich in Rom und beteiligte sich an der Bestattung des angeblichen Nero Caesar.

In der Begräbnisstätte der Domitier, die man in der Antike, nach Sueton, *„vom Marsfeld aus hoch oben auf dem Gartenhügel [Monte Pincio] liegen sah“*, wurde die Asche aufbewahrt. *„Darin steht ein Sarkophag aus Porphyrt, darüber ein Altar aus lunesischem Marmor, das Ganze eingefasst mit thasischem Stein“*.

Höchstwahrscheinlich wurde auf Betreiben einiger Nero-Getreuer die angebliche Leiche des Kaisers so schnell als möglich verbrannt. Jetzt konnte niemand mehr auf den Einfall kommen, den Toten genauer zu untersuchen.

Sueton berichtet, dass es nicht an Leuten fehlte, die noch lange Zeit Kaiser Neros vermeintliches Grab mit Frühlings- und Sommerblumen schmückten.

Es gab Neroanhänger, die *„Bildnisse von ihm mit der senatorischen Toga bekleidet bei der Rednertribüne aufstellten“*, ja sogar Edikte - Briefe - Neros herumzeigten, *„als ob er noch lebe und binnen kurzem zum Verderben seiner Gegner wiederkehren werde. Ja selbst Vologaesius, der Partherkönig, verwendete sich anlässlich einer Gesandtschaft an den Senat wegen einer Erneuerung des Bündnisses lebhaft dafür, das Andenken Neros zu pflegen“*.

Im Römischen Reich brach der Bürgerkrieg aus. Der Senat hatte Galba zum Nachfolger

---

<sup>78</sup> Der angeblich letzte Satz Kaiser Neros: „Welch ein Schauspieler stirbt mit mir“, ist daher wiederum „fumus“, denn mit einem Schnitt durch die Kehle kann man nicht mehr sprechen. Außerdem würde dieser Satz wiederum auf den Doppelgänger zutreffen, der seine Rolle als Kaiser ja nur „gespielt“ hatte.

Neros auf dem Cäsarethron bestimmt. Dies gefiel jedoch dem Prätorianerpräfekt Nymphidius Sabinus, dem natürlichen Sohn des Kaisers Caligula, gar nicht.

Nymphidius gab sich nur zum Schein als ein Galbaanhänger. In Wirklichkeit strebte er selber nach dem Thron. Er beteiligte sich an der Verfolgung von Nerogetreuen und als er schließlich glaubte, seine Machtposition sei stark genug, unternahm er den Versuch, die Prätorianer zum Putsch gegen Galba aufzuwiegeln. Um Mitternacht wollte er sich mit einigen Anhängern in die Kaserne der Prätorianer begeben.

Der Plan muss verraten worden sein. Der Kriegstribun Antonius Honoratius versammelte die Prätorianer bereits vor der Ankunft des Nymphidius Sabinus und hielt ihnen, nach Plutarch<sup>79</sup>, folgende Ansprache: Er schalt zuerst sich, Antonius Honoratius, selber und dann die Soldaten, weil sie innerhalb kurzer Zeit so oft die politische Stellung gewechselt hätten, von Nero zu Galba und von diesem jetzt wieder zu Nymphidius, und nicht nach einem wohlüberlegten Plan handeln würden, um sich für den Besseren zu entscheiden, sondern „weil ein Dämon sie von Verrat zu Verrat treibe“. Wörtlich berichtet Plutarch über die Rede des Antonius Honoratius: „Auch jenen [Kaiser Nero] hätten wir trotz solcher Verbrechen [der „fumus“ von Neros angeblichem Mutter- und Gattenmord könnte gemeint sein] nicht gewagt, im Stich zu lassen, sondern weil wir Nymphidius glaubten, dass er [Nero] zuerst uns im Stich gelassen habe und nach Ägypten geflohen sei“.

Ausdrücklich wird von Plutarch berichtet, Nymphidius Sabinus, der Prätorianerpräfekt, sei vom Tode Neros keineswegs überzeugt gewesen. Er beschuldigte den Kaiser, seine Prätorianer im Stich gelassen zu haben und nach Ägypten geflohen zu sein.

Auch Piso, der von Galba zu seinem Nachfolger auserwählt worden war, sprach zu den Prätorianern als die Herrschaft des Galba zu bröckeln begann (Tacitus, >Historien I, 30): „eure Treue, euer Ruf ist bis auf diesen Tag noch unverletzt geblieben; und auch Nero hat ja euch verlassen, nicht ihr den Nero.“

Die Vermutung einiger Historiker, der Senat hätte Kaiser Nero zum Staatsverbrecher ausgerufen und danach hätten die Prätorianer von ihm Abstand genommen, ist ein grandioser Irrtum. Die Prätorianer, wie auch die meisten Legionskommandanten standen in fester Treue zu ihrem Kaiser. Nie und nimmer hätten die Senatoren gewagt, öffentlich gegen den Kaiser zu intrigieren, denn das wäre ihnen schlecht bekommen.

Sueton berichtet<sup>80</sup>, Nero habe Tuscus, den Sohn einer seiner Ammen, in die Verbannung geschickt, weil er als Statthalter von Ägypten in den für den Besuch des Kaisers errichteten Bädern gebadet habe. Wäre Kaiser Nero nicht nach Alexandria gereist, hätte der Statthalter von Ägypten, Tuscus, so oft wie es ihm beliebt sich darin tummeln können. Möglicherweise badete er noch kurz vor der Ankunft Neros in den Bädern, die eigens für den Kaiser mit frischem, d.h. hygienisch sauberem Wasser gefüllt worden waren. Tuscus handelte demnach einem persönlichen Befehl Neros zuwider. Es mag nicht der einzige Grund gewesen sein, warum er seines Postens als Statthalter über Ägypten enthoben wurde.

Der Kriegstribun Antonius Honoratius rief die Prätorianer auf, Nymphidius für seinen Putschversuch zu bestrafen, um als Rächer Neros und als gute und getreue Wächter Galbas aufzutreten.

Als Nymphidius mit einigen Anhängern um Mitternacht die Kaserne betrat, war die Stimmung der Prätorianer bereits zu seinen Ungunsten umgeschlagen. Als das Tor hinter ihm zufiel, wurde er von Galbaanhängern ermordet.

---

<sup>79</sup> Plutarch, >Galba<, 14.

<sup>80</sup> Siehe Sueton, >Nero<, 35.

Galba griff hart durch. Ohne Gerichtsverhandlung ließ er Freunde des Nymphidius Sabinus umbringen. Plutarch berichtet, dass „*alle eine andere Form der Herrschaft*“ von Galba erwartet hätten, „*in dem sie sich wie gewöhnlich durch die am Anfang gemachten Versprechungen täuschen ließen. Noch mehr erbitterte sie der Befehl zur Hinrichtung eines ehemaligen Konsuls, der Nero treu geblieben war: Petronius Turpilianus.*“

Galba wurde ermordet, weil er sich weigerte, den Prätorianern beim Antritt seines Prinzipats ein Geldgeschenk zu machen, wie vor ihm Claudius und Nero. Otho, sein Nachfolger, gab sich nach einer verlorenen Schlacht selber den Tod, um Rom und das Reich nicht dem totalen Bürgerkrieg und damit dem Untergang zu weihen. Seine letzte Rede an die Getreuen enthielt einen konkreten Vorwurf gegen Nero. Nach Cassius Dio sprach Otho zu seinen Soldaten<sup>81</sup>: „*Was mich anlangt, will ich mich selbst befreien, auf dass alle auch aus der Tat erkennen: Ihr habt zum Kaiser einen solchen Mann auserwählt, der nicht euch [die Soldaten] aufgab, um sein eigenes Leben zu retten [wie Kaiser Nero], sondern sich [aufgab], damit ihr am Leben bleibt!*“

Als dritter Soldatenkaiser zog Vitellius in Rom ein. Vitellius wurde von Vespasians Bruder in Rom eingeschlossen, belagert und besiegt. Die Eroberung Roms im Jahre 69 u. Zr. richtete ebenfalls große Schäden in der Stadt an.

Tacitus berichtet in den >Historien<, II. 8, dass bereits unter der Herrschaft des Otho ein angeblicher Doppelgänger Neros aufgetreten sei: „*Um eben diese Zeit [ungefähr zu Anfang des Jahres 69 u. Zr.] gerieten Achaia [Griechenland] und Asien [...] durch die Nachricht in Schrecken, Nero komme an, da die Gerüchte über seinen Tod verschiedenartig waren ...*“

Nach Tacitus war es angeblich „*ein Sklave aus Pontus oder, wie andere berichtet haben, ein Freigelassener aus Italien, des Kitharspiels und Gesangs kundig, was neben seiner Ähnlichkeit im Aussehen ihm noch mehr Beglaubigung für seinen Betrug verschaffte, nachdem er Deserteure an sich gezogen, die er, da sie mittellos umherirrten, durch ungeheure Versprechungen bestochen hatte.*“

Cassius Dio berichtet<sup>82</sup>: „*Damals versetzte ein Mann, der sich wegen seiner Ähnlichkeit mit Nero als diesen ausgab, beinahe ganz Griechenland in Aufruhr; er bildete aus Verbrechern eine Truppe und zog damit gegen die Legionen in Syrien. Als er aber durch Kydnos kam, nahm ihn Calpurnius fest und ließ ihn hinrichten.*“

Aus diesen Berichten des Tacitus und Cassius Dio können wir schließen, dass Nero sich nach Griechenland wandte. Hier wurde es wohl zufällig als der frühere Kaiser Nero wiedererkannt. Es gelang ihm wohl nicht, sein Inkognito zu wahren. Danach musste sich Nero mit einer Schar von Bewaffneten umgeben, um sich vor einer Festnahme seitens des Römischen Heeres zu sichern. Er versuchte offensichtlich, sich durch Kleinasien und über den Euphrat nach Armenien oder ins Partherreich durchzuschlagen. Er wurde keineswegs von Calpurnius festgenommen und hingerichtet, dies beweist ein Abschnitt in den Sibyllinischen Büchern und Neros erneutes Auftreten etwa zwölf Jahre später.

Im sogenannten Sibyllinischen Orakel<sup>83</sup>, viertes Buch, steht:

„*Und dann wird ein mächtiger König [Nero Caesar] aus Italien fliehn unerwartet, / wie ein*

<sup>81</sup> Cassius Dio, Xiphilinos 191, 23 – 192, 18 R. St., Zonaras 11, 15, p. 46, 1 – 12 D.

<sup>82</sup> Cassius Dio, Ergänzungsbericht, Zonaras 11, 15, p. 45, 11 – 16 D.

<sup>83</sup> Die Sibyllinischen Bücher dürfen nicht mit dem sogenannten Sibyllinischen Orakel verwechselt werden, eine im 3. bis 6. Jahrhundert zusammengestellte Sammlung von vermeintlich prophetischen Schriften, die auf jüdische, christliche und heidnische Quellen zurückgehen.

*Entlaufender, fliehen, verschwunden, verschollen, über den Strom Euphrat, / Welcher einst Blutschuld schrecklichen Mordes an der Mutter vollbracht hat. / Und vieles andere [„fumus“ über Neros angebliche Verbrechen], der bösen Hand folgend. / Viele aber werden um den Thron Roms den Boden mit Blut besudeln, / Nachdem jener [Nero Caesar] entlaufen ist jenseits des parthischen Landes ... und auch wird der Flüchtling von Rom mit gehobenem Speere / Über den Euphrat kommen daher mit vielen tausend Genossen.“*

Und im fünften Buch lesen wir: *„Hellas, unglückliches Land, dich werden die Dichter beklagen / Wann von Italien her der große König des großen / Rom, der göttliche Mann, das Land des Isthmus betreten, / Den Zeus selber, sagt man, und die hehre Juno geboren; / Welcher melodischen Tons und mit süß duftenden Hymnen / Schmeichelt dem Volk; und viele hinwürgt samt der elenden Mutter. / Fliehen aus Babylon wird der gefürchtete, schändliche Herrscher, / Den jeder Sterbliche hasst und wer nur ein trefflicher Mann ist: / Denn viele schlachtet er hin, an den Mutterleib legt er die Hände, / [...] Auch nach Medien kommt er und zu den Fürsten der Perser, / Die zuerst er gesucht und welchen er Ruhm hat bereitet.“<sup>84</sup>*

Die Indizien, die auf Nero deuten, sind unverkennbar. Der „große König von Italien“, damit ist unzweifelhaft Nero Caesar gemeint. Der „fumus“ von Neros angeblichen Verbrechen wurde, wegen seiner Flucht aus Rom, zu einer regelrechten staatlichen Hetzpropaganda gegen ihn verwendet. Und die vielen, die um den Thron Roms den Boden mit Blut besudelt haben, damit sind die Soldatenkaiser Galba, Otho, Vitellius und Vespasian gemeint. Über den Euphrat hinaus bis nach Medien zu den Fürsten der Perser floh er. Wir können konstatieren, dass Neros Flucht vor dem Prinzipat auch den Verfassern der Sibyllinischen Orakel bekannt war.

Bei Cassius Dio, Epitome des Buches 66, finden wir den Hinweis, dass ungefähr elf oder zwölf Jahre später, unter der Regierung des Titus (79 - 81 u. Zr.), erneut ein - angeblich falscher - Nero auftrat, mit Namen Terentius Maximus, der Nero äußerlich wie auch in der Stimme geglichen habe. Er suchte möglicherweise jetzt erst Zuflucht bei dem Partherkönig. *„Dieser [der Partherkönig Artabanos] gewährte aus Groll gegen Titus dem Mann [dem früheren Kaiser Nero] nicht nur einen freundlichen Empfang, sondern traf auch [militärische?] Vorbereitungen, ihn nach Rom zurückzubringen.“*

In dem sogenannten Ergänzungsbericht zu Cassius Dio (Quelle: Joann. Antioch. fr. 104 (Muell.)) steht es noch deutlicher:

*„Unter der Regierung des Titus [...] gab sich ein Mann als Nero aus und behauptete, er sei einst den gegen ihn ausgesandten Soldaten entgangen und habe bisher irgendwo im Verborgenen gelebt. Tatsächlich vermochte er durch diese Angaben viele Leute aus Asia Minor als Anhänger zu gewinnen, und während er nun zum Euphrat hin weiter zog, vermehrte er noch sein Gefolge um eine weit größere Zahl. Schließlich nahm der Mann Zuflucht bei den Parthern und erklärte, sie schuldeten ihm wegen der Überlassung Armeniens eine gewisse Entschädigung ...“*

Über zwölf Jahre nach Neros gelungener Absetzung aus Rom hören wir also erneut von ihm, im Zusammenhang mit der Regierungszeit des Kaisers Titus. Es wird berichtet, dass er bei den Parthern Schutz und Asyl fand.

Cassius Dio berichtet von Kaiser Domitian, er habe Epaphroditus, Neros Freigelassenen und ehemaligen Minister für Bittschriften, unter dem Vorwand ermorden lassen, weil er Kaiser Nero „nicht geholfen“, das heißt nicht vom Selbstmord abgehalten habe. Wir wissen jedoch, dass Epaphroditus mit noch drei anderen Getreuen seinem Kaiser sogar *aktiv zur Flucht verhalf*, indem ein Doppelgänger Neros ermordet und dieser als der tote Kaiser ausgegeben wurde. Mehr als

<sup>84</sup> J. H. Friedlieb (Hrsg.), >Die Sibyllinischen Weissagungen – vollständig gesammelt, nach neuer Handschriften-Vergleichung, mit kritischem Commentare und metrischer deutscher Übersetzung<, Leipzig 1852.

dreißig Jahre nach der Flucht Neros musste der Freigelassene Epaphroditus noch eines gewaltsamen Todes sterben, da Kaiser Domitian sich möglicherweise vor einer Neronischen Opposition fürchtete. Offensichtlich wollte Kaiser Domitian Epaphroditus bestrafen, weil er dem ehemaligen Kaiser und jetzigen Staatsverbrecher Nero zur Flucht verhalf.

Bemerkenswert ist außerdem, dass Flavius Josephus sein Werk >Jüdische Altertümer< dem Epaphroditus, Neros Freigelassenen und ehemaligen Minister für Bittschriften, gewidmet hatte.

Ein unabhängiger Berichterstatter ist der Philosoph Dion von Prusa, genannt Chrysostomos. Er berichtet in der 21. Rede, Absatz 10, über Kaiser Nero: „Die Sache [gemeint ist der Tod Neros] ist nämlich bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt; denn was die einen angeht, so hätte ihn [Kaiser Nero] nichts daran gehindert, in Ewigkeit fortzuregieren; noch heute wünschen sich viele, dass Kaiser Nero am Leben wäre; viele glauben sogar daran [dass er noch am Leben sei].“

In den Oden des Martial mit Titel >Liber de spectaculis< wird der frühere Kaiser Nero als „Untreuer“ oder „Abtrünniger“ und als ein „Verräter“ bezeichnet; und dann heißt es sogar noch deutlicher: „Der Verräter [Nero] lebt als Flüchtiger von der ausonischen Hauptstadt [Rom] in der Verbannung.“ Einen Selbstmörder bezeichnet man wohl kaum als einen Untreuen, Abtrünnigen oder Verräter; auf einen Fahnenflüchtigen trifft dies sehr wohl zu.

### *Liber de Spectaculis 2*

*Hic ubi sidereus propius uidet astra colossus  
et crescunt media pegmata celsa uia,  
inuidiosa feri radiabant atria regis  
unaque iam tota stabat in urbe domus;  
hic ubi conspicui uenerabilis Amphitheatri  
erigitur moles, stagna Neronis erant;  
hic ubi miramur uelocia munera thermas,  
abstulerat miseris tecta superbus ager;  
Claudia diffusas ubi porticus explicat umbras,  
ultima pars aulae deficientis erat.  
Reddita Roma sibi est et sunt te preside, Caesar,  
deliciae populi, quae fuerant domini.*

#### *Übersetzung:*

*Hier, wo der glänzende Koloss [des Nero] die Sterne recht nahe  
betrachtet  
und mitten auf dem Weg sich die hohen Gerüste erheben,  
strahlten die verhassten Hallen des grausamen Herrschers [Nero],  
und in der gesamten Stadt stand nur ein einziges Haus;  
hier, wo der verehrungswrdige Bau des eindrucksvollen Amphitheaters  
sich erhebt,  
waren die Teiche Neros;  
hier, wo wir die Thermen als großzügige Gaben bewundern,  
hatte ein stolzes Feld den Armen Wohnungen gebracht;  
wo die claudische Säulenhalle ausgedehnte Schatten entfaltet,  
war der äußerste Teil des Palastes des Untreuen [oder Abtrünnigen]  
[Nero].  
Rom ist sich selbst zurückgegeben worden; und unter deiner Herrschaft,*

Cäsar [Titus],  
ist das Vergnügen des Volkes, was zuvor das des [früheren] Herrschers  
[Nero] gewesen war.

#### *Liber de Spectaculis 4*

*Turba grauis paci placidaeque inimica quieti,  
quae semper miseras sollicitabat opes,  
traducta est Getulis nec cepit harena nocentis:  
et delator habet quod dabat exilium.  
Exulat Ausonia profugus delator ab urbe:  
haec licet inpensis principis adnumeres.*

#### *Übersetzung:*

*Eine für den Frieden gefährliche und der friedlichen Ruhe  
feindliche Menge, die immer glücklose Reichtümer geplündert hat,  
ist hineingeführt worden, und die Arena bot den Schuldigen nicht  
genügend Raum:  
Und der Verräter [Kaiser Nero] bekommt die Verbannung, die er sonst  
verhängte.  
Der Verräter [Nero] lebt als Flüchtiger von der ausonischen Hauptstadt  
[Rom] in der Verbannung:  
Es steht dir frei, dass du dies den Kosten [Verdiensten] unseres Prinzeps  
[Kaiser Titus] zurechnest.*

Das Gerücht von Neros Flucht aus Rom und dass er „noch leben“ würde, hielt sich bis ins 11. christliche Jahrhundert.

Hermann Schiller schrieb in seiner Nero-Biographie, Seite 290: „Noch Augustin findet es für nötig, gegen die Ansicht, Nero sei nicht gestorben, zu protestieren; aber selbst noch am Ende des 11. Jahrhunderts unter Paschal II. beunruhigte sein [Neros] Geist die Umgebung des Monte Pincio [in Rom] und erst die kräftigsten Exorzismen und die Erbauung der Kirche S. Maria del Popolo konnten die abergläubischen Bewohner in ihrer Angst vor dem Schatten des heidnischen Kaisers beruhigen ...“

Die italienische Sage von einer Wiederkehr Kaiser Neros hat ein Pendant in der deutschen Sage von Kaiser Barbarossa, der „eines Tages wiederkommen werde, um sein geknechtetes Volk von den Peinigern zu befreien“.

Solche Hoffnung eines Volkes kann sich doch wohl nur auf gute und gerechte Herrscher gründen. Es ist ein weiteres sehr gewichtiges Indiz dafür, dass Neros Prinzipat die „beste Epoche war, die Rom je kannte“.

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 101:

### Zusammenstellung aller Indizien, die für eine Fälschung der Nero-Biographie sprechen<sup>85</sup>

1. Indiz: Britannicus, der Sohn des Kaisers Claudius, war ein Epileptiker. Die Folgen dieser Erkrankung waren bei dem Jungen deutlich sichtbar. Es stand bereits früh fest, dass er nicht fähig war, die Herrschaft über ein Weltreich nach dem Tod seines Vaters zu übernehmen. Aus diesem Grund heiratete Kaiser Claudius seine Nichte Agrippina, da sie einen gesunden Sohn besaß. Das ganze Lügengespinnt in den >Annalen< des Tacitus von den angeblichen Intrigen Agrippinas, um Kaiserin zu werden, ist pure Unterstellung und absurde Propaganda. Es war ein einmaliger Glücksfall für Agrippina, dass ihre Vorgängerin, Kaiserin Messalina, gegen ihren Ehemann Claudius putschte und sich dadurch selber ums Leben brachte.<sup>86</sup>

2. Indiz: Der nächste logische Schritt war die Adoption des Domitius Ahenobarbus, des Sohnes der Agrippina, durch Kaiser Claudius. Durch die Adoption stand Nero, da er älter war, der Thronfolge näher als sein Adoptivbruder Britannicus, der leibliche Sohn des Claudius. Die Adoption des Domitius war eine kaum mehr rückgängig zu machende und fast unwiderrufliche Entscheidung des Kaisers Claudius. Nicht Intrigen und sonstige Machenschaften der Agrippina führten zu dieser Entscheidung des Claudius, sondern einzig und allein die Tatsache, dass Britannicus geistig und körperlich unfähig war, den Prinzipat zu übernehmen, wegen seiner Epilepsie.

3. Indiz: Auf Münzen und mit den vom römischen Senat verliehenen Ehrentiteln wurde die Thronfolge Neros im Römischen Reich publik gemacht.

4. Indiz: Um die Familienbande zwischen Claudius und Agrippina zu stärken, wurde sogar eine Tochter des Kaisers Claudius mit dem Sohn der Agrippina verheiratet. Dies sollte das Kaiserhaus zu einer festen Familie aneinanderketten, den Kindern des Kaisers Claudius das Leben und größtmöglichen Wohlstand sichern und gleichzeitig wiederum die Thronfolge Neros stärken. Neros erste Ehefrau Octavia war höchstwahrscheinlich nicht die Tochter der Kaiserin Messalina, sondern eine Tochter der Urgulanilla Plautia, der ersten Ehefrau des späteren Kaisers Claudius. Octavia wurde keinesfalls von ihrem früheren Gemahl, Kaiser Nero, ermordet; nicht einmal aus Italien verbannt.

5. Indiz: Kaiser Claudius wurde keineswegs von Kaiserin Agrippina vergiftet. Im Gegenteil: Agrippina tat wohl alles in ihrer Macht stehende, damit Claudius noch möglichst lange leben würde, denn ihr Sohn Nero war noch fast zu jung, um die Herrschaft über ein Weltreich antreten zu können. Als Claudius schließlich starb, sein Gesundheitszustand war in den letzten Jahren sehr labil gewesen, regierte Kaiserin Agrippina zusammen mit ihrem sehr jungen Sohn Nero das Römische Reich.

6. Indiz: Kaiser Nero ließ keineswegs seinen Adoptivbruder Britannicus vergiften, wie uns die antiken römischen Propagandisten Tacitus, Sueton und Cassius Dio suggerieren wollen. Das sind wirklich völlig ungläubhafte Propagandalügen. Es gab keinen einzigen Grund, ihn ermorden

---

<sup>85</sup> Quelle: Lothar Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? – Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, 12. erweiterte Auflage, Homburg 2016.

<sup>86</sup> Lesen Sie dazu ausführlich mein Buch >Kaiserin Agrippina und Seneca – Die Rehabilitation<, II. Auflage, Homburg/Saar 2016.

zu lassen. Britannicus war völlig ungefährlich für den bereits inthronisierten Kaiser Nero, wegen seiner schweren Epilepsie.

7. Indiz: Die Nachfolge im Prinzipat wurde bei den Prätorianern sozusagen erkauft. Bereits Claudius versprach den Prätorianern ein Geldgeschenk, wenn sie ihn zum Prinzipats nominieren würden. Dies war auch bei Kaiser Nero der Fall. Die Propagandalüge, Kaiserin Agrippina hätte ihren eigenen Sohn Nero absetzen und den Rubellius Plautus zum Prinzipats erheben wollen, ist wiederum ein absurdes Ammenmärchen, das jeder geschichtlichen Realität entbehrt. Woher hätte Agrippina das Geld für eine weitere „Thronerkaufung“ innerhalb kurzer Zeit nehmen sollen?

8. Indiz: Wenn Kaiser Nero nicht Britannicus ermordete – ich frage, warum sollte er? – dann brauchte Kaiserin Agrippina auch nicht Angst vor einem Mordanschlag ihres Sohnes Nero zu haben.

9. Indiz: Der Tod der Kaiserin Agrippina stand in Zusammenhang mit einem tragischen Schiffsunglück. Die Propagandageschichte vom aufklappbaren Dreiruderer ist geradezu grotesk, so dass man sich wirklich wundern muss, dass solche haarsträubenden Ammenmärchen zweitausend Jahre lang geglaubt werden konnten.

10. Indiz: Im Zusammenhang mit der Untersuchung der Schiffskatastrophe kamen die Sicherheitskräfte möglicherweise einem Mordkomplott gegen Kaiser Nero auf die Spur.

11. Indiz: Ein makaberer Schauspiel entstand. Oppositionelle Senatoren geboten ihren Sklaven und Klienten, auf die Straßen von Rom zu gehen und den Tod der Kaiserinmutter zu bejubeln. Nero sah das Treiben mit Verwunderung, ja mit wachsender Verstimmung und mit Groll im Herzen an. Neros Verhältnis zum Senat war angespannt bis zerrüttet. Politische Grabenkämpfe entstanden, die sich in zwei großen Putschversuchen gegen Neros Prinzipat entluden.

12. Indiz: Erst vier Jahre nach dem Tod der Kaiserin Agrippina wagte es Nero, die Ehe mit Octavia, der Tochter des Kaisers Claudius, scheiden zu lassen. Höchstwahrscheinlich blieb die Ehe kinderlos. Ein Thronfolger war jedoch für den Bestand seines Prinzipats unbedingt erforderlich. Das Motiv für den angeblichen Muttermord entfällt daher.

13. Indiz: Im Verlauf der sogenannten Pisonischen Verschwörung ermordeten die Putschisten mehrere Nero-Getreue, um Kaiser Nero zu schaden. Die angeblichen Mordopfer Kaiser Neros, wie u. a. der stoische Philosoph Seneca und der Konsul Plautius Lateranus, waren in Wahrheit Mordopfer der Putschisten.

14. Indiz: Im Herbst des Jahres 65 wurde Rom und Italien von einer furchtbaren Epidemie heimgesucht. Über 30.000 Tote wurden nach Sueton, >Nero< 39, in die Rechnungsbücher der Libitina eingetragen. Nach Tacitus, Annalen, XVI 13, war „kein Geschlecht, kein Alter frei von Gefahr“ an der Seuche zu erkranken. „Sklaven wie Freigelassene“ und natürlich auch Senatoren starben an der Seuche. Was noch keinem Nero-Forscher bisher auffiel: Tacitus, Sueton und Cassius Dio nennen uns kein einziges prominentes Opfer der Seuche. Stattdessen konstruierten sie wiederum angebliche Mordopfer Neros, die aus nichtigen Gründen, d. h. aus angeblicher Mordlust des Kaisers ums Leben kamen.

15. Indiz: Die schwangere Kaiserin Poppaea starb zum Zeitpunkt der Pockenepidemie angeblich an einem Fußtritt in den Bauch. Poppaea war erneut schwanger und Kaiser Nero besaß die Hoffnung, endlich einen leiblichen Erben und Thronfolger zu erhalten. Und da soll er seiner

schwangeren Ehefrau in den Bauch getreten haben? Absurd! In Wahrheit starb Kaiserin Poppaea entweder an den Folgen ihrer Niederkunft oder an den Pocken.

16. Indiz: Tacitus verschwieg absichtlich die zweite Militärverschwörung, die sog. Vinicianische Verschwörung, um die beteiligten Militärs als angeblich unschuldige Mordopfer Kaiser Neros hinstellen zu können. Rubellius Plautus beteiligte sich an der Vinicianischen Verschwörung und wurde deswegen, nach geltendem Recht und Gesetz, zum Tode verurteilt. Mit ihm das Haupt der Verschwörer, Annius Vinicianus, und dessen Schwiegervater Gnaeus Domitius Corbulo, der Oberbefehlshaber der römischen Legionen im Osten. Diese drei (und noch einige andere ranghohe Militärs) waren keineswegs unschuldige Mordopfer Kaiser Neros, sondern Putschisten und hatten deswegen ihr Leben verwirkt.

17. Indiz: Der angeblich tote Kaiser Nero (in Wahrheit war es ein ermordeter Doppelgänger) wurde nach Sueton, >Nero<, 50, mit einem Kostenaufwand von 200.000 Sesterzen beigesetzt. Man hüllte die Leiche in weiße, goldbestickte Decken. Wäre Kaiser Nero zum Hostis (Staatsverbrecher) erklärt gewesen, wäre seine Leiche, wie diejenigen seiner Nachfolger Galba und Vitellius, öffentlich geschändet, die Gemonien (Seufzertreppe) hinabgestoßen und anschließend in den Tiber geworfen worden (siehe Sueton, >Vitellius< 17).<sup>87</sup>

18. Indiz: Fast ein Jahr nach Kaiser Neros Flucht vor dem Prinzipat wurde er im Osten des Reiches, in Griechenland, wiedererkannt. Aber erst unter Vespasian wurde Nero auf Senatsbeschluss zum „hostis publicus“ erklärt und verfiel außerdem der „damnatio memoriae“. In den Augen der römischen Senatoren und der Nachfolger der julisch-claudischen Caesarendynastie, Vespasian, Titus und Domitian, war der frühere Kaiser Nero ein „Verräter“ an der Sache Roms, nicht zuletzt deswegen, weil Nero ausgerechnet bei den Parthern, bei den Feinden Roms, Schutz und Asyl fand.

Die Hostis-Ausrufung Neros ist geradezu ein Hauptindiz für meine These, dass Kaiser Nero nicht durch Selbstmord starb. So lange Kaiser Nero in Rom residierte, wagten die Senatoren nichts gegen ihn zu unternehmen, denn die Prätorianer standen treu zu ihm<sup>88</sup>. Das mysteriöse Verschwinden und der angebliche Tod Neros kann sich m. E. nur in einem sehr kurzen Zeitraum ereignet haben; ich schätze innerhalb von drei bis vier Tagen. Länger ließ sich das Verschwinden des Kaisers nicht geheim halten.

Erst nachdem Kaiser Nero angeblich tot war, das heißt, nachdem sein ermordeter Doppelgänger aufgefunden war, wagten es die Senatoren, die „damnatio memoriae“ über ihn auszusprechen. Und erst mehrere Monate später, als Kaiser Nero im Osten des Reiches aufgetaucht und wiedererkannt worden war (offizielle senatorische Version: ein „falscher Nero“), wurde der frühere Kaiser Nero zum „hostis publicus“ erklärt. Einen toten Kaiser zum Staatsfeind zu erklären, wäre Unsinn gewesen. Die Hostis-Ausrufung des Senats entband die Prätorianer und die Legionäre von ihrem Treueschwur gegenüber dem noch lebenden früheren Kaiser. Außerdem verpflichtete sie jeden Römer, ganz gleich ob Prätorianer oder Privatmann, den untergetauchten und flüchtenden Kaiser Nero zu töten.<sup>89</sup>

<sup>87</sup> Siehe Mommsen, >Römisches Strafrecht<, S. 987 – 990: Entziehung des Grabrechts und des ehrenhaften Gedächtnisses, keine Totentrauer. Vittinghoff, >Der Staatsfeind in der römischen Kaiserzeit<, vermutet: „Galba wurde vielmehr nach seiner Ermordung wahrscheinlich als Staatsfeind geächtet“. Vittinghoff übersah, dass Galba bereits unter Kaiser Nero vom Senat zum „Hostis“ erklärt worden war.

<sup>88</sup> Siehe Plutarch, >Galba<, 14: Die Prätorianer putschten keineswegs gegen Kaiser Nero, sondern „wir [die Prätorianer] haben bloß Nymphidius' Versicherungen geglaubt, dass Nero zuerst uns [die Prätorianer] verlassen habe und nach Ägypten durchgegangen sei.“

<sup>89</sup> Siehe F. Vittinghoff, >Der Staatsfeind in der römischen Kaiserzeit<, Bonn-Berlin 1936, S. 99: „Die Feststellung der Staatsfeindschaft [durch den Senat] machte den Kaiser vogelfrei und verpflichtete jeden Bürger zur Tötung.“

Drei Indizien sprechen dafür, dass eine Hostis-Ausrufung des früheren Kaisers Nero erst unter Vespasian erfolgt sein konnte: 1. Nero wurde mit einem Kostenaufwand von 200.000 Sesterzen bestattet und in der Gruft der Domitier beigesetzt. 2. Otho fügte seinem Namen den Beinamen „Nero“ hinzu. 3. Vitellius ließ eine öffentliche Trauerfeier für Nero auf dem Marsfeld abhalten. Laut Mommsen, >Römisches Strafrecht<, Seite 989 – 990, ist dies bei einem Staatsverbrecher völlig unmöglich.

Die Ausrufung Neros zum Staatsverbrecher musste natürlich auch früher oder später begründet werden. Es war daher zwingend notwendig, die Biographie Kaiser Neros ins Abscheuliche zu verfälschen, denn den wirklichen Grund, die Flucht des Kaisers bis nach Persien, wagte man dem einfachen Volk und Legionär nicht zu offenbaren, um die Bürgerkriegsgefahr nicht noch weiter zu schüren. Auch Neros Mutter Agrippina, sein Adoptivvater Kaiser Claudius, seine Ehefrau Poppaea Sabina, wie auch andere Personen, die mit Nero verwandt waren, fielen zwangsläufig ebenfalls der „damnatio memoriae“ zum Opfer.

19. Indiz: Otho, der Nachfolger Galbas und zweite Soldatenkaiser, ließ nach Sueton (>Otho<, 7) die Standbilder Neros wieder aufrichten, setzte dessen Prokuratoren und Freigelassene wieder in die früheren Ämter ein und nahm sogar den Beinamen „Nero“ zu seinem Namen hinzu. Dies hätte unmöglich geschehen können, wenn Kaiser Nero zu diesem Zeitpunkt bereits zum „Hostis“ erklärt gewesen wäre.

20. Indiz: Vitellius, der dritte Soldatenkaiser, ließ (nach Sueton, >Vitellius<, 11) auf dem Marsfeld in Rom unter Zuziehung aller Staatspriester für Nero eine Totenfeier abhalten. Auch dies wäre unmöglich gewesen, wenn Nero bereits zu diesem Zeitpunkt zum Staatsverbrecher erklärt gewesen wäre (siehe Mommsen und Vittinghoff).<sup>90</sup>

21. Indiz: Ein unabhängiger Berichterstatter ist der Philosoph Dion von Prusa, genannt Chrysostomos. Er berichtet in der 21. Rede, Absatz 10, über Kaiser Nero: „*Die Sache [gemeint ist der Tod Neros] ist nämlich bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt; denn was die einen angeht, so hätte ihn [Kaiser Nero] nichts daran gehindert, in Ewigkeit fortzuregieren; noch heute wünschen sich viele, dass Kaiser Nero am Leben wäre; viele glauben sogar daran [dass er noch am Leben sei].*“

22. Indiz: In den Oden des Martial mit Titel >Liber de spectaculis<, siehe oben, wird der frühere Kaiser Nero als „Untreuer“ oder „Abtrünniger“ und als ein „Verräter“ bezeichnet; und dann heißt es sogar noch deutlicher: „*Der Verräter [Nero] lebt als Flüchtiger von der ausonischen Hauptstadt [Rom] in der Verbannung.*“ Einen Selbstmörder bezeichnet man wohl kaum als einen Untreuen, Abtrünnigen oder Verräter; auf einen Fahnenflüchtigen, und das war der frühere Kaiser Nero in den Augen vieler Römer, vor allem des Militärs, trifft dies sehr wohl zu.

---

<sup>90</sup> Manfred Clauss, >Kaiser und Gott – Herrscherkult im römischen Reich<, Stuttgart – Leipzig 1999, schreibt dazu Seite 111: „*Mehreres läßt sich aus diesen Vorgängen unter den Nachfolgern Neros schließen. Wenn Poppaea als Staatsgöttin durch [Kaiser] Otho anerkannt worden war, was bedeuten dann die Totenfeiern für Nero unter Vitellius? Da viele schon unter Otho eine Restaurierung des Andenkens Neros für möglich gehalten hatten, was eigentlich nur Divinisierung und Konsekration bedeuten konnte, scheint [Kaiser] Vitellius dieses nachgeholt zu haben; denn anders geben eine Totenfeier für Nero und die Errichtung von Altären keinen Sinn. Damit konnten die neuen Herrscher [Otho und Vitellius], beide ‚traditionslos‘, an ihren Vorgänger in der längst üblichen Weise anknüpfen. Gleichzeitig nutzten sie die Begeisterung, die bei der stadtrömischen Bevölkerung immer noch für Nero vorherrschte; dieser Verehrung für Nero war es zu verdanken, dass noch viele Bilder und Statuen dieses Kaisers existierten. Die Loyalität gegenüber dem Staatsgott Nero diente für Otho und Vitellius zur Erhöhung ihrer eigenen Person sowie der Konsolidierung ihrer Herrschaft.*“

Den Verlauf der senatorischen Geschichtsfälschung habe ich wie folgt zu rekonstruieren versucht:

L. Baus, >Kaiserin Agrippina und Seneca - Die Rehabilitation<, ab S. 122:  
Plinius der Jüngere<sup>91</sup> - der Nerohasser

Aufgrund der herausragenden Arbeit von Alfred Gercke, >Seneca-Studien<, Leipzig 1895, können wir den Verlauf der senatorischen Geschichtsfälschungen wie folgt rekonstruieren: Der erste uns namentlich bekannte senatorische Propagandist ist C. Fannius. Er ist der Verfasser eines Werkes mit Titel >Das Ende der von Nero Getöteten und Verbannten<. Plinius der Jüngere schrieb über ihn, Epistulae V, 5:

*Plinius begrüßt seinen Novius Maximus*

*Mir wird gemeldet, dass C. Fannius gestorben ist, mich ängstigt sein persönliches Schicksal, weil er ein wunderschönes Werk unvollendet zurückgelassen hat. Obwohl er durch das Führen von Prozessen in Anspruch genommen wurde, verfasste er dennoch >Das Ende der von Nero Getöteten und Verbannten< und hatte schon drei Bücher vollendet und wünschte umso mehr, die übrigen zu vollenden, je häufiger diese gelesen wurden.*

*Scheint doch der Tod derer schmerzlich und verfrüht, die etwas Unsterbliches schaffen, denn die, die dem sinnlichen Genuss ergeben gleichsam in den Tag hinein leben, beenden täglich die Gründe zu leben; wer aber an die Nachwelt denkt und die Erinnerung an sich durch Werke ausdehnt, für den kommt der Tod viel zu früh, weil er immer etwas Begonnenes abbricht. [...] Und wenn ich daran denke, befällt mich Bedauern, wieviel Arbeit er vergeblich vertan hat. Meine eigene Sterblichkeit und meine Schriften fallen mir ein. Daher wollen wir, so lange wir leben, uns bemühen, dass der Tod möglichst wenig findet, was er vernichten könnte.*

War die Arbeit des C. Fannius tatsächlich vergeblich? Das glaube ich keineswegs! Denn Plinius der Jüngere hat sie ausgiebig benutzt. Außerdem schrieb sein Onkel, Plinius der Ältere, bekanntlich ein Geschichtswerk mit Titel >A fine Aufidii Bassi< (>Fortsetzung des [Geschichtswerks von] Aufidius Bassus<), eine römische Geschichte, die bis zum Ende von Neros Prinzipat reichte, außerdem die berühmte >Naturalis Historia< (>Naturgeschichte<). Diese Werke seines Onkels hat Plinius der Jüngere interpoliert, das heißt er hat alle Klatschgeschichten und üblen Gerüchte, die im Volk kursierten, außerdem die böswilligen Unterstellungen und Denunziationen der Delatoren und die politisch-senatorischen Propagandalügen über Kaiser Nero, die bereits C. Fannius in seinem „Geschichtswerk“ über Kaiser Nero zusammenschmierte, hineingearbeitet und mit weiteren Lügengeschichten angereichert. Nach der Ermordung des Kaisers Domitian gehörte Plinius der Jüngere, wie auch C. Fannius, Cn. Octavius Titinius Capito und Cornelius Tacitus, zu einer Gruppe von Intellektuellen, die aus Angst und Abscheu vor der übergroßen Machtfülle der römischen Kaiser den Versuch wagten, durch Veröffentlichung von Lügengeschichten die schier unbegrenzte Macht der Caesaren einzudämmen und im Gegenzug die politische Macht der Senatoren zu stärken. Sie waren, wie Friedrich Münzer<sup>92</sup> sich ausdrückte, „entschiedene Anhänger einer theoretischen Opposition gegen den Prinzipat“.

<sup>91</sup> Gaius Plinius Caecilius Secundus, auch Plinius der Jüngere, lateinisch Plinius minor (\* zwischen 25. August 61 und 24. August 62 in Novum Comum, jetzt Como; † um 113 oder 115 wahrscheinlich in der Provinz Bithynia et Pontus), war Anwalt und Senator in der römischen Kaiserzeit unter den Herrschern Domitian, Nerva und Trajan. Wie sein Onkel, der Naturforscher Plinius der Ältere, ist er für die Nachwelt vor allem wegen seines schriftstellerischen Werkes bedeutsam geblieben. Nach meiner Überzeugung hat Plinius der Jüngere das Werk >Naturgeschichte< seines Onkels verfälscht, indem er Lügengeschichten über Kaiser Nero einfügte, in denen er ihn als abgrundtief unmoralischen und luxusbesessenen Tyrann darstellte.

<sup>92</sup> Fußnote des Hrsg.: Friedrich Münzer, >Die Entstehung der Historien des Tacitus<, in: Klio 1, 1901.

Es genügte jedoch nicht, nur die Prinzipatszeit Neros zu verfälschen, deren eigentlicher Grund die Flucht Kaiser Neros vor dem Prinzipat war, was man jedoch aus staatspolitischem Kalkül nicht öffentlich eingestehen durfte, sondern es mussten auch die früheren Caesaren als Scheusale dargestellt werden. Aus diesem alleinigen Grund entstanden die >Annalen< und >Historien< des Tacitus.

Leider ist uns das Werk von Plinius dem Älteren >A fine Aufidii Bassi< und auch das von C. Fannius >Das Ende der von Nero Getöteten und Verbannten<, nicht erhalten geblieben. Alfred Gercke hat nun die Hypothese aufgestellt, dass alle erhaltenen „Geschichtswerke“ von Tacitus, Dio Cassius und Sueton hauptsächlich auf diesen beiden Werken beruhen. Diese Theorie ist keineswegs überholt, sondern mit meinen Hypothesen über Kaiser Nero konkret. Der einzige Unterschied zwischen Gercke und mir besteht darin, dass ich Nero von allen Verbrechen freisprechen konnte, während Gercke vor über 100 Jahren nur verhältnismäßig wenige Gruselmärchen über Nero als Propagandalügen entlarvte.

Plinius der Jüngere war von einem unbändigen Hass gegen die ersten Caesaren aus der julisch-claudischen Dynastie erfüllt. Für ihn waren sämtliche früheren Kaiser Tyrannen, nicht nur Caligula oder Domitian. Nero verachtete er aus dem alleinigen Grund, weil er aus Rom geflohen war, also sein Prinzipat mehr oder weniger aus freien Stücken aufgab. Meines Erachtens interpolierte der jüngere Plinius daher die >Naturgeschichte< seines Onkels. Wo er nur konnte, schwärzte er die römischen Kaiser an.

Den Hass auf einen Tyrannen oder auf einen Wahnsinnigen, wie Caligula, könnte man ja noch verstehen, aber weshalb verfolgte er Nero? Möglicherweise gab es unter den Senatoren eine geheime staatspolitische Übereinkunft. Es war sozusagen römischer Patriotismus, weshalb man Nero verachten musste: weil er sein Prinzipat freiwillig aufgab und heimlich aus Rom geflohen war. Die Äußerungen über Nero lassen jedenfalls keinen Zweifel übrig: Plinius der Jüngere hasste und verachtete Nero unsagbar. Hier einige Beispiele aus der >Naturgeschichte<<sup>93</sup> des Plinius als Beleg für meine These.

Auch Burkhard Tautz, >Das Bild des Kaisers Augustus in der *Natura Historia* des Plinius<, Trier 1999, ist der Überzeugung, dass Plinius die Biographien der Kaiser Augustus bis Nero dadurch negativ darstellt und verfälscht, indem er (siehe Seite 25) durch „eine bestimmte Abfolge von Einzelnachrichten bestimmte Textstellen in ein besonderes [d. h. ein negatives] Licht rückt. Gleiches gilt, wenn eine entsprechende [negative] Wirkung durch das Anführen bestimmter Beispiele verursacht wird und festzustellen ist, daß Plinius diese Beispiele aus einer Fülle ähnlicher, ebensogut verwendbarer ausgewählt hat. Ein absichtliches Vorgehen des Plinius darf man wohl auch annehmen, wenn er im Zusammenhang mit einer Nachricht gewisse Einzelheiten unerwähnt läßt, die ihm mit größter Wahrscheinlichkeit bekannt waren [...] deren Auslassen an der fraglichen NH-Stelle wiederum bestimmte [negative] Eindrücke hervorruft.“ Einige überaus wichtige Erkenntnisse von Burkhard Tautz habe ich als Fußnoten aufgeführt.

## Das angebliche Monster Nero

Naturgeschichte II, 23:

„Meistenteils ist der Komet ein schreckenerregendes und nicht leicht zu versöhnendes Gestirn<sup>94</sup>, wie der Bürgeraufstand unter dem Consul Octavius [76 v. u. Zr.] und der Krieg

<sup>93</sup> Nach der Übersetzung von G. C. Wittstein, Leipzig 1881.

<sup>94</sup> Burkhard Tautz, >Das Bild des Kaisers Augustus ...<, interpretiert diese Plinius-Stelle auf Seite 155: „Das julisch-claudische Haus dagegen wird ... bis zu seinem letzten Vertreter, Nero, als mit solchen bösen Vorzeichen belastet vorgeführt, seine Zeit als für die betroffenen Menschen eher leidvoll gekennzeichnet. Es bietet damit einen dunklen Hintergrund, von dem sich seine flavischen Nachfolger wirkungsvoll abheben. Besonders stark sticht dabei der nach Plinius nahezu ständig von Haarsternen heimgesuchte Nero von den fast „kometenfreien“ Flaviern ab.“

zwischen Pompejus und Caesar [49 v. u. Zr.] beweisen. Auch in unserer Zeit sah man, als der Kaiser Claudius vergiftet wurde<sup>95</sup>, ferner unter der Regierung seines Nachfolgers Domitius<sup>96</sup> Nero lange Zeit einen schrecklichen Kometen.“

Naturgeschichte VII, 8:

„Dass bei der Geburt die Füße zuerst kommen, ist wider die Natur, und daher hat man solche Kinder „Agrippen“, d. h. Schwergeladene genannt. Auf diese Weise soll Marcus Agrippa<sup>97</sup> zur Welt gekommen, und er fast das einzige Beispiel einer solchen glücklich abgelaufenen Geburt sein. Allein auch er hatte kranke Füße, eine elende Jugend, brachte sein Leben in Krieg und Todesgefahren hin, alle seine Handlungen waren ihm schädlich, sein Stamm gereichte der Welt zum Unheil, vorzüglich durch die beiden Agrippinen, welche den Gaius und Domitius Nero, diese zwei Geißeln des menschlichen Geschlechts, gebaren.<sup>98</sup> Übrigens lebte er nicht lange, denn schon im 51. Jahr starb er; und durch den Gram, welche ihm die Untreue seiner Gemahlin, sowie das sklavisches Verhältnis zu seinem Schwiegervater bereitete, hat er die Bedeutung seiner verkehrten Geburt büßen müssen. Dass auch selbst Nero, der noch vor kurzem Prinzeps und während seiner ganzen Herrschaft ein Feind des menschlichen Geschlechts war, mit den Füßen zuerst geboren wurde, gibt seine Mutter Agrippina [in ihrer Autobiographie] an. Naturgemäß ist, dass der Mensch mit dem Kopf zuerst auf die Welt kommt, und mit den Füßen voran aus derselben zu Grabe getragen wird.“<sup>99</sup>

Naturgeschichte, VII, 13:

„Der Kaiser Augustus sah, unter anderen seltenen Fällen seines Lebens, auch einen Enkel seiner Enkelin, der in demselben Jahre, wo er starb, geboren war, den M. Silanus nämlich,

---

<sup>95</sup> Kaiser Claudius wurde keineswegs von Agrippina vergiftet. Siehe oben.

<sup>96</sup> Burkhard Tautz, >Das Bild des Kaisers Augustus ...<, Seite 53: „Den Eindruck, daß Nero auf verwandtschaftlichen Umwegen auf den Thron gelangte, unterstützt Plinius, indem er den letzten Kaiser des iulisch-claudischen Hauses mehrfach mit dessen ursprünglichem Gentilnomen Domitius anspricht.“

<sup>97</sup> Fußnote Wittstein: Der Schwiegersohn des Kaisers Augustus. Mit seiner Gattin Julia, der ausschweifenden Tochter des Kaiser Augustus. zeugte er 3 Söhne und 2 Töchter, nämlich: C. Caesar, L. Caesar, Agr. Postumus, Julia und Agrippina die Ältere, die nachherige Gemahlin des Germanicus und Mutter des Gaius (Caligula) und der jüngeren Agrippina, die sich mit dem Senator Cn. Domitius Ahenobarbus verheiratete, diesem den Domitius Nero gebar und später die vierte Gemahlin des Kaisers Claudius wurde. Er starb 12 n. Chr.

<sup>98</sup> Burkhard Tautz, >Das Bild des Kaisers Augustus ...<, interpretiert diese Plinius-Stelle auf Seite 330: „Kurz zuvor hat Plinius Agrippa bescheinigt, seine Nachkommenschaft sei für die Welt verderblich gewesen, was besonders für die beiden Agrippinen gelte, von denen die Herrscher Gaius [Caligula] und Nero, beides Geißeln des Menschengeschlechts, geboren worden seien. Dieses Urteil dürfte nicht nur nachklingen, wenn in 7, 58 von Nero die Rede ist, sondern auch, wenn in 7, 57 die ältere Agrippina erwähnt wird, so daß über diese Brücke auch hier der Kaiser Caligula gegenwärtig ist. Plinius schlägt mithin einen Bogen von den Anfängen bis zum Ende des iulisch-claudischen Hauses. Er weist darauf hin, daß dieses wie jenes mit Unglück und Gewalttätigkeit verbunden waren, daß aus der besagten Familie mehrfach unheilbringende Herrscher hervorgingen. Plinius nimmt eine Generalabrechnung mit den iulisch-claudischen Herrschern vor, die geeignet und darauf angelegt ist, das neue flavische Haus um so vorteilhafter erscheinen zu lassen.“

<sup>99</sup> Burkhard Tautz, >Das Bild des Kaisers Augustus ...<, interpretiert diese Plinius-Stelle auf Seite 324: „Auch Nero kam als Fußgeburt zur Welt (7, 46 pedibus genitum). [...] Die [abfällige] Wertung der Herrschaft Neros nimmt ebensoviel Raum ein wie die eigentliche Nachricht. Zudem hat Plinius unmittelbar vorher bereits dieselbe Wertung abgegeben und ebenfalls darauf hingewiesen, daß Agrippina Neros Mutter war (7, 45 infelici – humani). Er will offenkundig nicht nur Neros Fußgeburt mitteilen. Vielmehr will er die abfällige Beurteilung des iulisch-claudischen Hauses und seines Ahnherrn Augustus bekräftigen, im Bewußtsein des Lesers gleichsam einschleifen.“

welcher, als er nachgeführtem Konsulat Asien erhielt, von seinem Nachfolger, dem Kaiser [Nero] durch Gift getötet wurde.“<sup>100</sup>

Naturgeschichte XI, 109:

„Sogar unter den vierfüßigen Tieren soll man dergleichen [Zwitter] während der Regierung Neros und, wie ich glaube, zum ersten Mal gefunden haben. Wenigstens prahlte er [Nero] mit Zwitterstuten, die vor seinen Wagen gespannt waren und die im treverischen Gebiet Galliens zu finden wären; als wenn das eine Sehenswürdigkeit sei, wenn sich der Beherrscher der Erde von Missgeburten ziehen lässt.“<sup>101</sup>

Naturgeschichte XVII, 1:

„Es waren Lotosbäume, welche durch die Ausdehnung ihrer Äste einen bedeutenden Raum beschatteten, und die in meiner Jugend Caecines Largus, einer der vornehmsten Männer, oft vor seinem Haus prahlend zeigte. Sie standen noch, wie ich (in Buch XVI, Abs. 85) vom Alter dieser Bäume geredet haben) bis zu der vom Kaiser Nero angelegten Feuersbrunst, welche die Stadt [Rom] einäscherte, 180 Jahre lang grün und gesund und würden noch älter geworden sein, wenn dieser Prinzeps [gemeint ist: Nero] nicht auch ihren Untergang beschleunigt hätte.“

Naturgeschichte XVIII, 7:

„Die Alten waren der Ansicht, man müsse nicht zu viel Land haben, und sagten, es sei besser, weniger säen und besser pflügen. Ich finde, dass Virgil derselben Meinung ist. Wenn wir die Wahrheit sagen sollen, so haben die ausgedehnten Ländereibesitzungen Italien, ja selbst schon die Provinzen zu Grunde gerichtet. Sechs Herren besaßen die Hälfte von Afrika, als Kaiser Nero sie tötete. Auch hierin zeigte sich (wir dürfen es nicht verschweigen) die Größe des Pompejus, dass er niemals einen an den seinen grenzenden Acker kaufte. Mago sagt, man müsse nach Ankauf des Ackers sein Haus ohne Schonung und ohne Nutzen davon dem Publikum entziehen zu wollen verkaufen; mit diesem Eingang beginnt er seine Lehren vorzutragen, und man sieht daraus, dass er anhaltenden Fleiß verlangt.“

Naturgeschichte XXII, 46:

„Zu denjenigen Gewächsen, welche oft ohne Vorsicht gegessen werden, kann ich zwar mit Recht auch die Pilze rechnen, denn sie sind eine köstliche Speise, allein sie haben, wie aus vielen Beispielen erhellet, auch zu verbrecherischen Absichten gedient; unter anderm vergiftete damit Agrippina ihren Ehegatten, den Kaiser Claudius, und bereitete dadurch der Welt und sich selbst ein noch größeres Gift, ihren Sohn Nero.“

Naturgeschichte XXII, 47:

„Die Holzschwämme [fungus] bilden zahlreichere Arten [...] die dritte Art wird Saupilze [fungus suillus] genannt, und passt am besten zu Vergiftungen, denn durch diese sind kürzlich ganze Familien und Gastgesellschaften ums Leben gekommen, wie Annaeus Serenus, der Befehlshaber der Leibwache des Nero, mit ihm Tribunen und Centurionen. Wie kann man eine so gefährliche Speise lieben?“

Naturgeschichte XXVIII, 72:

„Gegen Schmerzen in den Sehnen soll in Essig gekochter und mit Honig versetzter Ziegenmist vorzüglich gut helfen, selbst wenn die Sehnen schon eitrig werden. Krampf und Contusionen heilt man mit zur Zeit des Frühlings gesammeltem und getrocknetem

<sup>100</sup> Fußnote Wittstein: Tacitus bürdet dies Verbrechen der Agrippina, Mutter des Nero, auf, siehe Ann. XIII. 1.

<sup>101</sup> Nero wird von Plinius dem Jüngeren als perverser Mensch diffamiert.

*Wildschweinemist; derselbe erweist sich auch aufgelegt wirksam, wenn man beim Wagenlenken geschleift oder mit dem Rade überfahren worden ist oder auf sonst eine Weise Blutbeulen bekommen hat. Einige meinen, seine Wirkung würde durch Kochen mit Essig erhöht; ja er soll sogar bei Brüchen, schwer verwundeten und verdrehten Gliedern als Pulver in Essig genommen seine Dienste nicht versagen. Personen, welche mehr ekler Natur sind, nehmen die Asche des Mistes in Wasser. Der Kaiser Nero soll meistens einen solchen Trank zur Stärkung genommen und gleichzeitig dabei die Absicht gehabt haben, sich dem Pferdelenker (trigarius) beliebt zu machen.<sup>102</sup> Dem Wildschweinemist steht in der Wirkung der von zahmen Schweinen am nächsten.“*

Naturgeschichte XXX, 5:

*„Nach Osthanes Angabe gibt es mehrere Arten der Magie, denn man weissagt aus dem Wasser, der Luft, aus Kreisen, Sternen, Lampen, Becken, Äxten u. s. w., hält auch Unterredungen mit Geistern und Verstorbenen. Der Kaiser Nero hat alles dies geprüft und als falsch erkannt; denn ihm, der mit den höchsten menschlichen Glücksgütern ausgerüstet war, behagten die tiefsten Laster der Seele mehr als die Klänge der Laute und der Gesang der Trauerspiele. Vor allem wünschte er sehnlichst, den Göttern befehlen zu können; überhaupt aber legte er sich auf keine Kunst mit mehr Eifer, und hierzu fehlten ihm weder pekuniäre Mittel, noch geistige Anlagen und sonstige Hilfsquellen, die nicht einem jeden zu Gebote stehen. Nero hat der Welt einen ungeheuern und unzweifelhaften Beweis der Falschheit jener Kunst hinterlassen; und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er lieber die höllischen und anderen Götter in Bezug auf seine argwöhnischen Gedanken um Rat gefragt, als dass er dergleichen Spionierereien den Hurenhäusern und Buhlerinnen aufgetragen hätte, In der Tat, seine Gedanken übertrafen alle noch so barbarischen und wilden Opfer an Grausamkeit, und veranlassten zahlreiche und schmäbliche Morde.“*

Naturgeschichte XXX, 6:

*„Die Magier bedienen sich auch gewisser Ausflüchte; so sagen sie, Leute mit Sommersprossen fänden bei den Göttern keinen Gehorsam oder würden von ihnen nicht gesehen. Hatte nicht Nero einen solchen Fehler? Nichts weniger als das, vielmehr war sein Körper von vollendeter Ausbildung. Auch stand es ihm frei, bestimmte Tage auszuwählen, und vollkommen schwarzes Vieh ließ sich leicht herbeischaffen. Ja, Menschen zu opfern, war ihm sogar das liebste.*

*Der Magier Tiridates, welcher das ganze armenische Siegesgepränge mit sich führte und dadurch den Provinzen sehr lästig fiel, war bei ihm [Kaiser Nero] angekommen. Er hatte nicht zu Schiffe gehen wollen, weil er es für unerlaubt hielt, ins Meer zu spucken und durch andere menschliche Notdurft diesen Teil der Schöpfung zu beleidigen. Er brachte noch andere Magier mit und weihte ihn [Kaiser Nero] in die magischen Strafen [richtig: Stufen?]<sup>103</sup> ein; allein, obgleich er durch Nero wieder in den Besitz seines Reiches kam, so gelang letzterem die Erlernung jener Kunst doch nicht. Man kann sich daher sicher überzeugt halten, dass dieselbe schändlich, trügerisch und eitel ist, jedoch darin einen Schatten von Wahrheit hat, dass sie nicht magische Künste, sondern Giftmischereien lehrt.“*

<sup>102</sup> Burkhard Tautz, >Das Bild des Kaisers Augustus ...<, interpretiert diese Plinius-Stelle auf Seite 418: „Für die Zeit Neros verzeichnet Plinius eine besondere Schnelligkeit, mit der einzelne [medizinische] Schulen im Ansehen der Öffentlichkeit emporsteigen und wieder abfallen (29, 9-10). [...] Am Ende des Abschnitts zitiert Plinius jedoch die ausdrückliche Zustimmung Senecas zu einem als abwegig beschriebenen Heilverfahren (29, 10 qua de re – adstipulatio). So führt der Umweg über den anfangs bestimmenden Berater Neros [den Stoiker Seneca] doch noch zu einem gewissen [negativen] Zusammenhang zwischen dessen Principat und dem Medizinerunwesen.“

<sup>103</sup> Tiridaten war ein Anhänger der Mithras-Lehre. Die Mithras-Religion war eine Stufenreligion, siehe David Ulansey, >Die Ursprünge des Mithraskults – Kosmologie und Erlösung in der Antike<, Stuttgart 1998.

## Angebliche Luxussucht Neros

Naturgeschichte VIII, 74:

„Das Weben mit mehrfarbigen Fäden, zuerst in Alexandria erfunden, dergleichen Zeug nennt man Polymita [das Buntmustrige], die rautenförmigen Stoffe Gallia. Metellus Scipio warf dem Cato einst vor, dass er ein babylonisches Lagerpolster für 800.000 Sesterzen gekauft habe, das jetzt dem Prinzeps Nero auf 4.000.000 zu stehen kam.“

Naturgeschichte XI, 96:

„Poppaea, die Gemahlin des Domitius Nero, führte 500 trächtige Eselinnen mit sich herum, und rieb sich im Bad mit deren Milch den ganzen Leib ein, weil sie glaubte, dass die Haut dadurch mehr ausgedehnt werde.“

Naturgeschichte XII, 41:

„Selbst die Schwelgerei der Menschen im Tode hat es glücklich gemacht, weil sie dasjenige, von welchen sie wussten, dass es für die Götter erzeugt war, zur Verbrennung der Toten verwenden. Sachkundige versichern, das Land bringe in einem Jahr nicht soviel [Weihrauch] hervor, als der Kaiser Nero an dem Bestattungstag seiner Gemahlin Poppaea verbrannt habe.“

Naturgeschichte XXVIII, 50:

„Die Haut im Gesicht soll durch Eselsmilch glatt, zart und weiss erhalten werden, und man weiß, dass einige Frauen sich täglich damit waschen und aus diesem Grund 700 Eselinnen halten. Poppaea, Neros Gemahlin, führte diesen Gebrauch ein; sie ließ selbst den Fussboden der Badezimmer damit begießen und deswegen mussten sie ganze Scharen von Eselinnen stets begleiten.“

Naturgeschichte XXXIII, 16:

„C. Antonius veranstaltete Spiele auf einer silbernen Bühne, ebenso L. Muraena, und der Kaiser Gaius [Caligula] errichtete im Zirkus ein Gerüst, an welchem sich 124 Pfund Silber befanden. Sein Nachfolger Claudius führte in seinem Triumph über Britannien unter den goldenen Kronen eine mit sich, welche 7 Pfund wog und das diesseitige Spanien eine andere, welche 9 Pfund wog und das langhaarige Gallien ihm dargebracht hatte, wie die Inschriften auf denselben auswiesen. Dessen Nachfolger Nero ließ das Theater des Pompejus, um es dem armenischen König Tiridates zu zeigen, auf einen Tag mit Gold überziehen; und der wievielste Teil war dies von seinem die Stadt umschließenden goldenen Haus.“

Naturgeschichte XXXIII, 21:

„Leute, welche nach Gold suchen, entfernen vor allem das Segullum, d. h. das Kennzeichen (dass die Erde Gold bei sich habe), waschen dann den darunter liegenden Sand und erkennen aus dem, was sich daraus absetzt, ob und in wie fern die Arbeit sich lohnt. Zuweilen trifft man das Gold schon zu Tage oder in der obersten Erdschicht an; solche Glücksfälle aber, wie z. B. in Dalmatien unter der Regierung Neros, wo man täglich 50 Pfund gewonnen hat, sind selten.“

Naturgeschichte XXXIII, 27:

„Die beste Chrysocolla findet sich in Armenien, eine zweite Sorte in Makedonien und die meiste liefert Spanien. Sie wird am meisten geschätzt, wenn ihre Farbe der eines lebhaft grünenden Saatfeldes am nächsten kommt. Bei den Schauspielen des Kaisers Nero wurde die Arena des Circus mit Chrysocolla bestreut, und er selbst trug, während er die Wettfahrt mitmachte, ein Kleid von derselben Farbe. Der unwissende Haufen der Künstler unterscheidet

drei Arten: eine rauhe (sandige) wovon das Pfund sieben Denare kostet, eine mittlere zu fünf, und eine abgeriebene oder krautfarbige zu dreizehn Denaren.“

Naturgeschichte XXXIII, 49:

„Der Redner Calvus [Freund des Catullus, Gegner Ciceros] klagt, dass wir Kochgeschirr von Silber machen lassen, aber wir gehen noch viel weiter, wir haben Sänften aus getriebenem Silber, und zu meiner Zeit ließ Poppaea, Neros Gemahlin, ihren besten Zugtieren goldene Hufeisen unterlegen.“

Naturgeschichte XXXIV, 18:

„Alle Standbilder wurden aber an Größe durch die Werke des zu meiner Zeit lebenden Zenodorus übertroffen. Nachdem derselbe in der gallischen Stadt Avernae einen Merkur binnen zehn Jahren für die Summe von 40.000.000 Sesterzen vollendet und dadurch seine Geschicklichkeit genugsam bewiesen hatte, ließ ihn Nero nach Rom kommen, und trug ihm die Anfertigung seines Standbildes in kolossaler Größe auf, welches 110 Fuss hoch, aber, in Folge der von jenem Fürsten verübten Schandtaten, als solches später verworfen und der Verehrung der Sonne geweiht wurde. Ich bewunderte in seiner Werkstätte nicht nur die ausgezeichnete Ähnlichkeit des aus Ton geformten Modells [von Kaiser Nero?], sondern auch die Zusammenfügung aus kleinen Reiseren, welche den ersten Entwurf des Werkes bildete. Diese Bildsäule beweist, dass die Kunst des Erzgusses verloren gegangen ist, denn Nero war bereit, Gold und Silber in reichlicher Menge herzugeben und Zenodorus stand in der Kunst zu modellieren und zu ziselieren keinem der alten Künstler nach.“

Naturgeschichte XXXV, 1:

„Schon gefallen uns die Prunktische und die in den Schlafgemächern aufgehäuften Berge [von teuren Stoffen?] nicht mehr; wir bemalen bereits sogar die Steine, ein Verfahren, welches unter der Regierung des Claudius aufkam. Unter Nero fing man an, um die Einförmigkeit [in der Maserung des Marmors] zu stören, Flecke, welche nicht vorhanden waren, durch eingelegte Stücke zu ergänzen, so dass der numidische Marmor eiförmige, der synnadische purpurfarbige Zeichnungen haben musste, wie es eben die Üppigkeit wünschte, dass dieselben von Natur gebildet sein sollten. Die Berge erfüllen diese Wünsche nicht, aber der Luxus ruht nicht, sie zu erreichen, damit er durch Feuersbrünste nur recht viel verliere.“

Naturgeschichte XXXVI, 24:

„Gewiss, die Feuersbrünste [Anspielung auf angebliche Brandstiftung Roms durch Kaiser Nero?] bestrafen unseren Luxus, und doch kann es nicht dahin kommen, dass unsere Sitten zu der Überzeugung gelangen, es gäbe etwas Vergänglicheres als den Menschen. Alle jene Häuser mussten aber zwei anderen nachstehen. Zweimal habe ich gesehen, dass die ganze Stadt mit Häusern umgeben war; es waren die des Gaius und des Nero, und das des letzteren (damit nichts fehle) sogar golden. Ja, ja, so wohnten jene Männer, welche dieses Reich gründeten, welche vom Pflug oder Herd kamen, um so viele Völker zu besiegen und Triumphe zu feiern, deren Äcker weniger Raum einnahmen als die Prunkzimmer jener Kaiser. Dabei fällt mir die Frage ein, den wievielen Teil dieser Prunkgebäude wohl jene Plätze ausmachten, welche man den unbesiegten Feldherrn öffentlich überließ, um ihre Häuser darauf zu bauen? Ihre höchste Auszeichnung, z. B. bei R. Valerius Publicola, der mit L. Brutus der erste Consul war und so viele Verdienste besass, sowie bei seinem Bruder, der in derselben Würde die Sabiner zweimal besiegt hatte, bestand darin, dass dem Volksbeschluss hinzugefügt wurde, die Türen in ihren Häusern sollten sich nach Außen öffnen und das Haustor ins Freie herausschlagen. Das war die größte Ehre für Häuser, in welchen Personen wohnten, welche Triumphe gehalten hatten. Wir wollen aber dafür sorgen, dass

*zwei Gaius‘ oder zwei Neros nicht einmal jenes Ruhmes der Fama teilhaftig werden, und zeigen, dass ihr Wahnsinn sogar durch die Privatgebäude des M. Scaurus übertroffen wurde.“*

Naturgeschichte XXXVI, 66:

*„Ist doch unter Neros Regierung die Kunst erfunden, zwei massig große Kelchgläser [aus Glas?] mit Henkeln für 6.000 Sesterzen zu verkaufen.“*

Naturgeschichte XXXVII, 7:

*„Der Luxus steigt in dieser Richtung von Tag zu Tag, denn ein murrhinischer Kelch, der nicht mehr als drei Sextaren fasst, ist schon um 70.000 Sesterzen verkauft worden. Vor einigen Jahren trank daraus ein Mann von consularischem Range, und hatte aus Liebe zu dem Gefäß den Rand ganz abgenutzt, doch dieser Fehler erhöhte noch den Preis desselben, und bis heute ist kein anderes murrhinisches Gefäß theurer bezahlt worden. Wie viel dieser Mann sonst noch in dergleichen Dingen verschwendete, kann man aus der Menge derselben abnehmen, denn diese war so beträchtlich, dass, als Nero diese seinen Kindern wegnahm, sie jenseits des Tiber in den Gärten ausgestellt einen besonderen Schauplatz einnahmen. Der Zudrang des Volkes zu letzterem, ein Vorspiel des pompejanischen Theaters, befriedigte selbst einen Nero, denn ich sah, dass man damals die zerbrochenen Stücke eines Bechers mit Gold aufwog, um sie, wie ich glaube zum Schmerze des Jahrhunderts und zum Neid des Glücks, gleichsam als den Körper eines Alexanders des Großen, in einem Sarg zum Vorzeigen aufzubewahren. Als T. Petronius von konsularischem Rang auf dem Sterbebett lag, zerbrach er aus Missgunst gegen Nero eine für 300 Talente gekaufte murrhinische Schale, um dessen Tisch zu enterben. Aber Nero besiegte, wie es einem Prinzepts anstand, alle dadurch, dass er ein kleines Henkelgefäß für 10.000.000 Sesterzen anschaffte. Merkwürdig, dass einem Kaiser und Vater des Vaterlandes das Trinken so teuer zu stehen gekommen ist.“*

Naturgeschichte XXXVII, 10:

*„Der Kristall ist eine neue Quelle des Wahnsinns [der Luxussucht] geworden. Vor einigen Jahren kaufte eine eben nicht reiche Familienmutter eine Schale aus Kristall für 150.000 Sesterzen. Nero warf, als er die Nachricht von dem Verlust seines Throns [richtig: vom Abfall des Galba] bekam, im höchsten Zorn zwei kristallene Becher in Stücke; er wollte sein Zeitalter damit strafen, dass kein anderer daraus trinken sollte. Die Scherben lassen sich nicht wieder zusammen setzen. Aus Glas lernte man ganz ähnliche Gefäße herzustellen, aber seltsamerweise ging dadurch der Preis des Kristalls nicht herunter, sondern nur noch mehr in die Höhe.“*

Naturgeschichte XXXVII, 12:

*„An den korinthischen Gefäßen schätzt man die Vermischung des Erzes mit Gold und Silber, an den getriebenen Gefäßen die Kunst und den Scharfsinn; ich habe von der Beliebtheit der murrhinischen und krystallinen Gefäßen gesprochen, ferner von den Perlen als Kopfschmuck, von den Edelsteinen als Fingerschmuck; kurz bei allen diesen tadelnswerten Neigungen des Menschen hat die Prahlerei und Mode, beim Bernstein dagegen nur das Bewusstsein der Kostbarkeit eine entscheidende Stimme. Domitius Nero hatte unter anderen seltsamen Handlungen, wodurch sich sein Leben auszeichnete, auch das Haar seiner Gemahlin Poppaea mit dem Bernstein verknüpft, denn er nannte dasselbe in einem Gedicht Succinum; und da es denn den Lastern niemals an kostbaren Namen fehlt, so bestimmte er die Bernsteinfarbe als dritte Farbe bei den vornehmen Frauen.“*

Den positiven philosophischen Einfluss des Stoikers Seneca auf die Innenpolitik Neros können wir im Zusammenhang mit den Gladiatorenspielen eindeutig erkennen:

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 38:

### Das Jahr 57 u. Zr.

Nach Tacitus ereignete sich in diesem Jahr wenig Erwähnenswertes, „*es müßte denn jemandem gefallen, mit dem Lobe des Fundamentes und des Balkenwerkes, worauf Kaiser Nero den Bau eines ungeheuren Amphitheaters auf dem Marsfelde errichten ließ, Bücherrollen anzufüllen*“.

Außerdem wurde in diesem Jahr dem Volk von Rom ein Geldgeschenk von 400 Sesterzen pro Kopf gemacht. Ob es ein erneutes Geldgeschenk war oder aber das Versprechen, bei Neros Thronübernahme gegeben, erst erfüllt wurde, das ist ungewiss.

Ist es Ihnen bereits aufgefallen? Wichtige Vorgänge und Ereignisse werden von Tacitus oder Sueton in wenigen, manchmal nur in einem einzigen Satz zusammengefasst. Und dann lesen wir zur Abwechslung wieder seitenlange, bis in kleinste Einzelheiten ausgemalte Gruselgeschichten über Kaiser Nero und seine Mutter Agrippina. Woher sollten die antiken Geschichtsschreiber dies gewusst haben? Ist das nicht ein eindeutiges Indiz, das gegen ihre historische Glaubwürdigkeit spricht?

Über das Jahr 57 u. Zr. weiß Tacitus, leider, sonst nichts von Nero Caesar zu berichten.

Im Zusammenhang mit dem Bau eines neuen Amphitheaters möchte ich noch einen weiteren Irrtum der modernen Nero-Biographen beseitigen: Unter Kaiser Nero gab es keine Gladiatorenkämpfe, die mit dem Abschlagen eines Kämpfers, des Verlierers, endeten. Senecas Tätigkeit in der römischen Politik und sein Einfluss auf das politische Tagesgeschehen im römischen Reich begann nicht erst mit der Erhebung Neros zum Prinzeps, sondern bereits im Frühjahr des Jahres 49 mit seiner Ernennung zum Prätor und zum Prinzenzuehrer; demnach fast fünf Jahre früher als allgemein angenommen wird. Bei seinem Rückzug aus der aktiven Politik, im Jahr 62 u. Zr., war er sage und schreibe fast vierzehn Jahre lang ein aktiver römischer Politiker und Staatsphilosoph gewesen.

Die Prätores, wie auch Seneca, waren ursprünglich die Stellvertreter der Konsulen und insbesondere für die Interpretation der Gesetze und für die Rechtspflege im Allgemeinen verantwortlich. Sie spielten eine wichtige Rolle bei der Entwicklung des römischen Rechts, da sie im prätorischen Edikt die jeweils geltenden Verfahrensvorschriften festlegten. Die Ehrenzeichen des Prätors glichen denen der Konsulen: Er trug die sogenannte toga praetexta und in der Stadt begleiteten ihn zwei, außerhalb der Stadt sechs Liktores.

In der Kaiserzeit bestand das Amt als Bestandteil der senatorischen Laufbahn fort. Unter Augustus entzog man ihnen die militärische Kommandogewalt. Seit 14 u. Zr. wurden Prätores und Konsulen nicht mehr vom Volk gewählt, sondern vom Senat bestimmt. Die Prätores hatten durch den Ausbau der kaiserlichen Gerichtsbarkeit beständig an Bedeutung verloren. Ihr Geschäftsbereich beschränkte sich jetzt nur noch auf geringere Gegenstände, wie die Sorge um die Spiele und die Besorgung von alltäglichen Rechtsgeschäften.

Den ungemein starken Einfluss des Stoikers Seneca auf die römische Innenpolitik können wir aus einer Inschrift<sup>104</sup> an einer Gladiatorenkaserne in Pompeji erkennen. Irgendjemand kritzelte an die Hauswand: „Der Philosoph Annaeus Seneca ist der einzige römische Dichter [richtiger: Philosoph], der die blutigen Kampfspiele verurteilte.“ Wer, wenn nicht ein moralisch und politisch

---

<sup>104</sup> CIL IV, 4418.

starker Prinzeps, wie Kaiser Nero, hätte es gewagt, die blutigen Gladiatorenkämpfe, die oft tödlich endeten, derartig zu beschränken.

Zum ersten Mal ist im Jahr 52 u. Zr. Senecas Einfluss bei der Ausrichtung der Spiele erkennbar. Tacitus schreibt in den Annalen, Buch XII, 56: „Gekämpft wurde, obwohl unter Verbrechern, mit dem Mut tapferer Männer; und nach vielen Wunden erließ man ihnen das gänzliche Niedermetzeln.“

Und über das Jahr 57 berichtet Sueton, >Nero< 12, dass bei der Einweihung eines neuen Amphitheaters, auf Befehl Kaiser Neros keine Gladiatoren und auch keine Verbrecher, die zu diesen Kämpfen verurteilt worden waren, umgebracht werden durften.

Das folgende Bild entsprang daher der Phantasie neuzeitlicher Nero-Biographen, die die Texte von Tacitus und Sueton nicht vollständig gelesen hatten, bzw. den Lügen der antiken Propagandisten auf den Leim gegangen waren.



Kaiser Nero und Kaiserin Poppaea zeigen mit dem Daumen nach unten. Holzstich von W. Peters mit Titel „Nero im Cirkus“.

Diese Geste war niemals in der Realität zu sehen gewesen, denn es gab während Neros Prinzipat keine Gladiatorenspiele in Rom und Umgebung, in denen die Verlierer abgeschlachtet wurden. Es starben trotzdem noch viele Gladiatoren an den Wunden des blutigen Kampfes.

Im Jahr 58 u. Zr. kam der Zeitpunkt, an dem Seneca Genugtuung für ein lange zurückliegendes Unrecht erhalten sollte. Der berühmte Delator Publius Suillius wurde - höchstwahrscheinlich vom Senat - angeklagt und zur Verbannung verurteilt. Möglicherweise hatte Suillius auf Anstiften von Kaiserin Messalina einst Seneca beschuldigt, ein ehebrecherisches Verhältnis mit Livilla unterhalten zu haben. Livilla und Seneca wurden beide zur Verbannung verurteilt.

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 115:

### Extrakt der wahren Nero-Biographie

Jahr 55 u. Zr.

Tacitus, >Annalen<, XIII, 42: Hierauf wurde [im Jahr 58 u. Zr.] ein von macherlei Schicksalen umhergeworfener Angeklagter, der sich den Hass vieler Menschen verdient hatte ... verurteilt. Dies war Publius Suillius, furchtbar und käuflich als Claudius noch herrschte, durch die Veränderung der Zeitverhältnisse [nach Antritt von Neros Prinzipat] nicht so gedemütigt, wie seine Feinde es wohl wünschten; ja er wollte lieber als ein Schuldiger erscheinen, denn als ein um Gnade Flehender. Zu seiner Unterdrückung, glaubte man, sei der Senatsbeschluss und die Strafe in Betreff des cincischen Gesetzes gegen die, die für Geld Prozesse übernommen haben, erneuert worden; und nicht enthielt Suillius sich, Beschwerden oder selbst Vorwürfe auszusprechen, gemäß seines Sinnes wildem Trotz, auch durch hohes Alter rücksichtslos ...

Wiederherstellung der verbogenen Wahrheit – >Annalen<, XIII, 42

Reale Begebenheit: Publius Suillius, der sich nach Tacitus „den Hass vieler Menschen verdient hatte“, denn er war ein berüchtigter Delator, wurde beschuldigt, er habe, während er die Provinz Asien verwaltete, die römischen Bundesgenossen ausgeplündert. Außerdem wurde er der Unterschlagung öffentlicher Gelder beschuldigt. Um den Prozess abzukürzen, klagte man ihn nur wegen der in Rom begangenen Verbrechen an. Die Anklage lautete: Suillius habe durch die Härte seiner Delatoren-Prozesse Quintus Pomponius in die Notwendigkeit eines Bürgerkriegs gestürzt, Julia, des Drusus Tochter, und Sabina Poppaea zum Tode gezwungen, Valerius Asiaticus, Lucius Saturninus sowie Cornelius Lupus ins Verderben gebracht, ferner ganze Scharen römischer Ritter [durch lügenhafte Denunziationen] ins Verderben gestürzt zu haben, da sie unschuldig verurteilt wurden.

Zu seiner Verteidigung sagte er, dass er zu den falschen Anklagen von Kaiser Claudius gezwungen worden sei. Kaiser Nero entgegnete, es sei ihm aus den Denkschriften seines Adoptivvaters bekannt, dass keines Menschen Anklage je von ihm [Kaiser Claudius] erzwungen worden sei. Suillius gab nun an, dass er von Kaiserin Messalina dazu gezwungen worden sei. Das Gericht ließ die Ausrede des Suillius nicht gelten. Er wurde zur Verbannung auf die Balearen verurteilt. Ein Teil seines zu Unrecht erworbenen Vermögens wurde konfisziert.

Propagandalüge: In diesem Zusammenhang soll Suillius auch L. Annaeus Seneca beschimpft haben, er sei ein Feind der Freunde des Claudius, unter dem er [angeblich] eine „gerechte“ Verbannung habe aushalten müssen. Er, Suillius, sei Qästor des Germanicus gewesen, Seneca in der Familie des Germanicus ein Ehebrecher. Gemeint ist das angebliche Verhältnis Senecas zu Livilla, weswegen Seneca möglicherweise auf Betreiben der Messalina zur Verbannung verurteilt wurde. Nun steigert sich der Hass des Tacitus gegen Seneca geradezu ins Wahnhafte: Angeblich beschuldigte Suillius den Stoiker Seneca, er habe in vier Jahren ein Vermögen von 300 Millionen Sesterzen erworben. In Rom würden die Testamente von Kinderlosen gleichsam in sein Netz fallen, Italien und die Provinzen würden durch Senecas unermesslichen Wucher erschöpft werden. Diese Propagandalügen sind geradezu grotesk. Sie wurden wohl deshalb bis heute geglaubt, weil sie eigentlich unglaublich sind. Kinderlose können ihr Vermögen jedem X-beliebigen hinterlassen. Nicht Seneca war ein Geldverleiher, sondern sein Bruder Mela. Die Behauptung, Seneca habe ein Vermögen von 300 Millionen in vier Jahren erworben, ist eine dummfreche Propagandalüge, um die Philosophie und die philosophischen Schriften des Stoikers Seneca zu diffamieren. Nicht zu beweisen ist, ob Suillius die Lügen erfunden hat oder Tacitus.

Wir müssen uns vor Augen halten, dass die modernen Historiker und Altphilologen bis auf den heutigen Tag den Lügen eines berüchtigten Delators Glauben schenken. Tacitus benutzt einen notorischen Lügner, Räuber und Mörder, nämlich Suillius, um den Stoiker L. Annaeus Seneca mit Schmutz zu bewerfen. Eigentlich ein unglaubliches Vorgehen.

Es ist eine Mischung von ungeheuerlichen Lügen, durchwachsen von einigen nicht ganz so

schlechten bis ausgesprochen guten Taten der Caesaren aus der julisch-claudischen Dynastie, was den Propagandalügen des Tacitus diese magische Anziehungskraft verleiht. Kein noch so großer Verbrecher ist nur zu schlechten Taten fähig, er hat auch sentimentale Schwächen und kann Einzelnen auch Gutes erweisen. Das ist das Narkosemittel, das den schmerzhaften Lügen des Tacitus Glaubwürdigkeit verschafft, das unseren Verstand umnebelt, so dass er gleichsam betäubt wird und die unglaublichsten Lügen kritiklos passieren lässt.<sup>105</sup>

Zu den größten Propagandalügen des Tacitus gehört die Lüge, der Philosoph L. Annaeus Seneca habe sich an der sogenannten pisonischen Verschwörung beteiligt und er sei deswegen auf Befehl Kaiser Neros ermordet worden. Ich weiß nicht, welche Lüge dreister und grotesker ist: Dass Seneca sich an einer Militärverschwörung beteiligt habe oder dass er auf Befehl Kaiser Neros ermordet wurde. Diese senatorische Propagandalügen habe ich meines Erachtens eindeutig widerlegt.

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 60:

Das Jahr 65 u. Zr.

### Pisonische Verschwörung und Pockenepidemie

Im Frühling des Jahres 65 u. Zr., während des Konsulats des Silius Nerva, des späteren Kaiser Nerva, und des Atticus Vestinus, wurde die dritte Konspiration gegen das Leben Neros aufgedeckt, die sogenannte Pisonische Verschwörung. Es war der politisch bedeutendste und folgenschwerste Putschversuch während des Neronischen Prinzipats, wenn wir dem oder den antiken Propagandisten glauben dürfen.

Während des Höhepunktes der mehrtägigen circensischen Spiele, am 19. April, wollte die Verschwörergruppe Nero ermorden.

Lateranus, ein verarmter römischer Ritter, sollte dem Kaiser zu Füßen fallen und ihn um finanzielle Unterstützung anflehen. Während er dem Kaiser die Füße umschlang und ihn zu Boden warf, wollten einige andere Verschwörer hinzueilen und ihn erstechen.

Piso, der von der Verschwörergruppe auserwählte Nachfolger Neros, hätte währenddessen mit Antonia, der mittleren Tochter des Kaisers Claudius, beim Cerestempel bereitgestanden. Bei der Nachricht von der Ermordung Neros wollten die Beiden, in Begleitung des Präfekten Faenius Rufus, ins Lager der Prätorianer marschieren, wo Piso zum neuen Kaiser ausgerufen werden sollte.

Ein Freigelassener des Scaevinius, namens Milichus, erhielt den Auftrag, den Dolch zu schärfen, mit dem Nero ermordet werden sollte. Außerdem schenkte Scaevinius seinen liebsten Sklaven die Freiheit und gab, ohne ersichtlichen Anlass, ein ungewöhnlich kostspieliges Festmahl. Es hätte ja das letzte für Scaevinius sein können, falls das Attentat fehlschlagen würde. Es sollte in der Tat das letzte für ihn gewesen sein.

Der Freigelassene Milichus informierte heimlich Epaphroditus, einen Freigelassenen Neros, über die ungewöhnlichen Vorgänge im Hause des Scaevinius. Die Ermittlungen kamen sofort in Gang. Es wurde festgestellt, dass Antonius Natalis sich häufig mit Scaevinius unterhielt, beide waren Pisos vertrauteste Freunde. Die beiden Verschwörer wurden getrennt verhört und weil sie sich nicht vorher absprechen konnten, verwickelten sie sich in widersprechenden Aussagen. Der Folter oder nur ihrer Androhung hielten sie nicht Stand; sie begannen ihre Mitverschworenen zu verraten.

<sup>105</sup> Fußnote Hrsg.: Aus diesen o. g. Beispielen wird ersichtlich, wie leicht man eigentlich Propagandalügen erfinden kann. Man nimmt irgendeine harmlose reale Begebenheit und unterstellt einer Person, die man verunglimpfen will, zum Beispiel Kaiserin Agrippina, sie habe Gründe für die Ermordung eines Zeitgenossen gehabt. So einfach ist es. Wenn aber das Motiv wegfällt, ist auch die Tat unwahrscheinlich, demnach ist es eine Propagandalüge.

Piso, einst ein guter Freund Neros, der Kaiser verkehrte oft in der Campania in dessen Landhaus, kam der Verhaftung zuvor, indem er Selbstmord beging. Durch diese Tat konnte er wenigstens seiner Ehefrau Arria Galla sein hinterlassenes Vermögen retten, wenn auch ihr Traum, eine Augusta zu werden, ausgeträumt war.

Gérard Walter schrieb: *„Ein Gerichtsurteil hatte die Einziehung des Vermögens des Verurteilten zugunsten des Staates zur Folge, und Nero konnte keinerlei persönlichen Vorteil daraus ziehen. Anders bei jenen, die er zum Selbstmord „einlud“; da sie [die Selbstmörder] nicht Gegenstand irgendeiner Rechtsverfolgung waren, behielten sie auch die freie Verfügung über ihr Vermögen“.*

Tacitus, bzw. der oder die Verfälscher seiner >Annalen<, unterstellten Kaiser Nero, er habe sich an solchen Selbstmördern zu bereichern versucht, da diese, um ihren Verwandten ein Teil ihres Vermögens zu retten, den Kaiser ebenfalls mit einem Erbschaftsanteil testamentarisch bedachten.

Gérard Walter bemerkt dazu: *„Wenn dies Neros Absicht gewesen wäre, hätte er nicht so viele reiche Senatoren und Finanzleute verschont, die während seiner Regierung ungeschoren blieben, weil sie ‚die Klugheit besaßen, politisch untätig zu bleiben‘, wie Tacitus es später ausgedrückt hat, als er die Biographie seines Schwiegervaters Agricola schrieb.“*

Unter den zur Anzeige gebrachten Putschisten befanden sich offensichtlich auch einige Unschuldige, die von den Verschwörern, entweder aus persönlichem Hass oder um Kaiser Nero zu schaden, denunziert wurden. Ein Opfer solcher Denunziation war auch - der stoische Philosoph L. Annaeus Seneca. Sein Name war von Natalis genannt worden.

Kaiser Nero sandte eine Abschrift des Verhörs, das die Beschuldigung enthielt, an seinen alten Lehrer und Freund, um diesen fragen zu lassen, ob er die Aussage des Natalis anerkenne oder was er dagegen vorzubringen habe. Bevor sich jedoch Seneca persönlich vor seinem Prinzeips rechtfertigen konnte, schickte der Präfekt Faenius Rufus, der ja ebenfalls ein Verschwörer war, einen Centurio zu dem alten Philosophen, um diesen umbringen zu lassen. Annaeus Seneca war demnach mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Opfer der Verschwörer, nicht ein Mordopfer Kaiser Neros.

Tacitus berichtet in den >Annalen<, XV, 60, über die Vorgänge, die zu Senecas Ermordung führten: Natalis, ein Mitverschworener, habe beim Verhör ausgesagt, er sei von Piso zum kranken Philosophen Seneca geschickt worden, um zu erkunden, warum Seneca dem Piso keinen Zutritt zu sich erlauben würde. Seneca erwiderte Natalis bei jenem Gespräch, es sei für beide von keinerlei Nutzen, ihre Gedanken auszutauschen. Die Standpunkte waren in den Augen Senecas offensichtlich zu extrem. Seneca soll außerdem zu Natalis den zweideutigen Satz geäußert haben, dass *„seine eigene Sicherheit auf dem Wohle Pisos gründe“*. Das heißt nichts anderes als: Seneca wusste oder ahnte, dass Piso ein Gegner Kaiser Neros war; und Seneca wusste sehr wohl, dass bei einem Putschversuch auch Unschuldige und Unbeteiligte ums Leben kommen konnten.

Nach dem Verhör des Natalis erhielt der Tribun einer prätorischen Kohorte, namens Gavius Silvanus, den Befehl aus dem Neronischen Kaiserpalast, diese Aussage des Natalis dem Philosophen Seneca zu überbringen und ihn zu fragen, ob er die Aussage des Natalis anerkenne. Dies war nichts anderes als ein normales polizeiliches Verfahren. Ich bin überzeugt, die etwas doppeldeutige Äußerung Senecas, dass sein Wohlergehen auf demjenigen des Piso gründe, erregte bei Kaiser Nero nicht das geringste Misstrauen gegen seinen alten Freund und Philosophielehrer.

Lucius Annaeus Seneca war zufällig an diesem Tag aus der Campania nach Rom zurückgekehrt. Er befand sich beim vierten Meilenstein vor der Stadt auf einem seiner Landgüter. Der Tribun kam gegen Abend an und ließ das Haus von Prätorianern umstellen. Das bedeutet, es konnte niemand anderes mehr aus dem Haus heraus oder hinein als nur das Militär.

Seneca speiste mit seiner Frau Pompeia Paulina und mit zwei Freunden zu Abend.<sup>106</sup> Auf die Frage des Tribuns, was Seneca mit dem doppeldeutigen Satz aussagen wollte, erwiderte dieser:

<sup>106</sup> Einer dieser Freunde könnte Caesonius Maximus gewesen sein. Siehe >Briefe an Lucilius<, 87. Brief.

Die Rettung eines Privatmannes, gemeint ist Piso, seiner eigenen Wohlfahrt vorzuziehen, habe er keine Veranlassung gehabt. Zu Schmeicheleien sei sein Charakter nicht geeignet. Das sei niemand besser bekannt als Kaiser Nero, der öfter seine Freimütigkeiten erfahren habe.

Nachdem der Tribun diese Aussage Senecas vor Kaiser Nero, Kaiserin Poppaea und dem Präfekt Tigellinus wiederholt hatte, soll Kaiser Nero wutschnaubend den Befehl gegeben haben, Seneca den Tod anzukündigen, d. h. ihm den Selbstmord zu befehlen?

Tacitus und/oder der anonyme Propagandist hat es sich offensichtlich mit diesem Propaganda-Märchen etwas zu leicht gemacht. Ich frage wieder einmal: Warum sollte Kaiser Nero wütend auf Seneca gewesen sein und warum sollte er ihn Hals über Kopf zum Selbstmord auffordern? Die Darstellung bei Tacitus ist völlig ungläubhaft.

Ich bin überzeugt, Kaiser Nero hörte die Antwort Senecas, die ihm der Tribun Gavius Silvanus entweder mündlich oder schriftlich überbrachte, ruhig und gelassen an. Kaiser Nero war sich der Treue seines Staatsphilosophen und alten Lehrers völlig sicher. Der Tribun erhielt daher höchstwahrscheinlich von Nero den Befehl, zu Seneca zurückzukehren und ihm das Vertrauen des Prinzeps auszusprechen. Möglicherweise erhielt er sogar den Befehl, einige Prätorianer zur Sicherheit Senecas in dessen Landhaus einzuquartieren.

Die folgenden Sätze in den >Annalen<, XV, 61, lassen die wirklichen Ereignisse durchscheinen: Tacitus erwähnt ausdrücklich, dass der Tribun Gavius Silvanus ebenfalls ein Putschist war. Er kehrte nicht auf dem schnellsten Weg zu Senecas Landhaus zurück, sondern er machte zuvor einen Besuch bei dem Präfekt Faenius Rufus, dem ranghöheren Mitverschworenen. Mit Sicherheit erzählte er ihm die Vorgänge im Zusammenhang mit der Vernehmung des Natalis und der späteren Zeugenbefragung des Philosophen Seneca.

Tacitus stellt es dem Leser so dar, als ob der Präfekt und der Tribun „Memmen“ gewesen wären, weil sie dem Befehl Neros, Seneca zu ermorden, *nicht* die Ausführung verweigert hätten. Silvanus hätte die Frevel noch vermehrt, an deren Sühnung er durch den Sturz und die Ermordung Neros mitwirken wollte.

Dieses Propaganda-Märchen ist zu lau und zu fade erfunden, um es glauben zu können. *In Wirklichkeit gab der Präfekt Faenius Rufus den Befehl, Seneca zu ermorden.* Mit der Ermordung Senecas wollten die Putschisten offensichtlich Kaiser Nero schaden, denn Seneca war Nero mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit absolut loyal gesinnt.

Der Tribun Gavius Silvanus weigerte sich jedoch, den Mordbefehl auszuführen. Der Präfekt musste einen Centurio damit beauftragen.

Nach Tacitus verlangte der Stoiker Seneca unerschrocken Schreibtafeln, um sein Testament niederschreiben zu können. Der Centurio verweigerte es ihm. An seine Freunde gewendet sagte Seneca, da er daran gehindert werde, ihren Verdiensten Dank zu zollen, könne er ihnen nur noch das Einzige und Schönste, was er jetzt noch habe, zurücklassen: Das Bild seines Lebens.

Und noch etwas muss Seneca mit Bestimmtheit gewusst und gesagt haben: „Dieser Mordbefehl kommt nicht von meinem Kaiser, sondern von den Putschisten und Verschwörern!“

Der Centurio ließ den Philosophen von zwei Soldaten ergreifen, dann zog er sein Kurzschwert und erstach Seneca.

Tacitus, >Annalen<, XV, 65, „sattelte“ wie gewohnt noch eine Lüge auf das Propaganda-Märchen darauf, indem er schrieb: „*Es ging die Rede, Subrius Flavus habe in geheimer Beratung mit Centurionen, doch nicht ohne Wissen Senecas, beschlossen, dass, nach Neros Ermordung durch die Mitwirkung des Piso, auch dieser [nämlich Piso] umgebracht und die Herrschaft dem Seneca gegeben werden solle.*“

Dieser Satz ist nun wiederum ein deutlicher Beweis dafür, dass Tacitus nicht die geringste Ahnung von der stoischen Philosophie und von der Lehre Senecas besaß. Seneca, der Lucilius im 22sten, 31sten und 32sten Brief riet, der Herrschaft zu entsagen, siehe >Briefe an Lucilius<, soll selber nach der Caesaren-Herrschaft gestrebt haben? Wiederum eine geradezu groteske Propagandalüge. Ganz zu schweigen von dem Unsinn, es könnte eine Centurionen-Verschwörung,

eine Art Feldweibel-Verschwörung, gegeben haben und ungebildete Legionäre hätten einen Philosophen zu ihrem Staatsoberhaupt gewünscht. Die meisten Centurionen im römischen Heer kannten den Philosophen Seneca nicht einmal vom Namen her. Ich glaube keineswegs, dass Tacitus solch absurde Lügen über Seneca verfassen konnte. Ich bin überzeugt, die >Annalen< wurden nach seinem Tode von anonymen Propagandisten verfälscht.

Der Präfekt Faenius Rufus verhörte Scaevinius. Dieser erwiderte, da er, laut Tacitus, „*den Mitverschworenen und Inquisitor in einer Person nicht mehr länger ertragen konnte, niemand wisse mehr als er, Faenius Rufus, selber*“.

Der Präfekt wurde daraufhin entwapnet und ebenfalls verhaftet. Ihm, wie auch dem Tribun Gavius Silvanus, wurde auf freiem Feld der Kopf abgeschlagen, seine Leiche in der Grube verscharrt, die er für sich selber ausheben musste.

Tacitus, Sueton und Cassius Dio übertreiben wie immer maßlos, wenn sie uns glaubhaft machen wollen, die Stadt Rom hätte sich mit den Leichen der Verschwörer „gefüllt“. Gérard Walter stellt fest, dass es ganze zehn Leichenbegängnisse in Rom gab, wobei einige der Mordopfer, wie Seneca, gewiss auf das Konto der Putschisten gehen, und von den Militärs abgesehen, die hingerichtet und verscharrt wurden. Offensichtlich haben die antiken Propagandisten die Zahl der Verschwörer mit der Zahl der Pocken- oder Pestopfer im Herbst des selben Jahres absichtlich „verwechselt“, bzw. gleichzusetzen versucht. Denn während der Pockenepidemie füllten sich tatsächlich die Straßen mit Leichenzügen und die Häuser mit Pockenkranken.

## Nicht datierbare Quellen

Zeitraum: Während Neros Prinzipat

Quelle: >Naturgeschichte< des Gaius Plinius, XIV. Buch:<sup>107</sup>

*Zu unserer Zeit gab es noch wenige Beispiele von Vollkommenheit in dieser Kunst [des Weinanbaus]; wir dürfen sie aber um so weniger übergehen, damit wir auch ihren Nutzen kennen lernen, worauf man doch immer am meisten sehen muss. Den größten Ruhm darin hat Acilius Sthenelus erlangt, ein Freigelassener aus der gemeinen Klasse, der im nomentanischen Gebiet Weinberge von nicht größerem Umfang als 60 Jugern [ca 51 Morgen Land] bebaute und für 40 Millionen Sesterzen verkaufte. Auf gleiche Weise machte sich der freigelassene Vetulenus Aegialus im literninischen Distrikt von Campanien berühmt, und zwar noch mehr durch die Gunst der Menschen, denn er baute selbst den Verbannungsort des [Scipio] Africanus an. Allein das größte Lob erwarb er sich durch die Hilfe des genannten Sthenelus. Rhemmius Palaemon - der ansonsten auch als Grammatiker sich ausgezeichnet hat - denn dieser kaufte in den letzten 20 Jahren in eben demselben nomentanischen Gebiet, 10 Meilensteine [ca 14,8 km] von Rom entfernt, ein Landgut für 60 Millionen Sesterzen. Nun ist aber bekannt, wie wenig die Landgüter, zumal dort, kosten; und er wählte immer gerade solche, welche aus Nachlässigkeit heruntergekommen waren und unter den schlechtesten nicht einmal solche, die einen besseren Boden hatten, denn seine Absicht ging dahin, sie zu kultivieren, aber nicht etwa aus Liebe zur Sache, sondern anfangs aus Eitelkeit, die er [Rhemmius Palaemon] bekanntlich in hohem Grade besaß. Er ließ also durch Sthenelus die Weinberge erneut umpflügen, wobei er einen Landwirt nachahmte, und trieb sie zu einem fast unglaublichen Wert hoch, denn im achten Jahre wurden die am Stock hängenden Trauben einem Käufer für 40.000 Sesterzen zugeschlagen. Auch kam mancher dahin, um die Haufen von Trauben in diesen Weinbergen zu sehen, und entschuldigte sich gegen den Anschein, er sei ein fauler Nachbar, damit, dass er daran interessiert sei, um zu lernen.*

<sup>107</sup> Fußnote Hrsg.: Nach der Übersetzung von G. C. Wittstein, Leipzig 1881.

*Vor nicht langer Zeit wurde Annaeus Seneca, damals der erste Gelehrte und vermöge seiner Macht, die ihn zuletzt [psychisch] erdrückte, gewiss kein Bewunderer unbedeutender Dinge, so sehr von jenem Landgut eingenommen, dass er sich nicht schämte, dem Besitzer [Rhemmius Palaemon], obgleich er ihn hasste und dieser mit seinem Gut nur prahlen wollte, einen solchen Vorzug zu geben, dass er jene Weinberge, nachdem sie beinahe 10 Jahre lang kultiviert worden waren, um den vierfachen Preis [4 x 60 Millionen Sesterzen = 240 Millionen Sesterzen] abkaufte [Seneca nannte es sein „Nomentanum“]. Dergleichen Sorgfalt wäre wert, auf die caecubischen und setinischen Äcker verwandt zu werden, denn später gab noch jeder Morgen 7 Culei, das sind 140 Amphoren Most. Doch damit niemand glaube, die älteren Zeiten seien hierin übertroffen worden, so bemerken wir noch aus Cato's Schriften, dass aus einem Morgen zehn Culei gewonnen wurden, starke Beispiele, dass weder die unruhigen Meere, noch die von den Küsten des Roten und Indischen Meeres geholten Waren dem Kaufmann mehr einbringen als eine fleißig betriebene Landwirtschaft.*

Kommentar: L. Annaeus Seneca besaß nach unserem Wissen drei Landgüter. Das erste und älteste erwähnt er in den >Briefen an Lucilius<, 12. Brief, das vor der Stadt Rom lag. Das zweite kaufte er während des Prinzipats von Nero. Es lag 10 Meilensteine, ca 14,8 km von Rom entfernt, von Seneca „Nomentanum“ genannt und es war offensichtlich ein Weinberg. Und das dritte nannte er „Albanum“, da es in den Albaner Bergen lag.

## Nach Senecas Tod

Wer steckte hinter der Ermordung des Stoikers Seneca? Waren es die selben reaktionären und faschistoiden Mächte, die auch hinter der Pisonischen Verschwörung standen? Es ist mit allergrößter Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Wie der liberale Stoiker Paetus Thrasea von den radikal-theistischen und reaktionären Senats-Oligarchen gehasst und verfolgt wurde, so wurde auch der Freigeist Seneca von ihnen gehasst und - bei der erstbesten Gelegenheit - während der Pisonischen Verschwörung ermordet!

## Die Senatsopposition der Stoiker oder Paetus Thrasea, Kaiser Nero und Musonius Rufus

In der Philologie der klassischen Altertumswissenschaft hat sich der Begriff der „stoischen Senatsopposition bei Tacitus“ herausgebildet.<sup>108</sup> Darunter werden die merkwürdigen Vorgänge im römischen Senat unter den Kaisern Nero, Vitellius und Vespasian verstanden.

Der Kopf der oppositionellen liberalen Stoiker unter Kaiser Nero hieß Paetus Thrasea. Unter den Kaisern Vitellius und Vespasian war es Thraseas Schwiegersohn Helvidius Priscus.

Tacitus lieferte uns über Paetus Thrasea folgende Charakteristika:

- als über die Ereignisse, die zum Tode der Kaiserin Agrippina führten, verhandelt wurde, ging Paetus Thrasea [unter Protest?] aus dem Senat.

- beim Festspiel der Juvenalien bewies er eine nicht erwünschte Teilnahme.

---

<sup>108</sup> Siehe Schmich, Rudolf: >Die Darstellung der sogenannten stoischen Senatsopposition bei Tacitus<, Inaugural-Dissertation, Heidelberg 1960.

- angeblich war dies eine Beleidigung [gegenüber dem Kaiser], die um so tiefer verletzte, weil Paetus Thrasea in Patavium [Padua], woher er stammte, bei dem vom Trojaner Antenor gestifteten Caestuspiel aufgetreten war.

- bei der Abstimmung im Senat, als über die Majestätsbeleidigung des Prätors Antistius verhandelt wurde, stimmte Thrasea für ein mildes Urteil.

- als der verstorbenen Kaiserin Poppaea „Götterehre“ zuerkannt wurde, war Thrasea [angeblich] absichtlich nicht zugegen.

- auch am Leichenbegängnis der verstorbenen Kaiserin Poppaea nahm Thrasea nicht teil.

- er glaubte nicht an die Göttlichkeit der verstorbenen Kaiserin Poppaea<sup>109</sup>.

- bei Beginn des Jahres vermied Thrasea [wie auch in den letzten Jahren] die feierliche Eidesleistung auf die römischen Götter.

- er fehlte beim Ablegen der Gelübde, obwohl er mit der Priesterwürde der Quindecimviri bekleidet war.

- Thrasea opferte nie für das Wohl des Kaisers oder für dessen himmlische Stimme.

- Thrasea betrat in den letzten drei Jahren nicht mehr die Curie, das Senatsgebäude.

- Thrasea schwur nicht auf die Verordnungen der vergöttlichten [Diktatoren] Julius Caesar und Augustus.

- Thrasea verachtete [angeblich] „heiligen Brauch“ und schaffte [angeblich] ab, „was Gesetz ist“.

- Thrasea sei ein „Neuerungssüchtiger“.

- Thrasea trauere über das [angebliche] „Glück des Staates“.

- Thrasea halte öffentliche Plätze [Tempel und Theater] für Einöden.

Über die Stoiker im allgemeinen berichtet Tacitus:

- sie, die Stoiker, hätten die Tiberonen und Favonier hervorgebracht.

- die Stoiker trügen die Freiheit zur Schau, um die Oberherrschaft, das Prinzipat, zu stürzen.

- die Stoiker seien „Neuerungssüchtige“.

Aus den obigen Textauszügen geht klar und deutlich hervor, dass der Stoiker Thrasea ein ultraliberaler und progressiver Demokrat war. Die Ansicht von Michael Grant<sup>110</sup>, dass die „stoische Senatsopposition“ unter ihrem Anführer Paetus Thrasea „eine Gruppe extrem konservativer Senatoren mit Neigung zu philosophischen, stoischen Gedankengängen“ gewesen

<sup>109</sup> Die Ablehnung der römischen Staatsgötter galt als Atheismus.

<sup>110</sup> In Michael Grant, >Roms Cäsaren - von Julius Caesar bis Domitian<, München 1978.

sei, ist geradezu ein grotesker Irrtum. Das genaue Gegenteil ist richtig: Es war eine Gruppe von Stoikern mit extrem „linken“ Vorstellungen von Demokratie, Recht und Freiheit.

Die Konservativen, sozusagen die fundamentalistisch-theistische Partei im römischen Senat, machten mittels ihrer Mehrheit dem ultraliberalen Freidenker Thrasea „den Prozeß“, um einen gefährlichen und unbequemen Widersacher und Querdenker loszuwerden.

Dies setzten sie im Jahr 66 u. Zr., demnach nach der Ermordung Senecas, folgendermaßen in Szene: Capito Cossutianus übernahm die Rolle des Anklägers im Senat. Er war ein persönlicher Feind des Paetus Thrasea. Thrasea hatte einst die Gesandten der Cilicier unterstützt, als sie den Capito Cossutianus wegen Erpressung anklagten und diesen wegen seiner Vergehen „zu Fall brachten“.

Die Anklage des Capito Cossutianus war eine geschickte Mischung aus Polemik gegen den Freidenker Thrasea und aus Schmeichelei gegenüber dem Kaiser. „Wie einst von Julius Caesar und Marcus Cato“, sprach Capito Cossutianus, „so spricht heute die [angeblich] nach Zwietracht verlangende Bürgerschaft jetzt von dir, Kaiser Nero, und Thrasea. Er hat auch seine Anhänger oder vielmehr Trabanten, die sich zwar noch nicht seinen Trotz beim Abstimmen, aber seine Haltung und Miene zum Vorbild nehmen, starr und finster blicken, um dir damit Leichtsinn vorzuwerfen. Allein von ihm werden deine Wohlfahrt und deine Kunstleistungen nicht geehrt. Das Glück des Kaisers verachtet er; befriedigt ihn nun seine [des Kaisers] Trauer und sein Schmerz [um Poppaea] nicht? Dieselbe Gesinnung verrät es, an Poppaeas Göttlichkeit nicht zu glauben und auf die Verordnungen des göttlichen Augustus und Julius Caesar nicht zu schwören. Er verachtet heiligen Brauch<sup>111</sup> und schafft ab, was Gesetz ist. Die >Tageblätter des römischen Volkes<<sup>112</sup> werden in den Provinzen, in den Heeren aufmerksam gelesen, um zu erfahren, was Thrasea *nicht* getan hat. Wenn Thraseas Einrichtungen besser sind, so lasst uns zu ihnen übertreten; oder aber man nehme den Neuerungssüchtigen den Rädelsführer und Ratgeber weg. Jene Schule [gemeint ist: die Schule der Stoiker] hat die Tuberonen und Favonier erzeugt, auch in der alten Republik nicht beliebte Namen. Um die Oberherrschaft [das Prinzipat] zu stürzen, tragen sie die Freiheit zur Schau. Haben sie sie erst umgestürzt, dann werden sie die Freiheit selbst angreifen. Vergebens hast du den Cassius entfernt. Willst du es dulden, dass die Nacheiferer der Brutusse um sich greifen und Gedeihen finden? Schließlich brauchst du [Kaiser Nero] ja selbst über Thrasea nichts zu beantragen, lass den Senat richten.“

So war es in Wirklichkeit! Nicht Kaiser Nero ließ Paetus Thrasea anklagen, sondern es war der konservativ-theistische Block im römischen Senat, dem der Freigeist und Stoiker Thrasea ein Dorn im Auge war.

Thrasea beratschlagte sich mit seinen engsten Freunden, ob er sich im Senat rechtfertigen oder ob er jede Verteidigung verschmähen solle. Die, die dafür waren, sagten, „*sie seinen wegen seiner Standhaftigkeit unbesorgt. Er werde nichts sagen, als etwas, wodurch er ausschließlich seinen Ruhm erhöhen würde. Nur Feige und Verzagte umgäben ihr Ende mit Einsamkeit. Schauen möge das Volk den dem Tode entgegentretenden Mann, hören solle der Senat gleichsam übermenschliche Worte eines Stoikers*“.

Bei den Beratungen der Anhänger und Freunde Thraseas befand sich auch ein junger Mann namens Rusticus Arulenus, der sich [angeblich aus Ruhmbegier] anbot, gegen den Senatsbeschluss [Anklage gegen Thrasea] Einspruch zu erheben, denn er war Volkstribun. Thrasea dämpfte seinen Eifer. Dieses Vorhaben würde doch nichts nützen, dem jungen Mann jedoch sehr schaden.

<sup>111</sup> Das ist eindeutig eine Anklage auf Atheismus.

<sup>112</sup> Gab es zur Regierungszeit Kaiser Neros bereits eine politische Zeitung? Ja, die sog. „Acta publica diurna“! Sie enthielten offizielle Mitteilungen und Neuigkeiten aus der „besseren“ Gesellschaft.

Am Morgen der festgesetzten Senatssitzung besetzten zwei bewaffnete Kohorten der Prätorianer den Tempel der Venus Genetrix. Den Eingang zum Senat hatte ein Trupp mit der Toga bekleideter Männer, die ihre Schwerter offen zeigten, in Besitz genommen. Auf den öffentlichen Plätzen, wie an den Tempeln waren Kriegerscharen aufgestellt. Unter ihren Blicken und Drohungen begaben sich die Senatoren in die Kurie. Ungewiss ist, wer mit „ihren“ gemeint ist, wahrscheinlich waren es die mit der Toga bekleideten Männer, die ihre Schwerter offen zeigten. Waren es die Anhänger und Freunde der Stoiker und der oppositionellen Senatoren? Wir wissen es leider nicht.

Im Senat hörte man zuerst die Rede des Kaisers, von einem Quästor vorgetragen. Ohne jemand direkt beim Namen zu nennen, beschuldigte er die Senatoren, dass sie die öffentlichen Geschäfte vernachlässigten und durch ihr Beispiel viele zur Nachlässigkeit verleiteten. Viele würden erst gar nicht mehr aus ihren Provinzen zu den Senatssitzungen kommen, da sie sich, hätten sie erst das Konsulat und Priesterwürden erlangt, lieber der Annehmlichkeiten ihrer Gärten und Besitzungen hingäben.

Nach der Rede des Quästors hieben die konservativen Senatoren Cossutianus und Marcellus mit aller rhetorischen Polemik auf Thrasea ein. Der gesamte Staat sei wegen Thrasea [wegen eines Mannes!] in Gefahr. Durch die „Halsstarrigkeit der Untergebenen“ werde die Milde des Kaisers herabgesetzt. Zu milde seien sie, die Senatoren, bis auf diesen Tag gewesen, da sie den „Empörer“ Thrasea, da sie dessen ebenso „verrückten“ Schwiegersohn Helvidius Priscus, sowie Paconius Agrippinus, den Erben des väterlichen Hauses gegen den Fürsten, und den abscheuliche Gedichte verfertigenden Curtius Montanus ungestraft entschlüpfen ließen. Er, Marcellus, vermisse im Senat den Konsularen, bei Gelübden den Priester, beim Eide den Bürger Thrasea. Doch dieser habe sich ja gegen die Einrichtungen und heiligen Bräuche der Vorfahren öffentlich zum Feind aufgeworfen<sup>113</sup>. Möge er, der den Senator zu spielen und des Kaisers Widersacher zu beschützen gewohnt sei, doch endlich einmal kommen und seine Meinung sagen, was er verbessert oder verändert wissen wolle. Leichter würde man den einzelnen Tadelnden ertragen, als jetzt das Schweigen des alles Verdammenden. Missfalle ihm der Friede im Römischen Reich? Oder die Siege ohne Verluste? Man solle doch einen Menschen, der über das Glück des Staates trauere, der öffentliche Plätze, Theater und Tempel für Einöden halte, der mit Selbstverweisung drohe, in seinem verkehrten Ehrgeiz nicht gewähren lassen. Er würde ja keine Senatsbeschlüsse anerkennen, keine echten Staatsbeamten sehen, nicht einmal eine römische Stadt. So möge er doch sein Leben von einem Staat losreißen, dem er schon längst seine Liebe, jetzt auch noch seine Beachtung entzogen hätte.

Die Senatssitzung, über die Tacitus nichts weiter mehr berichtet [den Prozessverlauf gegen Soranus klammern wir aus, weil er nichts mit Thrasea zu tun hat], endete mit dem Todesurteil Thraseas. Es wurde ihm die freie Wahl des Todes gestattet, Helvidius, sein Schwiegersohn, und Paconius wurden aus Italien in die Verbannung geschickt.

Interessant ist auch der Bericht des Tacitus über die Belohnungen der Ankläger. Eprius und Cossutianus, die Ankläger des Thrasea, erhielten jeder 5.000.000 Sesterzen; Ostorius, dem Ankläger des Soranus, wurden jedoch nur 1.200.000 Sesterzen zugebilligt.

Das Todesurteil des Thrasea wurde im Senat gefällt, als der Tag sich dem Abend neigte. Thrasea befand sich zu dieser Zeit nicht mehr im Senat. Ein zahlreicher Kreis von angesehenen und natürlich auch gleichgesinnten Männern und Frauen hatte sich in seinem Garten versammelt. Darunter befand sich auch der stoische Philosoph Musonius Rufus, wie wir weiter unten noch erfahren werden. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich hauptsächlich auf Demetrius, einen Lehrer der

---

<sup>113</sup> Wiederum eine Atheismus-Anklage. Dass die Stoa eine atheistische Philosophie beinhaltet, war in der Antike bestens bekannt. Siehe oben die Abhandlung >Die stoische und peripatetisch-aristotelische Physiktheorie<. Der Epikureer Philodemos von Gadara, dessen Werke in der Villa dei Papirio in Herkulaneum gefunden wurden, beschuldigte die Stoiker des Atheismus.

kynischen Schule, mit welchem Thrasea, wie aus der Spannung seiner Mienen und aus dem, was man vernahm, wenn dann und wann lauter gesprochen wurde, zu ersehen war, über die Beschaffenheit der Psyche und die Trennung des Geistes vom Körper Untersuchungen anstellte.

Da kam Domitius Caecilianus, einer von Thraseas vertrautesten Freunden, und berichtete, was der Senat beschlossen habe. Kurz darauf wurde Thrasea der Quästor des Konsuls gemeldet, der ihm das Urteil des Senats schriftlich überbrachte. Äußerlich gefasst las er sein Todesurteil; er freute sich sichtlich darüber, dass sein Schwiegersohn Helvidius Priscus mit dem Leben davonkam.

Nun kommen wir zu einer Tatsache, die kein Philologe bisher bedacht hatte oder in Erwägung zog: Auch Seneca wurde einst vom Senat zum Tode verurteilt. Kaiser Claudius legte jedoch Fürbitte beim römischen Senat ein und bewirkte damit, dass das Todesurteil aufgehoben und Seneca nur auf die Insel Korsika verbannt wurde. Hätte nicht auch Kaiser Nero ein solches Vetorecht besessen und hätte er nicht auch für Thrasea eine Aufhebung des Todesurteils bewirken können? Thrasea ließ jedoch Kaiser Nero gar keine Zeit mehr, um für die Aufhebung des Todesurteils im römischen Senat zu sprechen, denn er ließ sich noch am selben Abend, an welchem des Todesurteil erging, die Adern öffnen.

Epiktet berichtet, was Thrasea über die Verbannung dachte<sup>114</sup>: *Thrasea sagte oft* [am Tag, an dem das Todesurteil erging?]: „*Ich will lieber heute hingerichtet, als morgen des Landes verwiesen werden*“. *Was entgegnete ihm* [Musonius] *Rufus hierüber?* „*Wenn du dieses als das Schwerere vorziehst, so ist deine Wahl töricht. Ziehst du es aber als das Leichtere vor, so sage mir, wer hat dir die Wahl gegeben? Willst du denn nicht lernen, mit dem, was dir [vom Schicksal] beschert wird, immer zufrieden zu sein?*“

Musonius Rufus tadelte offensichtlich Thrasea, weil er erst gar nicht eine mögliche, ja sehr wahrscheinliche Begnadigung durch Kaiser Nero abwarten wollte, sondern noch am selben Abend sich die Adern öffnen ließ, demnach Selbstmord beging.

Möglicherweise war Thrasea zu stolz, um von Kaiser Nero das Leben sozusagen „geschenkt“ zu erhalten? Vielleicht wollte er auch durch seinen Tod die Intellektuellen und die demokratisch Gesinnten in Rom „wachrütteln“?

Über die Begegnungen und Gespräche Thraseas mit Kaiser Nero berichtet Tacitus uns nur ein einziges Ereignis: Anlässlich der Geburt von Neros und Poppaeas Tochter Claudia begab sich der Senat von Rom nach Antium, um dem kaiserlichen Ehepaar zu gratulieren. Thrasea wurde als einziger Senator zurückgewiesen, d. h. der Kaiser nahm seine Glückwünsche nicht an. Der Grund dafür könnte gewesen sein, weil Thrasea an den religiösen Feierlichkeiten nicht teilnahm.

Später äußerte sich dann Nero gegenüber Seneca, dass er mit Thrasea wieder ausgesöhnt sei. Seneca habe Kaiser Nero deswegen beglückwünscht. Für den Stoiker Seneca war es gewiß eine großartige Geste von Kaiser Nero, dass er mit dem Stoiker Thrasea innenpolitisch auf gespanntem Fuß zu stehen versuchte.

Diese Rekonstruktion der Vorgänge im römischen Senat vom Jahre 66 u. Zr. beweist, dass Kaiser Nero kein Scheusal von Mensch und Herrscher war. Lesen Sie dazu ausführlich mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<. Mit der Rehabilitation Neros ist damit auch die Person des bedeutendsten Stoikers seiner Zeit - Lucius Annaeus Seneca - von sämtlichen angeblichen Zwiespältigkeiten rehabilitiert.

Könnte es möglich sein, dass die Philosophie Senecas Kaiser Nero bei dem Entschluss, sein Prinzipat aufzugeben, bestärkt haben könnte? Diese Möglichkeit können wir meines Erachtens gar nicht hoch genug bewerten. Ich bin überzeugt, Kaiser Nero las die Werke seines Staatsphilosophen sehr genau.

---

<sup>114</sup> Quelle: >Epiktet - Was von ihm erhalten ist<, Neubearbeitung der Übersetzung von J. G. Schultheis von R. Mücke, Göttingen 1924, 1. Buch, Seite 13. Siehe auch L. Baus, >Epiktet, der Philosoph der Freiheit - Was er wirklich sagte<, Homburg/Saar 2017.

L. Baus, >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation ...<, ab S. 98:

Der letzte Anlass und der tiefste Grund dafür, weshalb Nero Caesar im Juni des Jahres 68 u. Zr. den Entschluss fasste, dem Caesarenthron aus freiem Willen zu entsagen, diese Frage bleibt wohl für immer unbeantwortet. - So glaubte ich noch bis zum Abschluss der II. überarbeiteten Auflage zu Anfang des Jahres 1992. Inzwischen, nach einem tieferen Studium der stoischen Philosophie und speziell von Senecas philosophischem Oevre, bin ich überzeugt, auch die Lösung dieses Rätsels gefunden zu haben. Lucius Annaeus Seneca schrieb in dem Werk >Über die Muße< (De otio):

[Kapitel III.]: *Zwei Schulen sind am meisten [...] verschiedener Meinung: die der Epikureer und die der Stoiker; aber jede von beiden schickt uns zur Muße [zur politischen Untätigkeit] auf verschiedenem Wege. Epikur sagt: „Nicht wird in die Politik gehen der Weise, außer wenn etwas eintritt.“ Zenon sagt: „Er wird in die Politik gehen, außer wenn ein [gravierendes] Hindernis eintritt.“ Der eine sucht die Muße mit Absicht, der andere auf Grund eines Anlasses. Als [schwerwiegender] Anlass aber kommt folgender in weitem Umfang in Frage: Wenn der Staat zu verkommen ist, als dass man ihm aufhelfen könnte; wenn er verdunkelt ist von verhängnisvollen Umständen [wie während der faschistoiden Prinzipatszeit], dann wird sich der Weise nicht umsonst abmühen, noch sich, ohne helfen zu können, aufopfern [...] so wird er einen Weg, den er als unbegehrbar kennt, nicht beschreiten.*

[Kapitel VIII.]: *Nimm noch hinzu, dass man nach dem Grundsatz des Chrysippos in Muße [in politischer Untätigkeit] leben darf: Nicht sage ich, dass man die Muße dulde, sondern wähle. Wir Stoiker behaupten nicht, der Weise werde in einem beliebigen Staatswesen eine Tätigkeit übernehmen: Was aber macht es für einen Unterschied, wie der Weise zur Muße kommt - weil der Staat ihm fehlt oder er selber dem Staat, wenn allen der [Rechts-] Staat fehlt? Stets aber wird er denen fehlen, die anspruchsvolle Forderungen stellen. (2) Ich frage, in welchem Staat der Weise eine Tätigkeit übernehmen wird: Athen, wo Sokrates verurteilt wurde? Aristoteles, um nicht verurteilt zu werden, floh? In einem Staat, in dem Gehässigkeiten die moralischen Prinzipien überwältigt haben? [...] (3) Wenn ich die Staaten einzeln mustern will, werde ich keinen finden, der den Weisen oder den der Weise ertragen könnte. Wenn nun nicht gefunden wird der Staat, den wir uns vorstellen, dann beginnt für alle [Stoiker] Muße notwendig zu werden, weil, was einzig vorgezogen werden konnte der Muße, nirgend existiert.“*

Diese Lehren Senecas waren sozusagen die philosophische Legitimation für Kaiser Nero, seinem Prinzipat und dem faschistoiden römischen Kaiserreich den Rücken zu kehren, um als ein freier Mensch und Künstler leben zu können. Die freie Selbstbestimmung über das eigene Leben ist eine tragende Säule in der stoischen und epikureischen Ethik. Der gordische Knoten war unauflösbar. Nur durch eine „Kriegslist“ konnte Nero Caesar vom lebenslänglichen und mittlertweile sogar lebensgefährlichen Prinzipat freikommen und zur persönlichen Freiheit gelangen, das höchste Ziel jeder humanistischen Existenz.

Der folgende Brief erscheint mir wie ein Brief Senecas an den fliehenden Kaiser Nero, dessen genaue Adresse zwar unbekannt ist, aber irgendwelche geheime Verbindungsmänner würden ihm gewiss die Briefe und Werke seines alten Lehrers und Philosophen zutragen. Nachdem der erste Schock über das Verschwinden des Kaisers überwunden war, konnte sich Seneca sogar an dem Gedanken berauschen, dass sein „Schüler“ Nero die Herrschaft über ein Weltreich freiwillig aufgab, um fortan nur noch sich selber zu leben. Unzweifelhaft hatte Lucius Domitius Ahenobarbus, der frühere Kaiser Nero, in Senecas Augen damit das Bessere gewählt.<sup>115</sup>

<sup>115</sup> Noch eine Möglichkeit wäre denkbar, bzw. als Möglichkeit einzubeziehen: Lucilius, der Prokurator von Sizilien, könnte sehr wohl ein Getreuer und geheimer Verbindungsmann des früheren Kaiser Nero gewesen sein. Die >Briefe an Lucilius< könnten demnach gleichzeitig auch an Kaiser Nero geschrieben sein. Dies

Natürlich steht dieser These die angebliche Ermordung Senecas durch Kaiser Nero bei Tacitus<sup>116</sup> entgegen. Aber können wir den senatorischen Propagandageschichten des Tacitus überhaupt noch den geringsten Glauben schenken? Ich halte es durchaus für möglich, dass Seneca zum Zeitpunkt der Flucht Neros noch gelebt haben könnte und er erst unter den Soldatenkaisern Galba, Otho, Vitellius oder gar Vespasian ums Leben kam.

### 32. Brief: Ziehe Dich in Dich selbst zurück.

*Ich forsche nach Dir<sup>117</sup> und erkundige mich bei allen, die aus jener Gegend kommen, was Du machst, wo und mit wem Du lebst. Du kannst mich nicht hintergehen; ich bin bei Dir. Lebe so, als ob ich hörte, was Du tust, ja als ob ich es sähe. Du fragst, was mir unter allem, was ich von Dir höre, die meiste Freude macht? Dass ich nichts [von Dir] höre, dass die meisten von denen, die ich befragte, nicht wissen, was Du treibst. Es ist heilsam, mit Unähnlichen und ganz etwas anderes Wünschenden nicht zu verkehren. Ich habe zwar die Zuversicht, Du könntest nicht abgelenkt werden und werdest bei Deinem Vorsatz bleiben, auch wenn ein Schwarm von Verführern Dich umringt. Was also ist es? Ich fürchte nicht, dass sie Dich umdrehen; ich fürchte, dass sie Dich behindern. Viel schadet auch, wer aufhält. Zumal bei der Kürze des Lebens, das wir durch unsere Unbeständigkeit noch mehr verkürzen, indem wir immer bald dieses, bald jenes gleichsam von vorne anfangen. Wir zerreißen das Leben in kleine Teilchen und zerstückeln es. Eile also, mein teuerster Lucilius, und bedenke, wie sehr Du Deine Schritte beschleunigen würdest, wenn ein Feind vom Rücken her Dich bedrängte, wenn Du besorgtest, die Reiterei sprengte heran und setze dem Fliehenden auf dem Fuße nach. Und dies geschieht [wirklich]; man setzt Dir nach;<sup>118</sup> beeile Dich und entwische; bringe Dich in Sicherheit und betrachte öfters, welch eine schöne Sache es ist, sein Leben vor dem Tode zu vollenden und dann den Rest seiner Zeit ruhig zu erwarten und im Besitz eines glücklichen Lebens nichts Gegenteiliges [fürchten zu müssen], das, wenn es länger so doch nicht glücklicher wird. Wann wirst Du jene Zeit schauen, wo Du einsehen wirst, dass die Zeit Dich nichts angeht? Wo Du in vollkommener Selbstgenügsamkeit ruhig, heiter und unbekümmert um den morgigen Tag sein wirst. Du wünschest zu wissen, was die Menschen so begierig nach dem Künftigen macht? - Niemand gehört sich selbst.<sup>119</sup> Deine Eltern freilich wünschten Dir etwas ganz anderes; ich dagegen wünsche Dir Verachtung aller Dinge, deren Fülle jene [Dir erflehten]. Ihre Wünsche berauben viele andere, um Dich zu bereichern. Alles, was sie Dir zuwenden, muss einem anderen entzogen werden. Ich [aber] wünsche Dir den Besitz Deiner selbst, damit Dein von unsteten Gedanken umhergetriebener Geist endlich einmal festen Fuß fasse und sicher stehe; damit er an sich selbst Gefallen finde und nach Erkenntnis der wahren Glücks-Güter, die man erst besitzt, sobald man sie erkannt hat, und eines Zuwachses an Jahren nicht bedürftig ist. Erst der ist über alle Notwendigkeit hinaus, hat ausgedient und ist frei, der nach dem [sogenannten] „Leben“ lebt.<sup>120</sup> Lebe wohl.*

---

beweist vor allem der 32. Brief.

<sup>116</sup> Tacitus, >Annalen<, XV, 60 – 64.

<sup>117</sup> Nach Lucius Domitius Ahenobarbus, dem früheren Nero Caesar?

<sup>118</sup> Kaiser Nero bzw. seinen angeblichen Doppelgängern wurde tatsächlich mit der römischen Heeresmacht nachgesetzt!

<sup>119</sup> Niemand lebt nur für sich selbst. Niemandem genügt an seinem eigenen Selbst.

<sup>120</sup> Seneca meint damit keineswegs ein Leben nach dem Tode, sondern das Leben des Weisen, des Stoikers, ist ein ernsthafteres, rationelleres, ruhigeres, harmonischeres, beglückenderes Leben als das, das die ungebildete, verblendete und verführte Masse des Volkes als angebliches „Leben“ ansieht.

## Tabellarischer Lebenslauf Senecas

Jahr u.Zr.	Alter Senecas	
0		Geburt Senecas in Cordoba, Spanien;
1-2	1-2	Übersiedelung der Eltern nach Rom, Italien;
14	14	Tod des Augustus, Beginn der Regierung des Tiberius; Philosophische Studien Senecas bei Attalus, Sotion und Demetrius;
15	15	am 6. 11. Agrippina minor in Köln am Rhein geboren;
19	19	Tod des Germanicus, Rückkehr von Mutter und Kindern nach Rom;
27	27	ca 27 bis ca 31 u. Zr. mehrjähriger Aufenthalt Senecas in Ägypten wegen Lungenkrankheit;
28	28	Agrippina maior wird durch Intrigen Seians auf die Insel Pandateria verbannt; Agrippina kommt mit zwei jüngeren Schwestern ins Haus der Großmutter in Rom; in diesem Jahr starb Julia, die Tochter des Kaisers Augustus in der Verbannung auf der Insel Pandateria (Ventotene), Grund der Verbannung war Ehebruch;
29	29	zu Anfang des Jahres, Kaiser Tiberius arrangiert die Vermählung Agrippinas mit Domitius Ahenobarbus,
30	30	
31	31	Rückkehr Senecas aus Ägypten, zusammen mit seiner Tante und seinem Onkel, der Präfekt von Ägypten war; Sturz des Seianus in dem Jahr, als Seneca aus Ägypten zurückkehrt;
32	32	
33	33	Tod der Agrippina maior, lt. Tacitus war sie körperlich leidend,
34	34	(ca.) Quästur Senecas;
35	35	
36	36	
37	37	am 16. März: Tod des Tiberius, er wurde keineswegs von Caligula ermordet; am 18. März wird Caligula (Gaius) Prinzeps des Römischen Reiches (Kaiser von 37 - 41); am 15. Dezember: Geburt von Agrippinas Sohn: Lucius Domitius Ahenobarbus, alias der spätere Kaiser Nero, in Antium (Kampanien);

38	38	
39	39	Sept.-Okt. Verbannung von Neros Mutter Agrippina, Titus wird geboren (Kaiser von 54 - 68);
40	40	(ca.) Senecas Vater gestorben;
41	41	am 24. Januar: Ermordung des Gaius Caesar durch Militärputsch; Claudius wird Nachfolger auf dem Caesarethron; (ca. 41 - 42) Geburt des Britannicus; Aprippina und Livilla kehren aus der Verbannung zurück;
42	42	(ca.) Verbannung Senecas auf die Insel Korsika; der Statthalter von Dalmatien, L. Scribonianus, versucht, die Republik neu zu errichten;
43	43	
44	44	Konsulat des Crispus Passienus;
45	45	
46	46	
47	47	800-Jahr-Feier Roms; Nero nimmt am Troja-Spiel teil;
48	48	Claudius lässt Messalina hinrichten, weil sie gegen ihn konspirierte;
49	49	Claudius Caesar heiratet Agrippina (Tac. XII,5-7); bald darauf kehrt der Stoiker Seneca aus der Verbannung nach Rom zurück, höchstwahrscheinlich durch Intervention der Kaiserin Agrippina;
50	50	am 25. Februar: Nero von Claudius Caesar adoptiert (Tac. XII,25); Agrippina wird Augusta (Tac. XII,27); Köln, die Koloniestadt der Ubier, erhält den Namen der Kaiserin Agrippina; Prätur Senecas;
51	51	Toga virilis für Nero (Tac. XII, 41,1); (ca. 51 - 52) Senecas Bruder Gallio Prokonsul von Achaia (Griechenland); Domitian geboren (Kaiser von 81 - 96);
52	52	Nero wird Praefectus urbi feriarum Latin. (Sueton 7)
53	53	Eheschließung Neros mit Octavia (Tac. XII,58,1); Traian wird geboren (Kaiser von 98 - 117);
54	54	am 12. Oktober: Tod des Claudius Caesar; Nero wird Prinzeps des Römischen Reiches; Seneca und Burrus führen zusammen mit Kaiserin Agrippina die Regierungsgeschäfte;

- 55      55      im Februar: Tod des Britannicus, durch schweren epileptischen Anfall verursacht;
- 56      56
- 57      57      Konsulat des L. Annaeus Seneca;
- 58      58      Senatsprozess gegen den Delator Suillius; Suillius sucht Verteidigung in wüsten Beschimpfungen Senecas; Brand von Lugdunum [Lyon]; Krieg gegen die Parther;
- 59      59      Tod der Kaiserinmutter Agrippina durch Schiffbruch; die Schiffskatastrophe könnte auch Sabotage gewesen sein;
- 60      60      erste „Neronien“, Corbulo besetzt Armenien;
- 61      61      Aufstand in Britannien von Suetonius Paulinus, dem Schwiegervater des Tacitus, niedergeschlagen;
- 62      62      Scheidung Neros von Kaiserin Octavia, Heirat mit Poppaea Sabina, die möglicherweise bereits von Kaiser Nero schwanger ist; L. Annaeus Seneca zieht sich von der Politik zurück;
- 63      63      Geburt von Kaiser Neros Tochter Claudia;
- 64      64      Juli: Brandkatastrophe in Rom;
- 65      65      Pisonische Verschwörung Ende April; Ermordung Senecas durch die Putschisten;

(Nach dem Tod Senecas)

im Herbst d. J. 65 furchtbare Pockenepidemie in Rom u. Umgebung, viele angebliche Mordopfer Nero Caesars sterben in Wirklichkeit an den Pocken; auch Kaiserin Poppaea stirbt an den Pocken oder bei der Niederkunft mit einem zweiten Kind Neros; die Brüder Senecas und der Neffe Lukan wurden keineswegs von Kaiser Nero ermordet, sondern sie könnten durch die Putschisten ermordet worden sein oder sie starben an der Pockenepidemie;

Karl Münscher

## Senecas Werke - Untersuchungen zur Abfassungszeit und Echtheit <sup>121</sup>

Unter Tiberius und Gaius Caesar [Caligula]

Als kränklicher junger Mann von wenig über 30 Jahren war L. Annaeus Seneca im Jahr 31 oder 32 u. Zr. nach längerem Aufenthalt in Ägypten nach Rom zurückgekehrt. Er begleitete damals seiner Mutter Schwester, die auf dieser Heimreise ihren Gatten C. Galerius verlor, der 16 Jahre die Präfektur Ägyptens verwaltet hatte, siehe >Ad Helviam matrem de consolatione< 19, 5 – 6.<sup>122</sup> Gemeinsam mit seinem älteren Bruder Annaeus Novatus bereitete sich Seneca für die politische Laufbahn vor; *foroque se et honoribus parant*, sagt der Vater (*contr. II, praef. 4*) von beiden zur Zeit, da Tiberius regiert. Seneca betätigte sich zunächst als Sachwalter, siehe >Epistulae morales ad Lucilium< 49, 2: *causas aqere coepi*, wurde durch die Bemühungen seiner einflussreichen Tante Quästor, >Ad Helviam matrem de consolatione< 19, 2, trat danach wohl bald in den Senat ein, wo er den väterlichen Freund und Lehrer Papirius Fabianus gelegentlich Zeugnis ablegen hörte, siehe >Epistula morales ad Lucilium<, 11, 4. Er sagt selbst, >Ad Helviam matrem de consolatione< 5, 4 über diese Zeit: (*Fortuna*) *omnia illa ... in me indulgentissime conferebat, pecuniam honores gratiam*. Schon damals fanden seine stilistischen Leistungen höchsten Beifall (*Senecam tum maxime placentem*), erregten aber des Kaisers Gaius (Caligula) höchstes Missfallen. Dieser, der selbst *eloquentiae plurimum attendit*, erklärte Senecas Erzeugnisse für *commissiones meras*, reine Prunkstücke, und sah in ihnen nur *harena sine calce*, siehe Sueton, Caligula 53. Des verrückten Cäsars Eifersucht auf Senecas rednerischen Erfolg in einer Prozessverhandlung vor dem Senat soll sich bis zu der Absicht verdichtet haben, den verhassten Rivalen zu töten; nur die Versicherung einer der Frauen in der Umgebung des Kaisers, dass der Schwindsuchtskandidat doch bald sterben werde, rettete angeblich Seneca das Leben (Dio Cassius LIX 19,7 f.). Jedenfalls wird sich Seneca nach solcher Erfahrung zurückgehalten haben, nur noch, wie er es gelegentlich ausdrückt (*tranqu. 4, 3*), *tacita advocacione* seine Freunde unterstützt haben (*epist. 49, 2: modo desii velle agere, modo desii posse*).

Von den Reden, die Quintilian (*Inst. X 1, S. 129*) an erster Stelle unter den Werken Senecas, vor den *poemata, epistulae* und *dialogi*, nennt, sowohl denen aus Tiberius' und Caligulas Zeiten wie den späteren, ist uns nichts erhalten. Außer gesprochenen und veröffentlichten Reden, zunächst der gerichtlichen Gattung, haben aber auch bereits andere Schriften in dem Jahrzehnt nach seiner Rückkehr aus Ägypten Senecas schriftstellerischen Ruhm begründet. Als „Ausbeute des ägyptischen Aufenthalts“ hat man gewiss mit Recht die ethnographische Monographie >De situ et sacris Aegyptiorum< (Fragment VII Haase)<sup>123</sup> angesprochen<sup>124</sup>; und man wird die zweite Schrift gleicher Art >De situ Indiae< (Fragment VI Haase)<sup>125</sup> auch zeitlich von der ersten nicht trennen wollen. Nun hat Seneca sein Leben lang ein besonderes Interesse für Ägypten gehabt.

<sup>121</sup> Fußnote Hrsg.: Überarbeitet und gekürzt vom Hrsg.. Nach der Theorie des Hrsg. stammen die Dramen nicht von dem Philosophen L. Annaeus Seneca. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ist die Satire >Apocolocyntosis< und das Drama >Octavia< kein Werk Senecas, siehe L. Baus >Kaiserin Agrippina und Seneca – Die Rehabilitation<, 2. überarbeitete Auflage, Homburg/Saar 2016.

<sup>122</sup> Festgestellt von H. de la Ville de Mirmont, >La date du voyage de Sénèque en Égypte<, *Revue de philologie* XXXIII, 1909, S. 163 ff.

<sup>123</sup> Fußnote Hrsg.: Friedrich Haase, *L. Annaei Senecae Opera quae supersunt, Supplementum*, Leipzig 1893.

<sup>124</sup> Teuffel-Kroll, >Geschichte der römischen Literatur<, II (7. Aufl.) 1920, § 289, 1a, S. 220.

<sup>125</sup> Ob das die wirklichen Titel der beiden ethnographischen Schriften Senecas waren, bleibt ungewiss; vgl. darüber E. Norden, *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' >Germania<*, 1920, S. 452 f. Über den vermutlich hohen wissenschaftlichen Wert der Schrift über Indien, s. Norden 39, 1.

Noch das letzte Buch seiner *naturales quaestiones*, das er sicherlich nicht vor dem Jahr 64 schrieb (s. unten S. 74), handelt >De Nilo< [Über den Nil]; darin nennt er den Tiberius Claudius Balbillus als seinen Gewährsmann, einen auch literarisch tätigen Freund (IVa 2,13), der im Jahr 55 Präfekt von Ägypten wurde (Tac. ann. XIII 22); er erwähnt in einem<sup>126</sup> der früheren Bücher der *nat. quaest.* (VI, 8, 3) die Expedition unter zwei Zenturionen, die Nero zur Erforschung der Nilquellen entsandt hatte, ein halb militärisch-politisches, halb wissenschaftliches Unternehmen, zu dem die Anregung wahrscheinlich von Seneca selbst gegeben war.<sup>127</sup> Ja, Seneca war bis zu seinem Tod Grundbesitzer in Ägypten; noch ein Jahrhundert später trugen Ländereien in der Feldmark des Dorfs Karanis im Arsinoitischen Gau seinen Namen.<sup>128</sup> Darum regen alexandrinische Handelsschiffe, die er in Kampanien landen sieht, noch in seinen letzten Lebensjahren seine Gedanken an, *quis illic esset rerum mearum status* (epist. 77, 3 und dazu Birt, >Aus dem Leben der Antike<, Kapitel Seneca, S. 260, Anm. 67). Trotz alledem wird man aber doch geneigt sein, die beiden ethnographischen Monographien, besonders die über Ägypten, unter dem frischen Eindruck eigener Kenntnis und Beobachtung im Osten, also in den nächsten Jahren nach dem Verlassen Ägyptens, bald nach dem Jahr 32, verfasst zu denken.

Zeitlich dürfte vielleicht Senecas Schrift >De vita patris< gefolgt sein, deren Reste zuletzt W. Studemund nach neuer Lesung der vatikanischen Palimpsestblätter bei O. Roßbach, *Bresl. philol. Abh.* II, 3, 1888, S. XXXI ff. herausgegeben hat (frg. 98 Haase). Der Vater Seneca hat das letzte Buch seiner >controversiae< wahrscheinlich erst nach Tiberius' Tod (März 37) abgeschlossen (praef. 5 über die Verbrennung der Bücher des T. Labienus), sicher das Suasorien-Buch danach erst hinzugefügt (3, 7 Tiberius ... offendebatur Nicetis ingenio u. a.), andererseits hat er des Sohnes Verbannung nicht mehr erlebt: also ist er unter Caligulas Regierung gestorben, und der Sohn wird, das ist das natürlichste, sein biographisches Denkmal für den Vater bald nach dessen Tode geschaffen haben. Also wird >De vita patris< in die letzten Jahre des vierten Jahrzehnts gehören. Endlich hat Seneca vor Claudius' Regierungsantritt noch eine berühmte, uns aber verlorene Schrift verfasst: >De matrimonio<. Sie war seiner Gattin gewidmet; und E. Bickel hat in seiner grundgelehrten Bearbeitung der *Fragmenta >De matrimonio< in >Diatriben in Seneca philosophi fragmenta<*, I, Leipzig 1915, 356 ff. gezeigt, dass nur Senecas erste Gemahlin, deren Name uns unbekannt ist, für diese Widmung in Betracht kommen kann. Entscheidend ist eine wörtliche Übereinstimmung bei Hieronymus *adv. Jovin.* I 48 S. 317 C (in Bickels Ausgabe der betr. Kapitel *adv. Jovin.* S. 390), der aus Seneca >De matrimonio< schöpft<sup>129</sup>. In der erhaltenen Schrift >De constantia sapientis<, 18, 5, steht, Sokrates sei gelegentlich von Xanthippe mit schmutzigem Wasser begossen worden (*immunda aqua perfundi*); und zweifellos ging die breitere Erzählung des Vorganges in >De matrimonio<, wie sie Hieronymus bietet, der kurzen Erwähnung in >De constantia sapientis< voran. Diese Schrift ist, wie ich zu zeigen hoffe, in der ersten Zeit der Verbannung Senecas verfasst, aber auch wenn sie später fiel, erst nach Neros Regierungsantritt, bliebe es für >De matrimonio< bei der Abfassung vor Senecas Verbannung, denn Bickel hat wohl Recht mit der Annahme, dass Seneca mit der Schrift >Über die Ehe< sozusagen als sein eigener patronus den eigenen Ehebund gegen die epikureische Verwerfung der Ehe in Schutz nahm und philosophisch rechtfertigte<sup>130</sup>. Und da seine erste Gattin ihm bereits zwei Söhne geschenkt hatte bevor er in die Verbannung ging, wohin sie ihn begleitete (s. unten), so muss Seneca unter

<sup>126</sup> Vgl. Stein, P.-W. III 2679 Art. Claudius Nr. 82.

<sup>127</sup> Birt, Seneca, S. 254, 8. O. Roßbach, *Berl. philol. Woch.* 1918, 1207 Anm. 4 betont die Friedlichkeit der Unternehmung. Vgl. jetzt Norden 414.

<sup>128</sup> Wie die von P. Viereck, *Hermes* XXX, 1895, S. 107 ff. besprochenen Getreidequittungen aus der Zeit des Antoninus Pius beweisen; die Seneca-Äcker S. 121.

<sup>129</sup> Über die Abgrenzung des Seneca-Gutes bei Hieronymus urteilt teilweise anders als Bickel, *Jac. van Vageningen, Seneca et Iuvenalis, Mnemosyne* XLV 1917, 417 ff.

<sup>130</sup> Allerdings nahm Seneca in *de matrimonio* auf Augustus' Ehegesetze Bezug (frg. 87 Haase), und Birt (Seneca 187) denkt sich deshalb *de matrimonio* offenbar erst später, etwa in der Zeit des Neronischen *quinquennium*, verfasst; ich halte aber Bickels Ansatz trotzdem für möglich und richtig.

Caligula oder schon unter Tiberius geheiratet haben, und >De matrimonio< gehört eben in diese erste Periode des Schrifttums Senecas, wird etwa in derselben Zeit entstanden sein wie >De vita patris<.

Von den erhaltenen Schriften gehört in diese Zeit und zwar unter Caligulas Regierung nur eine: >Ad Marciam de consolatione<. Was ihre Zeit bestimmt, hat A. Gercke, >Seneca-Studien<, in Jahrb. f. klass. Philol., Suppl. XXII 1895, S. 284 zusammengestellt. Nachdem Marcia ihres Vaters, des durch Seian (im Jahr 25) hingerichteten A. Cremutius Cordus Geschichtswerk, das Caligula wieder freigab, neu herausgegeben hatte (1, 2-3), hat sie ihren als sacerdos und Familienvater (12, 3 und 16, 6 ff.) verstorbenen Sohn Petilius drei Jahre lang unmäßig betrauert (1, 7): das führt auf das Jahr 40, und da nichts auf Claudius' Regierung hinweist, ist Caligulas Tod (am 24. 1. 41 u. Zr.) sicherlich terminus ante quem. Natürlich arbeitet diese erste consolatio wie die späteren mit dem hergebrachten philosophischen Trostmateriale, wie es Krantor vor allem in peri pouthous<sup>131</sup> bereit gestellt hatte.

Freilich, es sind jetzt tempora iniqua (22, 8), pessimistisch klagt Seneca: tota flebilis vita est (11,1) quid est homo? quodlibet quassum vas et quolibet fragile iactatu (11, 3)<sup>132</sup>; darum ist der Tod, auch der freiwillige, als Erlöser vom Elend des Lebens eine Wohltat: cogita quantum boni opportuna mors habeat (20, 4), aber trotz allem, der echte Römer, der da weiß, quid sit vir Romanus (1, 3), darf doch hoffen; das ist der unausgesprochene Hinter- und Grundgedanke, falls Leute wie Seneca entscheidenden Einfluss gewinnen sollten.<sup>133</sup>

#### Unter Claudius

Dazu schien der Augenblick gekommen, als endlich dem wahnsinnigen Treiben Caligulas durch seine Offiziere ein Ziel gesetzt wurde. Im ersten Augenblick nach des Kaisers Ermordung (am 24. 1. 41) meinten die Senatoren, das frühere Regierungssystem ohne monarchische Spitze wieder gewinnen zu können, aber man war sich nicht einig und es fand sich auch unter ihnen keiner, der die Leitung des Staates zu übernehmen sich getraut hätte; und so wurde Claudius durch die Garde, die sich seiner bemächtigt hatte, Kaiser.

Auch Seneca hielt seine Zeit für gekommen, zwar nicht selbst die Regierungsgewalt zu ergreifen<sup>134</sup> - war er doch Zeit seines Lebens körperlich schwach<sup>135</sup> und völlig unmilitärisch - wohl aber als Lehrmeister der Ethik, als Prediger wahrer Humanität an seine Römer sich zu wenden: er schrieb seine Bücher >De ira< mahndend zur Bändigung aller egoistischen Triebe, zur Selbstzucht, zur Menschenliebe, an alle sich wendend, aber, vor allen anderen, an die Mächtigen im Staat. Daß die Veröffentlichung der beiden ersten Bücher >De ira< in Rom Aufsehen erregte, ungeheuren Eindruck machte, das ermessen wir an der einen Tatsache, auf die Birt (>Römische Charakterköpfe<, S. 229) hingewiesen hat, dass Kaiser Claudius in einem Erlass sich selbst der ira und iracundia [der Zornsucht] schuldig bekannte und Besserung gelobte: pollicitus alteram quidem brevem et innoxiam, alteram non iniustam fore (Sueton, Claudius 38, 1). Wahrlich ein großer Erfolg, dass die kaiserliche Majestät sich offiziell zu den von Seneca gepredigten Grundsätzen bekannte, seltsam freilich dies Berücksichtigen eines literarischen Erzeugnisses in einem kaiserlichen Erlass, aber es findet eine noch seltsamere Parallele an dem Edikt, das Claudius als

<sup>131</sup> Rekonstruktion von M. Pohlenz, *De Ciceronis Tusc. disp.*, Prgr. Göttingen 1909, 15 ff., bes. auf Grund von Plutarchs *cons. ad Apollonium*.

<sup>132</sup> Hermes nimmt in der Ausgabe der *Dialogi* (Leipzig 1905) Madvigs Konjektur „quolibet quassu vas“ auf, wodurch die Steigerung in den beiden Gliedern des Satzes zu Unrecht beseitigt wird.

<sup>133</sup> Es ist freudig zu begrüßen, dass W. Kaiser, d. Beiträge zur Erläuterung von Senecas Trostschrift an Marcia, Prgr. Berlin 1914, die Seneca-Konsolationen als Primalektüre erprobt und empfohlen hat.

<sup>134</sup> Fußnote des Hrsg.: Münscher meint die Stelle in Tacitus, dass Seneca erwogen habe, gegen Kaiser Nero zu putschen. Natürlich eine völlig ungläubhafte Propagandalüge!

<sup>135</sup> Seneca war herzleidend, vgl. K. F. H. Marx, Über die Anfälle mit dem Gefühle des Verscheidens, den intermittierenden chronischen Herzschmerz, das Leiden des Philosophen L. A. Seneca, *Abhandlungen der Ges. d. Wiss. zu Göttingen* XVII 1872, 3 ff.

Zensor (47-48) über das beste Mittel gegen Schlangenbiss (*nihil aeque facere ad viperae morsum quam taxi arboris sucum*, (Sueton, Claudius 16, 4) erließ: darin empfahl der Kaiser dem römischen Publikum aller Wahrscheinlichkeit nach eben jenes Mittel, welches der brave Arzt Scribonius Largus in seinem Rezeptbuch (Abschnitt 168) *ad viperae morsum proprie* angepriesen hatte, dessen nähere Kenntnis uns nur durch einen Blattausfall (der Abschnitte 167-170) im Scriboniustext vorenthalten ist.<sup>136</sup>

Es waren die beiden ersten Bücher *>De ira<*, die diesen Erfolg zeitigten. Daß sie ins Jahr 41 gehören, nach Caligulas Tode verfasst sind, dessen *dementia* (I, 20, 8 ff.) darin schärfsten Tadel findet, und vor Senecas Verbannung - denn über diese Strafform äußert er sich ganz unbefangen (I, 16, 2 ff.) - ist heute allgemein anerkannt (s. Gercke 285 ff.). Aber Seneca hat noch ein drittes Buch von *>De ira<* folgen lassen. Der Erfolg der ersten Bücher verlockte ihn wohl zu weiterer literarischer Ausnutzung und Verarbeitung desselben Stoffes; sie ließ ihn nicht davon loskommen. Bei den letzten Büchern des großen Werkes *>De beneficiis<* gewinnt man den gleichen Eindruck des Nicht-los-kommen-könnens vom einmal gewählten Thema (s. unten). Aber ehe sein drittes Buch *>De ira<* zur Publikation fertig war, traf Seneca im Herbst 41 das Verhängnis: er wurde verbannt.

### Die Jahre der Verbannung

Der Schicksalsschlag traf Seneca aus heiterem Himmel. Messalina führte ihn, die junge scham- und sittenlose Kaiserin. Selbstverständlich war ihr der Moral predigende Schwätzer widerlich und im Weg. Überdies hatte sich Seneca zur Partei der Schwestern des Gaius gehalten, Agrippina und Livilla.<sup>137</sup> Diese Beziehungen boten den geeigneten Vorwand: wegen Ehebruchs wurde die schöne Livilla verbannt und später möglicherweise in Messalinas Auftrag getötet. Ihr angeblicher Galan Seneca, der sich selbst über die Gründe seiner Verbannung nie ausgesprochen hat, wurde nach Korsika verbannt (Dio Cassius LX 8, 4. Schol. Juv. V, 109). Dem persönlichen Eingreifen des Kaisers Claudius verdankte es Seneca, dass nicht das Todesurteil vom Senat ausgesprochen wurde (ad Polyb. 13, 2). Claudius, der sonst willenlos der Messalina ergeben war, hatte doch den Mut gefunden, dem Mann, dessen politisch-ethische Gedanken er [Kaiser Claudius] soeben öffentlich anerkannt hatte, das Leben durch seine Fürsprache zu erhalten.

Der Verbannungsort war zwar kein Tomi<sup>138</sup>, aber von barbarischen Lauten war Seneca auch in Korsika umtönt (ad Polybium 18, 9). Doch rühmt er die kaiserliche Gnade, die dem Verbannten eine *quietior vita* [ein ruhigeres Leben] ermögliche, als unter Caligula die *principes* [die Senatoren] in Rom führten (*>Ad Polybium<*, 13, 4). Am persönlichen Zuspruch treuer Freunde fehlte es nicht.<sup>139</sup> Äußerlich fehlte ihm kaum etwas zum Behagen des Lebens; er sagt (*Ad Helviam matrem de consolatione* 12,4), *maius viaticum exulum ... quam olim patrimonium principum fuit*. Aber seinem eben zur höchsten Blüte sich entfaltenden Wirken als ethischen Lehrmeister Roms war ein jähes Ziel gesetzt. Nicht dass er völlig verstummte. Er hat nicht lange nach Beginn seiner Verbannung noch *>De ira<* Buch III zur Herausgabe fertig gemacht. Außerdem sind nicht weniger als vier kleinere Schriften uns erhalten, die während der Jahre der Verbannung in Korsika entstanden sind und uns Zeugnis davon ablegen, wie Seneca die Verbannung ertrug: anfänglich stolz und ungebeugt, allmählich mit wachsender Sehnsucht nach Rom und seinem dortigen

<sup>136</sup> Vgl. M. Schanz, *Gesch. d. röm. Lit.* II 23, 509; ihm folgt W. Schonack, *Die Rezeptsammlung des Scribonius Largus, eine krit. Studie*, Jena 1912, S. 75.

<sup>137</sup> Vgl. O. Roßbach *P.-W.* I 2241.

<sup>138</sup> Fußnote Hrsg.: Der Dichter Ovid wurde von Kaiser Augustus nach Tomi, dem heutigen Constanta in Rumänien, verbannt.

<sup>139</sup> Aus Martial VII, 44 (Friedländer, im Komm[entar] zweifelnd) erschließt man, dass ein Freund namens Caesonius (bei Tacitus, *Annalen* XV, 71 heißt er Caesennius, s. Klebs, *PIR* I Nr. 162, S. 270), Seneca ins Exil nach Korsika begleitete, möglicherweise auch nur zeitweise.

Wirken, schließlich mit Resignation sich in das unfreiwillige otium ergebend, bis unverhofft ihm die Erlösungsstunde schlug.

Die erste dieser vier kleineren Schriften ist >Ad Serenum de constantia sapientis<, offenbar bald nach dem Eintreffen in Korsika, etwa um die Wende der Jahre 41 - 42 verfasst. Zur Begründung dieses Ansatzes bedarf es aber einiger Worte.

Birt (Seneca, S. 257 Anm. 43) nennt das Werk >De constantia sapientis< „einen Ableger von >De ira< III. Buch“, ohne sich über die Abfassungszeit klar auszusprechen; wohl aber hebt er richtig hervor, dass die verächtlichen Äußerungen über die Sklaven in >De constantia sapientis<, 13, 4, noch weit entfernt sind von dem hohen, wahrhaft humanen Standpunkt, den Seneca später erklimmen hat, auch im Sklaven einen Menschen zu sehen, dem die virtus keineswegs verschlossen ist (besonders in >De benef.< III, 18 ff.): schon das verweist die Schrift in die Jahre vor Neros Regierung. Leider sind die beiden neuesten Behandlungen, die >De constantia sapientis< erfahren hat, völlig missglückt. W. Friedrich, >De Seneca libro qui inser. de constantia sapientis<, Diss. Gießen (Darmstadt) 1909, hat eine Fülle bedenklichster, wilder Hypothesen vorgetragen, über die nach W. Capelles treffenden Darlegungen (Berl. philol. Woch. 1912, 489 ff.) kein Wort mehr zu verlieren ist; auch der Zeitansatz (unmittelbar nach der Verurteilung des Suillius im Jahr 58) ist durch nichts bewiesen.<sup>140</sup> Nicht weniger unglücklich ist aber H. Dessaus Annahme (Hermes LIII 1918, 193 ff.), die drei an Serenus gerichteten Dialoge seien erst nach dessen Tod geschrieben als ein Ehrendenkmal für den Verstorbenen, um in drei Stufen seine fortschreitende Entwicklung als Stoiker zu zeigen. Welch ein Verkennen der schriftstellerischen Art und der Ziele Senecas! Eins ist zunächst sicher und auch Dessau hält daran fest: die drei Serenusdialoge sind nicht etwa in der überlieferten Reihenfolge verfasst: Die erste, >De constantia sapientis<, sucht zweifellos den Freund zum Stoizismus zu gewinnen, die zweite, die ihn darin zu festigen sucht, ist >De tranquillitate animi<. Die dritte, die ihn als fertigen Stoiker zeigt, der der Schule Lehren selbständig anzuwenden versteht, ist >De otio<. Letztere gehört sicher ins Jahr 62, >De tranquillitate animi< wahrscheinlich Ende der 50er Jahre; ein größerer Zeitraum trennt aber >De constantia sapientis< von den späteren ab. Das hat O. Hense, >Seneca und Athenodorus<, Univ.-Prgr Freiburg 1893, 6ff., klargelegt. Nicht nur ist aus dem einfachen „Serene“, das Seneca in >De constantia sapientis< mehrfach braucht (1, 1; 5, 1; 6, 8), inzwischen der „carissimus Serenus“ geworden, >De tranquillitate animi< 4, 1, und im Schluss 17, 12), als Seneca den früh verstorbenen jüngeren Freund (er starb nach Plinius, >Naturgeschichte< XXII, 96, an einer Pilzvergiftung), wie er selbst sagt (epist. 63, 14), unmäßig betrauert hat: in anderer Stimmung, vielleicht auch mit veranlasst durch einen Widerspruch des Freundes Serenus selbst, leugnet Seneca in >De tranquillitate animi< 7, 5 die reale Existenz des stoischen Weisen (trotz aller gleichbleibenden Verehrung für Cato 16, 1), den er in >De constantia sapientis< (2, 2 und 7, 1) als wirklich erreichbares und erreichtes Ideal hingestellt hatte. Dieser Unterschied und Widerspruch schließt Gleichzeitigkeit beider demselben Mann gewidmeten Schriften unbedingt aus. Jahre dürften dazwischen liegen. Deshalb ist auch der Ansatz von >De constantia sapientis< auf den Anfang der Regierung Neros<sup>141</sup> wenig wahrscheinlich, die Schrift muss älter sein. Gerckes Versuch (S. 295 ff.), ihre Abfassung im Jahr 55 - 56 zu begründen, ist völlig missglückt. Der fingierte oder wahre Anlass, sie zu schreiben, ist Serenus' schroff geäußertes Unwille über Catos Misshandlung auf dem Forum durch den Pöbel (1, 3); da soll nun der Satz 14, 3: at sapiens colapho (A. colaphis vulg.) percussus quid faciet? quod Cato, cum illi os percussum esset: non excanduit, non vindicavit iniuriam, ne remisit quidem, sed factam negavit nach Gercke sich auf Neros nächtliche Abenteuer beziehen, von denen er gelegentlich, wie Plin. nat. XIII 126 und Tac. ann. XIII 25 erzählen, mit zerschlagenem Gesichte heimkehrte; also der verprügelte Nero gleichgesetzt dem stoischen Weisen! Eine unglaubliche Absurdität! Daß wir den „familiaris Senecas“ Annaeus Serenus gerade im Jahr 55, gewiss nicht ohne Senecas Mitwissen, dem Nero

<sup>140</sup> Abgelehnt schon von Schanz II 2, 3. Aufl., S. 382.

<sup>141</sup> An ihm hält noch O. Hense 17. ff. fest.

den seltsamen Dienst erweisen sehen, dass er *simulatione amoris* dem Kaiser den Verkehr mit der Freigelassenen Akte ermöglichte (Tac. ann, XIII 13), ist auch kein Grund, diese erste Zuschrift Senecas an Serenus in jene Jahre zu verlegen. Ihr Inhalt ist durch den, vielleicht nicht vom Verfasser stammenden, langen handschriftlichen Titel treffend bezeichnet: *nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem*. Das ist die Antwort Senecas auf Serenus' ärgerliche Äußerung über jenes Missgeschick Catos; und sie erfolgt noch schulmäßig genug, mit allerlei Syllogismen (z. B. 5, 3) durchsetzt. Im Schlusskapitel findet man die Zusammenfassung (19, 2): *libertas est animum superponere iniuriis et eum facere se, ex quo solo sibi gaudenda veniant*; der *affectator sapientiae ... contumelias ... ferat, iniurias ... sustineat*; was es auch zu tragen gibt, *adsignatum a natura locum tuere*, und das ist der Platz eines *vir*; dabei halte man sich vor Augen: *esse aliquid invictum, esse aliquem, in quem nihil fortuna possit*: es gibt den Weisen (19, 3-4). Soll nun wirklich durch all diese scheinbar schulmäßigen Darlegungen nur der junge Serenus, der noch *iniquitatis impatiens* ist (1, 3), für die Stoa gewonnen worden? Nichts weiter? Wer ist der Weise, den, gleich Cato, keine *iniuria*, keine *contumelia* trifft und treffen kann? Niemand als Seneca selbst: Es ist das Bekenntnis des ungebeugten Stoikers, das Seneca für sich und andere ablegt, als ihm *iniuria* und *contumelia* zu Teil geworden. Deutlich genug weist er hin auf das, was ihm geschehen (9, 2): *illud quoque cogita iniuriarum latissime patere materiam (in) illis, per quae periculum nobis quaesitum est, ut accusatore submisso aut criminatione falsa aut irritatis in nos potentiorum odiis quaeque alia inter togatos latrocinia sunt*. Und wer ist es, der ihm Unrecht und Schmach angetan? Liegt nicht die Antwort auf diese Frage in dem Satze 14, 1 *tanta quosdam dementia tenet, ut sibi contumeliam fieri putent posse a muliere*? Da denkt er an Messalina, die ihn geschmäht und in die Verbannung getrieben hat. Was ihm auch geschehen war, den stoischen Weisen, als den Seneca sich fühlt, berührt kein Unrecht, keine Schmähung, am wenigsten von Seiten eines [unmoralischen] Weibes. So stolz und schroff hat Seneca gedacht, als ihn die Verbannung traf; je länger sie dauerte, um so weniger blieb er, wie wir sehen werden, auf dieser stolzen Höhe, schon die *cons. ad Helviam* zeigt eine Milderung der Auffassung. Nur nach dem ungerechten Urteilsspruch selbst kann Seneca so gedacht und geschrieben haben. Vor *>Ad Helviam matrem de consolatione<*, Ende des Jahres 41 oder Anfang 42 wird *>De constantia sapientis<* verfasst sein.<sup>142</sup>

Nun hat P. Rabbow in seinem scharf die Probleme anfassenden, aber in der Aufspürung der Quellen von Senecas Büchern *>De ira<* doch zweifellos fehlgreifenden<sup>143</sup> Buch, das antike

<sup>142</sup> Ich freue mich, in diesem Urteil übereinzustimmen mit Rene Waltz, *>La vie politique de Sénèque<*, Paris 1909, der S. 7. Anm. 2, wie er sagt auf Grund einer *miutieuse étude des textes*, versichert, que le *>De providentia<* et le *>De constantia<* sont des premiers mois de l'exil de Sénèque (en 41-42); vgl. auch Waltz, Sénèque *>De otio<*, édition accompagnée de notes critiques et d'un commentaire explicatif, Doktor-These Paris 1909, préface S. 3. Über de prov. urteile ich allerdings wesentlich anders; s. unten S. 75fg.

<sup>143</sup> Die immer wieder erneuerten, einander widersprechenden Versuche, die philos. Vorlagen der Seneca-Bücher de ira zu ergründen, scheinen mir die Unlösbarkeit des Problems zu beweisen. Eine sehr einfache, einheitliche Lösung hat Heinr. Walther Müller, *>De L. A. Seneca II. de ira compositione<*, Diss. Leipzig 1912, vorgeschlagen: er meinte für alle drei Bücher *>De ira<* sei im wesentlichen Chrysipps therapeutikos die Grundlage, nur in einzelnen Abschnitten (II 15-21. III 9) sei Poseidonianisches Gut eingefügt. Diese Hypothese ist schroff abgelehnt von Rabbow im Anhang V S. 190 ff. Aber Rabbows komplizierte Quellenverteilung findet auch durchaus keine Billigung. Nach Rabbow soll *>De ira<* I. Buch (wie Ciceros Tusc. IV) auf Antiochos zurückgehen, das II. Buch die Therapie des Zorns nach Poseidonios bieten, das III. Buch eine Umarbeitung von II sein mit Einarbeitung von therapeutischen Stücken aus Sotion (der auch von Plutarch und Galen benutzt sein soll) und Philodemos. Auf Philodem (bzw. dessen Quelle) und Sotion, Senecas Lehrer, hatte bereits W. Allers, *De L. A. Sen. II. de ira fontibus*, Diss. Göttingen 1881, vieles der Bücher de ira neben anderen stoischen (bes. Chrysipp peri pathon) und peripatetischen Quellen zurückgeführt. Gerade die Hauptstücke aber von Rabbows Quellenergebnissen, die Rückführung jedes der beiden ersten Bücher de ira auf einen besonderen Autor (I Antiochos, II Poseidonios), bestreiten mit schlagenden Gründen K. Wilke und M. Pohlenz in ihren Anzeigen des Rabbowschen Buches, Berl. philol. Woch. 1916, 769 ff. und Gött. gel. Anz. 178, 1916, 533 ff. Besonders verhängnisvoll ist Rabbows

Schriften über Seelenheilung und Seelenleitung (>Die Therapie des Zorns<, Leipzig 1914), behandelt, vorzüglich dargetan (125 ff.), welche Beziehungen >De constantia sapientis< zu den Büchern >De ira< aufweist. In >De constantia sapientis< wollte Seneca zeigen, dass der Weise weder von iniuria noch von contumelia berührt werde. Da, wo er in Kap. 10 den zweiten Teil über die contumelia beginnt, erklärt er selbst, das meiste, was er im weiteren vorzubringen habe, passe auch zum ersten Teil, der die iniuria behandelt, und das Material, das er bringt, entstammt nicht nur „der Sphäre >De ira<“, es zeigt (in den Kapiteln 10-19) zahlreiche Übereinstimmungen mit Senecas eigenem zweiten Buche >De ira<; ganz besonders beweisend ist die kurze Hindeutung in >De constantia sapientis<, 14, 3 auf Catos Verhalten, als ihn jemand im Bad ins Gesicht gestoßen hatte, die nur durch die breitere Erzählung der Anekdote in >De ira< II, 32, 2 völlig verständlich wird. Als Seneca >De constantia sapientis< schreibt, ist ihm also der Inhalt seines kürzlich erschienenen Buches >De ira< II noch völlig gegenwärtig, er benutzte es unmittelbar und stellte den zweiten Teil der neuen Schrift aus einzelnen Gedanken des II. Buches >De ira< zusammen. Umgekehrt ist aber ebenso sicher das Verhältnis zu >De ira< III: „als Seneca >De ira< III schrieb, lag ihm die Schrift >De constantia sapientis< vor“. Wenn er >De ira< III 5, 8 schreibt, quanto pulchrius velut nulli penetrabilem telo omnes iniurias contumeliasque respuere, so ist das nicht nur eine Anlehnung an >De constantia sapientis<, 3, 5, wo das Bild vom Weisen, den kein Geschoß zu verletzen vermag, breiter ausgeführt wird, vielmehr ist die Verbindung der beiden Begriffe iniurias contumeliasque, die sonst nirgends in >De ira< begegnet, veranlasst durch die Zweiteilung des Stoffs in >De constantia sapientis<. An anderen Stellen (>De ira< III 25, 3 - >De constantia sapientis<, 8, 3. >De ira<, III 26, 1 - >De constantia sapientis<, II, 2. 13, 1. >De ira< III 37, 2 - >De constantia sapientis<, 14; 1) stellen sich die Darlegungen des III. Buches zunächst, wie so vielfach, als Umarbeitungen von Stücken des II. Buches dar, daneben aber lassen sie auch deutliche Übereinstimmungen mit >De constantia sapientis< erkennen, sind also nach jenen beiden Seneca-Schriften, >De ira< II und >De constantia sapientis<, geschrieben. Und so darf man tatsächlich Rabbow beipflichten, wenn er vermutet (131, 1), der Ausdruck III, 25, 4 ille quem modo altiore omni incommodo posui sei geradezu ein Hinweis Senecas auf >De constantia sapientis<, worin ja des Weisen Überlegenheit über jedes incommodum verkündet war.

Also ist >De ira< III nach >De constantia sapientis< verfasst, ist sicher nicht mit den beiden ersten Büchern in einem Zuge niedergeschrieben, sie unmittelbar fortsetzend, sondern erst, nachdem Seneca Rom hatte verlassen müssen, nachdem er von Korsika aus bereits als erstes Erzeugnis seiner unfreiwilligen Muße daselbst >De constantia sapientis< hatte ausgehen lassen. Dass >De ira< III eine eigentümliche Sonderstellung einnehme, hatte man längst erkannt. Rich. Pfennig, De II. quos scripsit Seneca >De ira< compositione et origine, Diss. Greifswald 1887, hatte das Verhältnis der Bücher >De ira< zu einander gründlich untersucht, auf die Fülle der Übereinstimmungen, der iterata hingewiesen, die in III zu I - II sich finden (S. 7 ff.), und die Hypothese aufgestellt, Seneca habe >De ira< III mit seinem lediglich therapeutischen Inhalt geschrieben, neben der umfänglicheren, zweiteiligen Darstellung in >De ira< I-II, beide, von Ursprung an gesonderte Werke seien zu Rezitationszwecken verfasst und zur Publikation ganz äußerlich (durch Einfügen einiger Verweise in III 3, 1 und 4, 1 auf die beiden anderen Bücher) von Seneca zusammengefasst wurden. Rabbow modifiziert diese Hypothese etwas, indem er zunächst das innere Verhältnis von >De ira< III zu II verdeutlicht (113 ff.) und sich nicht, wie Pfennig, mit mechanischer Nebeneinanderstellung der Dubletten begnügt, aber auch er meint, dass zwei

unrichtiges Urteil über Poseidonios' Definition des Zorns. Gleichzeitig mit Rabbow machte auch H. Ringeltaube, Quaestiones ad veterum philosophorum de affectibus doctrinam pertinentes, Diss. Göttingen 1913, 50 ff. den ziemlich vergeblichen Versuch, in Senecas Büchern de ira das Chrysippeische und Poseidonianische Gut zu scheiden; daneben weist er besonders wieder auf Sotion hin, aus dessen Werk Seneca zweifellos aliquantum geschöpft habe (vgl. die Besprechung Wilkes a. a. O. 773). Soeben führt K. Reinhardt, Poseidonios, München 1921, S. 320f, von Senecas Affektenlehre in den Büchern de ira nur II 19-20 auf Poseidonios zurück. Im Ganzen kommen wir also über mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen in dieser Quellenfrage nicht hinaus.

selbständige, therapeutische Darstellungen Senecas vorliegen, doch sei Buch III ursprünglich nicht dazu bestimmt gewesen, II fortzusetzen, sondern es zu ersetzen.

Abgesehen von den Stellen über den toten Gaius Caesar [Caligula], (18, 3 ff.), die *belua* (19, 3), bietet das Buch *>De ira<* III selbst scheinbar kaum eine Handhabe zur Zeitbestimmung. Wenn nun aber seine Entstehung wirklich in die Jahre der Verbannung fällt, sollte dann nicht doch an einer oder der anderen Stelle durch die Stimmung, den Ton sich diese Entstehungszeit fühlbar machen? Gercke S. 288 ff. hat bereits eine solche Stelle aufgezeigt.<sup>144</sup> Wir wissen durch Seneca selbst (*ad Polyb.* 13, 2), dass des Kaisers Claudius persönliche Bitten Seneca das Leben erhalten, das Todesurteil des Senats in Verbannung umgewandelt hatten, und Seneca hat dem Kaiser später dafür überschwänglich gedankt (s. unten).

Noch im selben Jahr 42 u. Zr. hat Seneca wohl *>Ad Helviam matrem de consolatione<* geschrieben (Gercke 286): nicht nur den Schmerz über den Tod des Enkels, der wenige Tage vor des Vaters Verbannung starb, auch das Leid über Senecas Verbannung hatte die Zeit schon gemildert (1, 2 und 3, 1). Da reicht Seneca seiner Mutter die philosophischen Trostgründe dar, nicht wegen des Verlustes eines teuren Toten, sondern - darin lag das Verlockende, Neue der Aufgabe (1, 2-3) - wegen der Trennung von ihrem lebenden Sohn. Der Beweinte und der Tröster sind ein und dieselbe Person. Seneca schreibt der Mutter, dass er durch seine Verbannung nicht miser sei, dass er nie miser werden könne, und das ist es, was er nebenbei durch seine Schrift Rom und dem kaiserlichen Hof zeigen will. Er versichert, das Exil ist nur eine *loci commutatio*, was damit etwa verbunden, *paupertas*, *ignominia*, *contemptus* (6, 1), das alles berührt ihn nicht: *animus est, qui divites facit* (11, 5). Aber doch vermisst Seneca etwas; eine leise Sehnsucht spricht sich doch aus, wenn er sagt: *intellego me non opes, sed occupationes perdidisse* (10, 2); der Verzicht auf die *occupationes*, auf sein Wirken in Rom wird ihm, dem Mann des *praktikos bios*, schwer, bitter schwer. Freilich weiß er Ersatz: *animus omnis occupationis expers operibus suis vacat et modo se levioribus studiis oblectat, modo ad considerandam suam universique naturam veri avidus insurgit* (20, 1).

Da erfahren wir, womit der aus Rom Entwurzelte in Korsika sich die Zeit verkürzte: vor allem mit philosophisch-naturwissenschaftlichen Studien, die zu treiben er bei seinen Lehrern Sotion und Attalos<sup>145</sup> gelernt hatte; gerade bei letzterem standen auch die ethischen Untersuchungen (z. B. *de divitiis contemnendis*, *epist.* 110, 14-20) neben den naturwissenschaftlichen (Untersuchungen über den Blitz, *nat. qu.* II 48, 2). Eine Frucht dieser Studien Senecas war vielleicht sein *>De motu terrarum volumen<*, das er nach seiner eigenen Angabe (*>Naturales quaestiones<* VI 4, 2 = *frg.* 5 Haase) *aliquando ... iuvenis* verfasst hat - er war bei Beginn seiner Verbannung ein angehender Vierziger - das also aus den ersten Jahren der Verbannung stammen kann. Auch die Bücher *>De lapidum natura<* und *>De piscium natura<*, die man aus *Plin. nat.* I ind. auct, 36 u. 9 erschließt (dazu IX 167 über uralte Fische in *Caesaris piscinis* bei Neapel, *frg.* 6-8), und vor allem *>De forma mundi<* (*frg.* 13) könnten aus der Zeit des Exils sein. Er trieb ja sogar, *>Ad Helviam matrem de consolatione<*, 20, 1, *leviora studia*.

Drei Eprigramme tragen im *Salmasianus* und *Thuaneum* der *>Anthologia Latina<* den Namen Senecas, Nr. 232 (dieses auch im verschollenen *Codex des Binetus*), 236 und 237, und die beiden letzten stehen im *Vossianus* 86 vereint mit einer umfänglicheren *Sylloge* 396-479; davon

<sup>144</sup> In *>Ad Helviam matrem de consolatione<* erwähnt Seneca seine erste Frau (18, 6) mit ihrem Schmerz über den Tod des einen ihrer Knaben, der wenige Tage vor des Vaters Verbannung in den Armen seiner Großmutter gestorben war, *>Ad Helviam matrem de consolatione<*, 2, 5; der andere Sohn Marcus, ein *blandissimus puer*, blieb in Großmutter's Haus während der Verbannung des Vaters (18, 41), die Mutter hat also wahrscheinlich (so nimmt auch Gercke an) ihren Gatten nach Korsika begleitet und wird dort gestorben sein. Wenn noch Roßbach a. a. O. aus gelegentlichen Äußerungen Senecas über Fehler vornehmer Römerinnen und aus dem Satz in *Brief* 50, 2, der von einer blöden Dienerin seiner Frau spricht, die als *hereditarium onus* in seinem Hause zurückgeblieben sei, schließt, diese erste Ehe Senecas sei keine glückliche gewesen, so halte ich das, wie Gercke und Bickel (366), für unangebrachte Skepsis.

<sup>145</sup> Vgl. H. v. Arnim, *P.-W.* II 2179 Art. Attalos Nr. 21.

sind die Nummern 464-479 schon von Scaliger auf Grund der Bezeugung durch Fulgentius (I 13) dem Petronius zugeschrieben worden, und wie es scheint mit Recht; den Hauptteil (396-463) nimmt man für Seneca in Anspruch, und dass nichts gegen die Abfassung aller dieser Epigramme durch einen Autor spricht, ist durch die Untersuchung Herfurths (S.17 ff.) erwiesen.<sup>146</sup> Daß der Inhalt der Gedichte keineswegs Senecas Verfasserschaft ausschließt, sie im Gegenteil teilweise fordert, dass die Epigramme von Seneca sein sollen, ist bekannt. Nur wenig sei kurz angeführt. Klagen aus Senecas Munde über den rauhen Verbannungsort Korsika sind 236-237. Die Heimatstadt Cordoba wird zur Klage über das Schicksal ihres berühmten Sohnes aufgefordert 409 (Vers 13: *ille tuus quondam magnus, tua gloria, civis infigor scopulo*). Von der Liebe zu den beiden Brüdern (*maiorque minorque*) spricht 441 und von Senecas kleinem Sohn Marcus, den wir schon aus *>Ad Helviam matrem de consolatione<* kennen (Vers 5 *qui nunc sermone fritinnit*). Vom felsigen Boden des Exils ist auch in 405 die Rede (Vers 11 *iaceo saxis telluris adhaerens*), an einen Freund Crispus gerichtet, den es preist als *vet antiquo conspiciende foro* (Vers 2), *cuis Cecropio pectora melle madent* (Vers 8): es ist C. Passienus Crispus, den Tacitus (ann. VI, 20) schlechtweg den *orator* nennt (vgl. Quint., inst. XI, 24. VI 1,50); Seneca sieht in ihm seinen Gönner und Förderer, *meae vires* nennt er ihn *laesarumque ancora rerum* (Vers 1), *naufragio litus tutaque terra meo, solus honor nobis, arx et tutissima nobis et nunc afflictio sola quies animo* (Vers 4-6); von ihm durfte Seneca wohl wirklich wirksame Fürsprache erwarten, war er doch der zweite Gemahl der Agrippina, der Mutter Neros; um so schmerzlicher die Klage über den Tod des Freundes (Nr. 445) im phalaikischen Maße.<sup>147</sup>

Wenige der Epigramme sind genauer datierbar. Nr. 441 mit dem zwitschernden Söhnchen Marcus gehört gewiss etwa der Zeit der *>Ad Helviam matrem de consolatione<*, 42, an, worin er den Knaben einen *blandissimus puer* nannte. Den ersten Verbannungsjahren wird das Crispus-Epigramm 405 zuzuweisen sein, das diesen als Trost und Helfer preist und anruft, aus den letzten Jahren in Korsika stammt das Gedicht auf Crispus' Tod (Nr. 445). Die Claudius-Epigramme (419 ff.) gehören natürlich etwa der Mitte des Exils an, verherrlichen sie doch den Feldzug gegen die Britannier, über die der Kaiser im Frühjahr 44 triumphierte. So lehren diese wenigen zeitlich bestimmbar Gedichte, dass die Epigrammendichtung Senecas sich auf die gesamte Zeit der Verbannung verteilt. Natürlich können auch solche voranliegender oder späterer Jahre in unserer Sammlung enthalten sein; jüngeren Jahren würde man die erotischen zuweisen, späteren etwa die philosophischen - doch ist natürlich in solchen Dingen keine Sicherheit zu gewinnen.

Der britannische Triumph datiert auch die dritte der Gelegenheitschriften aus der Zeit des Exils: *>Ad Polybium de consolatione<* (vgl. Gercke, S. 286 ff.). Seneca spricht darin (13, 2) die Hoffnung aus, des Kaisers Triumph als persönlicher Zuschauer wieder in Rom zu erleben, also schreibt er während der großen britannischen Expedition 43-44, an der Claudius selbst kurze Zeit persönlich teilgenommen hatte.<sup>148</sup> Des Kaisers *mansuetudo* und *indulgentia*, die ihm schon einmal das Leben rettete, seiner *clementia* überlässt es Seneca, seine Sache zu prüfen und zu entscheiden. Dabei versichert er aber seine Unschuld: *vel iustitia eius bonam causam meam perspicat vel clementia faciat bonam ... sive innocentem me scierit esse, sive voluerit*. Der Kaiser allein kennt den rechten Zeitpunkt, einem jeden zu helfen (13, 2), ist er doch der *parens publicus* (16, 4), *publicum omnium hominum solacium* (14, 1). All dies Lob in vollsten Tönen spendet aber Seneca nicht dem Kaiser unmittelbar, es ist eingekleidet in die Trostschrift an einen der mächtigen Freigelassenen in des Kaisers Umgebung, vielleicht den makellosesten - Seneca rühmt ihn als Verächter des so leicht von ihm zu erwerbenden Reichtums (2, 3) - an Polybius, einen feingebildeten Griechen - *liberalibus disciplinis ... non innutritus tantum, sed innatus* nennt ihn

<sup>146</sup> Em. Herfurth, *>De Sen. epigrammatis quae feruntur<*, Diss. Jena (Weimar) 1910.

<sup>147</sup> Drei Gedichte dieser Sammlung zeigen dieses Maß 444, 445, 460, und zwar in der damals üblichen Form der Technik mit drei Längen im Eingang, entsprechend der Anschauung, dass das Phalakeion ein jonischer Trimeter a minore sei, vgl. Münscher, *Metr. Beitr.* II, Hermes LVI 1921, 73 ff.

<sup>148</sup> H. Schiller, *>Geschichte der römischen Kaiserzeit<*, I, 1, Gotha 1883, S. 320.

Seneca (2, 5; vgl. die Einzelheiten über seine literarischen Unternehmungen 8, 2 ff.) - mit dem Seneca wohl wirklich freundschaftlich verkehrt hatte, den Träger des wichtigen Amtes der Bittschriften, a libellis (6, 5), und des Amtes a studiis (Sueton, Claudius 28),<sup>149</sup> das uns als die literarische Abteilung der kaiserlichen Verwaltung besonders interessant erscheint. Der Tod eines der Brüder des Polybius bot Seneca den erwünschten Anlass, seine Trostschrift abzufassen. Und der Haupttrost, den er für Polybius bereit hat, ist der Aufblick zum Kaiser: so kann Seneca diesem und seiner Regierung seine überschwenglichen Huldigungen darbringen, die in dem Wunsch gipfeln: acta hic divi Augusti aequet, annos vincat (12, 5). Eine große Trostrede an seinen lieben Polybius legt er in breiter Prosopopöia dem Kaiser selbst in den Mund (Kap. 14-16), die er füllt mit historischen Beispielen besonders der altrömischen Geschichte - auch dies eine feine Huldigung für Claudius und seine antiquarischen Interessen. Seneca bittet Polybius um Hilfe und Rettung und indirekt beim Kaiser. Die Länge der Verbannung hat seinen Stolz gebrochen: longo iam situ obsoleto et hebetato animo schreibt er, das ist der wehmütig klagende Schluss, ein Mann in trostloser Lage, quem sua mala occupatum tenent ... quem barbarorum inconditus et barbaris quoque humanioribus gravis fremitus circumsonat (18, 9).

Die Neuzeit hat die >Ad Polybium de consolatione< als eine des Seneca unwürdige Selbstentwürdigung ansehen wollen: ein viel zu hartes Urteil über ein Werk, das uns freilich Seneca in einer Zeit der Schwäche zeigt. Daß man es ihm gar abgesprochen hat, war ein recht törichter und unnützer Versuch, seine Stoikerehre zu retten.<sup>150</sup> Das Altertum hat gar behauptet, Seneca habe das biblion, in dem er von Korsika aus Claudius und die kaiserlichen Freigelassenen umschmeichelt habe, später aus Scham beseitigt (Dio Cassius LXI 10, 2): Birt<sup>151</sup> wird Recht haben, dass diese unmögliche Geschichte von der nachträglichen Zurückziehung und Beseitigung einer Bittschrift nur aus der Tatsache herausgesponnen ist, dass Seneca die >Ad Polybium de consolatione< geschrieben hat. Deren Vorhandensein beweist, dass Seneca sie nicht aus den Händen des Publikums hat zurückziehen können, selbst wenn er das versucht haben sollte. Dass er sie freilich später noch einmal sollte herausgegeben haben, erscheint auch wenig glaublich: damit ist ein ziemlich sicherer Beweis dafür gegeben, dass die Sammlung der dialogorum libri, die der Mailänder Ambrosianus bietet, oder eine Gesamtausgabe der philosophischen Schriften Senecas unter dem Titel Dialogi, nicht, wie manche es sich denken,<sup>152</sup> von Seneca selbst veranstaltet und herausgegeben ist. Schon Quintilian (inst. X 1,129) fasst die philosophische Schriftstellerei Senecas unter der Bezeichnung dialogi zusammen, Diomedes zitiert (GL. I S. 379, 19) auch >De superstitione< (Über den Aberglauben) als dialogus. Möglich, dass die Bezeichnung durch eine Sammlung der kleinen Schriften aufkam, die nach Senecas Tod gemacht und mit diesem Titel herausgegeben wurde - aber völlige Klarheit dürfte in diesen Fragen nicht zu erreichen sein, nur

<sup>149</sup> Über beide Ämter vgl. Friedländer-Wissowa, >Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms<, I, 9. Aufl., 1919, 54 ff.

<sup>150</sup> Bekanntlich hat schon Justus Lipsius die >Ad Polybium de consolatione< für des Philosophen unwürdig erklärt und Diderot sie ihm abgesprochen in seinem >Essai sur la vie de Senèque le philos., sur ses écrits et sur les regnes de Claude et de Néron<, Paris 1779, (als Bd. VII der Übersetzung der Oeuvres de Senèque von F. M. La Grange, Paris 1778, beigegeben) 465 ff. (die 2. Aufl. London 1782 mit Titeländerung >Essai sur les regnes de Claude et de Néron et sur les moeurs et les écrits de Sénèque< ist mir nicht zugänglich). Sogar Buresch, Leipziger Studien IX 1, 114 ff. zweifelte an der Echtheit. Diese ist zuletzt aus der Sprache, bes. der Gleichheit mit den beiden anderen Konsolationen, erwiesen von Paula Stephanie, Wiener Studien XXXII 1910, S. 89 ff. und bes. von Anton Siegmund, De Seneca consolationibus, drei Prgr. Böhm.-Leipa 1912-14.

<sup>151</sup> Senecas Trostschrift an Polybium und Bittschrift an Messalina“, N. Jhb. f. d. klass. Alt. XXVII, 1911, S. 596 ff. Daß Messalina in dem verlorenen Eingang von ad Pol. erwähnt gewesen sei, wie Gercke annahm, ist nicht ganz unmöglich, aber kaum wahrscheinlich. Man wusste aber, dass von Messalina, da sie Seneca in die Verbannung getrieben hatte, auch seine eventuelle Rückberufung erfolgen musste.

<sup>152</sup> Z. B. H. Dessau, Hermes LIII 1918, S. 192, Anm. 3. Eine ursprüngliche Gesamtsammlung der philos. Schriften Senecas unter dem Titel >Dialogi< nahm O. Rossbach an, Hermes XVII 1882, S. 365 ff.

dass keine solche Sammlung der kleinen Schriften auf Seneca selbst zurückgeht, erscheint sicher.<sup>153</sup>

So fein Seneca seine Bittschrift angelegt hatte - denn nichts anderes ist die >Ad Polybium de consolatione< tatsächlich - Erfolg war ihr nicht beschieden, konnte ihr nicht beschieden sein, solange Senecas Feindin Messalina lebte. Gelegentlich seines britannischen Triumphes gestattete Claudius zwar mehreren Verbannten nach Rom heimzukehren (Sueton, Claudius 17, 3): Seneca war nicht darunter. Es war eine bittere Enttäuschung für ihn. Und Schlimmes folgte. Sein Gönner und Freund Passienus Crispus, der 44, im Jahre des kaiserlichen Triumphes, gerade Konsul gewesen war, starb wohl wenig später. Und den Freigelassenen Polybius, dessen vermittelnde Hilfe Seneca vergeblich angerufen hatte, ereilte gleichfalls das Verhängnis durch Messalina: erst buhlte sie auch mit ihm, dann verleumdete und tötete sie ihn im Jahr 47 (Dio Cassius, LX 31, 2). Alle Hoffnung auf Rückkehr aus der Verbannung musste für Seneca schwinden. Verbittert zog er sich ganz in sich selbst zurück. Auf die occupationes eines wirkenden Lebens hieß es verzichten, nur das otium blieb ihm: sich darin der Philosophie zu ergeben, sich zu versenken in den Kosmos und seine Betrachtung blieb einziger Lebensrost und -inhalt. Aus solcher Stimmung heraus hat Seneca seine Schrift >De brevitae vitae< geschrieben, kurz bevor ihm im Frühjahr 49 unverhofft die Stunde der Erlösung schlug.

In ruhig akademisch abhandelnder Form beginnt Seneca seine Zuschrift an Paulinus, die nicht eigentlich völlig passend den Titel >De brevitae vitae< trägt. Die meisten Menschen, so beginnt die Abhandlung, klagen über die Kürze ihrer Lebenszeit; in Wahrheit aber non accipimus brevem vitam, sed facimus. Lang genug ist das Leben, aber nur bene disponenti (1, 4). Der Grund zu der unberechtigten Klage liegt darin, dass suus nemo est (2, 4), denn alle leben tamquam semper victuri (3, 4). Daher die allgemeine Sehnsucht nach otium, die selbst der divus Augustus teilte und aussprach (4), daher die allgemeine Unzufriedenheit, so dass ein Cicero sich als nur halbfrei, als semiliber, bezeichnet hat (5). Der homo occupatus kann nichts mit Erfolg betreiben, nihil minus est hominis occupati quam vivere (7, 3), die besten Tage entfliehen mortalibus miseris, id est occupatis, so wird die occupatorum vita die kürzeste (10, 1). Wie anders der Weise: integrae semper libertatis et solidae, solutus et sui iuris et altior ceteris (5, 3). Doch wer ist denn ein occupatus, ein Beschäftigter? Als Antwort auf diese Frage lässt Seneca (von Kap. 12 ab) eine bittere, höhnische Satire folgen auf alle tōrichten menschlichen occupationes. Selbst das otium quorundam occupatum est: das wahre otium fehlt, denn nur ille otiosus est, cui otii sui et sensus est (12, 9). Kein otium genießen, quorum voluptates multum negotii habent, oder qui litterarum inutilium studiis detinentur (13, 1). So bleibt es bei dem Satz: soli omnium otiosi sunt, qui sapientiae vacant, soli vivunt (14, 1). sapientis ergo multum patet vita (15, 5), es ist kein Zweifel: per occupationes vita trudetur: otium nunquam agetur, semper optabitur (17, 6). Darum ergeht in den Schlusskapiteln (18-19) an den Paulinus carissimus der Rat: excerpe itaque te volgo, gib dein, wenn auch ehrenvolles Amt auf, recipe te ad haec tranquilliora, tutiora, maiora! Ist schon aller occupati Lage erbärmlich, eorum tamen miserrima, qui ne suis quidem laborant occupationibus (19, 3). Als warnendes Beispiel kann - das ist das letzte - der greise Turranius<sup>154</sup> dienen, der als 90jähriger noch nicht vom Amt sich trennen konnte: adeone iuvat occupatum mori? (19,3).

Oder soll man wirklich glauben, Seneca sei von Korsika nach Rom zurückgekehrt mit dem Gedanken, sich weiterhin in der Reichshauptstadt wie in Korsika der vita contemplativa zu ergeben? Das ist etwa Birts Vorstellung, der meint, >De brev.< sei von Seneca nach der Rückkehr aus Korsika verfasst in der kurzen Zeitspanne, ehe er Neros Lehrer wurde und eine Stellung am Hofe hatte „als Mann, dem keine Lebensaufgabe gestellt ist“. Tatsächlich ist die Aufhebung der Verbannung Senecas und seine Rückkehr nach Rom nicht mit dem Antritt der neuen Stellung als

<sup>153</sup> Vgl. im allgemeinen Schanz II, 2, 3. Aufl. 1913, S. 379 ff.

<sup>154</sup> Den Vornamen gibt die Überlieferung schwankend an. Bei Tac. ann. 17 heißt er C. Turranius, bei Seneca de brev. 20, 3 bietet der Ambrosianus styrannius, woraus Gertz und ihm folgend Hermes S. Turannius gemacht haben; an anderen Stellen (vgl. PIR. III S. 344 Nr. 297) fehlt das praenomen.

Erzieher Neros zusammengefallen. Probus berichtet in dem Schol. Juv. 5, 109, dass Seneca nach der Rückberufung aus Korsika, *etsi magno desiderio Athenas contenderet, ab Agrippina tamen erudiendo Neroni in Palatium adductus*. Und Tacitus sagt (ann. XII 8): *Agrippina, ne malis tantum facinoribus notesceret, veniam exilii pro Annaeo Seneca, simul praeturam impetrat, laetum in publicum rata ob claritudinem studiorum eius utque Domitii pueritia tali magistro adolesceret et consiliis eiusdem ad spem dominationis uteretur (-eretur al.), quia Seneca fidus in Agrippinam memoria beneficii et infensus Claudio dolore iniuriae credebatur*. Kombiniert man beide Stellen, so ergibt sich folgendes klare Bild von Agrippinas Handeln für Seneca: Sie verlangte von Claudius Senecas Rückberufung gleichzeitig<sup>155</sup> mit seiner Ernennung zum Prätor, doch dies wohl erst fürs nächste Jahr, das Jahr 50.<sup>156</sup> Ihre Absicht dabei war eine doppelte: sie wollte durch dies Eintreten für Roms glänzendsten Schriftsteller sich die Gunst des römischen Publikums erwerben und sie wollte in Seneca einen Erzieher und Berater für ihren Sohn Nero gewinnen, den sie zum Thronfolger zu machen die feste Absicht hatte; sie hoffte dabei in Seneca einen treuen Helfer zu finden, wenn er ihr zur Dankbarkeit verpflichtet war durch die Rückberufung aus der Verbannung und da er Claudius hassen musste wegen der einst zu Unrecht erfolgten Verbannung.<sup>157</sup> Einige Zeit erst nach Senecas Rückkehr berief Agrippina ihn als Neros Erzieher ins Palatium<sup>158</sup> - und Seneca folgte auch diesem Ruf, so wenig genehm er ihm sein mochte, da natürlich seine vorgeschützte Sehnsucht nach Athen keine erfolgreiche Ablehnung des Antrages ermöglichte.<sup>159</sup> Als nun Seneca der ehrenvollen Rückberufung unter Ernennung zum Prätor bald im Anfang des Jahres 49 folgte, war er da wirklich ein Mann, „dem keine Lebensaufgabe gestellt ist“? Zum Prätor war er ernannt<sup>160</sup>, und er durfte hoffen, im Senat und vor Gericht wieder gleich erfolgreich wirken zu können, wie zu den Zeiten des Tiberius und Caligula. Und da, als die Fülle der occupationes wieder lockend vor ihm lag, soll er de brev. geschrieben haben, Verzicht auf jede Amtstätigkeit, völliges otium als einziges philosophisches Lebensziel predigend? Das ist undenkbar.

<sup>155</sup> Warum man, wie Gercke S. 291 meint, das simul „nicht pressen“, d. h. nicht wörtlich verstehen dürfe, ist mir unerfindlich; nichts spricht gegen seine Richtigkeit.

<sup>156</sup> Daß Seneca die Prätur am 1. Jan. 50 angetreten habe, nehmen Gercke 291 und Waltz 142 an, desgl. Hohl, P.-W. Suppl. III 353, 60.

<sup>157</sup> Fußnote des Hrsg.: Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, Claudius die Schuld an Senecas Verbannung zu unterstellen. Seneca wurde auf Betreiben der Kaiserin Messalina durch das Senatsgericht zum Tode verurteilt. Kaiser Claudius legte mit einer Rede vor dem Senat Fürbitte ein und bewirkte dadurch, dass das Todesurteil in Verbannung (Relegation) umgewandelt wurde. Seneca verdankte daher Kaiser Claudius sein Leben.

<sup>158</sup> Sueton, Nero 7, 1, irrt doppelt, indem er sagt: *undecimo aetatis anno a Claudio adoptatus est Annaeque Senecae iam tunc senatori in disciplinam traditus*, denn Neros 11. Lebensjahr (15.12.47-48) kommt für die Adoption nicht in Betracht; und zur Zeit der Adoption (25. 2. 50) war Seneca schon lange Neros Lehrer. Die Berufung Senecas zu dieser Stellung der Suetonstelle zuliebe mit der Adoption zu verbinden, wie Waltz 151, 2 möchte, geht nicht an.

<sup>159</sup> Roßbach, P. - W. I 2242, S. 31 f. lässt Seneca bei seiner Rückkehr aus Korsika schwanken, „ob er sich nicht ins Privatleben zurückziehen sollte“, und führt als Belege vier der Seneca-Epigramme an. Aber Anth. Lat. 407-408 sind zwei Gegenstücke, von denen das erste anrät: *Vive et amicitias regum fuge* (1), bzw. *vive et amicitias nimio splendore nitentes ... fugito* (3-4), während das zweite das korrigiert in den bitteren Grundsatz: *Vive et amicitias omnes fuge*, mit dem begründenden Hinweis auf das eigene Schicksal Senecas: *est mea sors testis: maior me afflixit amicus deseruitque minor. Turba cavenda simul. Nam quicumque pares fuerant, fugere fragorem necdum conlapsam deseruere domum*. Diese Epigramme gehören also wohl sicher der Zeit des Exils an (zu Nr. 407 vgl. auch Stauber 27). Und 433 preist die *vita humilior* (*pars ego sim plebis, nullo conspectus honore, dum vivam, dominus temporis ipse mei* 7-8), wie 440 die *vitae fortuna quietae* (V, 11); will man beide Epigramme zu Senecas eigenem Leben in Beziehung setzen, so würden auch sie in die Zeit des Exils am besten passen. Eine Absicht Senecas, sich nach aufgehobener Verbannung weiterhin völlig einem tatenlosen Privatleben zu ergeben, darf man aus allen 4 Gedichtchen nicht herauslesen.

<sup>160</sup> Es ist dabei gleichgültig, ob Seneca amtierender Prätor war oder nicht, wie Waltz 147 ff. meint.

So spricht nichts gegen, alles für die Annahme, dass >De brevitae vitae< das letzte Schriftwerk Senecas ist, das er in Korsika gegen Ende des Jahres 48 geschrieben und als Verbannter veröffentlicht hat, in der Zeit seelischer Depression, als noch nicht die geringste Aussicht bestand, aus der Verbannung befreit zu werden. Anfang 49 rief Agrippina ihn als Prätor nach Rom zurück, und wenig später wurde er Neros Erzieher. Schön sagt Waltz (143): A Agrippine nous devons un second Sénèque, beaucoup plus grand que le premier ... réalisant, cent ans avant Marc-Aurèle, ce rêve des philosophies anciennes: le philosophe gouvernant la cité.<sup>161</sup>

### Von der Rückberufung aus der Verbannung bis zum Tod des Claudius

Seit dem Frühjahr 49 stand Seneca in engster Beziehung zum Kaiserhaus als Erzieher des jungen Nero. Ihm Sohn die Nachfolge auf dem Kaiserthron zu sichern, war Agrippinas einziges Streben. Zum Herrscher ihn zu erziehen, sollte auch Seneca helfen (vgl. Tac. ann, XII 8); hatte er doch schon früher schöne Worte über Erziehung gesprochen (besonders >De ira< II, 21). Doch war nicht etwa Philosophie das Gebiet, in welches Seneca seinen Schüler einführen sollte - zwei andere Männer, der Peripatetiker Alexander aus Aigai und ein Stoiker namens Chairemon, werden uns (Suidas s. u. Alexandros Aigaios) als Neros philosophische Lehrer genannt. Dass die Mutter Agrippina in der stoischen Philosophie überhaupt etwas Schädliches (*imperaturo contrariam*) beim zukünftigen Herrscher gesehen haben soll, halte ich für einen Irrtum Suetons (Nero 52).<sup>162</sup> Seneca war natürlich auch Neros Lehrer in der Beredsamkeit. Und man gab dem Schüler frühzeitig genug Gelegenheit sich öffentlich als Redner zu zeigen. Noch ein Knabe von nicht 14 Jahren hielt Nero eine Dankrede an den Kaiser vor dem Senat für die ihm vom Kaiser wie vom Senat zugebilligten Ehren<sup>163</sup>, nachdem er vorzeitig die toga virilis hatte anlegen dürfen (Tacitus, ann. XII, 41). Zweimal trat er mit Deklamationen an die Öffentlichkeit, bevor er Kaiser wurde, wie auch noch im ersten Jahre seiner Regierung (Sueton, rhet. 1). Mehrfach sprach er im Jahr 53 vor Gericht als Verteidiger (Aufzählung der Klienten, für die er sprach, bei Sueton, Nero 7, 2 und Tacitus, >Annalen< XII 58<sup>164</sup>), besonders erfolgreich für die Ilienser, denen er Abgabefreiheit erwirkte in einer Rede, die von alter Sage in Fülle erzählt hatte und dadurch gewiss Claudius' Wohlgefallen erregte. Aber auch bei diesen Proben der *studia honesta* Neros und seiner *eloquentiae gloria* wird wohl dem Lehrer Seneca das Hauptverdienst zuzuschreiben sein, wie dieser auch später dem Kaiser Nero seine Reden auszuarbeiten pflegte. Daß Seneca bei seinen rhetorischen Unterweisungen dem modernen Stil den Vorzug gab, dessen glänzendster Vertreter er selbst war, darf uns nicht wundern; Sueton, Nero 52, bemerkt ausdrücklich, Seneca habe Nero a *cognitione veterum oratorum* abgehalten; gehässig wird hinzugefügt *quo diutius in admiratione eui detineret*. Ein tüchtiger Redner ist Nero durch Seneca also nicht geworden, wenn ihm auch später, bei der Feier der *Neronia* im Jahr 60, ohne dass er sich darum bewarb, der Siegespreis auch in der *eloquentia* von den allzu willigen konsularischen Schiedsrichtern zuerkannt wurde (Tacitus, ann. XIV 21. Suet. Nero 12, 3). Aber ein Teil der Unterweisung Senecas hat sicherlich doch bei Nero

<sup>161</sup> In die Zeit der Verbannung müssten auch die *epistularum ad Novatum libri* gehören (frg. 109 Haase), falls sie überhaupt existiert hätten. Aber schon Gronov, *De sestertiis* (Leiden 1691) 1. II 7 S. 100, hat erkannt, dass die Stelle bei Priscian (GL. III 410, 6) Seneca in *decimo epistularum ad Novatum: viginti quatuor sestertia, id est talentum Atticum parvum* sich auf Seneca [den Vater] *contr. X 5, 21* bezieht: *cum donaret illi Caesar talentum, in quo viginti quattuor sestertia sunt Atheniensium more, also ein error memoriae Prisciani aut certe librariorum vorliegt* (vgl. M. Hertz zur Priscianstelle).

<sup>162</sup> Fußnote Hrsg.: Bei dieser Stelle des Sueton ist wieder allergrößte Vorsicht geboten. Warum ernannte Agrippina den Stoiker Seneca zum Erzieher ihres Sohnes, wenn sie gar nichts von der stoischen Philosophie hielt? Das ist ein Widerspruch. Ich behaupte das genaue Gegenteil: Kaiserin Agrippina ernannte deswegen Seneca zum Erzieher ihres Sohnes, weil er ein Stoiker war und getreu seiner Lehren lebte, was ihr stark imponierte.

<sup>163</sup> Vgl. Hohl, P.-W. Suppl. III S. 353, 25 f.

<sup>164</sup> Über den zeitlichen Ansatz der Reden, s. Hohl S. 354, 38 f.

besonderen Anklang gefunden: die Einführung in die Poesie. Auch die griechischen Tragiker wurden im rhetorischen Unterricht behandelt. Und natürlich wurde Euripides vor Sophokles und Aischylos weit bevorzugt als *iis qui se ad agendum comparant utilior longe* (Quintilian, inst. X 1, 66f). Empfiehlt doch sogar der Grieche Dion, der persönlich noch alle drei Tragiker las und zu schätzen wusste (vgl. seine *Dialexis* LII), dem römischen Verwaltungsbeamten für seine rednerische Ausbildung von den Dramatikern allein Euripides neben Menander (XVIII, 6f).

Ob Seneca während der Jahre 49 - 54 u. Zr. als Redner im Senat oder bei Prozessen aufgetreten ist, wissen wir nicht, doch erscheint es immerhin möglich. Von literarischer Produktion Senecas in Prosa ist uns aus diesen Jahren sonst nichts bekannt; es scheint, als habe er nichts der Art damals geschrieben. Und man kann diese Zurückhaltung begrifflich finden. Seneca stand Kaiserin Agrippina nahe, war jedenfalls mehr oder weniger in ihre Pläne eingeweiht; und diese gingen auf nichts Geringeres hinaus, als ihrem Sohne Nero, der seit Anfang 53, noch keine 16 Jahre alt, mit Claudius' Tochter Octavia vermählt war, die Nachfolge auf dem Kaiserthron zu sichern.<sup>165</sup> In dieser Zeit hielt Seneca es gewiss nicht für angezeigt [aus Zeitmangel], erneut Lehren der Humanität für Volk und Regierende durch Schriftwerke zu verkünden.<sup>166</sup>

### Das Neronische Prinzipat<sup>167</sup>

Schon die Proklamation an die Prätorianer, die Nero von Burrus begleitet beim ersten Betreten des Lagers vortrug, hatte, wie ausdrücklich bezeugt wird, Dio Cassius, LXI 3, 1, Seneca verfasst, desgleichen die Ansprache an den Senat, die die Augusteischen Grundsätze der neuen Regierung darlegte (*ex Augusti praescripto imperaturum se professus*; Sueton, Nero 10, 1). Sie fand solchen Beifall, dass sie auf silberner Tafel eingraviert wurde und laut Senatsbeschluss beim Amtsantritt neuer Konsulen stets verlesen werden sollte, Dio Cassius, LXI 3, 1. Und noch ein drittes Redestück musste Seneca entwerfen: die *laudatio*, die Nero seinem Adoptivvater Claudius am Tage der Bestattung gehalten hat: die *consecratio* hatte Agrippina auch für Claudius vom Senat beschließen lassen und auch ein feierliches Leichenbegängnis, wie es Augustus gehalten worden war. So musste Seneca den *divus* Claudius preisen und alles hörte man gespannt und zustimmend an, das Lob der Vorfahren und ihrer Taten wie das Rühmen der Pflege der *artes liberales* durch den Kaiser und seiner nach außen erfolgreichen Regierung - nur als von des Toten *providentia* und *sapientia* die Rede war, gab es ein allgemeines Gelächter, Tacitus, *Annalen*, XIII 2-3.<sup>168</sup>

Diese seine Grundsätze, seine Ethik der Humanität, predigte Seneca gleichzeitig in seinen Schriften. In diesen schaffensfreudigen Jahren nahm er seine schriftstellerische Tätigkeit wieder auf, die er einst nach Claudius' Regierungsantritt so hoffnungsvoll und erfolgreich mit den Büchern *>De ira<* begonnen hatte. Manche der verlorenen Werke, wie *>De officiis<* (nur einmal von Diom. GL. 1 366, 14 angeführt, Fragment 25 Haase), inhaltlich uns bekannt durch den Auszug daraus, den im VI. Jhdt. Erzbischof Martin von Bracara in seiner *>Formula honestae vitae<* veröffentlichte, worin gelehrt wird, wie die vier *virtutum species* in ihrer Vereinigung *honestum ac bene moratum virum efficiunt*<sup>169</sup>, und *>De amicitia<*, wovon uns der Vatikanische Palimpsest ein

<sup>165</sup> Fußnote Hrsg.: Siehe dazu ausführlich mein Buch *>Quo vadis Kaiser Nero? – Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<*, XII. erweiterte Aufl., Homburg/Saar 2016.

<sup>166</sup> Fußnote Hrsg.: Dies schließt ja auch aus, dass Seneca noch Dramen geschrieben haben könnte. Woher sollte er die Zeit dazu nehmen?

<sup>167</sup> Fußnote Hrsg.: Münscher schrieb als Überschrift „Das Neronische Quinquennium“. Damit wollte er auf die ersten fünf Jahre von Neros Prinzipat als gute Herrschaft anspielen. Hier ist Münscher den senatorischen Propagandisten auf den Leim gegangen, wie so viele Altphilologen. Siehe mein Buch *>Quo vadis Kaiser Nero? – Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<*, XII. erweiterte Aufl., Homburg/Saar 2016.

<sup>168</sup> Fußnote des Hrsg.: Hier ist wiederum größte Vorsicht geboten! Diese Geschichte könnte eine Propagandalüge der senatorischen Geschichtsfälscher sein!

<sup>169</sup> Publiziert bei Haase III S. 468 - 475. Daß es eine Seneca-Epitome ist, wie Martins Schrift *de ira* ein Auszug aus Seneca *de ira*, hat dargetan E. Bickel, *Rhein Mus.* LX 1905, S. 505 ff.

paar Stückchen erhalten hat (frg. 89 - 97 Haase, neu herausgegeben von Studemund bei Roßbach, Bresl. philol. Abhdlgn. II 3, 1888, S. XXVI ff.), mögen aus dem goldenen quinquennium [den ersten fünf Jahren von Neros Prinzipat] stammen. Erhalten sind aus jener Zeit von den drei Büchern >De clementia<, für die 13, 1 die Disposition gegeben wird, das I. und ein Stück des II. Buches. Es ist mit das Interessanteste, was wir von Seneca haben, weil es der Nero Caesar selbst ist, dem er diese große Erziehungsschrift gewidmet hat. Indem er als obersten Herrschergrundsatz die clementia, die Milde, dem jungen Kaiser und zugleich der ganzen Welt verkündet, sucht er seinen Schüler gewissermaßen vor der Öffentlichkeit an seine humanen Grundsätze<sup>170</sup> und ihr Befolgen zu binden, ihn zu ihrer Annahme zu zwingen: denn, wie es in den Fürstenspiegeln seit Isokrates<sup>171</sup> üblich und leider zumeist nötig war, auch Seneca musste in >De clementia< schon fingieren, dass das Ideal, das er erhoffte und wünschte, von Nero bereits verwirklicht sei.<sup>172</sup>

Seneca schrieb die Bücher >De clementia< wohl bald nach Neros 18. Geburtstage (am 15. Dez. 55, nach I, 9, 1; Gercke S. 292 ff.) also am Beginn des Jahres 56.

Seneca war im Neronischen quinquennium<sup>173</sup> der erste Schriftsteller Roms und einer der ersten Männer im römischen Staat<sup>174</sup> nächst und neben dem Kaiser. Gerade in dieser Doppelheit seines Daseins lag aber die Gefahr, dass abfällig über ihn geurteilt wurde. Grundsätze höchster Humanität predigten seine Schriften: war es ihm aber möglich, diese Grundsätze, die er in der Theorie lehrte, in der Praxis durchzuführen? Der Moralprediger, den man gewohnt war im kynischen Bettlermantel zu sehen, in fürstlichem Glanz und Reichtum?<sup>175</sup>

Der Dialog >De vita beata< ist Senecas Verteidigung, dem älteren Bruder, der nun nach der Adoption Gallio heißt, gewidmet, als rein philosophische Abhandlung beginnend, als persönliche Selbstverteidigung endend, gerichtet gegen die qui philosophiam conlatrant (17, 1, alle Einzelheiten bei Gercke S. 299 ff.). Wohl heißt es da auch erst rein philosophisch: in virtute posita est vera felicitas (16, 1), tu omnia voluptatis causa facis, ego nihil (10, 3). Aber in den Kapiteln, die der Verteidigung dienen sollen, spricht Seneca so bescheiden wie sonst nie, nicht wie sonst als

<sup>170</sup> Was Seneca den Römern neues bietet, waren natürlich Gedanken, die in der griechischen Literatur peri basileias schon oftmals erörtert waren; vgl. A. Elias, >De notione vocis clementia ap. philosophos veteres et de fontibus Seneca II. de clementia<, Diss. Königsberg 1912.

<sup>171</sup> Siehe Karl Münscher, P.- W. IX, S. 2193 ff.

<sup>172</sup> Fußnote Hrsg.: Hier muss ich Münscher klar und eindeutig widersprechen. Nicht nur die ersten fünf Jahre von Neros Prinzipat war das Ideal einer auf Gesetz und Ordnung bestehenden Staatsführung verwirklicht, sondern Nero bemühte sich bis zum Ende seines Prinzipats, eine milde und gerechte Herrschaft auszuüben. Putschisten wurden nichts desto weniger mit aller Härte des Gesetzes bestraft.

<sup>173</sup> Fußnote Hrsg.: Nicht nur im sog. Neronischen Quinquennium, sondern während des gesamten Neronischen Prinzipats.

<sup>174</sup> Ob Seneca damals eine amtliche Stellung inne hatte - man denkt an das Amt ab epistulis oder a studiis - wissen wir nicht, s. Gercke S. 298 ff.

<sup>175</sup> Fußnote des Hrsg.: Birt, >Aus dem Leben der Antike<, 2. Auflage, 1919, Kapitel >Seneca<, schrieb dazu treffend: „Wenn diese [angeblichen] Widersprüche uns stören oder gar beleidigen, so bleibt Seneca in seiner genialen Natur doch auch so eine erste Größe in der Geschichte der Menschheit. Der Staatsmann Seneca steht als Mann des Fortschritts und des sozialen Friedens ehrwürdig und wie eine Lichtfigur auf dem dunklen Grunde der Neronischen Zeit [richtig: der faschistoiden Prinzipatszeit]. [...] Unendlich aber ist der Segen, den Seneca als Moralist geübt, und schon darum müßte man ihm in unserem Zeitalter der ethischen Kultur Denkfeiern begehen und Denkmäler errichten. Zumindest: man müßte ihn lesen! Die Widersprüche aber, von denen ich sprach, sind nicht einmal vorhanden. Der Mann ist eine Einheit, eine große und ehrliche Gestalt aus einem Guß. Auch als Dichter war Seneca Ethiker, auch als Staatsmann ist er es gewesen. Es ist nur zu natürlich, daß man schon im Altertum gegen den Mann einen hämischen Ton anschlug und über ihn die Nase rümpfte. Warum lebte er im großen Weltgetriebe und warf die Reichtümer nicht hinter sich, er, der Wortführer der Bedürfnislosigkeit? Das waren die stumpfsinnigen Winkelmoralisten, die so redeten. Seneca war großzügig und tapfer und machte die Riesenkapitalien, die ihm zufielen, seinen guten Zwecken dienstbar. Denn Geld ist Macht. Es war besser, daß die Macht in seiner Hand war, als in der Hand der kaiserlichen Buhlerinnen und Libertinen.“

der stoische sapiens: exige ... a me, ut non optimis par sim, sed ut malis melior (17, 3); cum potuero, vivam quomodo oportet (18, 10); Jupiter wird mir bezeugen: bonam me conscientiam amasse, bona studia (20, 5). Und nachdem er vom Reichtum in den Händen des Weisen gesprochen hat - divitiae enim apud sapientem virum in servitute sunt, apud stultum in imperio (26, 1) - entfährt ihm (27, 4) das Bekenntnis: papulas observatis alienas, obsiti plurimis ulceribus. Daß der Suilliusprozeß vom Jahre 58 den Hintergrund bildet für >De vita beata<, bezweifelt niemand. Gercke (S. 306) denkt sich Senecas Schrift vor dem Urteil erschienen und findet ihren äußeren Erfolg gering in Anbetracht des verhältnismäßig milden Urteils - Suillius verlor einen Teil seines Vermögens und wurde nach den Balearen verbannt - ich möchte ihr Erscheinen eher nach dem Urteilsspruch glaubhaft finden. Auch in der Prozessverhandlung selbst wird Suillius seinen Gegner Seneca, auch wenn er nicht der Kläger war, nicht geschont haben. Doch wie dem sei, ob vor oder nach der Verurteilung des Suillius, jedenfalls ist >De vita beata< im Jahr 58 verfasst.

### Nach Agrippinas Tod

Das Jahr 58 brachte den Beginn von Neros Liebesverhältnis zu Poppaea Sabina, (Tac. ann. XIII 46). Von jener Zeit ab sah Seneca seinen Einfluss dahinschwinden. Sollte er deshalb ganz abtreten von der politischen Bühne? Oder sollte er noch weiter zu wirken suchen, soweit und solange es ihm, wenn auch in beschränkterem Maße, möglich war? Aus der Not solcher Überlegungen heraus rang er sich durch zum Entschluss: Kund tat er ihn seinen Freunden in der kleinen Schrift >De tranquillitate animi<, die er an denselben Annaeus Serenus richtete, dem er einst bei Beginn seiner Verbannung seine stolze Schrift >De constantia sapientis< zugeeignet hatte.

Rein äußerlich betrachtet verlangt >De tranquillitate animi< ein besonderes Interesse als der einzige bei Seneca vorliegende Versuch, einen wirklichen Dialog zu gestalten. Der Adressat, Serenus, wird redend eingeführt (Kap. 1): er klagt über die Unbeständigkeit seiner Neigungen, über die bonae mentis infirmitas (1, 15), die ihn bei allen Dingen verfolge, und bittet um Abhilfe: dignum me putes, qui tibi tranquillitatem debeam. Und so beginnt Seneca (von Kap. 2 ab) seinen zusammenhängenden Lehrvortrag: was Serenus wünscht, sei Demokrits euthymia (Gelassenheit). Sie zu erreichen, müsse man erforschen, quomodo animus semper aequalis secumdoque cursu eat (2, 3-4), und es folgen scheinbar rein theoretische Erörterungen voll philosophischen Gedankenmaterials, bis zu dem kurzen Schluss (17, 12): habes, Serene carissime, quae possint tranquillitatem tueri, quae restituere. Äußerlich also eine lediglich akademische Abhandlung, aber, das ist ebenso sicher, Seneca schreibt nicht zu dem Zweck nur, den Freund Serenus zu belehren und tiefer in die Grundsätze der Stoa einzuführen, sondern er schreibt, weil ihm selbst tranquillitas animi von Nöten ist. Das eigene persönlichste Erleben bildet den Untergrund, aus dem das Schriftwerk herauswächst. Man spürt, Seneca fühlt sich seiner Stellung, ja seines Lebens nicht mehr völlig sicher<sup>176</sup>: male vivet, quisquis nesciet bene mori (11, 4). Aus welcher Situation heraus er schreibt, lehrt am deutlichsten seine Stellungnahme zu der Anschauung des Athenodorus - er war Sohn eines Sandon, bei Tarsos beheimatet, neben Areios stoisch-philosophischer Lehrer des Augustus<sup>177</sup> - dieser lehrte (Kap. 3): am besten sei es, actione rerum. et rei publicae tractatione et officiis civilibus se detinere. Dagegen wendet sich Seneca (Kap. 4): Mihi, carissime Serene, nimis videtur submisisse temporibus se Athenodorus, nimis cito refugisse. So darf nicht handeln, wer studiosus virtutis: si praevaleret fortuna et praecideret agendi facultatem, non statim aversus inermisque fugiat latebras quaerens ... sed parcius se inferat officiis et cum delectu inveniat aliquid, in quo utilis civitati sit. Auch die erschwerendsten Umstände ermöglichen noch irgend eine ersprießliche Tätigkeit: si a prima te rei publicae parte fortuna submoverit, stes tamen et

<sup>176</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca fürchtete sich keineswegs vor Kaiser Nero, sondern die Pisonische Verschwörung schwebte sozusagen als Gefahr in der Luft. Höchstwahrscheinlich erhielten die Anhänger von Neros Prinzipat bereits Morddrohungen.

<sup>177</sup> v. Arnim, P.-W. II 2045 Art. Athenodorus, Nr. 19.

clamore iuves et si quis fauces oppresserit, stes tamen et silentio iuves: numquam inutilis est opera civis boni ... numquam enim usque eo interclusa sunt omnia, ut nulli actioni locus honestae sit. Als Seneca diese Sätze schreibt, das liegt auf der Hand, ist es ihm zweifelhaft, ob er noch wie bisher wirken kann; die fortuna hat sich gewandelt: weniger kann er nur noch wirken, noch aber bleibt actioni locus honestae, vom ersten Platz ist er verdrängt, noch aber kann er clamare. Wann war Seneca in solcher Lage, in welche Zeit ist demgemäß die Schrift >De tranquillitate animi< zu versetzen?

>De tranquillitate animi< kann nicht nach Burrus' Tod, nicht nach Senecas endgültigem Rückzug aus der Politik geschrieben sein, da er ja offensichtlich noch eine gewisse, wenn auch beschränkte actio für möglich hält. Es ist in Wahrheit eine Anerkennung dieser Tatsache, wenn Gercke schließlich meint (S. 317), Seneca wolle „den Rückzug noch nicht mit klaren Worten zugeben“ - das konnte Seneca nicht, weil eben der Rückzug noch nicht erfolgt war. Zweifellos also gehört >De tranquillitate animi< vor das Jahr 62, aber wie lange vorher?<sup>178</sup> Gewiß redet Seneca von der tranquillitas animi, die sich auch mit einer verringerten Handlungsmöglichkeit abfindet, nicht erst, als schon seit längerer Zeit ihm die Aktionsfreiheit beschränkt war, er sich also bereits an diesen veränderten Stand seiner fortuna hatte gewöhnen können, sondern er schreibt an Serenus de tranquillitate, als er selbst dieser als Beruhigungs- und Trostmittel im höchsten Maße bedarf, als die Geschehnisse sein politisches Wirken zum ersten Mal gefährden, als er zum ersten Mal ernsthaft an sein Zurücktreten ins Privatleben denkt. Im Sommer des Jahres 59 wird >De tranquillitate animi< geschrieben sein, es verkündet den Entschluss, trotz allem was geschehen, weiter wirken zu wollen, solange noch eine Möglichkeit zur honesta actio bleibt. So treffe ich zusammen mit dem Ansatz, den O. Hense (>Seneca und Athenodorus<, Univ. Prgr. Freiburg 1893, 18) gegeben hat; er setzte >De tranquillitate animi< „etwa in die Zeit; wo die Angriffe des Suillius (58) ihre Schatten warfen“, also „Ende der fünfziger Jahre“.

Noch zwei Jahre lang hat Seneca weiter neben Nero zu wirken versucht: Er war nicht zum völligen silentium verurteilt, er konnte noch seine Stimme erheben als Prediger der Humanität. Man möchte vermuten, dass diesen Jahren 59-62 manche der verlorenen Schriften entstammen. So etwa >De remediis fortuitorum<, auch dem Bruder Gallio gewidmet, uns in überarbeitetem Auszug erhalten (hrsg. bei Roßbach, Bresl. philol. Abhdlgn. II 3, 1888, 97 ff.)<sup>179</sup>, ein Versuch Trost zu spenden bei allem scheinbaren Leid, das den Menschen treffen kann: mors, exilium, luctus, dolor non sunt supplicia, sed tributa vivendi: neminem inlaesum fata transmittunt. felix est non qui aliis videtur, sed qui sibi: vides autem quam domi sit ista felicitas, so lautet der Schluss (16, 9). Oder die >exhortationes< (frg. 14-24 Haase), ein Protreptikos zur Philosophie als der lex bene honesteque vivendi (frg. 17), in dem Seneca eine gemilderte, nicht streng-stoische Moral lehrte: faciet<sup>180</sup> sapiens etiam quae non probabit, ut etiam ad maiora transitum inveniatur, nec relinquet bonos mores, sed tempori aptabit, et quibus alii utuntur in gloriam aut voluptatem, utetur agenda rei causa (frg. 19).

Hier sei auch der >Briefe an Caesonius Maximus< Erwähnung getan, jenen Freund Senecas, der ihn nach Korsika begleitet hatte. Von ihm, dem Facundi Senecae potens amicus caro proximus aut prior Sereno heißt es bei Martial VII 45, 3-4: hic est Maximus ille, quem frequenti felix littera pagina salutatur. Da Martial sie kannte, müssen diese Briefe Senecas an Caesonius<sup>181</sup> doch wohl veröffentlicht gewesen sein. Wann sie geschrieben waren, lässt sich nicht näher bestimmen, nur im

<sup>178</sup> Mit vollem Recht sagt Teuffel-Kroll II 7. Aufl. 1920, § 289, 4, 7, S 222 oben: „ad Gallionem de vita beata, wohl zwischen 58 und 62 verfasst“.

<sup>179</sup> Gaetano D'Amico, >Sull autenticità del de remediis fortuitorum di L. Anneo Seneca< in den >Studi critici< offerti a Carlo Pascal, Catania 1913, kenne ich nicht.

<sup>180</sup> So Birt, Seneca S. 262 Anm. 87 in dem Zitat bei Lact. inst. III 15, 14; er meint, dass die Exhort. „gewiss auch in Senecas Spätzeit fallen“.

<sup>181</sup> Fußnote Hrsg.: Caesonius Maximus war ein alter Freund Senecas. Er hatte ihn einst ins Exil nach Korsika begleitet Seneca erwähnt ihn auch in den >Briefen an Lucilius<. Es ist daher sehr wahrscheinlich dass es eine Ausgabe der >Briefe an Caesonius< in der Antike gab, die leider nicht auf uns gekommen ist.

allgemeinen wird man sie in die Jahre der Regierung Neros verlegen, unter dem Caesonius, wir wissen nicht wann, Konsul suffectus war (Martial, VII 44, 6), aber vor Senecas Rückzug (im Jahr 62), da Seneca zur Zeit, als er die Luciliusbriege schreibt, mit Caesonius im vertrautesten persönlichen Verkehr steht, mit ihm gelegentlich eine Reise aufs Land macht (epist. 87, 2ff. vom Sommer 64).<sup>182</sup>

Das Hauptwerk aber der Jahre 59-62 ist uns erhalten, die Bücher >De beneficiis<, einem Aebutius Liberalis gewidmet, der wohl auch epist. 91, 1 als Liberalis noster, aus Lugdunum (Lyon) stammend, erwähnt wird, sonst uns völlig unbekannt. Es sind im ganzen sieben Bücher, schon dem Umfang nach zu urteilen wohl eine Arbeit mehrerer Jahre. Birt sagt schön von ihnen (Seneca S. 182), es sei „in der Tat das Vollkommenste, was die Antike über Menschenliebe, d. h. über die Pflicht sozialer Hilfe hervorgebracht hat“, und bezüglich der ersten vier Bücher, die eine Einheit bilden und vielleicht zusammen herausgegeben wurden, wird man dies Urteil im ganzen durchaus unterschreiben. Aber schon in Buch IV verspürt man ein Nachlassen der schriftstellerischen Leistung. Seneca verliert sich darin schon in Spitzfindigkeiten (Beantwortung der Spezialfragen: an beneficium dare et invicem gratiam referre per se res expetendae sint (I, 1); an vir bonus daturus sit beneficium ingrato sciens ingratum esse (26 ff.); an omni modo referenda sit gratia et; an beneficium utique reddendum sit (40)). Aber er hat den ersten vier noch drei weitere Bücher folgen lassen, obwohl er selbst sagt (V 1, 1): in prioribus libris videbar consummasse propositum, cum tractassem, quemadmodum dandum esset beneficium, quemadmodum accipiendum. Er entschuldigt sein Weiterschreiben: quidquid ultra moror, non servio materiae, sed indulgeo, quae quo ducit, sequenda est, non quo invitat. Des Liberalis Wunsch wird vorgeschützt für das scrutari etiam ea, quae conexas sunt, non cohaerentia (1, 2). Und so werden denn Einzelfragen behandelt, V 2 ff. ob es turpe ... beneficiis vinci, an possit aliquis sibi beneficium dare, an debeat referre sibi gratiam (7, 2.) Nicht weniger kasuistisch geht es in Buch VI weiter, an beneficium eripi posset (2, 1) u. s. w., wieder mit der Fiktion (1, 1) ex voltu tuo pendebo, mein Liberalis, virorum optime; und ebenso in VII bis zur letzten Frage (26), in qua hanc materiam consummari decet, quemadmodum ingrati ferendi sint, und wie resigniert lautet es im Eingang dieses VII. Buches: reliqua hic liber cogit, et exhausta materia circumspicio, non quid dicam, sed quid non dixerim (1,1), nunc si quid effugit, recolligo (1, 2), was er noch schreibt, sind non in remedium animi, sed in exercitationem ingenii inventa, und mit Sätzen seines kynischen Freundes Demetrius begründet er die Wiederholung derselben Grundgedanken: plus prodesse, si pauca praecepta sapientiae teneas, sed illa in promptu tibi et in usu sint (1, 3). Fast ist es das Bekenntnis, dass Seneca mit seinen letzten Büchern >Über die Wohltaten< gar keine literarische Wirkung mehr erwartet, aber er kann nicht los vom erwählten Stoff: Diese letzten Bücher >De beneficiis< verhalten sich zu den geschlossenen ersten vier, wie >De ira< III zu I-II (s. oben).

Und wann sind sie verfasst? In einem seiner späteren Lucilinsbriefe (epist. 81, 3) hat Seneca seine Bücher, qui de beneficiis inscribuntur, selbst erwähnt; er untersucht in dem Brief eine in >de benef.< nicht ausreichend erörterte Spezialfrage: an is, qui profuit nobis, si postea nocuit, paria fecerit et nos debito solverit (§ 3). Damals im Jahre 64 (über die Zeit der Briefe s. unten), waren die Bücher >De beneficiis< also sämtlich in den Händen des Publikums. Nun ist die wesentliche Frage: sind sie vor oder erst nach Senecas Rücktritt ins Privatleben geschrieben und herausgegeben? Man hat aus dem 81. Brief den mir [Karl Münscher] unverständlichen Schluss ziehen wollen<sup>183</sup>, die Bücher >de benef.< seien gleichzeitig mit den Briefen in den Jahren 63-64

<sup>182</sup> Nach O. Binder, >Die Abfassungszeit von Senecas Briefen<, Diss. Tübingen 1905, 14.

<sup>183</sup> Das tut Martin Sonntag in seiner Dissertation, die über Hekaton >Peri katekontos< als Quelle von Senecas >De beneficiis< handelt, (L. Annaei Seneca >De beneficiis< II. explanantur, Diss. Leipzig 1913, S. 46-47, in den unklaren Sätzen: Nescio ... an non Hecatoneam quaestionem VI, 2 et 4 opere in conficiendo probaverit, pluribus annis post ex parte mutandam vel potina amplificandam sibi proposuerit. Malim ab initio cum hac in re non prorsus ab auctore stetisse, septem >De beneficiis< II. haud ita multo ante epistolam 81 conscriptam foras edidisse, sc. anno 63 vel 64 ineunte.

entstanden. Und ebenso haltlos ist die Behauptung<sup>184</sup>, sie müßten jenen letzten Jahren Senecas entstammen, weil die abfälligen Äußerungen über Alexander den Großen, die Seneca in >De beneficiis< (I 13. II 16. V 4, 3 ff. 6, 1. VII 2 u. 3) tut, übereinstimmen mit denen in den >naturales quaestiones< und den >epistulae morales<; diese Übereinstimmung ist doch ebenso verständlich, wenn die Bücher >de benef.< ein paar Jahre vor diesen spätesten Schriften Senecas verfasst sind. Schon in den Büchern >De ira< fanden sich, wie wir sahen (s. oben), abfällige Äußerungen über Alexanders Tun und Treiben, und von einem Gegensatz des Urteils über Alexander in >de benef.< und den Schriften der Jahre 54-62 ist keine Rede. Umgekehrt hat Birt (Seneca S. 260 Anm. 71) die Vermutung angedeutet, die Bücher >de benef.<, mindestens die ersten vier, seien noch vor Agrippinas Tod verfasst, weil eine Äußerung, wie sie in IV über die Bluttaten Caligulas steht (IV 31, 2: Gaius Gaesarem ... hominem sanguinis humani avidissimum), zur Voraussetzung habe, dass die Gegenwart nichts ähnliches biete.<sup>185</sup>

Gercke (S. 306 ff.) hat aus allgemeinen Erwägungen heraus das Jahr 60 bis Frühjahr 64 als die Frist bezeichnet, innerhalb deren die Bücher >De beneficiis< verfasst seien; er untersucht dann weiter die Frage, ob vor, ob nach der Krise des Jahres 62, im wesentlichen nur nach dem einen Gesichtspunkt, wie sich Seneca zu einer freiwilligen oder unfreiwilligen Abgabe seines Vermögens gestellt habe, und glaubt >De beneficiis< I-VI vor 62, VII mit Sicherheit nach 62, in die Jahre 63-64, verlegen zu dürfen.

Es ist das Verdienst W. L. Friedrichs, >Zur Abfassungszeit von Senecas Werk >De beneficiis<<, Berliner philol. Woch. 1914, S. 1406 ff. u. S. 1629 ff., diese chronologische Frage auf feste, gewissermaßen historische Grundlage gestellt zu haben. Fassen wir zunächst Buch I-IV als Einheit ins Auge. Claudius ist lange tot (I 15, 5-6), als Seneca sie schreibt. Buch II aber enthält eine Stelle, die unzweifelhaft, wie Friedrich gezeigt hat, ein Ereignis des Jahres 58 zur Voraussetzung hat, zu einer Regierungsmaßnahme Neros aus diesem Jahre Stellung nimmt. Seneca erwähnt da (II, 7), wie Kaiser Tiberius den Fabius Verrucosus erst nach eingehender Prüfung von seinen Schulden befreit habe, er findet Tiberius' Verfahren unschön, dies creditores convocare sei kein donare mehr zu nennen. Daran knüpft Seneca (II, 8), wie er selbst sagt in transitu, die Äußerung: ne principi quidem satis decorum est donare ignominiae causa, und zur Illustration wird erwähnt, dass trotz der contumeliosa admonitio, die für Verrucosus mit der Schuldentilgung verbunden war, andere nachfolgten (vgl. Tac. ann, I, 15), denen auch auf ihre Bitten von Tiberius erst nach Vorlage ihres Schuldenkontos vor dem Senat Hilfe gewährt wurde. Nur bei unverschuldeter Not pflegten eben die Kaiser verarmten Senatoren beizustehen: und gerade dieses auch von Tiberius befolgte Verfahren tadelt Seneca seltsamerweise. Warum? Weil Nero im Jahr 58 mehreren Senatoren große Geldmittel gespendet hatte (Tac. ann. XIII, 34, dazu Sueton Nero 10, 1), zunächst seinem Mitkonsul Valerius Messala, dem Urenkel des berühmten Redners der augusteischen Zeit, um seine paupertas innoxia zu beheben, daneben aber dem Aurelius Cotta und dem Haterius Antoninus, quamvis per luxum avitas opes dissipassent; klar billigt und rechtfertigt also Seneca nachträglich dies Verfahren Neros, indem er Tiberius' entgegengesetzte, vorsichtiger Art tadelt. Er schreibt also die ersten Bücher >De beneficiis< sicher nach 58, frühestens im Frühjahr 59, sie fallen also wahrscheinlich hinter den Tod Agrippinas (März 59). Seneca hat sie begonnen in Ausführung des Entschlusses, zu dem er sich in >De tranquillitate animi< durchgerungen hatte. Allzeit hat er seine Schriftstellerei im Interesse der Humanität als einen Teil seiner politischen Wirksamkeit, als ein Stück seiner vita activa betrachtet. Und wenn auch jetzt alle sonstigen occupationes seinen Händen entgleiten, das Wirken als Lehrer Roms ist ihm noch geblieben wie bisher, noch kann er clamare: darum schreibt er >De beneficiis<.

<sup>184</sup> Ludw. Eicke, Diss, Rostock 1909, S. 26 ff.

<sup>185</sup> Fußnote Hrsg.: Die Gegenwart bot tatsächlich nichts Ähnliches, denn die angebliche Ermordung Agrippinas oder die des Britannicus, die gar keine Morde waren und Nero angeblich zur Last fallen, waren senatorische Propagandalügen, mit dem wahnsinnigen Morden eines Caligula gar nicht vergleichbar.

Es folgten die Bücher V-VII nach. Daß sie allmählich, einzeln, wie sie entstanden, der Öffentlichkeit übergeben wurden, ist das Wahrscheinlichste. Daß Seneca sie schrieb, war schwerlich durch gleichartige Additamenta seiner Vorlage veranlasst<sup>186</sup>, er tat es aus eigenem Antrieb: der Stoff ließ ihn nicht los. Wieder hat Friedrich gezeigt, dass im VI. Buche eine ganze Anzahl von versteckten Mahnungen stehen, die den Kaiser an den schuldigen Dank gegen seinen früheren Lehrer erinnern sollen. Verehrung, so heißt es in Kap. 16, verdient der Lehrer, der nicht *me in grege discipulorum habuit*, wie der Arzt, dessen *potentissima curatio fui in turba multorum invocantium*; solch ein Arzt, solch ein Lehrer ist ein wahrer Freund: *praeter illa quae a praecipientibus in commune dicuntur, aliqua instillavit ac tradidit, hortando bonam indolem erexit et modo laudibus fecit animum, modo admonitionibus discussit desidia; tum ingenium latens et pigrum iniecta, ut ita dicam, manu extraxit; nec, quae sciebat, maligne dispensavit, quo diutius esset necessarius, sed cupit, si posset, universa transfundere: ingratus sum, nisi illum inter gratissimas necessitudines diligo*. Sehnsüchtig wünschte Augustus seine toten Ratgeber, Agrippa und Maecenas, sich zurück; dabei war es nicht deren Art und Gewohnheit, *illi vera dicere* (32). Der wahre Freund warnt den *felix*, der *ad summa* gelangt ist, *ne felicitati suae credat, ut sciat illum multis et fidis manibus continendam* (33, 2). Kein Zweifel, der edle Freund und Lehrer, von dem Seneca spricht, er ist es selbst: Dieses Erinnerungsbild soll Nero Reue über die Zurücksetzung Senecas einflößen.

Und endlich Buch VII: Gercke (S. 318 ff.) meinte darin [angeblich] den „Geist des Umsturzes“ zu finden, „die Anzeichen und Vorboten jener Gärung, welche im Winter 64-65 die Form eines wohldurchdachten Verschwörungsplanes annahm“. Aber eine Warnung vor völligem Versinken in Lüsten, wie VII 20, 3 wird von Friedrich mit gleichem Recht auf die Zeit vor 62 bezogen. Daß jemand die Schilderung des Phalaris und seiner *rara nequitia ... semper portenti loco habita* etwa auf Nero beziehen könnte, dieser Gedanke ist Seneca zweifellos nicht gekommen: Phalaris ist ihm hier, wie *>De tranqu,< 14, 4*, wo er es ausdrücklich sagt, Caligula. Und was Senecas Befürchtungen wegen Einziehung seines Vermögens betrifft, so ist Gercke (S. 308) selbst der Meinung, dass Buch VII entweder 63 bis Frühjahr 64 oder 62 geschrieben sei, unmittelbar bevor Seneca den Entschluss des völligen Rückzugs aus der Politik fasste. Und gerade in diese Zeit weist, wie Friedrich ausführt, der Schlussabschnitt (Kap. 29-32) des Buches. „Er bespricht das Verhalten, das gegenüber dem dauernd Undankbaren einzuschlagen sei, und verrät damit des Verfassers Stimmung am besten.“ Klage über verlorene Wohltaten ist zwecklos, *töricht ist es exacerbare eum, in quem magna contuleris, ut ex amico dubio fiat non dubius inimicus* (30, 2), Klagen treten der *superior dignitas* zu nahe. Bleibe dabei, Wohltaten zu erweisen, *etiam si multa in invitum data sunt* (31, 5).

### Die letzten Lebensjahre

Der Rücktritt vom politischen Wirken, das Aufgeben aller *negotia* und *occupationes*, die seines Lebens Inhalt gebildet hatten, zwang Seneca zur *vita contemplativa*, wie er sie bereits in den acht Verbannungsjahren gezwungenermaßen kennen gelernt hatte. Wie er dies erzwungene *otium* zu führen gedenkt, das hat er wieder seinem alten Freund Serenus dargetan in der Schrift *>De otio<*, jenem Serenus, dem er am Beginn des unfreiwilligen *otium* seiner Verbannung seine stoische, unerschütterliche Ruhe in *De constantia sapientis*, dem er seine Stimmung beim Schwinden seines Einflusses nach Agrippinas Tode in *>De tranquillitate animi<* kundgemacht hatte. Von *>De otio<* ist uns nur ein mitten herausgerissenes Fragment von 6 1/2 Seiten erhalten. Das Erhaltene zeigt uns, wie Seneca sich dagegen verwahrt, dass sein Rücktritt als ein *descicere a praeceptis Stoicorum* (2,1) aufgefasst werden könnte: Teilnahme am Staatsleben habe nur so lange Sinn und Zweck, als es möglich sei, Nutzen zu schaffen: *hoc nempe ab homine exigitur, ut prosit hominibus* (3, 5), aber *si respublica corruptior est quam ut adiuvari possit, si occupata est malis* - man staunt wahrlich über den furchtlosen Freimut dieses Urteils - *non nitetur sapiens in*

<sup>186</sup> Vgl. Sonntag S. 59 ff.

supervacuum nec se nihil profuturus impendet (3, 3). Das ist eine causa, die late patet, das otium zu erstreben. Doch nicht ein Nichtstun soll dies otium sein: natura nos ad utrumque genuit, et contemplationi rerum et actioni (5, 1). Ihr, der contemplatio sei mein otium geweiht: quid est ergo, quare tale otium non conveniat viro bono, per quod futura saecula ordinet nec apud paucos contionetur, sed apud omnes omnium gentium homines quique sunt quique erunt (6, 4) quodsi non invenitur illa respublica, quam nobis fingimus, incipit omnibus esse otium necessarium, quia quod unum praeferrere poterat otio, nusquam est (8, 3). Also bekennt sich Seneca jetzt völlig zur vita contemplativa, akzeptiert ganz und gar die Grundsätze des Athenodoros, die er in >De tranquillitate animi< noch abgelehnt hatte (s. oben).<sup>187</sup> Und es ist doch wohl unabweisbar, dass Seneca dieses schöne Bekenntnis, wie er als stoischer Moralist und Betrachter des Weltalls auf Mit- und Nachwelt wirken wolle, im Beginn seines otium ausgesprochen, gewissermaßen das Programm seiner weiteren Schriftstellerei damit entworfen und veröffentlicht hat. Also nicht schon im Jahre 61 oder im Frühjahr 62, um seinen Rücktritt vorzubereiten und ihn als einen wohlbedachten hinzustellen, aber auch nicht erst, nachdem schon Monate und Jahre dieses tatenreichen otium verfließen waren, nicht also im Jahre 64 - spätestens im Frühjahr dieses Jahres starb wahrscheinlich der Adressat Annaeus Seneca als praefectus vigilum (Plin. nat., XXII, 96), von Seneca schmerzlich betrauert (epist. 63, 14 ff.) - auch wohl nicht 63, wie Gercke (317 ff.) es ansetzt, wird >De otio< geschrieben sein, sondern wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 62 selbst: >De otio< war wohl das erste Erzeugnis des otium Senecas.

Tacitus (ann. XIV, 56) erzählt, Seneca habe sich von aller öffentlichen Wirksamkeit zurückgezogen, quasi valetudine infensa aut sapientiae studiis domi attineretur. Vorwand war beides gewiss nicht. Der allzeit körperlich hinfallige, jetzt an der Schwelle des Greisenalters stehende - die Mitte der 60er Jahre hatte Seneca überschritten - hat in diesen zwei letzten Lebensjahren eine geradezu staunenswerte Fruchtbarkeit entfaltet und ungeheure schriftstellerische Arbeit geleistet. Rasch hat Seneca wohl immer die Feder geführt, wie er jetzt dachte und lebte, sagt er uns selbst; premit a tergo senectus et obicit annos inter vana studia consumptos, tanto magis urgeamus et damna aetatis male exemptae labor sarciat; nox ad diem accedat, occupationes recidantur, patrimonii longe a domino iacentis cura solvatur, sibi totus animus vacet et ad contemplationem sui saltem in ipso fine respiciat. Das steht in der praefatio zum III. Buch seiner naturales quaestiones (§ 2): sie sind eins der großen Werke, die in den Jahren 63-65 entstanden.

Die viel verhandelte Frage<sup>188</sup> nach der ursprünglichen, richtigen Reihenfolge der 7 bzw., da IV in zwei Teile a und b zu zerlegen ist, 8 Bücher >Naturales quaestiones< kann heute als gelöst betrachtet werden. Das Resultat, zu dem A. Rehm in seinem Aufsatz über Anlage und Buchfolge von Senecas >Naturales quaestiones<, Philol. LXVI 1907, S. 374 ff. gekommen ist, ist so klar und einfach und stimmt so vorzüglich zur Buchordnung der besten Überlieferung, dass es als völlig gesichert erscheint.<sup>189</sup> Danach bot der Urarchetypus unserer handschriftlichen Überlieferung ohne Numerierung die Bücher in zeitlicher Reihenfolge IV b - VII und I-IV a; Anfang und Schluss des ganzen Werkes (Anfang IV b und Schluss IVa) sind zerstört und verloren. Seneca hatte also allmählich, ohne festen Plan, sechs meteorologische Bücher de nubibus (IV b), de ventis (V), de terrae motu (VI), de cometis (VII), de ignibus caelestibus (I), de fulminibus et tonitribus (II) verfasst, ehe ihm der Gedanke kam, das Gesamtgebiet der Physik zu bearbeiten: darum erhielt erst das letzte dieser sechs Bücher, Buch II, eine Einleitung, die (Kap. 1) die Einteilung der Physik in caelestia, sublimia (Meteorologie) und terrena bietet und dann (2-11) quaedam in commune dicenda anfügt. Der neue Plan, zu dem er sich entschlossen, wird in der praef. des folgenden Buches III stolz proklamiert: jetzt erst heißt es (praef., 1), mundum circuire constitui, die coepta magnitudo geht weit hinaus über alles, was Geschichtschreiber mit Werken über Philipp und

<sup>187</sup> Vgl. Hense, Seneca und Athenodorus, S. 18 ff.

<sup>188</sup> Gercke 311 ff. Schanz II, 2 3. Aufl., S. 400 ff.

<sup>189</sup> Das ist auch Krolls Meinung, Teuffel-Kroll II, 7. Aufl. 1920, § 289, S. 224 oben.

Alexander und Hannibal leisten (5 ff.); weil aber doch schon sechs Bücher Meteorologie fertig vorliegen, muss des Verfassers animus jetzi Umschau halten, quantum proposito .. supersit (4). Darum folgen nun die terrena: III de aquis terrestribus, IVa de Nilo, mit einer besonderen Einleitung, die uns eine schöne Charakteristik des Adressaten Lucilius bietet.<sup>190</sup> Weiter ist Seneca mit seinem Werk nicht gekommen, der Tod kam und verhinderte seine Vollendung. Gewiß hat Seneca die Einzelbücher, wenn sie fertig waren, auch im Buchhandel erscheinen lassen, eine Gesamtausgabe erschien nach seinem Tod; und der Editor, den wir annehmen müssen, stellte vor das jetzige Buch I, das wie V kein Prooemium trug, eine schöne praefatio, die er offenbar im Nachlass Senecas vorfand, auch an Lucilius, den virorum optimus, gerichtet, welche von den zwei Arten der Philosophie handelt, die ad homines wie ad deos pertinet, die da lehrt o quam contempta res est homo, nisi supra humana surrexerit: die Betrachtung des Weltalls, haec inspicere, haec discere, his incubare ... transilire est mortalitatem suam. Und völlig der Stimmung der letzten Lebensjahre Senecas entspricht es, wenn er in der Einleitung des Buches IV a, des letzten, das er schrieb von den nat, qu., den Freund Lucilius so besonders eindringlich mahnt a turba te, quantum potes, separa (praef. 3), wenn er (III praef. 11 ff.) es als das praecipuum preist, erigere animum supra minas et promissa fortunae: posse laeto animo advorsa tolerare, mit einem animus contra calamitates fortis et contumax, luxuriae non adversus tantum sed infestus, nec avidus periculi nec fugax; jetzt hat er es erreicht, was er immer gepredigt hat: altos supra fortuita spiritus tollere.

Rasch, hastig hat Seneca seine >Naturales quaestiones<, deren Stoff ihm aus früheren Studien vertraut war (vgl. seine Werke aus jüngeren Jahren >de motu terrarum<, >de forma mundi<, siehe oben), auf Grund stoischer Quellen - hauptsächlich kommt wohl Poseidonios in Betracht<sup>191</sup> - hingeworfen, wobei es ihm im Grunde weniger auf Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse als auf ethische Wirkung ankam. Chronologisch fixiert ist Buch VI, in dessen praef. (1, 2) Seneca von dem Erdbeben spricht, das am 5. Februar 63 Kampanien, besonders Pompei, verheerte. Da Gercke annahm, die Bücher seien in der Reihenfolge III, IV a, IV b; II, V, VI, VII, I geschrieben, musste er die Entstehung des größten Teils der >Naturales quaestiones< vor Buch VI, also vor Frühjahr 63 annehmen und den Anfang ihrer Abfassung noch in den Herbst oder gegen Ende 62 verlegen. Das stellt sich als unrichtig heraus durch Rehms Ergebnisse bezüglich der Buchfolge und ihrer Entstehung; nur hat Rehm diese chronologische Schlussfolgerung selbst nicht gezogen. Nicht vor VI ist die Mehrzahl der Bücher geschrieben, sondern nach VI. Und dieses selbst nach dem Erdbeben im Februar 63, und auch nicht sogleich darnach. Seneca berichtet ja, dass viele Bewohner Kampaniens nach dem Erdbeben geflohen seien und sich nicht zurückzukehren getrauten (1, 10). Also ist Buch VI Sommer oder Herbst 63 verfasst. Und vor VI fallen nur die zwei Bücher IV b und V, die dann im Jahr 63 geschrieben sein werden, nach VI aber folgten die übrigen fünf Bücher VII und I-IVa, die von der Mitte des Jahres 63 ab in den Jahren 64-65, bis zu Senecas Tod hin, verfasst und erschienen sind, d. h. die >Naturales quaestiones< in ihrer Gesamtheit sind gleichzeitig entstanden mit den beiden andern großen Werken der letzten zwei Lebensjahre Senecas, mit den moralis philosophiae libri und den >epistulae morales<, wie jene geschrieben in der Zeit dauernder, atemloser Spannung für Seneca angesichts der Frage: was tut Nero?<sup>192</sup> Vorsichtig, zurückhaltend, gesucht respektvoll klingen deshalb die Worte, mit denen

<sup>190</sup> Zu Unrecht meint O. Binder S. 46 ff. dass in § 20 dieser praef. der Briefwechsel zwischen Seneca und Lucilius eingeleitet werde mit den Sätzen: hoc tibi, etsi dividimur mari, praestare temptabo; ut subinde te iniecta manu ad meliora perducam; et ne solitudinem sentias, hinc tecum miscebo sermones: erimus una, qua parte optimi sumus, dabimus invicem consilia non ex vultu audientis pendentia. Sie bestätigen nur, dass Seneca in seinen letzten zwei Lebensjahren alles Philosophische, was er schreibt, dem Lucilius vor allen, wenn nicht ausschließlich, gewidmet hat (s. unten).

<sup>191</sup> Siehe Karl Reinhardt, Poseidonios, München 1921, S. 135 ff.

<sup>192</sup> Fußnote Hrsg.: Ich bin der Überzeugung, es gährte in der römischen Gesellschaft und im Militär. Seneca wusste dies mit Sicherheit. Es war daher nur eine Frage der Zeit, wann die nächste große Verschwörung gegen Neros Prinzipat ausbrechen würde. Und wenn Kaiser Nero ihr zum Opfer fallen würde, dann hätten auch seine Vertrauten und früheren Minister keine Garantie, mit dem Leben davon zu kommen. Seneca war

er in den nat. qu. auf den Kaiser anspielt, ihm als dem veritatis amantissimus für Entsendung der Nilexpedition (s. oben) dankt (VI 8, 3), den Kometen erwähnt, der unter Neros principatus laetissimus erschienen ist (VII, 21, 3) und cometis detraxit infamiam (VII 17, 2), einen Vers der kaiserlichen Muse rühmend (ut ait Nero Caecar disertissime I, 5, 6) anführt. Die Tatsache, dass die >Naturales quaestiones< gleichzeitig mit den Luciliusbriefen geschrieben wurden, erklärt denn auch aufs einfachste die zahlreichen, zum Teil fast wörtlichen Übereinstimmungen zwischen beiden Werken (zusammengestellt bei Gercke S. 324 ff.); besonders die ersten Briefdekaden sind es, die die Übereinstimmung mit den >Naturales quaestiones< aufweisen: demnach zu urteilen hat Seneca die >epistulae< und die >Naturales quaestiones< tatsächlich etwa gleichzeitig in Angriff genommen und nebeneinander ausgearbeitet.

Und daneben auch noch die moralis philosophiae libri (frg. 116-125 Haase). In Brief 106, 2 spricht er davon: scis ... me moralem philosophiam velle conplecti et omnes ad eam pertinentes quaestiones explicare. Nur zögernd entschließt sich Seneca dazu, eine Frage, die Lucilius angeregt hat, bonum an corpus sit, die in contextum jenes Werkes gehöre, ex illa serie rerum cohaerentium ezcerptare und gesondert in diesem Brief zu behandeln. Ebenso steht es in Brief 108 und 109, dass Seneca Einzelfragen der Moralphilosophie abhandelt, weil Lucilius nicht geneigt sei exspectare libros, quos maxime ordino, continentis totam moralem philosophiae partem (108, 1). Deshalb sagt er am Schluss epist. 109, 17: persolvi id, quod exegeras, quamquam in ordine rerum erat, quas moralis philosophiae voluminibus complectimur. Es sind das Briefe der vorletzten erhaltenen Dekade, die dem Herbst des Jahres 64 angehören.<sup>193</sup> Damals schrieb Seneca an den volumina der moralis philosophia. Lactanz zitiert sie mitunter kurz als II. morales; sie waren also herausgegeben, ob noch von Seneca selbst abgeschlossen und ediert oder aus seinem Nachlass postum erschienen, das können wir nicht entscheiden.

Ein Vorläufer davon ist auch das letzte, noch nicht besprochene Stück der dialogi (1) >Ad Lucilium quare aliqua incommoda bonis viris accidant cum providentia sit sive de providentia<, dessen Inhalt durch den langen Titel richtig angegeben wird. Auch zu dieser Schrift ist angeblich eine Anfrage des Lucilius der Anlass, und Seneca entschließt sich, sie zu beantworten, obwohl hoc commodius in contextu operis redderetur (1, 1), a toto particulam revelli placet; er bezeichnet, dies opus nicht näher, und das ist für eine Sonderschrift seltsam genug und wenig passend, aber es kann nur an die moralis philosophiae libri gedacht sein. Gercke (320) ist sich dessen nicht sicher, aber die Gleichheit des Ausdrucks hier in de prov. und im Brief 106, 2 (veniebat in contextum operis mei), wo die moralis philosophia genannt wird, schließt doch jeden Zweifel aus, dass auch hier in >De prov.< dasselbe Werk gemeint ist. Also entstammt auch die Schrift >De prov.< jenen Jahren 63-64, wahrscheinlich, wie die Briefe 106 und folgende, dem Jahre 64.<sup>194</sup> Und noch genauer und sicherer lässt sich die Abfassung von >De prov.< festlegen, weil anscheinend Lucilius seine Frage, quid ita, si providentia mundus regeretur, multa bonis viris mala acciderent (>De prov.< 1, 1), gestellt hat auf Grund einer Äußerung Senecas selbst in Brief 74, 10. Er führt da aus; wer beatus sein wolle, dürfe nur das honestum. als bonum ansehen, nam si ullum aliud esse existimat, primum male de providentia iudicat, quia multa incommoda iustis viris accidunt. O. Binder wird recht haben (S. 25, 1) mit der Annahme, dass die Wiederholung des Wortes incommoda, das die Briefstelle zeigt, im handschriftlichen Titel von de prov. diesen trotz seiner Länge als den von Seneca selbst geschriebenen erweist, und dass >De prov.< also wohl sicher nach jenem Brief verfasst ist. Der Brief ist etwa Ende Mai 64 geschrieben, >De prov.< also wohl bald danach, im Sommer 64, als Antwort auf die Anfrage des Lucilius, die jener Brief veranlasst hatte. - Causam deorum agam, sagt Seneca im Eingang von >De prov.< 1, 1, in Wahrheit aber ist es seine eigene causa, um derenwillen er schreibt: Trost über das eigene Schicksal, Bereitschaft, auch einem

---

ein Opfer der Putschisten, nicht von Kaiser Nero! Siehe mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero – Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, 12. erweiterte Auflage, Homburg 2016.

<sup>193</sup> Nach O. Binder, S. 15.

<sup>194</sup> Waltz (s. oben) setzt sie 41-42 an.

schlimmen Ende furchtlos ins Auge zu sehen, das ist es, was die Schrift ihm selbst geben soll, und diese seine Furchtlosigkeit soll auch den Freunden, soll der Öffentlichkeit bekannt sein. So handelt er denn davon: nihil accidere bono viro mali potest (2, 1). Aber von der Disposition des Themas, quam non sint quae videntur mala, die er im Eingang des Kap. 3 gibt, kommen im erhaltenen Teil der Schrift nur die ersten Punkte zur Darstellung: alle adversa pro ipsis esse quibus accidunt, denn alle calamitas virtutis occasio est (4, 6), und zu zweit, quod pro omnibus est optimum quemque, ut ita dicam, militare et edere operas (5, 1), denn die boni nati sunt in exemplar (6, 3); darum hat die Gottheit [der Aether-Logos] ihr Herz gewappnet gegen all das, was scheinbar tristia, horrenda, dura toleratu (6, 6): dum optatur vita, mortem condiscite (6, 8).

Schließlich das dritte Hauptwerk der beiden letzten Lebensjahre Senecas, die >Epistulae morales ad Lucilium<. Nach den Bemerkungen Gerckes (S. 321 ff.), dem das Verhältnis der Briefe zu den >Naturales quaestiones< allerlei Bedenken machte, die verschwunden sind, nachdem erkannt ist, dass die >Naturales quaestiones< auch erst in den Jahren 63-65 entstanden sind, hat Otto Binder in seiner Dissertation noch einmal alles sorgfältig zusammengetragen, was zur Datierung der Briefe dient: danach sind die erhaltenen 124 Briefe, womit Gerckes Ansatz übereinstimmt, geschrieben in der Zeit von Mitte Juni 63 bis Oktober 64; dabei ist es die einzig annehmbare Voraussetzung, dass die Briefe in der chronologischen Abfolge aneinandergereiht und erhalten sind.<sup>195</sup> Es ist nun aber die Frage, ob der Briefwechsel zwischen Seneca und seinem Freund Lucilius, den die erhaltenen Briefe scheinbar zur Voraussetzung haben - in 74 der Seneca-Briefe wird auf solche des Lucilius Bezug genommen - wirklich stattgefunden hat. Daß diese Briefe von Seneca von vornherein mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben sind, also der eigentliche Adressat das Publikum ist,<sup>196</sup> daran zweifelt wohl niemand; und ebenso richtig hat man gesagt,<sup>197</sup> der wahre Korrespondent Senecas sei er selbst. Trotzdem könnten die Briefe tatsächlich erst an Lucilius abgesandt sein und dessen briefliche Äußerungen tatsächlich zur Voraussetzung haben, so wie der jüngere Plinius seine Briefe doch sicherlich den einzelnen Adressaten übersandt und doch schon mit der Absicht, sie zu veröffentlichen, geschrieben hat. Aber die Korrespondenz zwischen Seneca und Lucilius müßte dann zeitweise eine so lebhaft gewesene sein, die Briefe müßten in so kurzen Zeiträumen verfasst und abgesandt sein, dass es Binder (S. 15 ff.) trotz heißen Bemühens nicht gelungen ist, die technische Möglichkeit dieser Korrespondenz zu erweisen. Man wird deshalb nicht zu der Hypothese vom bündelweisen Absenden der Briefe an und von Lucilius in Packen bis zu 7 Stück<sup>198</sup> greifen, sondern einfach konstatieren, dass der Briefwechsel im ganzen nichts weiter als Fiktion Senecas ist, wenn auch, besonders am Anfang, einzelne Anregungen durch Anfragen des Lucilius, des Neulings in der stoischen Lehre, bei dem älteren Freunde und Berater erfolgt sein mögen.<sup>199</sup> Sonst aber steht nichts im Weg, die chronologischen Andeutungen der Briefe selbst für deren Entstehungszeit zu verwerten, sie also mit Binder als Erzeugnis der Jahre 63-64 anzusehen, wenn auch die Möglichkeit nicht zu leugnen ist, dass Seneca schon seit 62 an den Briefen geschrieben haben kann, da der einzige feste terminus post quem durch Brief 8, 1 in Senecas Rücktritt vom Staatsamt im Jahre 62 gegeben

<sup>195</sup> Fr. Schultess, >De L. Annaei Seneca quaestionibus nat. et epistulis<, Diss. Bonn 1872, nahm (S. 39 ff.) Störungen der Briefordnung an, dagegen bes. Binder 52 ff.

<sup>196</sup> Teuffel-Kroll II, 7. Aufl. § 289, 5 S. 222.

<sup>197</sup> A. Bourgery, >Les lettres a Lucilius sont-elles de vraies lettres?<, Revue de philol. XXXV, 1911, S. 40 ff. am Schluß S. 54 ff.

<sup>198</sup> Dies ist Schultess' Hypothese, Diss. S. 30 u. Berl. philol. Woch. 1893, S. 524 ff.

<sup>199</sup> Vgl. H. Mutschmann, >Seneca u. Epikur<, Hermes L 1915 (S. 321 ff.) 336. W. Kroll (Lateinische Philologie, Wiss. Forschungsberichte her. V. K. Hönn II, Gotha 1919, S. 67 ff.) bestreitet, dass Lucilius mehr als eine reine Personifikation des Lesers sei.

ist.<sup>200</sup> In welcher Weise die Briefe publiziert worden sind, darüber kann man nur unsichere Vermutungen aufstellen.

Der Versuch,<sup>201</sup> sämtliche, auch die verlorenen Briefe in fünf Korpora zu zerlegen mit Unterscheidung von wirklichen und fingierten Briefen ist gescheitert. Gruppen- bzw. buchweise Zusammenfassung (unsere Handschriften teilen 20 Bücher ab) für die Herausgabe ist von vornherein wahrscheinlich. Möglich ist, dass Nr. 1-29 (Buch I-III) solch eine Einheit bilden, da sie durch die Gleichheit der äußeren Form - die Anfügung eines besonders prägnanten philosophischen Satzes, meist eines Epikurwortes,<sup>202</sup> am Schluss jeder Epistel als portorium oder ultima pensio - sich zusammen schließen. Weiterhin heben sich solche einheitliche Gruppen nicht mehr deutlich ab. Möglicherweise sind jedoch in der älteren handschriftlichen Überlieferung<sup>203</sup> Nr. 1-88 deshalb von dem Rest geschieden, weil diese ersten 13 Bücher zusammen publiziert waren;<sup>204</sup> tatsächlich trennt sie von den späteren auch ein zeitlicher Abstand von reichlich zwei Monaten;<sup>205</sup> mehr und mehr wachsen sich die nach dieser Pause geschriebenen Briefe zu selbständigen Abhandlungen aus, bei denen die Briefform nur mehr eine Äußerlichkeit ist. Und Seneca hat offenbar auch an diesem großen moralischen Briefwerk fortgeschrieben bis zu seinem Tod. Gellius zitiert (XII 2, 3 ff.) aus dem uns nicht erhaltenen XXII. Buch epistularum moralium quas ad Lucilium composuit. Wir werden also auch hier einen Editor anzunehmen haben, der mit den schon publizierten Teilen des Briefwerkes die hinterlassenen letzten Stücke, die uns nicht erhalten sind und die den letzten Monaten des Jahres 65 vor Senecas Tod entstammten, zu einer Gesamtausgabe der epistulae ad Lucilium vereinte.

Der Adressat der moralischen Briefe ist Senecas jüngerer Freund Lucilius Junior, der sich, aus engen Verhältnissen stammend, durch seine Tüchtigkeit zum Prokurator von Sizilien emporgearbeitet hatte; gerade in den Jahren 63-64 hat er das Amt verwaltet. Durch Seneca wurde er für die Philosophie gewonnen (meum opus nennt er ihn epist. 34, 2), gleich diesem war er schriftstellerisch und poetisch tätig; durch Seneca selbst wissen wir das meiste auch von den Erzeugnissen der Mußestunden des Lucilius.<sup>206</sup> Fast scheint es, als habe Seneca diesem von Rom

---

<sup>200</sup> So Teuffel-Kroll S. 223: „Die Abfassung auf die Jahre 63 u. 64 zu beschränken, ist kaum möglich.“ In Brief 91, 1 erwähnt Seneca den Brand Lugudunums, der nach Tac. ann. XVI 13 bald nach dem Brand Roms (vom 19.-27. Juli 64) stattfand (Binder 6 ff.). Von letzterem schweigt Seneca merkwürdigerweise hier und sonst. Dies Schweigen Senecas scheint mir bei Abwägung" der Schuldfrage, ob der Brand forte an dolo principis (Tac. ann. XV 38) entstand, sehr zuungunsten Neros ins Gewicht zu fallen. An seine Unschuld glauben zwar H. Schiller I 1, S. 359 ff. u. Hohl P.- W. Suppl. III 379 ff.

<sup>201</sup> Diese Hypothese A. Hilgenfelds, >L. Annaei Seneca epistulae morales quo ordine et quo tempore sint scriptae collectae editae<, Jhb. f. Philol., Suppl. XVII, 1890, S. 601 ff., ist abgetan von Schultess, Berl. philol. Woch. 1893, S. 524 ff. und S. 566 ff.

<sup>202</sup> Useners Annahme (Epicurea S. LV sqq.), Seneca habe die Epikurbriefe nur in einer Epitome gelesen, widerlegt H. Mutschmann in der genannten Abhandlung; Mutschmann sieht geradezu in Epikurs Briefen das Vorbild für Senecas erste 29 Briefe an Lucilius.

<sup>203</sup> Bisher vertreten durch Parisinus 8540, s. X u. Laurentianus 76, 40, s. IX-X. Der von Achilles Beltrami neuerdings gefundene alte Brixianus s. X (s. O. Henses praef. der 2. Aufl. seiner Ausg. der Briefe, 1914, S. V.) ist inzwischen vom Entdecker in einer Ausgabe der Briefe 1- 88, Brescia 1916, verwertet, die ich nicht kenne. ebensowenig die Ausgabe der Briefe von R. Mott Gummere, London 1916. Soeben veröffentlicht O. Hense die Lesarten jenes Codex in seinem Supplementum Quirinianum, Leipzig 1921.

<sup>204</sup> Das vermutet Bourgery 54, 1.

<sup>205</sup> Vgl. Binder 14.

<sup>206</sup> Über Lucilius Junior vgl. Dessau, PIR. II Nr. 286, S. 303 ff. Teuffel-Kroll II, 7. Aufl., 1920, § 307-8. 2 S. 276 ff. Seneca empfiehlt epist. 79, 5 dem Lucilius, eine Aetnabeschreibung in sein Epos über Sizilien einzulegen (Aetnam describas in tuo carmine). Das in der Appendix Vergiliana erhaltene Epyllion Aetna ist keine Beschreibung, gibt vielmehr eine Theorie des Vulkanismus, am Aetna exemplifiziert. Trotzdem wäre Lucilius als Verfasser nicht ausgeschlossen; auf Senecas Empfehlung hin kann er sich mit dem Aetnastoff auch wissenschaftlich befasst und ihn dann in einem Sonderepyllion bearbeitet haben. Denn dass das Aetnagedicht nicht der frühaugusteischen Zeit angehört, wie S. Sudhaus in seiner Ausg. (Leipzig 1898)

damals abwesenden Freund alle seine Schriften in jenen zwei letzten Lebensjahren gewidmet; die >Naturales quaestiones<, die epist. mor. wenden sich an ihn, ebenso de prov., und man darf vermuten, dass die moralis philosophiae libri, falls sie ganz oder teilweise von Seneca selbst noch veröffentlicht wurden, demselben Lucilius zugeeignet waren, dem er die prolusiones des großen Werkes die Briefe 106, 108 und 109 wie de prov. übersandte (s. oben).

Von den nicht erhaltenen Prosawerken möchte ich sonst nur eines für diese letzte Periode der Schriftstellerei Senecas in Anspruch nehmen, den dialogus >De superstitione<. Als Dialog zitiert Diom. GL. I 379, 19 die Schrift ausdrücklich, ohne dass wir deshalb einen Interlokutor anzunehmen brauchen; die Fragmente (30-44 Haase) zeigen jedenfalls keine Spur eines solchen. Ob der Adressat jemand anders war als Lucilius, können wir auch nicht wissen. Durch Augustin (civ. VI, 10 ff.) erfahren wir aber, in wie scharfer, fast hohnvoller Weise Seneca darin über alle Bräuche eines äußerlichen Gottesdienstes abgeurteilt hat, auch wenn diese durch die römische Staatsreligion seit alten Zeiten sanktioniert waren. Nicht nur allem Aberglauben der poetica theologia, die schon Varro bekämpft hatte, sondern gerade der civilis theologia (wie Augustin sagt, frg. 38. 40. 41) und ihren polytheistischen Verirrungen bekämpft auch Seneca als Vertreter eines philosophisch begründeten Monotheismus<sup>207</sup>, der ihn den Christen so teuer gemacht hat, dass sie Seneca selbst zum heimlichen Christen machten.<sup>208</sup> Die Gleichheit der philosophischen Gedanken, die Seneca in den Werken seines Alters vorgetragen hat, macht es zu einer immerhin wahrscheinlichen Vermutung, dass >De superstitione< (Über den Aberglauben) eben zu diesen

---

annahm, sondern dem 1. Jhh. n. Chr., dürfte durch die Untersuchungen C. Catholys, De Aetnae aetate, Diss. Greifswald 1908 u. E. Herrs, De Aetnae carminis sermone et de tempore quo scriptum sit, Diss, Marburg 1911, festgestellt sein. Freilich müsste Lucilius das Aetnae pyllion als sehr alter Mann gedichtet haben. O. Gross, De metonymiis sermonis Latini a deorum nominibus petitis, Diss Halle 1911 (= Diss. philol. Hal. XIX 4) 327 ff., hat die zum Aetna bestehenden Beziehungen in der >Octavia< dahin gedeutet, dass die Tragödie vom Verfasser des Epyllions gekannt und benutzt ist. Damit ist die Abfassungszeit des Aetna eng begrenzt: nach der >Octavia<, die Anfang der 70er Jahre bald nach Neros Tode erschienen ist, und vor dem Erdbeben von 79; Seneca kannte es also nicht, als er seine >Naturales quaestiones< schrieb, und konnte es darin nicht berücksichtigen. Etwa als Mann von 70 Jahren hätte also Lucilius das Aetnacarmen geschrieben, falls es von ihm ist. Sehr wahrscheinlich erscheint das nicht, und so hat Kroll Recht mit dem Urteil (a. a. O. 3), dass die Urheberschaft des Lucilius nicht beweisbar ist und an den Zeitindizien keinen Anhalt hat. A. Buti, De aetate carminis, quod Aetna inscribitur, Nola 1913, ist mir unbekannt. Die Versuche die Lukillios-Epigramme der Anth. Pal. (bes. P. Sakolowski, De Anthologia Pal. quaestiones, Diss, Leipzig 1893, 22 ff. nach O. Rossbach, Jhb. f. Philol. CXLIII 1891, 100 ff.) oder das Steinepigramm IG XIV 889 = Kaibel, Epigr. Gr. 810 = Gr. Epigramme v. Joh Geffcken (Heidelberg 1916) Nr. 348. A. Kiessling, Coniectaneorum spicilegium II, Greifswald 1884, 3 ff.) diesem Seneca-Freund Lucilius zuzuweisen, haben kaum Berechtigung; vgl. R. Reitzenstein, P.-W. VI 106 (im Art. Epigramm) u. W. Kroll, P.-W. X 958 ff. Art. Junior 2.

<sup>207</sup> Fußnote des Hrsg.: Der „Gott“ der Stoiker war der Aether-Logos, alias das Naturgesetz. Die stoische Philosophie war keine theistische Philosophie, wie Karl Münscher irrtümlich annahm, sondern eine atheistische. Sie war im Altertum eine Geheimphilosophie. Vor den Uneingeweihten und um der Verfolgung der fanatischen Theisten zu entgegen, sprachen sie noch von Zeus oder Jupiter als ihrem „Gott“, daher die scheinbare Ähnlichkeit zum Monotheismus. Die stoische Philosophie beinhaltet in Wahrheit einen ethischen Materialismus.

<sup>208</sup> Bekanntlich haben sich schon Augustin (epist. 153) und sogar Hieronymus (vir. ill. 12) durch den kümmerlichen [angeblichen] Briefwechsel Senecas mit Paulus täuschen lassen; abgedruckt bei Haase III 476 ff., auf handschriftlicher Grundlage bei E. Westerborg, >Der Ursprung der Sage, dass Seneca Christ gewesen sei<, Berlin 1881, S. 41 ff. In neuerer Zeit hat Joh, Kreyher, >L. Annaeus Seneca u. seine Beziehungen zum Urchristentum<, Berlin 1887, aus Senecas äußerem Verhalten gegen Judentum und Christentum, aus biblischen Anklagen in Senecas Schriften und vermeintlichen Indizien aus den Schriften des Lukas und Paulus Senecas Kenntnis des Christentums und Beziehungen zu seinen Vertretern zu erweisen unternommen. Dagegen hat K. Deissner, >Paulus und Seneca< (Beitr. zur Förderung christl. Theol. her. v. Schlatter u. Lütgert XXI, 2), Gütersloh 1917, gezeigt, dass in Senecas ethischem System nirgends christliche Einflüsse zur Erklärung heranzuziehen sind.

Alterswerken der Jahre 63-65 zu rechnen ist. Und noch eine andere Erwägung führt zur gleichen Vermutung. Oft genug mussten wir betonen, dass Seneca als den Idealherrscher, dessen Grundsätzen nachzueifern er eindringlichst zu empfehlen nicht müde wird, stets den Kaiser Augustus gepriesen hat. Von der >Consolatio ad Marciam< an, der ältesten seiner erhaltenen Schriften, bis zu den letzten Büchern >De beneficiis<, überall ertönt bei Seneca des Augustus Lob, immer ist er der Leitstern, nach dem man ausschauen soll: aber wie es Birt (Seneca 187 ff.) ausgedrückt hat: „nur in einem ist Seneca bewußt und geradezu umstürzlerisch über sein Vorbild Augustus hinausgegangen: in seiner Polemik gegen den Aberglauben“ in >De superstitione<. Und wann erscheint diese Abkehr von einem Augusteischen Grundsatz, von der Anerkennung und Befolgung der herkömmlichen Riten der Staatsreligion, glaubhaft und verständlich? Doch wohl nicht in den Zeiten, da die Augusteischen Grundsätze von Seneca und sogar offiziell von Nero als die Richtschnur der neuen Regierung proklamiert wurden (s. oben),<sup>209</sup> sondern als Seneca, von aller Rücksicht auf den Staat und seine Leitung befreit, der Verkünder eines reinen, freien und ethischen Materialismus‘ wurde, wie er es in den Werken seiner letzten Jahre ist. Tatsächlich wird in den Luciliusbriefen wie den >Naturales quaestiones< des Augustus Name nur gelegentlich bei Erwähnung farbloser, historischer Ereignisse genannt,<sup>210</sup> in de prov. fehlt er ganz; aber einmal wird von Seneca eine Handlung des Augustus berichtet (>Naturales quaestiones< V, 17, 5), die er zwar ohne ein Urteil beizufügen anführt, die er aber sicher nicht löblich fand: die Gründung und Weihung eines Tempels für den lokalen gallischen Windgott Circius; etwas höhnisch sagt er da: cui aedificia quassanti tamen incolae gratias agunt tamquam salubritatem caeli sui debeant ei: divus certe Augustus templum illi, cum in Gallia moraretur, et vovit et fecit: das war Förderung volksmäßiger superstitio, die Seneca zweifellos nicht billigte. Darum möchte ich nach alle dem Gesagten >De superstitione< mit einigem Vertrauen zu den spätesten Schriften Senecas aus den Jahren 63-65 zählen.

So drängen sich auf engstem Zeitraum in den letzten Lebensjahren Senecas seine umfänglichsten und bedeutendsten Werke zusammen.<sup>211</sup> Man darf ihm das Zeugnis ausstellen, dass

<sup>209</sup> Birt, Seneca 188, schließt seine Besprechung von >De superstitione< mit der Frage: „Man möchte wissen, ob er auch diese Schrift in der Zeit seiner Reichsverwaltung geschrieben hat?“ In der zugehörigen Anmerkung 108 S. 264 ist er aber geneigt, sie früher anzusetzen, ungefähr in die Zeit der Apocolucyntosis-Satire. Sarkastische Nichtachtung der Götter, in einer satira Menippea zur Schau getragen, und ernsthafte Polemik gegen Kultgebräuche haben aber kaum etwas miteinander zu tun. Beide Ansätze Birts erscheinen mir wenig glaubhaft.

<sup>210</sup> Epist. 83, 14 werden Augustus' und Tiberius' amtliche Beziehungen zu L. Calpurnius Piso erwähnt, 114, 6 Maecenas' Stellvertretung des abwesenden Augustus. In den Naturales quaestiones werden Prodigien aus Augustus' Zeit erwähnt (I 1, 3. 2, 1), ferner sein Komet (VII 17, 2), sonst nur sein Urteil über den von seinen Sklaven ermordeten Lüstling Hostius Quadra (I, 16, 1).

<sup>211</sup> Wenigstens in einer Anmerkung sei des Anteils gedacht, der in der antiken Überlieferung über die Geschichte der Kurzschrift Seneca zugeschrieben wird. Die bekannte Isidorstelle (orig. I, 21) besagt darüber: denique Seneca contractu omnium digestoque et aucio numero opus effecit unum, so hat A. Mentz, Beiträge zur Geschichte d. röm. Stenographie, Hermes LI 1916 (S. 189ff.) emendiert aus dem unsinnigen in quinque milia. Und Mentz (206 ff. Rhein. Mus. LXVIII 1913, S. 619 ff.) glaubt auch den Inhalt der 4 Kommentare der Seneca-Noten feststellen zu können (im Gegensatz zu Mentz hält F. Ruess, Festgabe f. M. Schanz, Würzburg 1912, S. 185 ff. die Hilfszeichen in den tironischen Noten für eine Zutat nach Senecas Zeit). Wenn nun auch Seneca epist. 90, 25 die verborum notas, quibus quamvis citata excipitur oratio et celeritatem linguae manus sequitur, als vilissimorum mancipiorum ... commenta bezeichnet, so schließt dies Urteil doch keineswegs aus, dass auf sein Geheiß die in der Praxis schon längere Zeit üblichen Abkürzungen gesammelt und geordnet wurden. Daß also die Nachricht, die doch auf Sueton zurückgehen wird, wenn auch die Isidorstelle nicht einfach aus Sueton entlehnt, wie einst Reifferscheid S. 136 annahm, sondern „ein bunt zusammengesetztes Mosaik aus verschiedenen Quellen“ ist (L. Traube, Archiv f. Stenographie LIII, 1901, S. 191 ff. ist mir nicht zugänglich), einfach Erfindung sei, weil man Seneca „als der personifizierten Weisheit auch diese sorte davon“ (so Teuffel-Kroll II, 7. Aufl. § 289,8; ablehnend auch Schanz II 2, 3. Aufl. S. 420) glaubte zuschreiben zu müssen, ist unangebrachtes Mißtrauen. Mentz hat auch beobachtet (Rhein. Mus. 622

es ihm gelungen ist, das Ziel, das er sich in >De otio< gesteckt hat (6, 4), zu erreichen: contionari apud omnes omnium gentium homines quique sunt quique erunt. Man darf es ihm glauben, dass er die Nacht zum Tag machte (>Naturales quaestiones< III praef. 2), um unermüdlich zu schaffen, unermüdlich bis zum letzten Lebenstag. Körperlich ein senex decrepitus, geistig auf voller Höhe fiel er im April des Jahres 65 während der Pisonischen Verschwörung als ein Opfer des Hasses der Putschisten. Was er während des Martyriums seines Todes, das Tacitus uns voll Rührung miterleben lässt (ann. XV 60 ff.), gesprochen, haben seine Freunde aufgezeichnet und veröffentlicht - leider hielt Tacitus eine Wiedergabe dieser extremae voces nicht für notwendig.<sup>212</sup>

Einen Freund als Ordner seines literarischen Nachlasses und Herausgeber seiner letzten großen Werke in Gesamtausgaben, denen auch die fertigen nachgelassenen Stücke hinzugefügt wurden, haben wir für die >Naturales quaestiones< und für die Luciliusbrieve annehmen müssen. Ob dieser Editor noch andere postume Prosawerke - vielleicht die libri moralis philosophiae - ediert hat, bleibt zweifelhaft.<sup>213</sup>

## Chronologische Übersicht der Werke Senecas

Jahr u. Zr.	
31-32	Rückkehr Senecas aus Ägypten, bald danach >De situ et sacris Aegyptiorum< und >De situ Indiae<, und evtl. Gerichtsreden;
37	Tiberius' Tod am 16. März;
38-39	>De vita patris< und >De matrimonio<;
41	Gaius Caesar (Caligula) ermordet am 24. Januar;
41	nach Caligulas Tod: >Ad Marciam de consolatione<;
41	>De ira< Bücher I und II;
41	Herbst: Verbannung nach Korsika;
41-42	Jahreswende: >De constantia sapientis<;
42	Frühjahr: >De ira< III. Buch;
42	Herbst: >Ad Helviam matrem de consolatione<;
42	Epigramm Nr. 441 >An meine Brüder<;
42	Erste Jahre der Verbannung: >De motu terrarum<;
43-44	>Ad Polybium de consolatione<;
44	Frühjahr: Claudius' britannischer Triumph;
44	Epigramme 419-426 auf den britannischen Feldzug;
44	Konsulat des Passienus Crispus,

ff.), dass in der Liste der Kaisernoten (CNT 38, 73-39,21), die mit Cäsar beginnen, bis zur Zeit Neros neben den Namen der Kaiser auch andere Angehörige des Kaiserhauses genannt werden, wie Drusus, Germanicus, Britannicus, weiterhin, bis zu Antoninus, nur die regierenden Herrscher selbst. Man wird jene Siegel der Kaiserfamilie wirklich vielleicht auf die Notensammlung Senecas zurückführen dürfen, wenn auch Mentz' Schluß, sie müsse 54-55 herausgegeben sein, da Seneca oder seine Untergebenen sich gehütet haben würden, Britannicus nach seinem Tode zu erwähnen, kaum stichhaltig ist.

<sup>212</sup> Fußnote Hrsg.: Tacitus konnte die letzten Worte Senecas gar nicht veröffentlichen, weil daraus hervorgegangen wäre, dass nicht Kaiser Nero den Mordbefehl gab, sondern der Praefekt Faenius Rufus, der zu den führenden Köpfen der sogenannten Pisonischen Verschwörung gehörte. Das war der ganz simple Grund für das Schweigen des Geschichtsverfälschers und Senatspropagandist Tacitus.

<sup>213</sup> Fußnote Hrsg.: Wir wissen jetzt, dass Seneca ein Mordopfer der Putschisten der sog. Pisonischen Verschwörung war. Daher liegt die Vermutung nahe, dass der literarisch-philosophische Nachlass des Stoikers Seneca auf Anweisung Kaiser Neros herausgegeben und im gesamten Römischen Reich verbreitet wurde.

- Epigramm Nr. 445 auf Crispus' Tod;  
 In Korsika entstanden evtl. >De lapidum natura<,  
 >De piscium natura<, und >De forma mundi<;
- 47 Polybius' Tod;
- 48 Oktober: Pompeius Paulinus praef. Annonae;
- 48 Ende des Jahres: >Ad Paulinum de brevitae vitae<;
- 49 Rückberufung Senecas aus der Verbannung;
- 50 Praetor, bald darauf Erzieher Neros;
- 50 am 25. Februar: Nero von Claudius adoptiert;
- 54 am 13. Oktober: Tod des Claudius;
- 54 Oktober: Proklamationen an Heer und Senat,  
 und laudatio funebris für Claudius;
- 54-59 >De officiis< und >De amicitia<;
- 55 Neros 18. Geburtstag, bald danach >De clementia<;
- 58 Prozess des P. Suillius Rufus,  
 >De vita beata<;
- 59 24. März: Kaiserin Agrippinas Tod durch ein  
 Schiffsunglück;  
 bald danach >De tranquillitate animi<;
- 59-61 >De remediis fortuitorum<, >Exhortationes<, und  
 >Epistulae ad Caesonium<;
- 59-60. >De beneficiis< Bücher I-IV;
- 61-62 >De beneficiis< Bücher V-VII;
- 62 am 7. Juli: Claudia Octavias Tod;
- 62 Herbst: Rückzug Senecas ins Privatleben;  
 bald danach, noch im Jahr 62, >De otio<;
- 63-65 >Naturales quaestiones<, >Epistulae morales<,  
 und >Moralis philosophiae libri<, wahrsch.  
 >De superstitione< (Über den Aberglauben);
- 64 Sommer: >De providentia<;
- 65 Ende April: Senecas Ermordung durch die  
 Putschisten;

# Die Bildnisse des Philosophen Seneca

I. Bild: Relief-Bild Senecas mit Kaiser Nero

II. Bild: Bronze-Büste von Neapel

III. Bild: Marmor-Büste in Schweizer Privatbesitz

IV. Bild: Statue im Louvre in Paris

V. Bild: Sog. Doppelherme in der Villa Albani

Indizienbeweise für Seneca

Angebliche Büste des Philosophen Seneca

## Zur Problematik

Unter Kunstkennern und Fachgelehrten ist seit 1813 ein Streit ausgebrochen über die Frage, ob die Büste, die 1754 in Herculaneum in der Villa der Pisoni gefunden wurde, den Philosophen L. Annaeus Seneca darstellt, oder ob die Büste, die 1813 in Rom auf dem Caelin ausgegraben wurde und sogar noch den Namen >Seneca< ziemlich grob eingemeiselt trägt, den Philosophen Seneca darstellt.

Hier die Auflösung des Streits.

## I. Bild

### Relief-Bild Senecas mit Kaiser Nero



Seneca können wir an der für ihn typischen Armhaltung - rechte Hand in Brusthöhe an der Toga - erkennen. Geradezu symbolisch ist sein „weltabgewandter“ Blick: er schaut im wahrsten Sinne des Wortes in die entgegengesetzte Richtung als die anderen Abgebildeten.

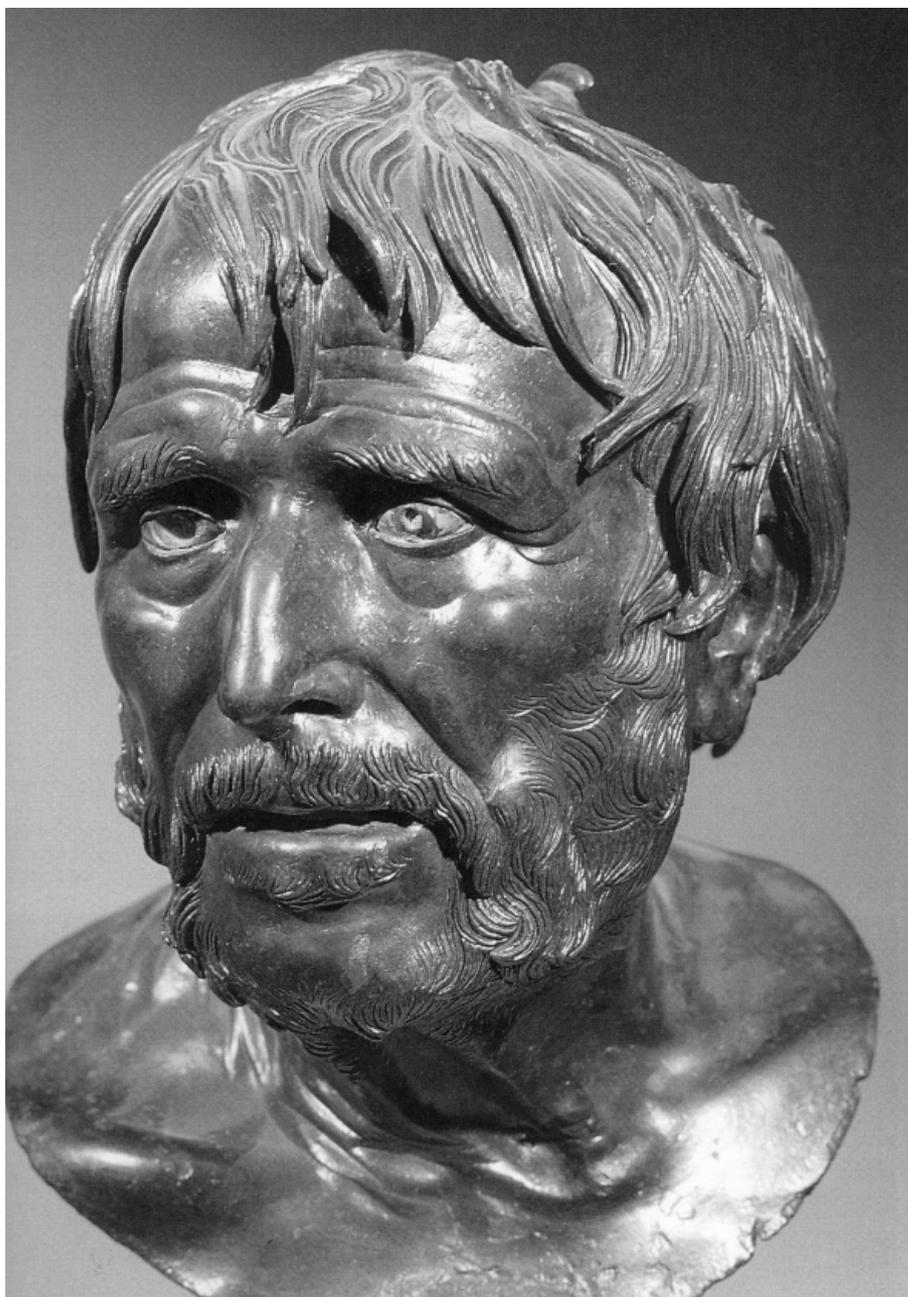
Merkmale von Senecas Äußerem: große und schlanke Gestalt, langes, hageres und bärtiges Gesicht, das volle Haupthaar fällt bis auf die Stirn. Es ist die gleiche Darstellung wie die Statue im Louvre in Paris.

Das Reliefbildnis Kaiser Neros ist unumstritten. Es wurde von Paolo Romano (ca 1460-64) geschaffen und muss auf ein nicht erhaltenes antikes Werk zurückgehen, wegen der frappierenden Ähnlichkeiten von Kaiser Nero und Seneca.

Die beiden Köpfe links oben könnten die beiden Präfekten Ofonius Tigellinus und Faenius Rufus, den späteren Putschist und Mörder Senecas, darstellen.

## II. Bild

Bronze-Büste von Neapel  
gefunden 1754 in der Villa der Pisoni (Herculaneum)



## II. Bild

Bronze-Büste von Neapel

die gleiche Bronze-Büste von der Seite



## II. Bild

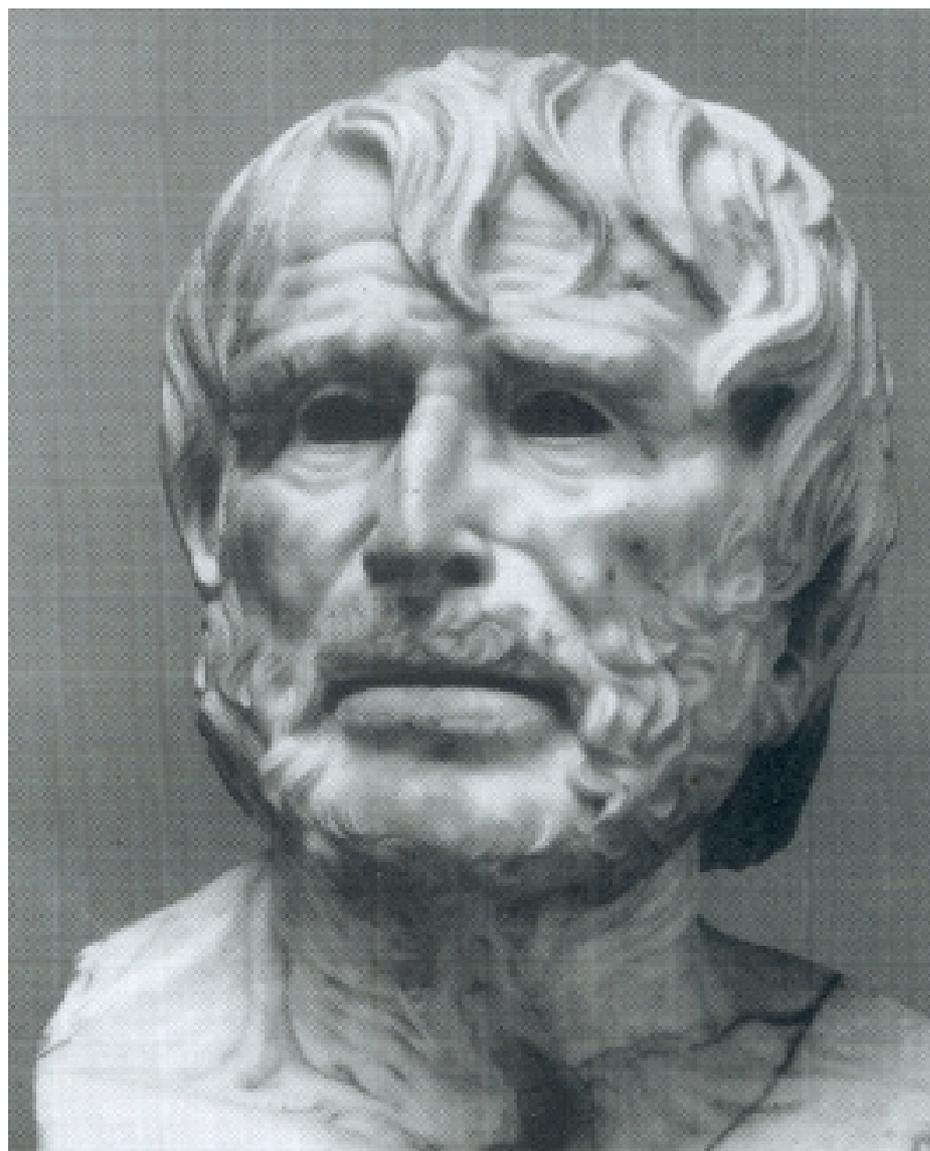
### Bronze-Büste von Neapel

die gleiche Bronze-Büste von seitlich hinten



### III. Bild

Marmor-Büste in Schweizer Privatbesitz



### III. Bild

Marmor-Büste in Schweizer Privatbesitz  
von der rechten Seite



### III. Bild

Marmor-Büste in Schweizer Privatbesitz

von der linken Seite



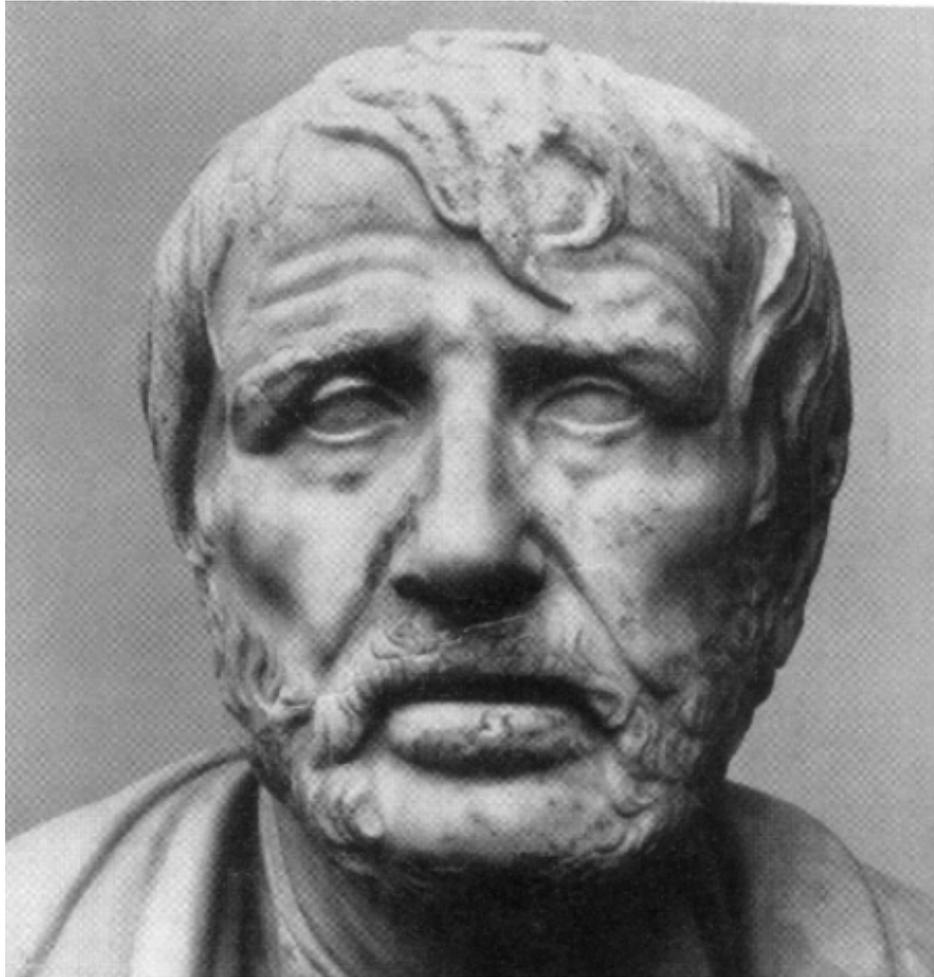
## IV. Bild

Statue im Louvre in Paris



## IV. Bild

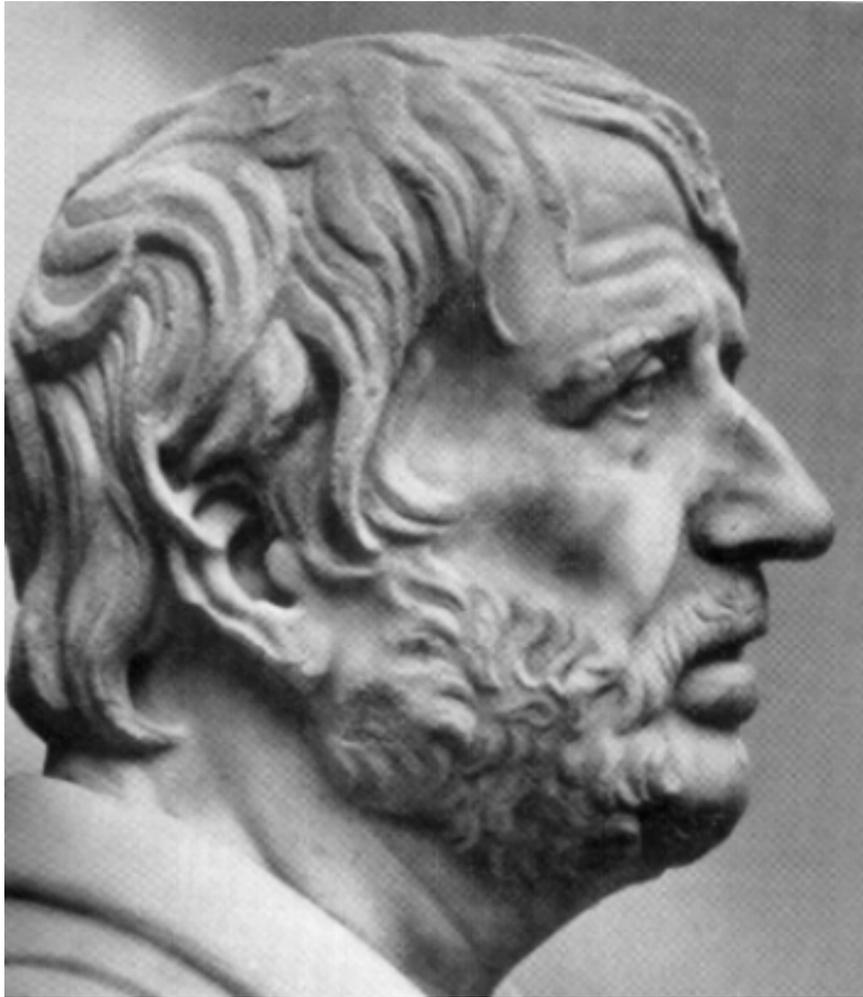
### Kopf der Louvre-Statue



## IV. Bild

Kopf der Louvre-Statue

von der rechten Seite



## V. Bild

Sogenannte Doppelherme in der Villa Albani (Rom)

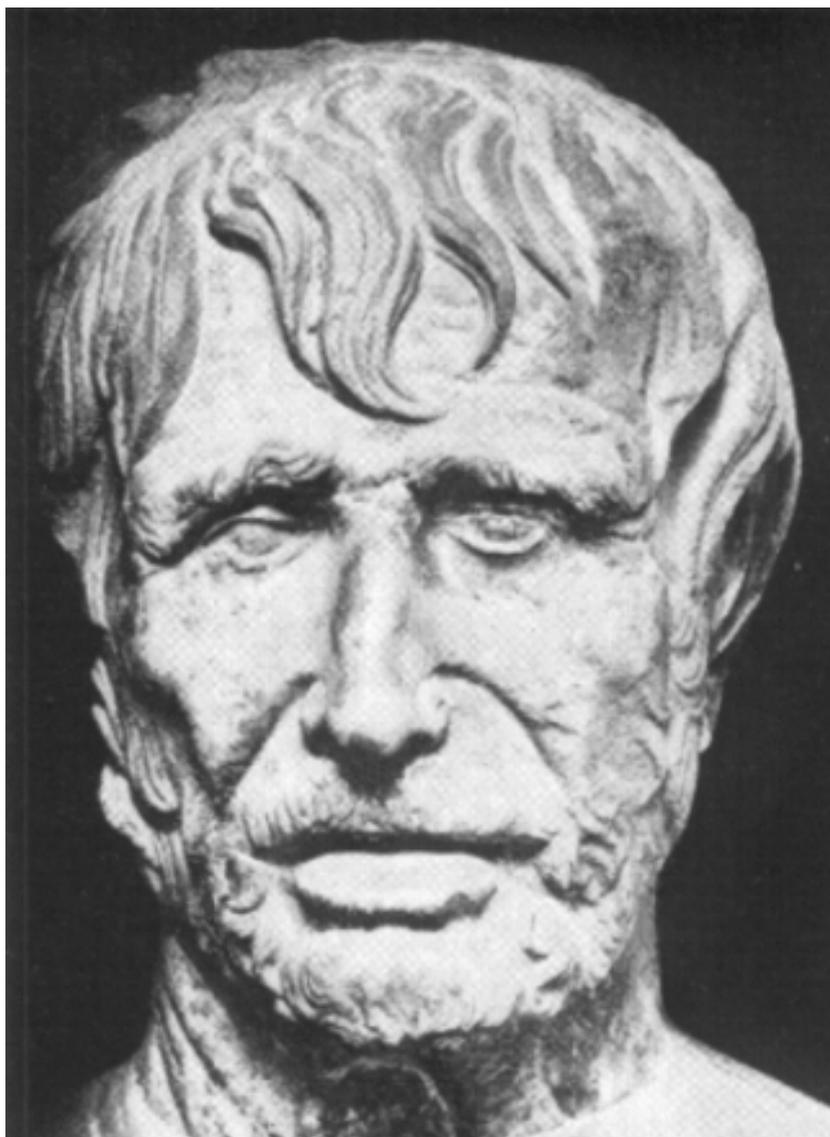
links Seneca, rechts Menander



## V. Bild

Sogenannte Doppelherme in der Villa Albani (Rom)

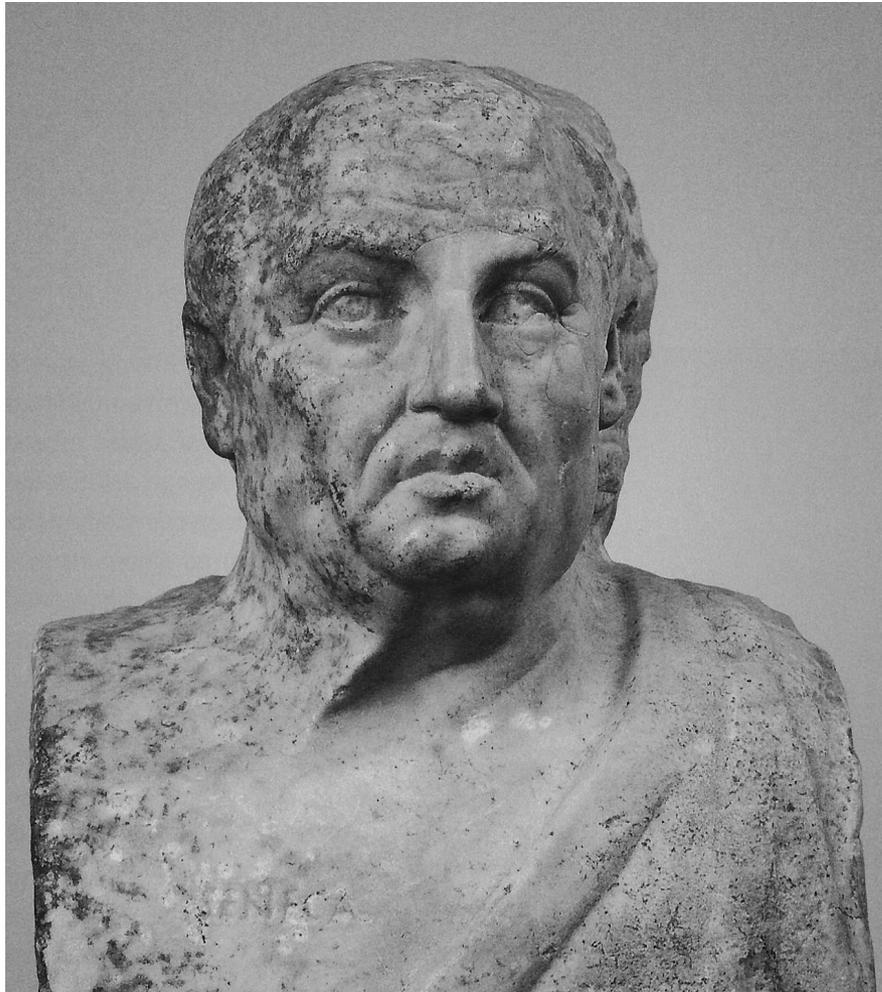
Seneca-Büste (die andere Seite zeigt Menander)



## Indizienbeweise für Seneca

1. Indiz: Ursinus, der ein Kontorniaten-Bildnis von Seneca gesehen hat, das heute, bzw. zur Zeit, leider nicht nachweisbar ist, identifizierte die Bronzestatue von Neapel (siehe II. Bild) eindeutig als die des Philosophen L. Annaeus Seneca.
2. Indiz: Das Reliefbildnis Senecas zusammen mit Kaiser Nero (siehe I. Bild) ist identisch mit der Statue im Louvre (siehe IV. Bild).
3. Indiz: Die Häufigkeit der Funde in Rom, in Roms Umgebung und in der Campania.
4. Indiz: Es ist wenig wahrscheinlich, dass die Intellektuellen Roms sich die Büste des griechischen Geschichtsschreibers Hesiod ins Wohnzimmer stellten. Sehr wahrscheinlich ist es dagegen, dass Seneca nach seiner Ermordung während der sogenannten >Pisonischen Verschwörung< - auf Anordnung der kaiserlich-neronischen Administration - zum Märtyrer des Neronischen Prinzipates erhöht wurde. Nach M. F. Quintilianus >Ausbildung des Redners< soll Seneca einen großen Einfluss mit seinen philosophischen Schriften auf die jungen Römer ausgeübt haben. Senecas Büste ist daher zur Zeit Neros und auch später noch häufig kopiert worden.
5. Indiz: Die äußerlichen Merkmale der Seneca-Büste unterscheiden sich von den griechischen Abbildungen des Hesiod erheblich. Hesiod war fast kahlköpfig und trug einen langen Patriarchenbart. Die Physiognomie seines Gesichtes unterscheidet sich ebenfalls deutlich von der Senecas. Aus diesem Grund wollte man neuerdings die Seneca-Büste als die des Aristophanes ausgeben, da die Hesiod-Hypothese unhaltbar geworden war.
6. Indiz: Die Ähnlichkeit des Reliefbildnisses mit den folgenden Darstellungen:
  - a) der Marmorbüste in Schweizer Privatbesitz
  - b) der Statue im Louvre und
  - c) des Bronzekopfes im Museum von Neapel.

## Angebliche Büste des Philosophen Seneca



Eine sogenannte Doppelherme, die Rückseite zeigt Sokrates. Sie stammt schätzungsweise aus dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde also über 200 Jahre nach Senecas Tod geschaffen. Auch wenn der Name >Seneca< auf der Büste eingemeißelt ist, beweist dies noch lange nicht, dass sie den Stoiker Seneca darstellt. Es könnte z. B. die Büste von einem seiner Brüder oder diejenige des Dichters Seneca sein, der die Dramen schrieb, die man fälschlicherweise dem Philosophen Seneca im wahrsten Sinne des Wortes im Mittelalter an sein philosophisches Oeuvre „angehängt“ hat. Es ist absurd zu glauben, der Philosoph Seneca hätte neben seinen philosophischen Abhandlungen auch noch unterhaltsame Theaterstücke geschrieben, unter anderen ein Werk mit Titel >Octavia<, in welchem er selber auftritt. Es gab auch einen Declamator namens Seneca.

Eine Besonderheit möchte ich in diesem Zusammenhang erwähnen. Ich habe bisher immer festgestellt: Wenn ein Autor negativ über den Stoiker Seneca denkt, wählt er die obige Büste; wenn er positiv über den Stoiker Seneca denkt, wählt er die Bronze-Büste aus der Villa der Pisoni in Herculaneum. Ein Zufall?

## Die philosophischen Werke Senecas



## Vorwort des Herausgebers

Die Stoa beinhaltet seit ihrer Einführung in Athen durch Zenon von Kition unzweifelhaft eine atheistische Philosophie. Sie haben richtig gelesen: „seit ihrer Einführung in Athen durch Zenon von Kition“, denn Zenon war nicht ihr Begründer. Die stoische Philosophie beruht auf der Samkhya-Lehre des indischen Philosophen Kapila, wie auch der Buddhismus. Lesen Sie dazu mein Buch >Buddhismus und Stoizismus, zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre<, IV. erweiterte Auflage, Homburg 2013. Außerdem übernahm Zenon die Physiktheorie des Heraklit von Ephesos, die wiederum mit der indischen Samkhya-Lehre identisch ist. Demnach ist Heraklit der erste greifbare Stoiker auf griechischem Boden.

Die stoische Philosophie ist keineswegs pantheistisch oder dualistisch, sondern eine atheistische Geheim- oder Stufenphilosophie und reinsten Monismus. Nach der stoischen Physiktheorie existiert einzig und allein nur die Materie, der sogenannte Urstoff, auch Aether genannt. Alles ist aus diesem Aether-Urstoff entstanden, letztendlich auch wir Menschen. Ein Sein ohne Materie, wie es sich die Theisten vorstellen, ist nach der stoischen Naturphilosophie unmöglich.<sup>214</sup>

Die Stoa beinhaltet einen ethischen Materialismus in höchster Vollendung. Nur das Ethischgute ist ein Glücks-Gut, alles andere ist entweder Nebensache (gr. Adiaphoron) oder Ethischschlecht.

Wo Zenon von Kition mit der Samkhya-Philosophie zum ersten Mal in Berührung kam, ob durch das Werk >Über die Natur< des Ephesiers Heraklit oder während weiter Handelsfahrten, die bis nach Indien gereicht haben könnten, das ist ungewiss. Diogenes Laertius ist bekanntlich ein sehr naiver und unkritischer Überlieferer von realen Fakten, zudem gehörte die Stoa nicht zu seiner persönlichen philosophischen Überzeugung.

Die Stoiker erkannten, dass viele Menschen von Illusionen und althergebrachten, falschen Ansichten beherrscht werden. Als Naturforscher und Rationalisten kamen sie zu der Erkenntnis, man dürfe sich als vernünftig Denkender nur von der Erfahrung der realen Dinge, die sich von Natur aus ereignen, leiten lassen. Diese Erkenntnis ist eine zutiefst atheistische. Das Naturgeschehen und der Kosmos zeigen dem Natur-Philosoph eine rationale Ordnung. Die Naturgesetze erscheinen wie von einer überirdischen Vernunft erschaffen. Unsere menschliche Vernunft ist ein Teil dieser Allvernunft, alias der Vernunft des Aether-Logos, alias des Naturgesetzes.

Heraklit von Ephesos war der erste Grieche, der, ausgehend von der Samkhya-Philosophie, die menschliche Vernunft mit dem Naturgesetz analogisierte. Sein Logos ist sowohl menschliches und gesellschaftspolitisches Gesetz als auch universales, kosmisches Naturgesetz. „Vernünftig zu denken ist die größte Tugend; und Weisheit ist es, Wahres zu sagen und zu tun, der Natur gemäß, auf sie hörend“, das ist die Quintessenz seiner atheistischen Philosophie. Diese Maxime ist kristallklares stoisches Gedankengut. Es beweist absolut und eindeutig, dass Heraklit der erste Stoiker zu nennen, respektive die Stoa mit der Samkhya-Lehre identisch ist.

Für die Stoiker ist das Weltall, der Kosmos, ein einziges belebtes Wesen. Durch das bildende Feuer (pyr technikòn) entsteht alles Leben. Wie kamen die Stoiker und vor ihnen die indischen Samkhyin auf diese These? Des Rätsels Lösung ist eigentlich ganz einfach. Sie erkannten, dass nur durch die wärmende Kraft der Sonne alles Leben existiert. Das „pyr technikòn“ wurde von ihnen als das schöpferische Prinzip, als die oberste „Gottheit“ identifiziert.

Der stoische Weise ist ein Idealbild. Wie der Nordstern den Kapitänen in der Antike einen Fixpunkt bot um navigieren zu können, so richteten sich die Stoiker nach dem Ideal des Weisen, um im Leben die richtige Richtung zu finden. Es gab noch nie einen vollkommenen Weisen, aber trotzdem streben wir danach. Wir Stoiker versuchen, uns in jeder Beziehung des Lebens zu

---

<sup>214</sup> Siehe Ueberweg, >Grundriss der Geschichte der Philosophie<, Teil 1: >Die Philosophie des Altertums<, hrsg. von Karl Praechter, 12. Auflage 1953.

vervollkommen. Selbst der Buddha behauptete nie, ein Weiser zu sein. Wir Menschen können uns dem Ideal der Weisheit nur mehr oder weniger annähern. Das ist immer noch tausendmal besser, als ziellos umher zu irren oder sich zum Narrentum zu bekennen.

Der Begriff des vollkommenen Weisen entstammt der Samkhya-Philosophie. Das Ziel des Samkhya-Weisen war die Askese, die größtmögliche Freiheit durch größtmögliche Bedürfnislosigkeit. Das indische Asketentum war natürlich nicht problemlos auf griechische Verhältnisse zu übertragen. Es bestand in der griechisch-römischen Antike nur geringes Interesse, wie ein Asket zu leben. Daher genügte den meisten Anhängern der stoischen Philosophie eine Reduktion der menschlichen Bedürfnisse auf ein natürliches Maß, manchen sogar auf ein Minimum, um dadurch ein Maximum an Freiheit zu erlangen. Je weniger materielle Bedürfnisse, um so mehr Freiheit. Dies ist ein Aspekt der Stoa, der von den wenigsten Forschern bisher erkannt wurde.

Die Samkhya-Lehre ist eine konsequente Anleitung zur Befreiung. Ihre Grundmaxime besteht aus vier sogenannten Wahrheiten:<sup>215</sup>

1. *Das Leid, wovon man sich befreien will.*

2. *Die Ursache dessen, wovon man sich befreien will: das ist das*

*Nichtunterscheiden, das auf dem Irrtum beruht und das Leid bewirkt.*

3. *Die Befreiung: sie bewirkt das Ende des Leids.*

4. *Das Mittel, das zum Ende des Leids führt: die unterscheidende Erkenntnis.*

*Denn die Kenntnis [dieser Dinge] wird von den nach Befreiung Suchenden erstrebt. Unter diesen [vier] ist:*

1. *dasjenige, wovon man sich befreien muss: das dreifache Leiden;*

2. *die Befreiung, das absolute Aufhören desselben [des dreifachen Leidens];*

3. *die Ursache desjenigen, wovon man sich befreien muss, die Nicht-Unterscheidung, welche auf der Verbindung der Materie und der Psyche beruht; und*

4. *das Mittel zur Befreiung, [das ist] die unterscheidende Erkenntnis.*

Die „unterscheidende Erkenntnis“ führt dauerhaft zu einer größtmöglichen Befreiung von Leid, d. h. zu einem glücklichen Leben. Diese Befreiung geschieht natürlich nicht schlagartig, sondern Schritt für Schritt nach dem Grad des Wachstums der Erkenntnis. Die Samkhya-Philosophie wie auch der Buddhismus beschreiben den Weg zu einem glücklichen Leben negativ. Sie sagen „Befreiung von Leid“, aber wer von Leid frei ist, der ist glücklich.

Die Samkhya-Philosophie geht von der Vorstellung aus, dass kein Ding die Ursache seiner selbst sein kann und dass eine Substanz nur aus einer anderen Substanz hervorzugehen vermag. Daraus folgert, dass die Welt nicht durch einen geistigen Schöpfungsakt entstand, da jedes Erzeugnis seine materielle Ursache in sich trägt.

Cicero schrieb in den *Academici libri*, XI, genau dasselbe:

*„Über das Wesen der Materie erklärte sich Zenon dahingehend: [...] Das [Aether]-Feuer ist dasjenige Element, durch das alles erzeugt wird, selbst das Gefühl und das Denken. Er wich auch darin von allen anderen [Philosophen] ab, da er für geradezu unmöglich hielt, dass ein unkörperliches Wesen, wofür Xenokrates und die früheren Philosophen die Seele erklärt hatten, etwas hervorbringen könne. Alles, was etwas hervorbringt oder [selbst] hervorgebracht werde, müsse notwendig ein Körper [etwas Materielles] sein.“*

Zenon lehrte, „*dass alle Dinge existieren [aus Materie bestehen], die am Sein teilhaben*“, (Stobaeus, I.138,14-139,4 und II.54,18 = SVF 3,70). Dieser Lehrsatz ist mit der Samkhya-Lehre identisch: „*Dem Samkhya ist alles Wirkliche [alles Reale] ein stoffliches [materielles] Sein, im Gegensatz zum absoluten Geist*“, so Joseph Dahmann<sup>216</sup>.

<sup>215</sup> Quelle: Richard Garbe, *Samkhya-pravacana-bhasya – Vijnanabhikshu's Commentar zu den Samkhyasutras*, aus dem Sanskrit übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Richard Garbe, Leipzig 1889.

Die stoische Philosophie ist eine existenzialistische Anleitung zum glücklichen Leben. Daher schrieb Cicero<sup>217</sup>: „Philosophie! Führerin des Lebens, Erforscherin der Tugenden und Vertreiberin der Laster! Was würden wir, was würde überhaupt das menschliche Leben ohne dich sein! Du hast die Städte gegründet, die zerstreuten Menschen zur Geselligkeit des Lebens zusammengerufen, du hast sie zuerst durch Wohnungen, dann durch Partnerschaft, dann durch die Gemeinschaft der Schrift und Rede vereinigt. Du bist die Erfinderin der Gesetze, die Lehrerin der Sitten und des Anstandes gewesen. Zu dir nehme ich meine Zuflucht, von dir erstrebe ich Hilfe. [...] Ein einziger Tag, gut und nach deinen Vorschriften verlebt, ist der sündigenden Unsterblichkeit vorzuziehen! Wessen Beistand sollen wir also mehr suchen als den deinigen? Du hast uns ja des Lebens Ruhe geschenkt und des Todes Schrecken genommen.“

Marcus Tullius Cicero definierte die Philosophie als Gesundheit des Geistes und des Gemütes. Hier ein Auszug aus den >Gesprächen in Tusculum<, III. Buch: „... (1) Was soll ich, mein Brutus, für einen Grund annehmen, dass die Menschen, da wir doch aus Geist und Körper bestehen, für die Heilung und Erhaltung des Körpers eine Wissenschaft geschaffen haben und die Erfindung der Medizin, wegen ihres Nutzens, den Göttern weihten, die Heilkunde des Geistes [die stoische Philosophie] dagegen weder vor ihrer Entdeckung in gleichem Maße vermisst, noch, nachdem sie geschaffen war, sehr gepflegt wurde; sich auch nicht der Gunst und der Billigung so vieler zu erfreuen hatte, ja bei der Mehrzahl der Menschen [den Theisten] sogar Misstrauen erregte und ein Gegenstand des Hasses war? Geschieht es etwa deshalb, weil wir körperliche Krankheit und Schmerz mit dem Geist beurteilen, psychische Krankheit aber mit dem Körper nicht wahrnehmen? Daher kommt es, dass der Geist auch dann über sich selbst urteilt, obwohl er als der Urteilende selber krank ist.

(2) Wenn die Natur uns von der Art geschaffen hätte, dass wir sie unmittelbar anschauen und durchblicken könnten, um unter ihrer vortrefflichen Leitung den Lauf des Lebens zu vollenden, so hätte man wahrlich keinen Grund gehabt, sich nach einer wissenschaftlichen Belehrung umzusehen. Aber sie gab uns nur kleine Funken, die wir, durch schlechte Sitten und irrige Meinungen verdorben, schnell so weit auslöschen, dass nirgends das Licht der Natur zum Vorschein kommt. Es ist nämlich unserem Geist der Same der Tugenden eingepflanzt, und wenn dieser ungehindert emporwachsen könnte, so würde uns die Natur selbst zum glücklichen Leben hinführen. Nun aber bewegen wir uns, sobald wir das Licht der Welt erblickt haben, sofort in jeder Art von Verderbnis und in der höchsten Verkehrtheit der Meinungen, so dass wir beinahe mit der Muttermilch den Irrtum getrunken zu haben scheinen. Zuerst im Elternhaus und dann in der Schule werden uns so viele Irrtümer eingepflanzt, dass dem Schein die Wirklichkeit und dem stärksten Wahn-Sinn die Vernunft weicht.

(3) Dazu kommen noch die Dichter, die wegen des großen Glanzes von [angeblicher] Gelehrsamkeit und Weisheit, den sie um sich zu verbreiten verstehen, gehört, gelesen, auswendig gelernt werden und so fest im Geiste haften. Wenn nun hierzu gar noch als einflussreicher Lehrmeister die Volksmeinung und die von allen Seiten her in die Fehler einstimmende Menge hinzukommt, da werden wir gänzlich von der Verkehrtheit der Vorurteile angesteckt und fallen von der Natur ab, dergestalt, dass uns diejenigen am besten das Wesen der Natur durchschaut zu haben scheinen, die der Ansicht sind, nichts sei für den Menschen besser, nichts wünschenswerter, nichts vortrefflicher als Ehrenämter, Militärkommandos und Volksruhm. Danach streben die Begabtesten [...].

In dieser Verblendung haben manche Männer trotz ihres Strebens nach Gutem, da sie nicht wussten, wo es und wie es beschaffen ist, ihre Staaten gänzlich zu Grunde gerichtet, oder sind

<sup>216</sup> Quelle: Joseph Dahlmann, >Die Samkhya-Philosophie als Naturlehre und Erlösungslehre - nach dem Mahabharata<, 2. Bd, Drittes Kapitel: Samkhya und Stoa, Berlin 1902.

<sup>217</sup> Quelle: >Gespräche in Tusculum<, V. Buch, II. 5.

selbst zu Grunde gegangen. Solche Menschen, die nach dem Besten streben, werden nicht so sehr durch ihren Willen, sondern durch die vom rechten Wege abirrende Bahn getäuscht. Wie aber? Wenn sich Menschen vom Geld und vom Vergnügen hinreißen lassen, und ihre Gemüter so verwirrt werden, dass sie nicht weit vom Wahnsinn entfernt sind - ein Zustand, in dem sich alle Toren befinden: Soll es für solche keine Heilung geben? Etwa weil die Krankheiten des Geistes weniger schaden als die des Körpers? Oder weil der Körper geheilt werden kann, aber für den Geist angeblich kein Heilmittel vorhanden ist?

(5) Jedoch die Krankheiten des Geistes sind gefährlicher und zahlreicher als die des Körpers. Denn sie sind eben dadurch unangenehm, weil sie auf den Geist einwirken und ihn beunruhigen. „Ein krankes Gemüt irrt immer; und es kann nichts ertragen und hört nie auf zu begehren“, sagte Ennius. Diese beiden Krankheiten, Kummer und Begierde, andere übergehen wir für diesmal, von welchen körperlichen Erkrankungen können sie an Beschwerden übertroffen werden? Wie aber ließe sich beweisen, dass der Geist sich nicht heilen könne, da der Geist die Heilmittel des Körpers erfunden hat, und, obwohl zur Heilung des Körpers der Körper selbst und die Natur viel beitragen, dennoch nicht alle, die sich heilen lassen, sofort auch genesen; der Geist hingegen, der geheilt sein will und ohne alle Bedenken den Vorschriften der Weisen folgt, sofort geheilt wird? Es gibt in der Tat eine Arznei des Geistes: die [stoische] Philosophie. Ihre Hilfe darf man nicht, wie bei den körperlichen Krankheiten, von außen suchen, sondern wir müssen mit aller Kraft und Macht daran arbeiten, dass wir uns selbst heilen können.“

Die antiken indischen, griechischen und römischen Philosophen haben als erste die grundlegenden Regeln erforscht, wie wir Menschen auf dieser Erde ein glückliches und menschenwürdiges Leben führen können. Alles liegt in unseren eigenen Händen. Die Stoiker, die Epikureer und die Samkhyin sind überzeugt, dass es allein an uns liegt, ob wir glücklich oder unglücklich sind.

Die antiken Stoiker haben nicht nur für Intellektuelle geschrieben, sondern für alle Menschen: Lesen zu können, ist die einzige Voraussetzung. Die antike existenzialistische Grundlagen-Philosophie ist bis heute gültig. Ja sie wird so lange gültig sein, so lange es Menschen gibt.

Wie kommt es, dass dieses Wissen anscheinend verlorengegangen ist? Auf diese Frage gibt es eine klare Antwort. Die mittelalterliche Kirche ist daran schuld. Die Christen wollten während des Mittelalters einen „Gottes-Staat“ auf Erden errichten. Was dabei herauskam waren Inquisitionen, Hexenverbrennungen, Religionskriege mit Andersgläubigen, Rassenhass, Völkermord und Frauendiskriminierung, also ein „Teufels-Staat“ im wahrsten Sinne des Wortes.<sup>218</sup>

Theismus – Religion - ist von konservativen Politikern gewünschte und finanzierte Verdummung und Entmündigung von großen Teilen des Volkes. Das „Märchen“ von der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies, weil sie vom Baum der Erkenntnis, d. h. von der Weisheit, gekostet haben, ist eine suggestive Weisung für die Priester, dem Volk jede Möglichkeit zu höherer Erkenntnis abzuschneiden, d. h. die Menschen zu veranlassen, ihre rationale Vernunft systematisch zu vernachlässigen.<sup>219</sup>

<sup>218</sup> Lesen Sie zu diesem Thema Rolf Bergmeier: >Schatten über Europa – Der Untergang der antiken Kultur<, Alibri Verlag, Aschaffenburg 2012.

<sup>219</sup> Siehe dazu Jochen Schmidt (Hrsg.): >Aufklärung und Gegenklärung in der europäischen Literatur, Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart<, Wissenschaftl. Buchgesellschaft Darmstadt 1989. Jochen Schmidt schreibt in der Abhandlung >Sophokles' >König Ödipus< - Das Scheitern des Aufklärers an der alten Religion<, Seite 33: „Schon der Mythos vom Sündenfall enthält Reflexe der religiösen Polemik gegen den menschlichen Erkenntnisdrang. Der Gott der Bibel verbietet Adam und Eva, vom Baum der Erkenntnis zu essen. [...] Dieses Klugsein-Wollen ist Sünde. Der Verfasser des biblischen Mythos' sucht den menschlichen Erkenntnisdrang abzuqualifizieren, indem er ihn an das minderwertige Medium der listigen Schlange und des neugierigen Weibes bindet und ihn zur eigentlichen Ursache des

Wie funktioniert in unserer freien und kapitalistischen Gesellschaft die Ausbeutung? Durch sinnlose Luxus-Bedürfnisse vieler Menschen, durch rücksichtslose Hab-Gier, durch den Wahn-Sinn, alles Wichtige und Wertvolle, was man hier auf Erden versäumt hat, in einem zweiten, ewigen Leben nachholen zu können, und durch eine ständig hohe Zahl von Arbeitslosen, was den Leistungsdruck auf den einzelnen Arbeitnehmer bis zur absoluten Grenze seiner Leistungsfähigkeit steigert. Wenn „draußen“ vier bis fünf Millionen Arbeitslose stehen, die sich gegenseitig um den Verdienst unterbieten, ja sich fast im Kampf um einen Arbeitsplatz prügeln, dann sind wir nicht mehr weit von der Sklaverei entfernt. In der gesamten EU haben wir mittlerweile über zwanzig Millionen Arbeitslose. Das betrifft nicht nur die Arbeitslosen allein, sondern noch mindestens weitere zwanzig Millionen (Partner, Kinder und Eltern), die ebenfalls vom Existenzminimum leben müssen. Für mindestens vierzig Millionen Menschen in Europa, nein natürlich für alle Europäer, für alle Menschen auf der Welt ist es daher dringend notwendig, sich mit der stoischen Philosophie vertraut zu machen.

Jedoch als Einzelner können Sie nichts in einem Staat verändern, der von Lobbyisten, von Parteiverfälschungen und von theistischen Wahn-Sinnigen beherrscht wird. Sie müssen sich an Gleichgesinnte anschließen, um mit vereinten Kräften etwas zu bewegen. Nur so können Sie einen weiteren Sozialabbau, ja einen Rückfall in die Zweiklassengesellschaft und in die Diktatur der Wahn-Sinnigen verhindern. Denn die fundamentalistischen Wahn-Sinnigen warten nur darauf, um mit Hilfe einer unmündigen Masse zum X-ten Mal zu versuchen, einen (angeblichen) „Gottesstaat“ auf Erden zu errichten. Sie werden jedoch nur einen Wahn-Sinns-Staat schaffen, der von Irrationalismus und von Hass auf Andersdenkende überquillt. Es würde ein zweites Mittelalter entstehen, Wissenschaft und Philosophie würden erneut als Teufelswerk verdammt und selbstbewusste Frauen wieder als Hexen verbrannt werden.

Wie die Theisten ihre Bibel immer und immer wieder zur Hand nehmen, um darin zu lesen, so sollten auch Sie die Schriften der Stoiker – im wahrsten Sinne des Wortes eine ‚Bibel der Freidenker‘ - zur Hand nehmen und darin lesen. Die verschiedensten Anlässe gibt es dazu. Im höchsten Glück wie im größten Leid finden Sie darin echte Erbauung.

Viele Leser, die bisher noch nicht mit der stoischen Philosophie in Berührung kamen, werden fragen: Was ist der praktische Nutzen, den ich vom Lesen dieses Buches habe?

Antwort: Die existenzialistische stoische Philosophie macht uns frei; sie macht uns selbständig; sie macht uns geistig autark. Wenn wir auch das höchste Ideal, die Weisheit, nie erreichen, so ist es doch der richtige Weg, den wir eingeschlagen haben. Die stoische Philosophie ist wie der Nordstern, der uns hilft, in die richtige Richtung zu gehen.

Durch die philosophischen Schriften der Stoiker lernen wir, selbständig zu denken und unser Handeln mutig nach unserem Wissen auszurichten, und nicht, gleich Herdentieren, Denken und Handeln von anderen beeinflussen oder gar bestimmen zu lassen. Die Meinung der großen Masse ist - immer noch - ein Indiz für das Schlechte, sagte Seneca warnend.

Der Kapitalismus funktioniert ja so einfach. Das Rezept ist so ethisch verwerflich wie es wirkungsvoll ist: Die Masse muss möglichst viele und möglichst luxuriöse Bedürfnisse haben. Diese werden durch massive Werbung geweckt. Die Konsumwerbung läuft rund um die Uhr. Der labile und leicht verführbare Durchschnittsbürger kann den Verlockungen der Werbung, den schmachtenden Wünschen seines Partners und dem Weinen seiner Kinder nicht lange widerstehen. Er gibt nach, ein bisschen da und ein bisschen dort, und ehe er sich versieht, steckt er bis zum Hals in unsinnigen Konsum-Bedürfnissen. Da hat er sich bei der Mietwohnung oder beim Neubau oder beim Möbelkauf oder bei der Urlaubsplanung oder beim Autokauf oder bei den täglichen

---

*Sündenfalles macht. Und alsbald lässt er dem Sündenfall aus dem Nichtwissen in das Wissen die Strafe folgen. Ein ähnliches Grundschema begegnet in mehreren griechischen Mythen.“ Siehe dazu auch Celsus: >Gegen die Christen<.*

Lebenshaltungskosten oder gar in allem übernommen. Er muss hohe Schulden machen und dafür höchste Zinsen bezahlen. Jetzt ist er ein bemitleidenswerter Mensch: Er ist ein moderner Konsum-Sklave. Der Sklave seiner eigenen wahn-sinnigen Luxus-Bedürfnisse und ein Opfer der massiven Konsumwerbung des Kapitalismus.

Ausbeutung kann in einer echten Demokratie nur noch aus zwei Gründen möglich sein: Durch intellektuelle Minderleistung oder durch Unvernunft, wobei letzteres durch massive Anstachelung von unsinnigen Konsum- und Luxus-Bedürfnissen erzeugt wird.

Sie merken, liebe Leserin oder lieber Leser, diese konkreten Beispiele könnte man bis ins Unendliche fortsetzen. Kein Mensch hindert Sie, solch ein „moderner Sklave“ zu sein, wenn es Ihnen gefällt. Aber wenn Sie kein Konsum-Sklave sein möchten, dann ist es unbedingt erforderlich, dieses Buch zu lesen. Sie werden lernen, dass viele Menschen nicht das sind, nach was sie scheinen, sondern oft verbirgt sich hinter äußerem Glanz und Reichtum ein ganz erbärmliches Individuum. So schrieb Seneca an Lucilius im 39. Brief:

### >Unterschied zwischen Stoiker und Thor< <sup>220</sup>

*Einem großen Geist kommt es zu, das äußerlich Große [Reichtum und Luxus] zu verachten und das mäßige Glück dem übermäßigen vorzuziehen, denn jenes ist nützlich und der Lebensdauer förderlich, dieses aber schadet gerade durch seinen Überfluss. So drückt ein allzu üppiges Wachstum die Saat zu Boden, so brechen die Zweige durch die Last [ihrer Früchte], so lässt allzu fruchtbares Land [die Frucht] nicht zur Reife gelangen. So ist es auch mit den Gemütern, die ein übermäßiges Glück aus den Fugen treibt, indem sie davon nicht nur zum Schaden anderer, sondern zum eigenen Unglück Gebrauch machen. Welcher Feind hat wohl je einen Menschen so misshandelt, als so manchen seine Lüste? Ihrer ungezügelter Leidenschaft, ihren wahn-sinnigen Begierden könnte man nur in so fern nachsehen, als sie dafür leiden müssen, was sie getan haben. Und nicht zu Unrecht quält sie diese Wut, denn folgerichtig muss eine Begierde ins Unermessliche ausschweifen, wenn sie das natürliche Maß überschritten hat. Eitle und leidenschaftliche Begierden haben keine Grenzen. Das Natürliche bemisst der Nutzen; das Übermaß aber - worauf willst du es beschränken? Daher versinken sie in Begierden [in unsinnigen Konsum- und Luxus-Bedürfnissen], die ihnen, einmal zur Gewohnheit geworden, schließlich unentbehrlich sind; und sind deshalb die Unglücklichsten, weil sie nun so weit gekommen sind, dass ihnen das notwendig geworden ist, was [früher] überflüssig war. So fröhnen sie denn den Lüsten, aber genießen sie nicht, und, was das schlimmste aller Gebrechen ist, sie lieben ihre Begierden ...*

---

<sup>220</sup> In der Übersetzung von Albert Forbiger, vom Herausgeber ins Neuhochdeutsche übertragen.

# Die stoische und peripatetisch-aristotelische Physiktheorie

## Die stoische Physiktheorie

### 1. Gott ist das Naturgesetz

Die Menschen der Vorzeit erkannten eines Tages, dass alles Leben auf der Erde von der wärmenden Kraft der Sonne abhängt. Seit dieser revolutionären Erkenntnis beobachteten sie den Lauf der Sonne und der anderen Himmelskörper während des ganzen Jahres bei Tag und bei Nacht.

Der Wechsel der Jahreszeiten - von der höchsten Erwärmung im Sommer bis zur tiefsten Abkühlung im Winter - war den Menschen zuerst ein unerklärliches Phänomen. Jedoch merkten sie bald, dank ihres unstillbaren Wissensdrangs, dass es mit dem Stand der Sonne am Firmament zusammenhängen muss. Befand sich die Sonne am höchsten Punkt, war es auf der Erde am heißesten, stand sie am tiefsten, war es am kältesten. Diese Erkenntnis stand am Beginn der sogenannten Megalithkultur. Die Steinanlagen von Stonehenge und anderer Orte dienten der Berechnung der Sommer- und Wintersonnenwende. Aus den physikalischen Erkenntnissen der Menschheit entstand die sogenannte Naturphilosophie.

Die stoische Physiktheorie ist – abgesehen von kleineren Abweichungen in speziellen Fragen – diese: Ehe es eine Erde und einen Kosmos gab, war das Urfeuer, Aether genannt. Dieses Urfeuer ist gleichzeitig die Urmaterie. Also einerseits die Grundlage der sichtbaren Welt, die Materie, die sich daraus entwickelte, und andererseits das Naturgesetz, die schöpferische Kraft, Logos genannt. Der Aether ist also Materie und Naturgesetz gleichermaßen. Die Materie ist passiv und das Naturgesetz - der Logos - aktiv.<sup>221</sup>

Der Aether wird mit den verschiedensten Namen benannt: als erster Stoff [gr. proto hyle], als Ursubstanz [gr. usia], als das Aether-Feuer, als das schöpferische Urfeuer, als das Wesen, als Logos, als Natur oder Naturgesetz, als kunstverständiges Feuer, als Schicksal und nicht zuletzt auch als Gott.

Alles, was in der Welt vorhanden ist, ging – nach der stoischen Physiktheorie - aus dem schöpferischen Urfeuer - dem Aether-Feuer - mit naturgesetzlicher, unabwendbarer Notwendigkeit hervor. Ein Teil des Aethers verwandelte sich zuerst in eine dunstartige Masse, diese in wässrige Flüssigkeit, aus welcher sich durch die nachwirkende Kraft des Feuers das Wasser, die Erde und die Luft ausschieden. Aus der Luft wiederum kann Feuer hervorbrechen, wie wir es bei einem Gewitter sehen. Dieses irdische Feuer ist vom Aether dadurch verschieden, da es mit Luft vermischt, also unrein ist. Es gibt demnach in der stoischen Physiktheorie fünf verschiedene Elemente, wie in der Samkhya-Lehre, nämlich: das Urfeuer, alias die Urmaterie, alias der Aether, woraus wiederum vier weitere Elemente (gr. stoiceia) entstehen können: irdisches Feuer, Luft, Wasser und Erde. Darauf machte bereits Paul Barth, >Die Stoa<, Stuttgart 1903, aufmerksam. Am Ende dieser Entwicklung stand die Erde mit einer Vielzahl von Unterelementen, Pflanzen und Lebewesen.

Alles ist materiell gedacht bei den Stoikern: die Psyche, unsere Vorstellungen, die Affekte, die Tugenden, rein alles. Die stoische Philosophie ist materialistisch, wie die Samkhya-Lehre. Wie konnte eine Philosophie das Prädikat pantheistisch erhalten, obwohl sie alles andere als theistisch

---

<sup>221</sup> Wir können uns dies tatsächlich so vorstellen wie die Gravitation. Die Materie ist an sich passiv, jedoch große Materieansammlungen, wie Fixsterne, Planeten und Schwarze Löcher, bewirken etwas durch ihre Massenanziehungskraft: die Gravitation. Die Aether-Theorie der Stoiker (passive Materie und aktive Kraft, die der Materie innewohnt) erscheint mir wie eine Vorahnung der Gravitation.

ist? Oder fragen wir anders herum: Wie konnte die Stoa der Verfolgung der Theisten anscheinend mühelos entgehen, obwohl sie eine materialistische Philosophie beinhaltet? In Athen gab es seit dem Jahr 432 v. u. Zr. die gesetzliche Handhabe für Asebieprozesse (Gottlosenprozesse). Religionskritische Philosophen, wie Theodoros von Kyrene, Diagoras von Melos, Anaxagoras, Diogenes von Apollonia, Protagoras, Kritias, Sokrates, Antisthenes, Demokritos und viele andere wurden des Atheismus angeklagt und günstigenfalls des Landes verwiesen.<sup>222</sup> Zenon von Kition könnte durchaus die Asebieprozesse gegen Demades und Aristoteles, gegen Theophrast und vor allem gegen Stilpon von Megara, einen Kyniker und Schüler des Diogenes, unmittelbar miterlebt haben.<sup>223</sup> Ihm und seinen Nachfolgern blieb daher nichts anderes übrig, als ihrer materialistischen Philosophie zumindest den Schleier eines theistischen Systems umzuhängen.

Diogenes Laertius schrieb in seinem Werk >Leben und Lehren berühmter Philosophen<, VII, 68: *[Nach Ansicht der Stoiker] ist alles eines und dasselbe: Gottheit und Logos, Schicksal und Zeus; und dieser [gemeint ist Zeus, der oberste Gott der Griechen] werde noch mit vielen anderen Namen [darunter auch mit dem Namen Aether, Natur oder Naturgesetz] bezeichnet.*

Aber wenn Gott gleich Aether ist und Aether gleich Vernunft und Vernunft gleich Schicksal und Schicksal gleich Naturgesetz, dann ist auch Gott gleich Naturgesetz. Und das ist nichts anderes als – Atheismus.

Aetios I,7,33; SVF 2,1027:

*Zenon gibt von der Natur folgende Definition: Die Natur ist ein künstlerisches Feuer, das planmäßig auf Zeugung vorwärts schreitet ...*

Diogenes Laertius VII, 84:

*Die Stoiker sagen, Gott [alias der Aether] ist ein intelligentes, kunstverständiges Feuer (gr. pyr technikòn), welches methodisch zur Entstehung voran schreitet ...*

Der absolute Beweis für die sogenannte Stufen- oder Geheimphilosophie der Stoiker ist diese Äußerung des Chrysippos:

*Chrysippos sagt, dass die Lehren von den Göttern ganz mit Recht als teletê [Einweihungen] bezeichnet werden. Sie müssten nämlich teleutaioi [als letzte] und im Anschluss an alles andere gelehrt werden, wenn die Psyche eine Stütze habe, gestärkt sei und gegenüber den Uneingeweihten zu schweigen vermöge. Denn über die Götter ein richtiges Verständnis zu gewinnen und ihrer mächtig zu werden, das sei eine große [intellektuelle] Anstrengung.<sup>224</sup>*

Erst wenn die Psyche eines Neulings stark genug war, um die Wahrheit - d. h. die Gewissheit der Endlichkeit des Lebens - ertragen zu können, erst dann durfte er in die atheistische Geheimphilosophie eingeweiht werden. Außerdem musste gewährleistet sein, dass er gegenüber den fanatischen Andersdenkenden - den Theisten - zu schweigen verstand, denn man musste sehr vorsichtig sein, um die eigene Existenz und die der Gleichgesinnten nicht zu gefährden.

<sup>222</sup> Siehe Marek Winiarczyk, >Wer galt im Altertum als Atheist?<, in *Philologus - Zeitschrift für klassische Philologie*, Band 128, Akademie-Verlag, Berlin 1984.

<sup>223</sup> Siehe Peter Fischer, >Die Asebieklage des attischen Rechts<, Inaugural-Dissertation, Erlangen 1967.

<sup>224</sup> Siehe Karlheinz Hülser, >Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker<, Nr. 650: *Etymologicum Magnum* s. v. teletê, p. 751, 16 - 22; Ed. Gaisford col. 2108.

Einen weiteren klaren und eindeutigen Beweis für die Stufen- und Geheimphilosophie der Stoiker fand ich bei Klemens von Alexandria. In dem Werk >Teppiche wissenschaftlicher Darlegungen entsprechend der wahren Philosophie< (Stromateis)<sup>225</sup>, II. Buch, § 58, 2 lesen wir:

*Ja auch die Stoiker sagen, dass Zenon der Erste [Zenon von Kition] manches geschrieben habe, was sie nicht leicht [im Sinne von: nicht ohne besondere Vorsichtsmaßnahmen] den Schülern zu lesen gestatten, ohne dass sie zuerst eine Prüfung darüber bestanden haben, ob sie in rechter Weise philosophieren.*

Diese Vorsichtsmaßnahme diene natürlich einzig und allein zum Schutz der Anhänger der stoischen Philosophie vor den Angriffen theistischer Fanatiker. Wenn also in der Abhandlung eines antiken Stoikers von Gott die Rede war, dann wusste ein in die stoische Physiktheorie Eingeweihter natürlich sofort, dass der Autor anstatt Gott eigentlich den Aether-Logos, alias das Naturgesetz meinte. Aether-Logos, alias Naturgesetz, ist synonym für Gott zu setzen.

Über Epiktets Lehre schrieb Adolf Bonhöffer, >Epictet und die Stoa<, Stuttgart 1890, Seite 65:

*Während nun aber Seneca und M[arc] Aurel die persönliche Fortdauer nach dem Tod immerhin als eine, wenn auch entfernte, Möglichkeit im Auge behalten haben, hat Epictet darauf vollständig verzichtet. So lautet im wesentlichen auch Zellers Urteil (>Geschichte der griechischen Philosophie<, III, 1, 746), indem er freilich zugleich es ausspricht, dass Epictets Ansicht über das Schicksal der Seele nach dem Tod nicht leicht anzugeben sei (vergl. Stein, >Psychologie der Stoa<, I, 201). Jedoch meines Erachtens liegt dieselbe ganz klar zu Tage: eine persönliche Fortdauer nach dem Tod liegt gänzlich ausserhalb seines Gesichtskreises, ja sie wird durch seine Aeusserungen geradezu ausgeschlossen. Ganz unzweideutig lehrt er, dass der Mensch und damit natürlich auch das individuelle Bewusstsein aufhöre mit dem Tod (>Diatriben<, II, 5, 13: alles Entstandene muss vergehen [...]). Wenn also Epictet den Tod eine ἀποδημία nennt oder von jener Wohnung spricht, die jedem offen stehe (I, 25, 20), so meint er damit keineswegs eine Entrückung zu seligen Geistern, sondern, wie die Stelle III, 24, 92 etc. deutlich zeigt, nichts anderes als die Verwandlung der Bestandteile in etwas Neues. Zugleich ersieht man aus Stellen wie III, 13, 15 etc., dass Epictet offenbar die Götter und Dämonen, von welchen das ganze Weltall voll sein soll, nicht als persönliche Wesen gefasst hat: denn eben dort, wo er sagt, dass es keinen Hades gebe, sondern alles voll sei von Göttern und Dämonen, schildert er den Tod als Rückkehr zu den στοιχεῖα [stoikeia = den Elementen].*

Diese Ansichten Epiktets stehen eindeutig auf dem Boden der stoischen Physiktheorie. Die Urmaterie, der Aether, besteht aus einer passiven Materie, der eine aktive Vernunftkraft (gr. logos) innewohnt. Die menschliche Vernunft ist ein Teil dieses Aether-Logos. Mit unserem Tod vergeht alles Irdische und kehrt in die stoikeia, in die Elemente zurück. D. h. auch unsere Vernunft ist sterblich, bzw. endlich; sie kehrt zur Urvernunft, in die Aetherregion zurück. Epiktet war sich daher der stoischen Geheimphilosophie absolut bewusst und er lehrte eindeutig danach. Nur der Eingeweihte wusste, dass mit Zeus eigentlich der materielle Aether-Logos gemeint war. Flavius Arrianus, der die mündlichen Lehrvorträge (Diatriben) Epiktets niederschrieb und der Nachwelt erhalten hat, war möglicherweise ein Theist. Er interpolierte die Lehre Epiktets ins Theistische; aber nur in geringem Umfang, denn die wahre Lehre der materialistischen Stoiker ist durchaus erhalten geblieben, siehe Bonhöffer. Wir können daher ohne Bedenken, ja wir müssen sogar ehrlicher Weise in den >Diatriben< und im >Handbüchlein der stoischen Philosophie< das Wort Gott durch Naturgesetz ersetzen. Arrianus tat des öfteren das genaue Gegenteil; er setzte für Aether, alias Vernunft, alias Naturgesetz - Gott.<sup>226</sup>

<sup>225</sup> In der Übersetzung von Franz Overbeck.

<sup>226</sup> Siehe dazu L. Baus, >Epiktet, der Philosoph der Freiheit – Was er wirklich sagte<, Homburg 2016.

Die Stoiker in der Antike waren unbezweifelbar der Überzeugung, dass der Urheber der Schöpfung der Aether oder das Aether-Feuer oder ein kunstverständiges Feuer (gr. pyr technikòn) sei. Sie hielten den Aether für erschaffend, sie nannten ihn kunstverständlich, der methodisch zur Entstehung der belebten und unbelebten Natur voranschreitet und der all die Samenprinzipien (gr. logoi spermatikoi) enthält, nach dem alles in der Welt entsteht und wieder vergeht. Es ist evident, dass die Samkhyin<sup>227</sup> und die Stoiker damit die Evolution zu erklären versuchten. Der Aether war m. E. eine Vorahnung der Gravitationskraft, denn die Drehbewegung der Sterne und Planeten war den antiken Naturphilosophen durchaus bekannt, jedoch physikalisch unerklärlich.

Da es sowohl im Altertum als auch in der Neuzeit so viele falsche und halbrichtige Deutungen und Auslegungen über den Aether-Logos-Begriff der Stoiker gab, lasse ich hier noch einmal die wichtigsten Definitionen folgen:

SVF I, 87:

*Zenon [von Kition] sagt: Die Ursubstanz [gr. usia] ist der erste [ursprüngliche] Stoff [gr. prote hyle] aller existierenden Dinge. Diese Ursubstanz ist als Ganzes gleichsam ewig und wird weder mehr noch weniger. Sie kann sich in [vier] Elemente verwandeln: [irdisches] Feuer, Luft, Wasser und Erde. Diese [vier] Elemente bleiben nicht immer gleich. Sie können sich auflösen und vermischen.*

*Die Ursubstanz oder der erste Stoff ist vom Logos [der Vernunft] durchdrungen.*

SVF II, 413:

*Über die [vier] Elemente, die aus der Ursubstanz [gr. usia oder prote hyle genannt] entstehen, sagt Chrysippos folgendes, indem er sich Zenon [von Kition] anschließt: Es gibt vier Elemente, [irdisches] Feuer, Luft, Wasser und Erde, aus denen alle Lebewesen, Pflanzen, die Welt und alles in der Welt bestehen. Aether-Feuer nennt man auch die Ursubstanz, weil aus ihm als dem ursprünglichen Stoff [gr. prote hyle] alles Übrige [die vier Elemente und alles in der Welt, auch die Lebewesen] durch Verwandlung entsteht.*

Diogenes Laertius, VII. 135 - 137:

*(135) [...] Alles sei eines und dasselbe: Gottheit und Logos, Schicksal und Zeus; und dieser werde noch mit vielen anderen Namen [darunter auch mit dem Namen Aether, Aether-Feuer, Natur oder Naturgesetz] bezeichnet.*

*(136) Dieser [der Aether-Logos] sei anfangs allein gewesen und habe alles Wesen durch die Luft in Wasser verwandelt. Und wie auch bei der Zeugung der Samen wirksam sei, so sei auch der Logos gleichsam der Samen in der Welt. Er habe den Samen im Wasser zurück gelassen und dadurch die Materie wirksam [fruchtbar] gemacht, so dass alles nach der Reihenfolge entstanden ist. Die Materie habe zuerst die vier Grundstoffe erzeugt: das [irdische] Feuer, Luft, Wasser und Erde. Das erklärt Zenon in der Schrift >Über das All<, Chrysipp im ersten Buch >Über die Physik< und Archedemos in dem Werk >Über die Grundstoffe<.*

*Ein Grundstoff ist, woraus das, was zum Dasein kommt, zuerst erzeugt wird und worin es zuletzt wieder aufgelöst wird.*

*(137) Die vier Grundstoffe [irdisches Feuer, Luft, Wasser, Erde] zusammen stellen die passive Materie dar. In der höchsten Region sei das reine Feuer, der Aether, in welchem sich die Fixsterne und Planeten befinden. Darauf folge die Luft, darauf das Wasser und dann die Erde. Das irdische Feuer sei in der Luft enthalten [was durch die Blitze erkennbar ist].*

---

<sup>227</sup> Siehe dazu L. Baus, >Buddhismus und Stoizismus, zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre<, 4. erw. Aufl., Homburg 2013.

Aristokles-Zitat in Eusebius, >Praeparatio evangelica<, XIV, [Über die Physiktheorie der Stoiker]:

*Sie [die Stoiker] sagen - wie Heraklit [von Ephesus] - dass das Urelement der bestehenden Welt das [Aether]-Feuer ist und dass die Prinzipien des [Aether]-Feuers Materie und Gott<sup>228</sup> [alias der Logos] sind, wie auch Platon sagt. Die ersteren [die Stoiker] sagen jedoch, dass beide Prinzipien, das aktive und das passive [Logos und Aether-Feuer], körperlich sind, während der letztere [Platon] sagt, dass die erste aktive Ursache [der Logos] unkörperlich sei.<sup>229</sup>*

*Außerdem sagen sie [die Stoiker], dass zu gewissen vorhersehbaren Zeiten die ganze Welt vom Feuer verzehrt und danach wieder neu gebildet wird. Das Urfeuer [alias der Aether-Logos] ist sozusagen ein Samenkorn, das die Gründe und die Ursachen aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge enthält und deren Kombination und Reihenfolge auch Schicksal, Wissen, Wahrheit und Gesetz von allem Sein genannt werden kann, von dem es kein Entkommen oder Vermeiden gibt. Auf diese Weise sind alle Dinge auf der Welt - wie in jedem wohlgeordneten Zustand - bewundernswert angeordnet.*

Arius Didymus epit. (fr. phys. 33 p. 467 Diels):

*Zenon sagt, die Sonne, der Mond und alle anderen Sterne seien vernünftig und verständig, feurig durch ein künstlerisches Feuer. Es gibt zwei Arten von Feuer, die eine [das irdische Feuer] ist unproduktiv und verschlingt nur ihre Nahrung, die andere [das Aether-Feuer] ist produktiv, es vermehrt und schützt, wie sie in Pflanzen und Tieren ist, was Natur und Psyche ist; das Wesen der Sterne ist das eines solchen Feuers.*

Arius Didymus (fr. phys. 21 p. 458 Diels):

*[Chrysippos:] Über die Elemente des Seins legt er folgendes dar, wobei er dem Urheber dieser Anschauung, Zenon, folgt: Er sagt, es gebe vier Elemente [Feuer, Luft, Wasser, Erde, aus denen sich alles zusammensetzt, sowohl die Lebewesen] als auch die Pflanzen und das ganze All und das in ihm Enthaltene und das, was sich in ihm auflöst. Das Feuer werde vorzugsweise als Grundstoff bezeichnet, weil sich aus ihm als erstem alles übrige zusammensetze, wenn es sich verändert und alles sich in es als letztes zerstreut und auflöst; das Feuer aber heiße es nicht gut, dass sich etwas in etwas anderes zerstreue oder auflöse; [aus ihm setzen sich alle Dinge zusammen und werden in es als letztes zerstreut, wenn sie ihr Ende finden; deshalb wird es auch >Grundstoff< genannt, der als erster bestand, so dass es die Beschaffenheit von sich selbst weitergibt und die Zerstreuerung und Auflösung der übrigen Dinge in sich selbst aufnimmt]; gemäß diesem Argument wird das Feuer zwingend Grundstoff genannt; denn es ist rein; nach dem vorher Ausgeführten setzt es auch andere Dinge miteinander zusammen; die erste Umwandlung ist gemäß seinem Wesen die von Feuer in Luft, die zweite von eben diesem in Wasser, die dritte dementsprechend von Wasser, das noch dichter zusammengesetzt ist, in Erde. Wenn es sich wieder aus diesem herauslöst und zerstreut, wird das, was sich zerstreut hat, zuerst zu Wasser, dann von Wasser zu Luft und drittens und letztens zu Feuer. Feuer wird alles Feuerähnliche und Luft alles Luftähnliche genannt und genauso die übrigen Dinge. Der Grundstoff wird laut Chrysippos auf dreifache Weise definiert: Auf eine Weise als Feuer, weil sich aus ihm die übrigen Dinge zusammensetzen, wenn es sich verändert, und das, was sich aufgelöst hat, in sich aufnimmt; auf andere Weise in so fern, dass die vier Elemente genannt werden, nämlich Feuer, Luft, Wasser, Erde [weil demnach die übrigen Dinge aus einem, mehreren oder aus allen bestehen; aus vieren, z.B. die Lebewesen und alle Körper auf der Erde, die zusammengesetzt sind; aus zweien, z.B. der aus Feuer und Luft zusammengesetzte Mond; aus einem, z.B. die Sonne allein aus Feuer, denn*

<sup>228</sup> Fußnote Hrsg.: Der Christ Eusebius hat natürlich den Text des Aristokles interpoliert: Anstatt „Logos“ oder „Aether-Logos“ hat er „Gott“ geschrieben.

<sup>229</sup> Fußnote Hrsg.: Platon war ein theistischer Philosoph.

*genau betrachtet besteht die Sonne aus Feuer]; auf eine dritte Weise wird als Grundstoff bezeichnet, was zuerst so zusammengesetzt ist, dass es aus sich selbst nach einem bestimmten Verfahren die Entstehung gibt bis zum Ende und von jenem Ende aus das, was aufgelöst wird, auf ähnliche Weise in sich aufnimmt.*

SVF II. 329:

*Ein Sein [ein Existieren] kann nur von Körpern [von Materie] ausgesagt werden.*

*Etwas Unkörperliches kann aufgrund seiner Beschaffenheit weder etwas bewirken noch erleiden.*

SVF II. 1040:

*Die Stoiker sagen, dass Gott [alias der Aether-Logos] körperlich [materiell] sei und [auch] durch die gemeinste [gewöhnlichste] Materie hindurch ströme.*

SVF I. 159:

*Zenon legte dar, dass Gott [alias das Naturgesetz] auch der Urheber des Schlechten sei, und dass er auch in Abwässern, Spulwürmern und Verbrechern wohne.*

Cicero, >Über das Wesen der Götter<, II. 57-58:

*Zenon gibt von der Natur folgende Definition: Die Natur ist ein künstlerisches Feuer [gr. pyr technikòn], das planmäßig auf Zeugung vorwärts schreitet. Erschaffen und erzeugen, meint er, sei das eigentlichste Wesen der Kunst; und was bei unseren Kunstwerken die Hand vollbringe, das vollbringe weit kunstreicher die Natur, das heißt, wie gesagt, das künstlerische Feuer, der Lehrmeister aller Künste. Und insofern ist die ganze Natur künstlerisch tätig, als sie gleichsam einen Weg und eine Verfahrensweise hat, die sie befolgt. [58] Die Natur der Welt selbst, die in ihrem Bereich alles umschließt und zusammenhält, nennt derselbe Zenon nicht allein künstlerisch, sondern geradezu eine Künstlerin, Beraterin und Vorsorgerin alles Nützlichen und Zweckmäßigen. Und so wie die übrigen Naturen jede aus ihrem Samen entspringen, wachsen und bestehen, so hat die Weltnatur hingegen nur freiwillige Bewegungen, Bestrebungen und Bedürfnisse, welche die Griechen >hormai< nennen; und verrichtet die diesen entsprechenden Handlungen so wie wir selbst, die wir durch den Geist und die Sinne in Bewegung gesetzt werden. Da nun der Weltgeist so beschaffen ist und deshalb mit Recht Vorsicht oder Vorsehung genannt werden kann - griechisch heißt er >pronoia< - so sorgt er dafür vorzüglich und es ist ihm besonders angelegen, erstens dass die Welt aufs zweckmäßigste zur Fortdauer eingerichtet ist, sodann dass es ihr an nichts fehle, besonders aber, dass in ihr eine ausnehmende Schönheit und jegliche Pracht sei.*

Tertullianus, >De anima<, 5, 1-6:

*Zenon, der die Psyche als verdichteten Atem [gr. pneuma] definiert, legt sich die Sache so zurecht: Dasjenige, nach dessen Austritt ein lebendes Wesen stirbt, ist ein Körper; wenn aber der verdichtete Atem austritt, so stirbt das lebende Wesen, folglich ist der verdichtete Atem ein Körper; der verdichtete Atem ist aber die Psyche, also ist die Psyche ein Körper.*

*Kleanthes behauptet, dass bei den Kindern eine Ähnlichkeit mit den Eltern vorhanden sei, nicht nur in den körperlichen Umrissen, sondern auch in den Eigenschaften der Psyche, im Spiegelbild des Charakters, in den Anlagen und Neigungen [...] Ebenso seien die körperlichen und die nichtkörperlichen Leiden keineswegs identisch. Nun aber leide die Psyche mit dem Körper mit; wenn er durch Schläge, Wunden, Beulen verletzt sei, so empfinde sie den Schmerz mit; und ebenso auch der Körper mit der Psyche, mit deren Leiden er bei Sorge, Angst und Liebe seinen Zusammenhang verrät durch den Verlust der entsprechenden Munterkeit, und von deren Scham*

und Furcht er durch sein Erröten und Erbleichen Zeugnis gibt. Folglich besteht die Psyche aus Materie, weil sie die körperlichen Leiden teilt.

Chrysippos reicht ihm die Hand, indem er konstatiert, dass das Körperliche vom Unkörperlichen durchaus nicht getrennt werden könne, weil es sonst auch nicht davon würde berührt werden. Deshalb sagt auch Lukretius: Berühren und berührt werden kann kein Ding, als nur ein Körper [Materie]; wenn die Psyche aber den Körper verlässt, so verfallt dieser dem Tode. Mithin sei die Psyche ein Körper [sie besteht aus Materie], weil sie, wenn nicht körperlich, den Körper nicht verlassen würde.

SVF I. 518:

Kleanthes sagt: Nichts Unkörperliches leidet mit dem Körper, noch mit dem Unkörperlichen ein Körper, sondern [nur] ein Körper mit dem Körper. Es leidet aber die Psyche mit dem Körper, wenn er krank ist und operiert wird, und ebenso der Körper mit der Psyche, denn wenn sie sich schämt, wird er rot, und wenn sie sich fürchtet, blass. Ein Körper [Materie] ist also die Psyche.

Cicero, >Gespräche in Tusculum<, I. 32.79:

Denn er [Panaetios] behauptet, was niemand leugnet, alles, was entstanden sei, gehe auch unter. Nun aber entstehe die Psyche, was die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern - die auch im Geistigen, nicht nur im Körperlichen ersichtlich sei - hinlänglich beweise. Als zweiten Grund führt er für seine Ansicht auch an, dass nichts Schmerz empfinde, was nicht auch erkranken könne; was aber in eine Krankheit verfallt, das werde auch untergehen. Nun aber empfinde die Psyche Schmerz, also gehe sie auch unter.

Philodemos von Gadara, >Über die Frömmigkeit<:<sup>230</sup>

Wenn auch die Anhänger des Zenon das Göttliche noch übrigließen, wie es die einen gar nicht, die anderen wenigstens in mancher Hinsicht getan haben, so behaupten sie doch alle, es gebe nur einen Gott [alias der Aether, alias das Urwesen]. Mag denn also das Weltall mitsamt seiner Seele bestehen, aber das ist Täuschung, wenn sie tun, als ob sie viele Götter übrigließen. So will ich denn - mögen sie [die Stoiker] sagen, was sie wollen - der Menge beweisen, dass sie sie [die Götter] beseitigen mit ihrer Behauptung, es gebe nur einen Gott und nicht viele oder gar alle, die der allgemeine Glaube überliefert hat, und dieser eine sei das All [alias der Aether], während wir [Philodemos ist Epikureer] nicht nur alle diejenigen anerkennen, von denen ganz Griechenland redet, sondern sogar noch mehr [auch die Götter der Nachbarvölker]; ferner dass sie auch nicht, wie sie schreien, die Götter so lassen, wie man sie allgemein verehrt und wie auch wir [Epikureer] es zugestehen. Denn sie [die Stoiker] halten sie nicht für menschenähnlich, sondern erblicken sie in Luft und Wind und Aether. So möchte ich denn zuversichtlich behaupten, dass diese Leute [die Stoiker sind gemeint] frivoler sind als Diagoras. Denn dieser hat nur eine scherzhafte [gotteslästerliche] Schrift verfasst, wenn diese wirklich von ihm stammt und ihm nicht untergeschoben ist, wie Aristoxenos in seinen >Sitten von Mantinea< behauptet.

Die Stoiker nennen zwar die Götter in ihren Schriften, beseitigen sie aber in Wirklichkeit vollständig und absichtlich und gehen mit ihrer unvornehmen Haltung noch über Philippos und andere hinaus, welche die Götter schlechtweg beseitigen.

<sup>230</sup> Siehe >Herkulanische Studien<, von Theodor Gomperz, Teil 2: Philodemos (PHerc. 1428), >Über die Frömmigkeit<, Leipzig 1866; übersetzt von Wilhelm Nestle, in >Die Nachsokratiker<, 1. Band, Jena 1923. Der Text aus dem Papyrus Herculaneensis Nr. 1428 ist von Albert Henrichs erneut übersetzt worden und in >Cronache ercolanesi - bollettino del Centro Internazionale per lo Studio del Papiri Ercolanesi<, Band 4, Napoli 1974, Seite 5 - 32 unter dem Titel >Die Kritik der stoischen Theologie< ediert. Philodemos ist ein römischer Epikureer und Gegner der Stoiker. Er will sie des Atheismus' überführen.

Philodemos von Gadara, >Über die Götter<, III. Buch:<sup>231</sup>

*Der Satz „Erfüllt wird immer, was ein Gott zu tun gedenkt“, steht, wie man sieht, keineswegs im Widerspruch mit dem Satz, dass es auch einem Gott nicht möglich ist, alles zu tun. Denn könnte er das, so hätte er auch die Macht, alle Menschen weise und glücklich zu machen und keine Übel zuzulassen. Eine solche Annahme verbindet aber mit dem mächtigsten [göttlichen] Wesen eine Art Schwäche und Mangelhaftigkeit. Und doch geben sie [die Stoiker] dies häufig zu, wodurch sie den Begriff des Gottes aufheben. So z.B. Chrysippos, der in seiner Schrift >Über die Mantik< sagt, Gott könne nicht alles wissen, weil dies unmöglich sei.*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<<sup>232</sup>, 9. These:  
[Plutarch ist Gegner der Stoiker]

*Nach Ansicht des Chrysippos sollen die jungen Leute zuerst die Logik, dann die Ethik, zuletzt die Physik hören und in dieser wiederum die Lehre von den Göttern zuletzt kennen lernen. Von den unzähligen Stellen, wo er dies sagt, mag es genügen, die einzige aus dem vierten Buch >Über die Berufsarten< herzusetzen, die wörtlich so lautet: Fürs erste gibt es meines Erachtens nach der richtigen Einteilung der Alten drei Gattungen philosophischer Lehrsätze: die logischen, die ethischen und die physikalischen. Unter diesen müssen die logischen die erste, die ethischen die zweite, die physikalischen die letzte Stelle einnehmen; von den physikalischen muss die Lehre von den Göttern die letzte sein. Deshalb nannten sie auch den Unterricht in diesen [Lehrsätzen] Teletae<sup>233</sup>.*

*Allein gerade diese Lehre, welche den Schluss bilden soll - die von den Göttern - schickt er der Ethik voran und behandelt sie vor jeder ethischen Untersuchung. Denn über die höchsten Endzwecke, über die Gerechtigkeit, über das Ethischgute und -schlechte, über Ehe und Erziehung, über Gesetz und Verfassung sagt er nicht ein Wort, ohne dass er [Chrysippos] - wie die Urheber von Volksbeschlüssen ihren Anträgen [Gesetzesentwürfen] die Worte voransetzen „Zu gutem Glück“ - den Zeus, das Verhängnis, die Vorsehung und den Satz voranstellt, dass die einzige und begrenzte Welt von einer einzigen Kraft [dem Aether] zusammen gehalten werde; alles Dinge, von denen man sich nicht überzeugen kann, ohne in die Lehren der Physik [in die stoische Physiktheorie] tiefer eingedrungen zu sein.*

*Man höre, was er im dritten Buch >Über die Götter< hierüber sagt: Es lässt sich kein anderes Prinzip, kein anderer Ursprung der Gerechtigkeit denken, als der aus Zeus und der allgemeinen Natur. Denn daher muss alles seinen Ursprung haben, wenn wir vom Ethischguten [den Glücks-Gütern] und vom Ethischschlechten [von den Übel] reden wollen. Ferner in den >Physikalischen Sätzen<: Man kann auf keine andere oder schicklichere Weise zur Lehre vom Ethischguten und -schlechten, zu den Tugenden, zum Begriff des Glücks gelangen, als von der allgemeinen Natur und von der Weltregierung aus.*

*Und weiterhin: Hiermit muss man die Lehre vom Guten [von den Glücks-Gütern] und vom Schlechten [den Übel] verbinden, weil es kein besseres Prinzip, keine schicklichere Beziehung für dieselbe gibt und weil die Naturbetrachtung keinen anderen Zweck haben kann als die Unterscheidung des Ethischguten vom -schlechten. So kommt nach Chrysipp die Naturlehre zugleich vor und nach der Ethik zu stehen; ja es ist eine ganz unbegreifliche Verkehrung der Ordnung, wenn diejenige Lehre zuletzt stehen soll, ohne welche man das Übrige nicht begreifen kann; und es ist ein handgreiflicher Widerspruch, wenn er die Physik zum Prinzip der Lehre vom Ethischguten und -schlechten macht und doch verlangt, dass sie nicht früher, sondern nach jener vorgetragen werde.*

<sup>231</sup> Siehe Philodemos, >Über die Götter<, 1. und 3. Buch, hrsg. von H. A. Diels, Berlin 1916, übersetzt von Wilhelm Nestle, >Die Nachsokratiker<, 1. Band, Jena 1923.

<sup>232</sup> Siehe Plutarch, >Moralische Schriften<, 24. Band, übersetzt von G. Fr. Schnitzer, 1861. Siehe auch L. Baus, >Widerlegung der Polemik Plutarchs gegen die stoische Philosophie<, Homburg 2016.

<sup>233</sup> Teletae hieß die Einweihung in die Mysterien als das Höchste aller Mitteilung.

*Will jemand einwenden, Chrysipp habe in der Schrift >Über den Vernunftgebrauch< gesagt: Wer die Logik zuerst studiert, darf die anderen Teile der Philosophie nicht ganz bei Seite lassen, sondern er muss auch sie so viel als möglich mitnehmen, so ist dies zwar richtig, bestätigt aber nur den gemachten Vorwurf. Denn er ist im Widerspruch mit sich selbst, wenn er das eine Mal empfiehlt, die Lehre von der Gottheit zuletzt und am Ende vorzunehmen, weshalb sie auch Teletae heiße, das andere Mal sagt, man müsse auch sie mit dem ersten Teil zugleich mitnehmen.*

*Es ist um die Ordnung geschehen. wenn man alles durcheinander lernen soll. Und was noch mehr sagen will, während er die Lehre von der Gottheit zum Prinzip der Lehre vom Ethischguten und -schlechten macht, verlangt er doch, dass man das Studium der Ethik nicht mit jener beginne, sondern bei demselben die Lehre von der Gottheit nach Möglichkeit mitnehme, dann erst von der Ethik zu der Lehre von der Gottheit übergehe, ohne welche doch die Ethik kein Prinzip und keinen Eingang haben soll.*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 31. These:

*Noch auffallender machen sie ihren Widerspruch durch ihre Beweisführung. Was man sowohl gut als auch schlecht anwenden kann, sagen die Stoiker, das ist weder ein [Glücks]-Gut noch ein Übel. Reichtum, Gesundheit, Körperstärke wenden alle Toren schlecht an. Folglich ist keines dieser Dinge ein Gut. Wenn also Gott dem Menschen keine Tugend verleiht, weil das Ethischgute in seiner freien Wahl liegt, wohl aber Reichtum und Gesundheit ohne Tugend, so verleiht er jene Dinge nicht zu gutem Gebrauch, sondern zu bösem, d. h. zu schädlichem, schändlichem und verderblichem. Nun sind aber Götter, wenn sie Tugend verleihen können und nicht verleihen, nicht gut; können sie aber nicht tugendhaft machen, so können sie auch nichts nützen, da ja außer der Tugend sonst nichts gut und nützlich ist. Es geht nicht an, die Tugendhaften nach einem anderen Maßstab als dem der Tugend und der [ethischen] Kraft zu beurteilen, denn auch die Götter werden von den Tugendhaften nach diesem Maßstab beurteilt; daher die Götter den Menschen nicht mehr nützen können als diese ihnen. Chrysippos gibt freilich weder sich noch einen seiner Schüler oder Meister für tugendhaft aus. Was werden sie [die Stoiker] nun erst von anderen denken. Nichts Anderes als was sie immer im Munde führen: dass alle toll sind, dass alle Toren, Gottlose und Bösewichter sind und den Gipfel des Unglücks erreicht haben. Und doch sollen die Schicksale der so elenden Menschheit von einer göttlichen Vorsehung regiert werden? Ja, wenn die Götter ihre Gesinnung änderten und uns mit Absicht schaden, elend machen, quälen und aufreiben wollten, so könnten sie nicht schlimmer mit uns verfahren als sie nach Chrysipps Meinung jetzt tun, da unser Leben keine Steigerung der Übel und des Elends mehr zulässt. Wenn dieses Leben Sprache bekäme, müsste es wie Herkules ausrufen: Von Übel bin ich übervoll. Was lässt sich nun Widersprechenderes denken als die Behauptung Chrysipps über die Götter und die über die Menschen, wenn er von den ersteren sagt, dass sie aufs Beste für die Menschen sorgen, von den letzteren, dass sie aufs Elendeste leben?*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 34. These:

*Ja, eben diesen zuletzt angeführten Vers kann man nicht ein-, zwei- oder dreimal, nein, tausendmal Chrysipp selbst vorhalten: Die Götter anzuklagen, das ist leicht getan.*

*Im ersten Buch >Über die Natur< vergleicht er die Ewigkeit der Bewegung [des Weltalls] mit einem Getränk, in dem alles durcheinander gerührt wird, und fährt fort: Da die Weltordnung auf diese Art ihren Gang fortgeht, so ist es notwendig, dass wir uns nach derselben in dem Zustand befinden, in welchem wir nun einmal sind, sei es, dass wir gegen die eigene Natur an Krankheit leiden oder verstümmelt sind oder dass wir Grammatiker oder Musiker geworden sind. Und bald darauf weiter: Nach diesem Grundsatz müssen wir auch von unserer Tugend und vom Laster dasselbe sagen und überhaupt, wie gesagt, von der Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit in den Künsten. Und um jede Zweideutigkeit zu beseitigen, sagt er gleich darauf: Nichts Einzelnes, auch nicht das Geringste, kann anders geschehen als nach der*

*allgemeinen Natur [den Naturgesetzen] und deren Weisheit. Dass aber die allgemeine Natur und ihre Weisheit nichts anderes als das Verhängnis, die Vorsehung und Zeus ist, das wissen selbst die Antipoden. Denn das wird überall von den Stoikern gepredigt und Chrysippos erklärt den Ausspruch Homers: So wurde Zeus Wille vollendet für ganz richtig, sofern er darunter das Verhängnis und die Natur [das Naturgesetz] des Weltalls, nach welcher alles regiert wird, verstehe<sup>234</sup>. Wie kann nun beides zugleich sein, dass Zeus an keiner Boshaftigkeit schuld ist, und doch nichts, auch nicht das Geringste, anders als nach der allgemeinen Natur und ihrer Weisheit geschieht. Denn unter allem was geschieht ist auch das Böse von den Göttern abhängig. Gibt sich doch Epikur alle erdenkliche Mühe, um irgend einen Ausweg zu finden, den freien Willen von der ewigen Bewegung frei und unabhängig [zu halten], damit das Laster nicht schuldfrei bleibe. Chrysipp dagegen räumt ihm die unbeschränkteste Rechtfertigung ein, sofern es nicht nur aus Notwendigkeit oder nach dem Verhängnis, sondern nach göttlicher Weisheit und der besten Natur gemäß begangen werde. Betrachten wir noch folgende Stelle: Da die allgemeine Natur alles durchdringt, so muss auch, was immer in der Welt und in irgend einem Teile derselben geschieht, dieser Natur und ihrer Weisheit gemäß in bestimmter Folge und unabänderlich geschehen, weil nichts von außen her in den Gang der Weltordnung eingreifen und keiner ihrer Teile anders als nach den Gesetzen der allgemeinen Natur sich bewegen und verhalten kann.*

*Welches sind nun die Verhältnisse und Bewegungen der Teile? Verhältnisse sind augenscheinlich die Laster und Krankheiten, wie Geiz, Begierde, Ehrsucht, Feigheit, Ungerechtigkeit; Bewegungen sind Diebstahl, Ehebruch, Verrat, Meuchelmord, Vaternord. Keines von diesen, weder Kleines noch Großes, geschieht nach Chrysipps Meinung der Weisheit des Zeus, dem Gesetz, dem Recht, der Vorsehung zuwider;[...]*

Plutarch von Chaironeia, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 38. These:

*[...] Nun denken sich zwar nicht alle Völker die Götter als gütige Wesen, man sehe nur, wie die Juden und Syrer sich die Götter vorstellen, man bedenke mit wie vielem Aberglauben die Vorstellungen der Dichter angefüllt sind, aber als vergänglich und als entstanden denkt sich Gott gewiss niemand. Um der Übrigen nicht zu erwähnen: Antipater aus Tarsos<sup>235</sup> sagt in seiner Schrift >Über die Götter< wörtlich folgendes: Vor der ganzen Untersuchung wollen wir unseren unmittelbaren Begriff von Gott in kurzen Betracht ziehen. Wir denken uns Gott als ein seliges, unvergängliches und gegen die Menschen wohlthätiges Wesen, und indem er jedes dieser Merkmale erklärt, setzt er hinzu: dass sie unvergänglich seien, glauben übrigens alle. Nach Antipater ist also Chrysipp keiner von den allen, denn er glaubt, dass keiner der Götter, außer dem Feuer [dem Aether], unvergänglich sei, sondern alle ohne Unterschied entstanden seien und vergehen werden. Dies erklärt er fast überall. Ich will indessen nur eine Stelle aus dem dritten Buch >Über die Götter< anführen: Anders verhält es sich mit den Göttern. Sie sind teils geschaffen und vergänglich, teils unerschaffen. Dieses von Grund aus zu beweisen, gehört mehr der Physik an. Sonne, Mond und die übrigen in gleichem Verhältnis stehenden Gottheiten sind geschaffen; nur Zeus [alias der Aether] ist ewig. Und weiterhin: Das Gleiche, was von der Entstehung, muss vom Untergang in Beziehung auf Zeus und die anderen Götter gesagt werden: diese sind vergänglich, von jenem [Zeus-Aether] sind die Teile [die vier Elemente] unvergänglich [sie wandeln sich wieder in den Aether zurück].*

*Hiermit will ich nur ein paar Worte von Antipater vergleichen. Wer den Göttern die Wohltätigkeit abspricht, der greift die allgemeine Vorstellung von ihnen an; und den gleichen Fehler begehen diejenigen, die sie der Entstehung und dem Untergang unterworfen glauben. Wenn es nun gleich ungereimt ist, die Götter für vergänglich zu halten oder ihnen Vorsehung und*

<sup>234</sup> Plutarch hat völlig richtig erkannt, dass für die Stoiker das Verhängnis und auch die Natur des Weltalls, d. h. die Naturgesetze, synonym gedacht sind mit Aether-Zeus. Der Stoizismus beinhaltet eine atheistische Philosophie.

<sup>235</sup> Vgl. K. 2, Seite 3028, Anm. 3.

*Menschenfreundlichkeit abzusprechen, so ist Chrysipp in denselben Fehler verfallen wie Epikur, denn der eine leugnet die Wohltätigkeit, der andere die Unsterblichkeit der Götter.*

Die Werke >Über die Widersprüche der Stoiker< und >Über die allgemeinen Begriffe – Gegen die Stoiker< des Plutarch erscheinen wie eine Sammlung von Anklagepunkten, um einen Asebieprozess gegen die Stoiker anstrengen zu können. Der Vielschreiber Chrysipp scheint sich in seinem Übereifer tatsächlich des öfteren in ungenauen oder gar widersprüchlichen Äußerungen verfangen zu haben. Die oben aufgeführten Zitate aus Werken Chrysipps, die man leicht verdreifachen könnte, sind meines Erachtens wiederum deutliche Beweise dafür, dass der Stoizismus eine Stufen-, bzw. eine Geheimphilosophie beinhaltet. Vor den Uneingeweihten spricht Chrysippos noch von Göttern als real existierenden göttlichen Wesen, andererseits widerlegt er sich selber, wenn er behauptet, dass die Götter den Menschen nicht mehr nützen können als diese ihnen und sie außerdem für vergänglich erklärt, außer dem Aether-Logos, alias dem Naturgesetz.

## 2. Die Theorie von der Psyche

Nach der materialistischen Theorie der Stoiker ist die Psyche des Menschen ihrer Beschaffenheit nach ein warmer Hauch (gr. Pneuma), demnach körperlich wie alles in der Welt. Sie ist ein Strahl und Ableger des Urfeuers, alias des Aethers. Das Pneuma ist an das Blut gebunden und nährt sich von den Ausdünstungen desselben, wie die Aether-Sonne und die anderen Gestirne nach der stoischen Physiktheorie angeblich von den Ausdünstungen der Erde ihre Energie beziehen. Die Stoiker vermuteten den Sitz der Psyche im Herzen, denn hier ist die Hauptsammelstätte des Blutes. Diogenes der Babylonier hielt die arterielle Höhlung des Herzens für den Sitz der herrschenden Vernunft.<sup>236</sup> Hippokrates (Ausgabe von Littré, IX, 88) vermutete in seiner Schrift >Über das Herz<, der Sitz des Hegemonikons sei in der linken Herzkammer.

Die Stoiker unterscheiden acht Vermögen der Psyche: die herrschende Vernunft (gr. hegemonikon), die fünf Sinne, das Sprachvermögen und die Zeugungskraft. Das Hegemonikon, alias die Denk- oder Vernunftkraft, beinhaltet die gesamte Persönlichkeit.

Die Psyche wird nicht für jedes Kind neu geschaffen, sondern von den Eltern bei der Zeugung übertragen. Der Fötus besitzt anfänglich nur eine unvollkommene Psyche, ähnlich der einer Pflanze; erst nach der Geburt wird diese pflanzenähnliche Psyche durch Aufnahme von Feuer-, bzw. Aetheranteilen aus der Luft allmählich zur menschlichen ergänzt.

Einige Stoiker nahmen an, dass die Psyche des Menschen nicht mit dem Körper sterben, sondern einige Zeit getrennt fortleben würde, aber wie die Gestirne nicht auf ewige Zeit. Wenn der vom Schicksal bestimmte Augenblick gekommen ist, zehrt das Urwesen - alias die feurig heiße Aether-Sonne - den Stoff, den sie bei der Entstehung der Welt von sich ausgesondert hat, darunter auch die menschliche Psyche, allmählich wieder auf, bis am Ende dieser Entwicklung ein allgemeiner Weltenbrand alle Dinge in den Urzustand zurückführt, in welchem das Abgeleitete aufgehört hat und nur noch das Urfeuer - der Aether - in seiner ursprünglichen Reinheit übrig bleibt.<sup>237</sup> Danach beginnt der ganze Schöpfungsprozess wieder von vorne.<sup>238</sup>

Hier einige Belege über die Theorie der Stoiker bezüglich der menschlichen Psyche:  
Quelle: Plutarch, >Über die Widersprüche der Stoiker<, 41. These,  
Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 33:

<sup>236</sup> Siehe Jahrbuch f. klass. Philologie, 1881, S. 508 ff, Artikel von Dr. Georg P. Weygoldt.

<sup>237</sup> Siehe Zeller, >Philosophie der Griechen<, III, S. 152.

<sup>238</sup> Dass ganz die selben Dinge und Personen wieder hervorgebracht werden, wie wenn ein Spielfilm von neuem abgespielt wird, das halte ich allerdings für ein groteskes Missverständnis.

Da die Welt im Ganzen feuriger Natur ist, so ist es auch die Psyche und ihr führender Teil. Wenn sie [die Welt] sich nun aber ins Feuchte wandelt, so wandelt sie gewissermaßen auch die in ihr enthaltene Psyche [Vernunftkraft] in einen Körper und eine Psyche um, so dass sie nun aus diesen beiden besteht und das Verhältnis ein anderes ist.

Quelle: Tertullian, de an. 5

Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 7:

*Das Wesen, nach dessen Ausscheiden ein lebendes Wesen stirbt, ist ein Körper. Ein lebendes Wesen stirbt aber, wenn der ihm eingepflanzte Hauch [gr. Pneuma] ausscheidet. Also ist der eingepflanzte Hauch ein Körper. Der eingepflanzte Hauch [gr. Pneuma] ist aber die Psyche. Also ist die Psyche ein Körper.*

Quelle: Chalcid., ad Tim. 220

Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 38-39:

*[Ebenso Chrysippos:] Es ist gewiss, dass es ein und dieselbe Substanz ist, durch die wir atmen und leben. Wir atmen aber durch den natürlichen Hauch, also leben wir auch vermöge desselben Hauches. Wir leben aber durch die Psyche; also ergibt sich, dass die Psyche ein natürlicher Hauch ist.*

Sie [die Psyche] hat, wie sich findet, acht Teile: denn sie besteht aus dem führenden Teil [dem Hegemonikon], den fünf Sinnen, dem Sprachvermögen und der Zeugungs- oder Fortpflanzungskraft.

Quelle: Galen, hipp. et Plat. plac. 3,1

Übers. von Wilhelm Nestle, in: >Die Nachsokratiker<, Bd. 2, S. 40-41:

*Die Psyche ist ein mit uns verwachsener Lufthauch, der sich im ganzen Körper ununterbrochen verbreitet, solange die normale Atmung im lebendigen Körper stattfindet. Da nun jeder ihrer Teile [nach stoischen Theorie insgesamt acht Teile] für eines seiner Organe bestimmt ist, so nennen wir den Teil von ihr, der bis in die Luftröhre reicht, Stimme; den, der zu den Augen geht, Sehvermögen; den, der zum Ohr dringt, Gehör; den, der zur Nase und Zunge führt, Geruch und Geschmack; den, der zu den gesamten Muskeln leitet, Tastsinn; und den, der zu den Hoden geht und der wieder eine zweite solche Vernunftkraft in sich birgt, Zeugungsvermögen; den Teil aber, in dem alles dies zusammenkommt und der seinen Sitz im Herzen hat, den führenden Teil [gr. Hegemonikon]. Dass die Sache so steht, ist man zwar im übrigen einig, aber über den führenden Teil der Psyche herrscht Uneinigkeit, da ihn jeder an eine andere Stelle verlegt: die einen in den Brustkorb, die anderen in den Kopf. Und gerade hier ist man wieder uneinig, indem keineswegs Übereinstimmung darüber herrscht, wo im Kopf und wo im Brustkorb er seinen Sitz habe. Platon behauptet, die Psyche habe drei Teile; sagt, die Denkkraft wohne im Kopf, das Gefühl im Brustkorb und die sinnliche Begierde im Nabel. So scheint uns also sein Sitz unbekannt zu bleiben; denn wir haben von ihm weder eine deutliche Empfindung, wie dies bei den anderen Teilen der Fall ist, noch gibt es dafür Merkmale, aus denen man einen Schluss ziehen könnte. Sonst hätte auch der Gegensatz der Meinungen hierüber bei den Ärzten und Philosophen keinen solchen Grad erreicht.*

Quelle: >Zenon von Cittium und seine Lehre< von Georg P. Weygoldt

*Gott [alias der Aether-Logos] ist nach Zenon, wie wir schon oben sahen, identisch mit dem Prinzip der Aktualität in der Welt. Er ist eben deshalb körperlich, aber sein soma ist das reinste, d. h. es ist Aether (Hippolyt. Ref. Haer. I. 21). Der Aether aber ist, wie wir gleichfalls schon bemerkten, nichts anderes als der äußerste Teil des Feuers. Folglich ist die Gottheit, wie schon Heraklit angenommen hatte, ihrem Wesen nach eigentlich Feuer und zwar nach Stobaeos I. 538,*

Cicero, *De nat. deorum* II. 22. 57<sup>239</sup> künstlerisches Feuer (griech.: *pyr technikòn*) und als solches wohl zu unterscheiden von unserem gewöhnlichen Feuer (griech.: *pyr atechnòn*). Die beiden Begriffe Feuer und Vernunft zusammenfassend, definiert dann Zenon (Stobaeos, I. 60) Gott [alias der Aether-Logos] auch als die feurige Vernunft der Welt [griech.: *nous pyrinos*]. Diese feurige Vernunft durchdringt die ganze Erscheinungswelt (Cicero, *nat. deorum* I. 14) und stellt sich dar als *physis* und *psyche*, d. h. als organisierende Kraft in den Pflanzen und Tieren (Stobaeos, I. 538); auf Grund dieser letzteren Stelle scheint Zenon in Übereinstimmung mit der ganzen späteren Stoa auch die *exis*, d. h. die verbindende Kraft in der unorganisierten Welt, und den *nous* im Menschen für Ausflüsse der Gottheit gehalten zu haben (vgl. Krische a. a. O., S. 382 ff.). Gott ist also der Grund alles Zusammenhaltes und alles Lebens in der Welt; er ist der *logos toy pantos*, der durch die ganze *hyle* hindurchgeht (Stobaeos, I. 322), weshalb sich auch Tertullian des Bildes bediente (*ad. nat.* II. 4) Zenon lasse Gott durch die Welt hindurchgehen, wie Honig durch die Waben. Weil ferner die Seele, die also nach dieser Weltauffassung ein Teil der Gottheit ist, von Zenon auch ein warmer Hauch genannt wird (Diogenes, 157), so muss er auch Gott selbst als warmen, weil ja nämlich feurigen Hauch bezeichnet haben [griech.: *pneuma pyrinon*]; und es erklärt sich dann hieraus, wie Tertullian (*adv. Marc.* I. 12) sagen konnte, Zenon sehe die Luft als Gottheit an. Gott ist das die Welt erhaltende und leitende Vernunftprinzip (Cicero, *nat. deorum* II. 8., III. 9); er teilt seine Vernunft an den Kosmos mit und zwar eben weil er selbst vernünftig ist, ganz so wie auch durch den männlichen Samen eine Übertragung von Vernunft auf das Erzeugte notwendig stattfindet (*Sext. mth.* IX. 101). Ebendeshalb ist Gott aber auch im höchsten Grad selbstbewusst, weil derjenige, welcher seinem Wesen nach die personifizierte Vernunft ist und welcher selbstbewusste Geschöpfe hervorruft, notwendig selbst im eminenten Sinn selbstbewusst und persönlich sein muss (*ibid.*). Ist aber Gott die die ganze Welt lenkende Vernunft, so ist er auch identisch mit den Naturgesetzen oder mit dem, was Heraklit<sup>240</sup> *logos* genannt hatte (Laktanz, *de vera sap.* 9; Cicero, *nat. deorum* I. 14. 36: *naturalis lex divina est*), und weil ferner das durch die Naturgesetze Bestimmte notwendig eintreffen muss und also das Schicksal nichts anderes ist als der nach den Gesetzen der ewigen Vernunft verlaufende Gang der Ereignisse, so ist Gott auch identisch mit dem Schicksal; er ist *fatum*, *necessitas*, *heimarmene* (Stobaeos, I. 322; Diog. 149; Laktanz, *d. v. sap.* 9; Tertull. *apolog.* 21), wie schon Heraklit das Schicksal als die das All durchwirkende Vernunft definiert hatte (Stobaeos, I. 178): *es sei eins, Gott und Vernunft, Schicksal und Zeus* und er werde mit noch vielen anderen Namen benannt, z. B. als Athene, weil seine Herrschaft im Aether sich ausbreite, als Hera, weil er die Luft, als Hephäst, weil er das künstlerische Feuer beherrsche u.s.w. (Diog. 135, 147, welche beiden Stellen dem Zusammenhang nach, in dem sie stehen, noch mehr aber ihrer Verwandtschaft nach mit dem bis jetzt Dargelegten

<sup>239</sup> Siehe Cicero, *De nat. deorum* (Vom Wesen der Götter) II. 22. 57: Zenon gibt von der Natur folgende Definition: Die Natur ist ein künstlerisches Feuer, das planmäßig auf Zeugung vorwärts schreitet. Erschaffen nämlich und Erzeugen, meint er, sei das eigentliche Wesen der Kunst; und was bei unseren Kunstwerken die Hand vollbringe, das vollbringe weit kunstreicher die Natur; das heißt, wie gesagt, das künstlerische Feuer, der Lehrmeister aller Künste. Und insofern ist die ganze Natur künstlerisch, als sie gleichsam einen Weg und eine Verfahrensweise hat, die sie befolgt. (58) Die Natur der Welt selbst aber, die in ihrem Bereich alles umschließt und zusammenhält, nennt derselbe Zenon nicht allein künstlerisch, sondern geradezu Künstlerin, Beraterin und Vorsorgerin alles Nützlichen und Zweckmäßigen. Und so wie die übrigen Naturen jede aus ihrem Samen entspringen, wachsen und bestehen, so hat die Weltnatur hingegen lauter freiwillige Bewegungen, Bestrebungen und Begierden, welche die Griechen *hormai* nennen, und verrichtet die diesen entsprechenden Handlungen so wie wir selbst, die wir durch den Geist und die Sinne in Bewegung gesetzt werden. Da nun der Weltgeist so beschaffen ist und deshalb mit Recht Vorsicht oder Vorsehung genannt werden kann - griechisch heißt er *pronoia* - so sorgt er dafür vorzüglich und ist damit besonders beschäftigt, erstens, dass die Welt aufs Zweckmäßigste zur Fortdauer eingerichtet sei, sodann dass es ihr an nichts fehle, besonders aber, dass in ihr eine ausnehmende Schönheit und jegliche Pracht vorhanden sei.

<sup>240</sup> Heraklit war unzweifelhaft der erste Stoiker in Griechenland, d. h. er war ein Anhänger der indischen Samkhya-Philosophie.

zweifelsohne zenonisch sind). Ganz nahe lag es dann auch, Gott mit der Vorsehung zu identifizieren, welche alles weise einrichte und geordnet verlaufen lasse (Stobaeos, I. 178).

### 3. Ein angebliches stoisches Curiosum<sup>241</sup>

Ein angebliches stoisches Curiosum ist die Behauptung, dass Denken, Vernunft und Weisheit etwas Körperliches, d. h. etwas Materielles seien. Hier die betreffende Stelle in Senecas >Briefe an Lucilius<:

Seneca, 117. Brief:

*Die Unsrigen [die Stoiker] behaupten: Alles, was ein Gut ist, besteht aus Materie, weil es wirkende Kraft besitzt; denn alles, was wirkt, ist Materie. Was ein Gut ist, das nützt. Es muss aber irgendetwas wirken, um zu nützen; wenn aber etwas wirkt, so ist es Materie. Die Weisheit erklären sie [die Stoiker] für ein Gut, folglich müssen sie ihr auch das Materielle zusprechen.*

Cicero schrieb in den >Academici libri<, XI, genau dasselbe:

*Über das Wesen der Materie erklärte sich Zenon dahingehend: [...] Das [Aether]-Feuer ist dasjenige Element, durch das alles erzeugt wird, selbst das Gefühl und das Denken. Er wich auch darin von allen anderen [Philosophen] ab, da er für geradezu unmöglich hielt, dass ein unkörperliches Wesen, wofür Xenokrates und die früheren Philosophen die Seele erklärt hatten, etwas hervorbringen könne. Alles, was etwas hervorbringt oder [selbst] hervorgebracht werde, müsse notwendig ein Körper [etwas Materielles] sein.*

Zenon lehrte, dass alle Dinge existieren [aus Materie bestehen], die am Sein teilhaben, (Stobaeus, I.138,14-139,4 und II.54,18 = SVF 3,70). Dieser Lehrsatz ist mit der Samkhya-Lehre identisch: *Dem Samkhya ist alles Wirkliche [alles Reale] ein stoffliches [materielles] Sein, im Gegensatz zum absoluten Geist, so Joseph Dahlmann<sup>242</sup>.*

Wir haben bereits früher gehört: für die Stoiker ist das Weltall, der Kosmos, ein einziges belebtes Wesen. Durch das bildende Feuer (pyr technikòn) entsteht alles Leben. Wie kamen die Stoiker und vor ihnen die indischen Samkhya auf diese These? Des Rätsels Lösung ist eigentlich ganz einfach. Sie erkannten, dass nur durch die wärmende Kraft der Sonne alles Leben existiert.

Das pyr technikòn wurde von ihnen als das schöpferische Prinzip, als die oberste Gottheit identifiziert. Feuer ist ein Phänomen, das durch Hitze spontan entsteht und durch die Verbrennung von etwas Materiellem, u. a. von Holz, genährt wird und das etwas Materielles anscheinend in Nichts verwandeln kann. Zusammen mit Holz verbrennen auch andere Dinge, z. B. organische Körper, die der Verstorbenen, die ebenfalls zu Nichts werden. Ursache für das Brennen ist jedenfalls immer ein Seiendes, etwas Materielles, denn nur das kann etwas bewirken.

Zur Verteidigung, ja zur Rehabilitation der alten Stoiker möchte ich die Erkenntnisse unseres Computer-Zeitalters heranziehen. Ein Computer setzt sich bekanntlich aus einer sogenannten Hardware und einer Software zusammen. Die Hardware besteht unbestreitbar aus Materie, aus Schaltkreisen, usw. Und was ist die Software? - Sie ist ein Rechenprogramm, von einem Programmierer erstellt. Ein Computer denkt nicht, sondern er rechnet, er be-rechnet. Er bekommt von uns eine Rechenaufgabe gestellt und er berechnet das wahrscheinlichste Ergebnis.

Aus was besteht eigentlich unser menschliches Gehirn? - Einerseits aus organischen Zellverbindungen, aus etwas Materiellem, demnach ist es unsere Hardware. Andererseits müssen wir auch so etwas Ähnliches wie eine Software haben, um das Erreichen zu können, was wir

<sup>241</sup> Siehe L. Baus, >Buddhismus und Stoizismus - zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre<, IV. erweiterte Auflage, Homburg 2013.

<sup>242</sup> Siehe Joseph Dahlmann, >Die Samkhya-Philosophie als Naturlehre und Erlösungslehre - nach dem Mahabharata<, 2. Bd, Drittes Kapitel: Samkhya und Stoa, Berlin 1902.

erstreben, nämlich ein glückliches Leben. Anstatt Software können wir auch sagen, wir besitzen eine Philosophie, die uns durch Erziehung und vermittelt langer Erfahrung auf unsere Hardware fest, d. h. wohl mehrfach eingepägt wurde. Vielleicht ist unser Denken ebenfalls eine Art Rechenprozess, ein ständiges Addieren und Subtrahieren, ein Hin- und Herüberlegen, ein Abwägen von Vor- und Nachteilen? Denken ist ohne stoffliches Sein, egal ob Schaltkreise oder organische Nervenzellen, nicht möglich. Unser Denken ist daher kein absoluter Geist. Es ist abhängig von lebenden Nervenzellen, in denen elektrischer Strom und auch chemische Botenstoffe fließen. Einen Geist, ein geistiges Wesen, Weisheit und Vernunft ohne Materie kann es daher nicht geben.

Somit ist auch unsere Vernunft und unser Denken materiell, nämlich eine Software, ein Philosophieprogramm. Denn das, wovon die Materie gedacht wird, ist selbst Materie, siehe unten. Ohne Materie, ohne den Zellklumpen in unserem Kopf – Gehirn genannt – und ohne eine Software, eine aus Erziehung, Umwelteinflüssen und Lebenserfahrung selbsterschaffene Privat-Philosophie, können wir nicht denken und handeln.<sup>243</sup>

Ohne die richtige Software können wir nicht das erreichen, wonach wir alle streben, nämlich ein glückliches Leben. Die stoische Philosophie - die uns zu geistiger Autonomie und damit zur Freiheit führt - ist das einzig richtige Lebens-Programm, das uns dazu verhilft, dass wir in größtmöglichem Maße glücklich sein werden.

Paul Barth schrieb in >Die Stoa<, Stuttgart 1903, II. Abschnitt, 2. Kapitel:

*Es scheint einem Modernen paradox, die Theologie unter die Physik zu rechnen. In der That aber sind in der Stoa beide identisch oder höchstens nur verschiedene Betrachtungsweisen desselben Objektes. Denn die Gottheit wird von dem Gründer der Schule identifiziert mit dem schöpferischen Prinzip, dieses aber ist ein Element, das schöpferische Feuer, als ein Teil der Natur, so dass auch die Gottheit materiell wird. Natürlich wäre sie keine Gottheit, wenn sie nicht die höchste Fähigkeit des Menschen, die Vernunft, im höchsten Maße verträte. Somit ist auch die Vernunft selbst materiell; das, wovon die Materie gedacht wird, ist selbst Materie, das Subjekt identisch mit dem Objekt, was ja auch in der neuesten Philosophie als Ergebnis langer Untersuchungen erscheint<sup>244</sup> [...] Dieses schöpferische Feuer [= Aether-Logos = Vernunft] herrscht über alles, was geschieht, sowohl in der belebten wie in der unbelebten Welt; es ist also auch identisch mit dem, was der Volksglaube Schicksal nennt, jener gewaltigen Macht, der nach Homer auch die Götter unterworfen sind. Jener Gründer und Lenker des Weltalls hat den Schicksalsspruch geschrieben, aber er befolgt ihn auch. Immer gehorcht er, ein Mal nur hat er befohlen.<sup>245</sup> [...]*

*Ohne Gleichnis, als sachliche Bezeichnung ist es gedacht, wenn Kleanthes und Seneca von einer stärkeren oder schwächeren Spannung<sup>246</sup> des schöpferischen, feurigen Hauches als dem schöpferischen Vorgang sprechen. Ein Gleichnis Zenons dagegen ist es, dass die Gottheit [d. h. der Aether] die Welt durchdringt, wie der Honig die Waben, was freilich keine Durchdringung sondern nur gleichmäßige Verteilung bedeuten würde.<sup>247</sup> Ein anderes Bild ergibt sich durch den*

<sup>243</sup> Einige Wissenschaftler sind der Überzeugung, dass es in naher Zukunft sogar Roboter mit Bewusstsein geben wird. Lesen Sie dazu das hochinteressante Buch von Bernd Vowinkel mit Titel >Maschinen mit Bewusstsein – Wohin führt die künstliche Intelligenz?<, Weinheim 2006.

<sup>244</sup> Fußnote Barth: Bei den immanenten Philosophen (Schuppe, Ehmke, Schubert-Soldern) verschwindet das Objekt im Subjekt, was die eine Seite des Denkens, das Bewusstsein von der Subjektivität der Empfindung des Widerstandes der Objekte darstellt. Im Empiriekritizismus aber (Avenarius und seine Anhänger) verschwindet das Subjekt im Objekt, um schließlich alle seine Bestimmungen durch das Objekt zu erhalten.

<sup>245</sup> Fußnote Barth: Vergl. Seneca, de providentia, K. 5. Vergl. O. Heine, Stoicorum de fato doctrina, Naumburgi 1859, S. 27. [Anmerkung des Hrsg.: Jener Gründer und Lenker des Weltalls sprach sozusagen den Urknall, ein grollendes Donnerwort, dann war Gott auf ewig stumm.]

<sup>246</sup> Fußnote Barth: Vergl. Kleanthes, fragm. 24 (Pearson, S. 252) und Seneca, Nat. Quaest. II,8, wo die Spannung (lat. intentio) als spezifische Eigenschaft, dem spiritus (= psyche) zugeschrieben wird.

<sup>247</sup> Fußnote Barth: Vergl. Pearson, S. 88.

*Ursprung der Welt aus dem schöpferischen Feuer. Dieses ist dann gewissermaßen der Same, aus dem alle Dinge hervorgehen. Es wird zur samenartigen Vernunft (gr. logos spermaticos). Und wie gewisse verhältnismäßige Teilchen der Glieder zum Samen sich vereinigend sich mischen und, wenn die Glieder wachsen, wieder trennen, so entsteht alles aus Einem und wiederum durch Vereinigung aus allem Eines.<sup>248</sup>*

*Die Aufeinanderfolge: Same – Körper – neuer Same ist vorbildlich für die Folge: Samenartige Vernunft – Welt – samenartige Vernunft, die nach der Verbrennung im schöpferischen Feuer übrig bleibt. Da sie am Anfang wie am Ende der Welt wirkt, so ist sie das Beharrende, aus dem die Vernunft des einzelnen Wesens, des Menschen, hervorgegangen ist, in das diese wieder zurückkehrt. Du wirst verschwinden in dem, was dich erzeugt hat. Oder vielmehr, du wirst nach dem allgemeinen Stoffwechsel zurückgenommen werden in seine samenartige Vernunft.<sup>249</sup>*

*Wie die menschliche Vernunft aber – abgesehen von der Fähigkeit, die höchsten Prinzipien zu denken – zugleich die durch das Denken gewonnenen, allgemeinsten und speziellsten Begriffe und Gesetze enthält, so sind solche auch in der Weltvernunft enthalten. Die Welt ist ja nach stoischer Ansicht nicht einfach, sondern von höchster Mannigfaltigkeit, so dass es kein Ding gibt, das einem anderen völlig gleiche, jedes Weizenkorn z. B. von jedem anderen verschieden ist.<sup>250</sup> Es gibt also unzählige bestimmte Formen, die entstehen, wachsen und vergehen. Sie sind die samenartige Vernunftinhalte (logoi spermaticoi), von denen in der Stoa abwechselnd mit der einen Weltvernunft die Rede ist. So heisst es von dem schöpferischen Feuer, dass es methodisch zu den Schöpfungen der Welt schreitet, nachdem es alle samenartigen Vernunftinhalte nach denen jegliches in gesetzmäßiger Notwendigkeit wird, in sich aufgenommen hat. Diese Mehrzahl wird der Einzahl so sehr gleichgesetzt, dass Marc Aurel, von dem wir oben sahen, dass er die einzelne Seele in die samenartige Vernunft zurückgehen lässt, an einer anderen Stelle sie nach dem Tode in die samenartige Vernunftinhalte eingehen lässt.<sup>251</sup> Es ist also diese Weltvernunft eine einzige große Kraft, und doch, ohne ein Chaos zu werden, in unendlich viele Einzelkräfte geteilt. Es spiegelt sich darin die erkenntnistheoretische Tatsache, dass das Einheitsstreben der Vernunft uns treibt, die Mannigfaltigkeit auf einige wenige, zuletzt nur auf ein Prinzip zurückzuführen, damit aber nur die Hälfte der Erkenntnis erreicht ist, die andere Hälfte darin besteht, aus der Einheit die Vielheit als logisch notwendig abzuleiten.*

*Es gibt nur eine Vernunft, eine Wahrheit, eine Logik. [...]*

Wenn wir von der Annahme ausgehen, dass die Stoiker Materialisten waren, so wird die Sache plausibel: Wenn Gott, alias der Aether-Logos, identisch ist mit dem Naturgesetz, dann gehört er logischerweise in die Naturlehre, in die Physik.

Neben dem Logos, der Vernunftkraft des Aethers, erscheint noch ein zweiter Begriff für die Weltvernunft in der stoischen Physiktheorie: das Pneuma. Wie das aetherische Feuer, alias der Logos, die ganze Materie durchdringt, so durchdringt das Pneuma, ein warmer belebender Vernunft-Hauch, die Lebewesen. Das Urfeuer, der Aether, ist zugleich Vernunftkraft, der Logos zugleich Pneuma. Offensichtlich wurde mit logos die Vernunftkraft der Materie benannt, mit pneuma (verdichteter Atem) die Vernunftkraft der Lebewesen.

Dazu lesen wir bei Max Heinze, >Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie<, Oldenburg 1872, folgendes (ab Seite 94):

<sup>248</sup> Fußnote Barth: So Kleanthes bei Pearson, S. 252.

<sup>249</sup> Fußnote Barth: Marc Aurel, IV, 14.

<sup>250</sup> Fußnote Barth: Plutarch, de communibus notitiis, K. 36.

<sup>251</sup> Fußnote Barth: Vergl. M. Heinze, >Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie<, Oldenburg 1872. A. Aall, >Geschichte der Logosidee in der griechischen Philosophie<, I, Leipzig 1896, S. 110, hat mich nicht überzeugen können, dass schon die alte Stoa jene Prinzipien immateriell gedacht habe.

*Auch die Veränderungen in den geformten Dingen müssen durch Veränderungen der Pneumata hervorgebracht werden. So entsteht der Schlaf, wenn die Spannung des Wahrnehmens in dem herrschenden Theile der Seele nachlässt; und die Affecte treten ein, wenn die Luftströmungen, welche die Seele des Menschen ausmachen, wechseln. (Vgl. Diogenes, VII, 158.) Dies Pneuma, woraus die Seele besteht, ist übrigens nicht das gewöhnliche, welches in der ganzen Natur bildendes und erhaltendes Prinzip ist, sondern es ist dünner und feiner, wie wir von Chrysispos selbst erfahren. (Vgl. Plutarch, Stoic. rep. 41. 1052.) [...] Kornutus sagt geradezu, dass unsere Seelen Feuer seien. (Vgl. Diogenes, VII, 157.) Damit ist aber keineswegs gemeint, dass dieses ein von dem Pneuma, was sonst das Wesen der Dinge ausmacht, verschiedener Stoff sei.[...]*

*Alles was lebt, lebt in Folge der von ihm eingeschlossenen Wärme; und so hat dieser Wärmestoff eine Lebenskraft in sich, die sich durch die ganze Welt erstreckt, da ja die Welt ein lebendiges Wesen ist. Auch in den sogenannten unorganischen Stoffen sieht man deutlich die Wärme: Wenn Steine an einander geschlagen werden, sprüht Feuer heraus, das Wasser gefriert erst nach Verlust der Wärme, also muss es von vornherein diesen Stoff in sich haben. Dasselbe wird von der kalten Luft nachzuweisen versucht. (Vgl. Cicero, N.D. II, 9, 24 f.) [...]*

*Beide Qualitäten scheinen sich in der einen Bezeichnung Aether zusammenzufinden, welche die Stoiker ebenfalls für die Gottheit gebrauchen, wenn dieser auch meist als feurig dargestellt und von Cicero ardor übersetzt wird. Es ist dies vor allem der feurige Luftkreis, der die ganze Welt umgibt und sich hier in seiner vollen Reinheit darstellt, während er sonst nur in Vermischung mit anderen Stoffen vorkommt.*

Der Pneuma-Begriff der Stoiker hat wiederum ein Analogon in der Samkhya-Lehre. Auch hier wird in fast gleicher Bedeutung von einem Hauch = Âtman gesprochen. Hellmuth Kiowsky schreibt in seinem Buch >Evolution und Erlösung - Das indische Samkhya<, Frankfurt 2005, ab Seite 24: *Doch die Verbindung zwischen dem Wort Brahman und seinem ursprünglichen Sinn hat sich gelockert. Ein neuer Begriff verbindet sich mit dem Brahman - der Âtman. Seine Grundbedeutung ist Atem und wird auch mit Wind, vâta, erwähnt, denn der Wind ist der Atem der Götter. Er unterscheidet sich vom Lebensgeist, Prâna, welcher Ausdruck sich mehr dem Körperlichen zuneigt als eingeatmete Luft, Energie, Kraft; im Samkhya als Seele wiedergegeben [...] Der Âtman wird auch für das Selbst eingesetzt. Wie im Körper der Atem lebt, so ist es nicht anders als Prâna-Âtma in der Natur. [...] Der Âtman wohnt in den Dingen, so wird erläutert, wie das Salz im Meer.*

Zenon gebrauchte eine ähnliche Metapher: Der Logos durchdringt die ganze Materie, wie der Honig die Waben. Die Stoiker übersetzten Atman mit Pneuma.

#### 4. Das Curiosum von der Dauer der Psychen

Der Epikureer Diogenes von Oinoanda prangerte die Ansicht der Stoiker von der unterschiedlichen Dauer der Psychen von Weisen und Unweisen an:

M. F. Smith, >Diogenes von Oinoanda - The Epicurean inscription<, Napoli 1993, Fragment Nr. 35<sup>252</sup>:

*[Col. I] ... Da die Stoiker auch in diesem Fall /*

*[Col. II] originellere Behauptungen aufstellen wollen als andere, sagen sie nicht, dass die Seelen schlechthin unvergänglich sind, sondern behaupten, dass die Seelen der Toren sogleich nach der Trennung vom Körper zerstört werden, dass dagegen die der hervorragenden Menschen*

---

<sup>252</sup> Übersetzung von Fritz Jürß, Reimar Müller und Ernst Günther Schmidt, abgedruckt in >Griechische Atomisten - Texte und Kommentare zum materialistischen Denken der Antike<, Reclam-Verlag Leipzig 1991.

*[der Weisen] noch [bis zum Weltenbrand] fortbestehen, freilich auch sie einmal zugrunde gehen. Seht nun die offenkundige Un-  
[Col. III] glaubwürdigkeit / dieser Leute. Sie stellen diese Behauptung auf, als wenn die Weisen und die Nichtweisen nicht gleichermaßen sterblich wären, wenn sie sich auch im Denkvermögen voneinander unterscheiden.*

Diogenes von Oinoanda kritisierte mit Recht, dass es eigentlich eine Inkonsequenz der Stoiker sei, wenn sie behaupten, dass die Psychen der Toren sogleich nach dem Tode untergehen, aber die der Weisen noch bis zur Ekpyrosis, dem Weltenbrand, bestehen können. Entweder sind alle Psychen sofort sterblich oder unbegrenzt unsterblich.

Dieses stoische Curiosum hat wiederum seine Ursache in der Tatsache, dass der Ursprung der Stoa in der Samkhya-Lehre zu suchen ist: Die Unweisen fallen der Seelenwanderung anheim, d. h. sie werden so lange wiedergeboren, bis sie die unterscheidende Erkenntnis und damit die Erlösung erreicht haben. Die Stoiker versuchten sich möglicherweise von den Pythagoreern abzugrenzen, die bereits eine Seelenwanderung lehrten. Also blieb Zenon und seinen Nachfolgern nichts anderes übrig, als die Psychen der Toren untergehen zu lassen. Und was die Psychen der Weisen betrifft, dazu lesen wir bei Diogenes Laertius, >Leben und Lehren berühmter Philosophen< folgendes:

Diogenes Laertius, VII. 151:

*Sie [die Stoiker] behaupten auch, es gebe gewisse Dämonen, die für die Menschen Teilnahme empfinden. Sie sind Beobachter der menschlichen Angelegenheiten [Handlungen], auch Heroen genannt; das sind die hinterbliebenen Psychen der Tugendhaften.*

Diese Heroen, die hinterbliebenen Psychen der Tugendhaften, erinnern mich stark an die Bodhisattvas im Buddhismus. Demnach könnte diese Ansicht bereits in der Samkhya-Lehre vorhanden gewesen sein.

## 5. Das angebliche epiktetische Curiosum

Wenn wir die Diatriben Epiktets aufschlagen, lesen wir auf fast jeder Seite von Gott oder von Zeus oder danke den Göttern oder Gott hat. Wenn ein Philosoph so häufig von Gott und Göttern redet, sollte man mit Recht annehmen dürfen, dass er ein Theist wäre, wie z. B. Platon. Aber das ist bei Epiktet keineswegs der Fall. Adolf Bonhöffer hat in seinem Werk >Epictet und die Stoa – Untersuchungen zur stoischen Philosophie<, Stuttgart 1890, eindeutig bewiesen und leicht verständlich dargelegt, dass Epiktet keineswegs an Gott und an ein ewiges Leben glaubte. Warum redet Epiktet dann aber von Gott, obwohl er ein waschechter Stoiker war, der in rein Garnichts von den stoischen Dogmen abwich, wie sie von Zenon von Kition und den späteren Schulhäuptern überliefert sind? Wie können wir uns dieses Curiosum erklären?

Beginnen wir mit den Argumenten Bonhöffers. Er schrieb in dem o. g. Buch auf Seite 65: *Während nun aber Seneca und M[arc] Aurel die persönliche Fortdauer nach dem Tod immerhin als eine wenn auch entfernte Möglichkeit im Auge behalten haben, hat Epictet darauf vollständig verzichtet. So lautet im Wesentlichen auch Zellers Urteil - >Die Philosophie der Griechen<, III, 1, S. 746 - indem er freilich zugleich es ausspricht, dass Epictets Ansicht über das Schicksal der Seele nach dem Tod nicht leicht anzugeben sei (vgl. Stein I, S. 201). Jedoch meines Erachtens liegt dieselbe ganz klar zu Tage: eine persönliche Fortdauer nach dem Tod liegt gänzlich ausserhalb seines Gesichtskreises, ja sie wird durch seine Aeusserungen geradezu ausgeschlossen. Ganz unzweideutig lehrt er, dass der Mensch und damit natürlich auch das individuelle Bewusstsein aufhöre mit dem Tod (Diatriben, II, 5, 13: alles Entstandene muss vergehen). [...] Also der Mensch hört auf, seine Bestandteile aber dauern fort, da im Weltall nichts untergeht: sie lösen sich auf in die stoikea (IV, 7, 15). [...] Wenn also Epictet den Tod eine Veränderung nennt oder*

von jener Wohnung spricht, die jedem offen steht (Diatriben, I, 25, 20), so meint er damit keineswegs eine Entrückung zu seligen Geistern, sondern, wie die Stelle Diatriben, III, 24, 92 etc. deutlich zeigt, nichts anderes als die Verwandlung der Bestandteile [der vier Elemente: Feuer, Wasser, Erde, Luft] in etwas Neues. Zugleich ersieht man aus Stellen wie III, 24, 92 etc., dass Epiktet offenbar die Götter und Dämonen, von welchen das ganze Weltall voll sein soll, nicht als persönliche Wesen gefasst hat: denn eben dort, wo er sagt, dass es keinen Hades gebe, sondern voll sei alles von Göttern und Dämonen, schildert er den Tod als Rückkehr zu den stoikeia. Er will aber doch offenbar sagen, dass der Mensch nach dem Tod dahin komme, wo Götter und Dämonen sind; wenn er nun zugleich sagt, dass derselbe sich in die stoikeia auflöse, so sieht man wohl, dass er die Götter ebensowenig als persönliche Wesen gefasst hat, wie er den Menschen als persönliches Wesen fortexistieren lässt.

Bonhöffer hat die wahre stoische Philosophie klar erkannt: Die Stoa beinhaltet eine atheistische Philosophie. Die Stoiker redeten zwar von Gott und von Zeus, meinten aber damit den Aether-Logos, alias das Naturgesetz. Das Naturgesetz ist unser Gott. Die Stoa war eine Geheim- oder Stufenphilosophie um der Verfolgung von fanatischen Theisten zu entgehen.

Das epiktetische Curiosum ist meines Erachtens das Resultat von mehreren verhängnisvollen unglücklichen Umständen. Den ersten habe ich oben bereits erwähnt: die Stoa war eine atheistische Geheimphilosophie. Nur ein ausgewählter Kreis von geprüften Stoikern wurde in das Geheimnis der atheistischen stoischen Philosophie eingeweiht. Der zweite unglückliche Umstand besteht darin, dass Epiktet aus Armut keine Schriften hinterließ. Er lehrte die stoische Philosophie aus den Abhandlungen der Schulhäupter. Wie müssen wir uns daher die Entstehung der Diatriben vorstellen? Arrian, unter dessen Namen sie überliefert sind, war von den stoischen Lehren des Epiktet begeistert. Er beauftragte daher einen oder mehrere seiner Sklaven, die Vorträge des Epiktet regelmäßig zu besuchen und sich Notizen zu machen. Arrian hatte beschlossen, da Epiktet nichts Schriftliches hinterlassen wollte, dessen Lehrreden aufzuschreiben und so für die Nachwelt zu bewahren. Eine höchst verdienstvolle Arbeit. Die unterschiedlichen Textaufbauten der Diatriben rühren daher, weil mehrere Sklaven an der Niederschrift des Werkes arbeiteten. Wahrscheinlich benutzten die Schreiber die sogenannten tironischen Noten, eine antike Kurzschrift.<sup>253</sup> So konnten sie die Vorträge Epiktets ziemlich vollständig zu Papier bringen und zu Hause in Ruhe ausarbeiten. Ein dritter unglücklicher Umstand könnte darin bestanden haben, dass sowohl Arrian als auch seine Sklaven über die wahre stoische Philosophie wenig Konkretes wussten, d. h. sie waren nicht darüber informiert, dass sie eine atheistische Geheimphilosophie beinhaltet und Gott mit Naturgesetz analog ist. Aber das war weiter kein Problem, denn die Schreiber bemühten sich, die Reden Epiktets so originalgetreu wie möglich niederzuschreiben. So erging es auch den ersten Christen. Sie hielten die Stoiker für Monotheisten, weil sie so viel von Gott redeten.

Dann kam das Ende der antiken Welt. Im Jahr 535 u. Zr. brach ein Supervulkan aus, manche Forscher vermuten in Indonesien, manche in Südamerika, der beinahe das Ende der menschlichen Zivilisation bewirkt hätte.<sup>254</sup> Die Sonne war fast zwei Jahre lang nur durch einen dichten Schleier aus Vulkanasche zu sehen. Viele Menschen starben vor Hunger, sie glaubten wohl, das Weltende würde bevorstehen. Diese Umweltkatastrophe verursachte den Untergang der liberalen Hochkultur in Europa. In der Folge erstarkte der fundamentale Theismus und die Intoleranz, das dunkle Zeitalter - das sogenannte Mittelalter - brach an. Der fanatische Theismus hatte kein Interesse, die

---

<sup>253</sup> Siehe Karl Hartmann, >Arrian und Epiktet<, in: >Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur<, hrsg. von Johannes Ilberg, 8. Jahrgang 1905, mit weiterführenden Literaturangaben.

<sup>254</sup> Lesen Sie dazu das hochinteressante Werk von David Keys >Als die Sonne erlosch – 535 n. Chr.: Eine Naturkatastrophe verändert die Welt<, München 1999. Nicht die Völkerwanderung verursachte den Niedergang der antiken Kultur, sondern eine Naturkatastrophe.

Schriften der antiken Philosophen aufzubewahren, schon gar nicht solche der atheistischen Philosophen und Dichter. Ihre Werke gingen fast gänzlich verloren.

Wie kamen dennoch einige Werke der Stoiker durchs Mittelalter? Ganz einfach: Aus Unwissenheit und aus mangelhafter Griechisch- und Lateinkenntnis der christlichen Kopisten. Viele der christlichen Mönche konnten die Schriftrollen der antiken Philosophen zwar abschreiben oder richtiger noch abmalen, eben kopieren, jedoch sie verstanden nicht alles Geschriebene in ihrer höchsten Konsequenz. Das erklärt einerseits die vielen Schreibfehler und andererseits die Tatsache, dass diese Texte überhaupt noch vorhanden sind.

Durch diese verhängnisvollen Umstände - atheistische Geheimphilosophie, theistische heidnische Sklaven schrieben die Vorträge Epiktets nieder, christliche Mönche kopierten das Werk Epiktets im Mittelalter, dabei wurde es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erneut sehr stark theistisch interpoliert - kam es letztendlich dazu, dass die mündlichen Diatriben Epiktets schließlich zu einem schriftlichen Curiosum mutierten. Das Irritierende daran ist zweifellos, dass sie auf den ersten Blick als Lehrreden eines theistischen Philosophen erscheinen. Ja man kann sie, je nach der persönlichen Weltanschauung des Lesers, sowohl theistisch als auch atheistisch auslegen. Erst nach einem tieferen Studium der stoischen Philosophie muss man gezwungenermaßen zu der Erkenntnis gelangen, dass Epiktet in Wahrheit ein Atheist war, wie seine Schülhärter. Diesen eindeutigen Beweis lieferte Bonhöffer.

Hier einige Belege für meine Überzeugung:

Epiktet, >Diatriben<, I. Buch, 30, 50: *Nun hat der [Kaiser], der die Macht dazu hat, das Urteil über Dich gefällt: ‚Ich erkläre Dich für einen Mann, der an keinen Gott glaubt und keine Religion hat. Was ist Dir an Leid begegnet? – ‚Ich bin für einen Gottesleugner und Verächter der Religion öffentlich erklärt worden.- Sonst nichts?*

Epiktet, >Diatriben<, I. Buch, 30. Diatribe: *Wenn Du vor einen Mächtigen und Gewaltherrscher trittst, so denke daran, dass ein noch Mächtigerer [der Aether-Logos] von oben alles sieht, was geschieht, und dass es Deine angemessene Handlung ist, diesem [dem Aether-Logos oder dem Vernunftgesetz] mehr zu gefallen als dem anderen [dem Kaiser]. Dieser [der Aether-Logos] fragt dich: Was hast Du in der Schule [der stoischen Philosophie] gelernt: Was ist Landesverweisung, Haft, Tod und öffentliche Schmach? – Ich: Das sind gleichgültige Dinge [gr. adiaphora]. – Und wie nennst du sie jetzt [nachdem sie Dir begegnet sind?] Haben sich die Dinge etwa geändert? – Nein. – Oder hast du Dich etwa geändert? – Ebenso wenig. – So sage mir: Was sind gleichgültige Dinge? – Alles was nicht von unserem Willen abhängt. – Und was folgt daraus? – Was nicht von meinem freien Willen abhängt, das hat nichts für mich zu bedeuten. – Sage weiter: Was für Dinge haben wir als die wahren Glücks-Güter erkannt? – Einen richtigen Willen und einen richtigen Gebrauch der Vorstellungen. – Und was ist das letzte Ziel? – Dir, dem Aether-Logos, alias dem Naturgesetz, zu folgen. – Und was hältst du gegenwärtig noch von diesen Dingen? – Genau dasselbe wie früher. – So geh denn getrost zu dem Tyrannen hinein und behalte nur diese Dinge fest im Geist. So wirst Du sehen, was ein Mann, der [die Schriften der Stoiker] studiert hat, unter Leuten darstellt, die nichts dergleichen gelernt haben.*

Epiktet, >Diatriben<, II. Buch, 4, 10: ... *sobald der Gesetzgeber [gemeint ist: der Aether-Logos, alias das Naturgesetz]<sup>255</sup>, wie ein Gastgeber, die Austeilung gemacht hat, sollst Du Dich an das halten, was Dir zugeteilt worden ist.*

Epiktet, >Diatriben<, II. Buch, 5, 13: *Ich bin ja kein [unzerstörbares] Aeon, sondern ein Mensch, ein Teil des Ganzen, wie die Stunde ein Teil des Tages. Ich muss einmal, wie die Stunde, dasein und auch, wie die Stunde, verschwinden. Was liegt mir nun daran, wie ich verschwinde, ob im Wasser erstickt oder durch ein Fieber verzehrt; denn durch soetwas [oder etwas Ähnliches] muss ich doch einmal vergehen.*

Epiktet, >Diatriben<, II. Buch, 2, 1: *Wenn du vor Gericht gehst, sieh zu, was du bewahren und was du durchsetzen willst. Denn wenn du bewahren willst, dass dein Wille der Natur gehorsam bleibe, so steht es völlig sicher für dich, so lässt es sich ganz leicht erreichen, so hast du keine große Mühe.*

Epiktet, >Diatriben<, III. Buch, 13, 14: *Sobald mir dieser [der Aether-Logos] das Notdürftige nicht mehr darreicht, gibt er mir das Zeichen zum Abzug [zum Sterben], hat die Pforte geöffnet und sagt: Komm. – Wohin? – An keinen furchtbaren Ort, sondern dahin, woher du gekommen bist, unter Freunde und Verwandte, unter die Urstoffe [gr.: stoikea]. Was an dir Feuer war, geht in das Feuer, was irdisch war, in die Erde, was Luft war, in die Luft, was Wasser war, ins Wasser zurück. Es gibt keinen Hades, keinen Kotykos, keinen Acheron, keinen Pyriphlegethon ...*

Dass allein nur die Natur oder das Naturgesetz unser legitimer Gesetzgeber [gr. nomothetes] ist, davon spricht zweitausend Jahre später auch Michail Bakunin in seinem Werk >Gott und der Staat<. Ich zitiere nach der Übersetzung von Erwin Rholf, >Michail Bakunin – Gesammelte Werke<, Berlin 1921, 1. Band, ab Seite 107: *Sie [die Theisten] sind in der Logik nicht stark; und man möchte glauben, dass sie sie verachten. Das unterscheidet sie von den pantheistischen und deistischen Metaphysikern und drückt ihren Ideen den Charakter eines praktischen Idealismus auf, der sein Trachten viel weniger aus der strengen Entwicklung eines Gedankens schöpft als aus den geschichtlichen, kollektiven und individuellen Erfahrungen, beinahe sagte ich Bewegungen des Lebens. Dies gibt ihrer Propaganda einen Schein von Reichtum und Lebenskraft, aber nur einen Schein; denn das Leben selbst wird unfruchtbar, wenn es von einem logischen Widerspruch gelähmt wird.*

*Dieser Widerspruch ist folgender: Sie [die Theisten] wollen Gott und sie wollen die Menschheit. Sie versteifen sich darauf, zwei Begriffe zusammenzubringen, die, einmal getrennt, sich nur wieder treffen können, um sich gegenseitig zu zerstören. Sie sagen in einem Atemzug: Gott und die Freiheit des Menschen, Gott und die Würde, Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das Wohl der Menschen, ohne sich um die unvermeidliche Logik zu kümmern, nach welcher, wenn Gott existiert, dies alles zum Nichtvorhandensein verurteilt ist. Denn wenn Gott existiert, ist er notwendigerweise der ewige, höchste, absolute Herr; und wenn ein solcher Herr da ist, ist der Mensch Sklave; wenn er aber Sklave ist, sind für ihn weder Gerechtigkeit, noch Gleichheit, noch Brüderlichkeit, noch Wohlfahrt möglich. Mögen diese Theisten sich immer gegen*

<sup>255</sup> Hendrik Selle, Verfasser des Artikels >Dichtung oder Wahrheit – Der Autor der epiktetischen Predigten<, in: >Philologus – Zeitschrift für Antike und Rezeption<, Band 145, 2001, Seite 279, spricht von *änigmatischer [nicht erklärbarer oder rätselhafter] Umschreibung Gottes mit „der Gesetzgeber“ (gr. nomothetes)*. Dies ist wiederum ein eindeutiger Beleg dafür, dass die Schriften Epiktets noch nach über einhundert Jahren seit Bonhöffers grundlegenden Arbeiten immer noch theistisch ausgelegt werden. Die Stoa war unbezweifelbar eine atheistische Philosophie und Epiktet wich keinen Deut von den Dogmen seiner Philosophenschule ab. Aber diejenigen, die seine Diatriben aufschrieben und kopierten, waren Theisten, sowohl im Altertum als auch im Mittelalter.

den gesunden Menschenverstand und alle geschichtliche Erfahrung ihren Gott von der zartesten Liebe für die menschliche Freiheit beseelt vorstellen: Ein Herr, was er immer tun und wie freiheitlich er sich zeigen mag, bleibt nichts desto weniger ein Herr; und seine Existenz schließt notwendigerweise die Sklaverei von allem, das unter ihm ist, ein. Wenn also Gott existieren würde, gäbe es für ihn nur ein einziges Mittel, der menschlichen Freiheit zu dienen: aufhören zu existieren. [...]

Als eifersüchtiger Anhänger der menschlichen Freiheit, die ich als die unbedingte Grundbedingung von allem, das wir in der Menschheit verehren und achten, ansehe, drehe ich Voltaires Satz um und sage: Wenn Gott wirklich existieren würde, müsste man ihn beseitigen. Die strenge Logik, die mir diese Worte diktiert, ist zu klar, als dass ich diesen Gedankengang weiter entwickeln müsste. Und es scheint mir unmöglich, dass dies den erwähnten ausgezeichneten Männern, deren Namen so berühmt und so mit Recht geachtet sind, nicht selbst aufgefallen ist und dass sie den Widerspruch nicht bemerkten, der darin liegt, dass sie gleichzeitig von Gott und von der menschlichen Freiheit sprachen. Zur Nichtbeachtung des Widerspruchs muss sie der Gedanke veranlasst haben, dass diese Inkonsequenz oder diese Hintansetzung der Logik in der Praxis zum Besten der Menschheit notwendig sei.

Vielleicht verstehen sie auch die Freiheit, von der sie als von einer von ihnen sehr geachteten, ihnen sehr lieben Sache sprechen, in ganz anderem Sinn, als wir Materialisten und revolutionäre Sozialisten sie auffassen. Sie sprechen tatsächlich nie von ihr, ohne sofort ein anderes Wort hinzuzufügen, das Wort Autorität; ein Wort und eine Sache, die wir aus vollem Herzen verabscheuen.

Was ist die höchste Autorität eines Atheisten? Es ist die unvermeidliche Macht der Naturgesetze, die sich in der Verkettung und notwendigen Aufeinanderfolge der Erscheinungen der physischen und sozialen Welt äußern. Gegen diese Gesetze ist tatsächlich die Empörung nicht nur verboten, sondern auch unmöglich. Wir mögen sie verkennen oder sie noch nicht kennen, aber wir können ihnen nicht ungehorsam sein, weil sie die Grundlage und Grundbedingung unseres Daseins sind; sie umgeben und durchdringen uns, regeln all unsere Bewegungen, Gedanken, Handlungen, so dass, selbst wenn wir ihnen ungehorsam zu sein glauben, wir nur ihre Allmacht beweisen.

Ja, wir sind unbedingt die Sklaven dieser Gesetze. Aber es liegt nichts Erniedrigendes in dieser Sklaverei oder vielmehr, es ist gar keine Sklaverei. Denn Sklaverei setzt einen äußeren Herrn, einen Gesetzgeber voraus, der sich außerhalb desjenigen befindet, dem er gebietet; diese Gesetze liegen aber nicht außer uns, sie sind uns eigen, bilden unser Wesen, unser ganzes körperliches, geistiges und moralisches Wesen; wir leben, atmen, handeln, denken und wollen nur durch sie. Außerhalb ihrer sind wir nichts, existieren wir nicht. Woher käme uns also die Macht und der Wille, uns gegen sie zu empören?

Den Naturgesetzen gegenüber ist für den Menschen nur eine Freiheit möglich: sie zu erkennen und sie immer mehr seinem Ziel der kollektiven und individuellen Befreiung oder Humanisierung entsprechend anzuwenden. Sind diese Gesetze einmal erkannt, üben sie eine von der Masse der Menschen nie erörterte Autorität aus. Man muss zum Beispiel ein Narr oder ein Theologe oder wenigstens ein Metaphysiker, Jurist oder Bourgeois-Ökonom sein, um sich gegen das Gesetz, dass zwei mal zwei gleich vier ist, zu empören. Man muss Glauben besitzen, um sich einzubilden, dass man im Feuer nicht verbrennt und im Wasser nicht ertrinkt, außer man nimmt zu irgend etwas Zuflucht, das auch wieder auf einem anderen Naturgesetz beruht. Aber diese Empörungen oder vielmehr diese Versuche oder tollen [wahnhaften] Einbildungen einer unmöglichen Empörung bilden nur eine seltene Ausnahme; denn im Allgemeinen kann man sagen, dass die Masse der Menschen im täglichen Leben beinahe unbedingt vom gesunden Menschenverstand, das heißt von der Summe der allgemein anerkannten Naturgesetze, geleitet wird.

*Das große Unglück ist, dass eine große Menge von der Wissenschaft schon erkannter Naturgesetze den Volksmassen unbekannt bleibt, dank der Sorgfalt der bevormundenden Regierungen, die bekanntlich nur zum Besten der Völker da sind. Ein anderer Nachteil ist der, dass der größte Teil der auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bezüglichen Naturgesetze, die ebenso notwendig, unveränderlich, unvermeidlich sind, wie die, die physische Welt regierenden Gesetze, noch nicht von der Wissenschaft hinreichend festgestellt und erkannt sind. Sobald sie einmal von der Wissenschaft erkannt und aus der Wissenschaft durch ein großes System der Volkserziehung und des Volksunterrichts in das Bewusstsein aller übergegangen sein werden, wird die Frage der Freiheit vollständig gelöst sein. [...]*

*Die Freiheit des Menschen besteht einzig darin, dass er den Naturgesetzen gehorcht, weil er sie selbst als solche erkannt hat und nicht, weil sie ihm von außen her von irgend einem fremden Willen, sei er göttlich oder menschlich, kollektiv oder individuell, auferlegt sind.*

Michail Bakunin war ein echter Stoiker.

## 6. Die materialistische „Vorsehung“ der Stoiker

Die Vorsehung oder das Verhängnis (gr. heimarmene) ist nur eine synonym gedachte Bezeichnung der Stoiker für Naturverlauf. Der Gang der Natur ist durch die Naturgesetze vorherbestimmt, d. h. berechenbar, daher auch von uns Menschen teilweise vorhersehbar. Das ist die materialistische Vorsehung der Stoiker.

Der Logos, die Urvernunft, auch als das Urwesen bezeichnet, ist das aktive, erschaffende Prinzip. Er ist der logos spermatikos, der den Verlauf der Natur hier auf Erden wie in den Weiten des Weltalls lenkt. Er ist das über allem stehende Schicksal. Die stoische Vorsehung ist daher nichts anderes als der natürliche Verlauf, das physikalische Naturgesetz, das bereits seit Milliarden von Jahren besteht und alles Geschehen beeinflusst.

Dies wurde von Chrysippos leicht verständlich dargestellt. Unter der Kapitelüberschrift >Wie Chrysippos zwar die Macht und Unvermeidlichkeit des Schicksals anerkennt, jedoch aber auch bekräftigt, dass uns eine freie Wahl in allen unseren Entscheidungen und Urteilen verbleibt<, hat uns Aulus Gellius in seinem Werk >Die attischen Nächte<, VII. Buch, 2. Kap., die einzig richtige und wahre Definition des stoischen Schicksalsbegriffs überliefert:<sup>256</sup>

*Von der Bezeichnung >fatum< [gr. heimarmene], das die Griechen >Bestimmung< oder >Verhängnis< nennen, gibt das Schulhaupt der Stoa, Chrysippos, eine Erklärung in folgendem Sinne ab: Das Schicksal, schreibt er, ist eine ewige und unveränderliche Reihenfolge eintretender Umstände und eine Ringkette, fortwährend begriffen im Umsichselbstrollen und in schmiegsamer Verschlingung durch ein ununterbrochenes, ineinandergreifendes Gliedergefüge, dessen Enden durch enge Verbindung und festen Anschluss in steter Wechselwirkung bleiben. So weit ich [Aulus Gellius] mich erinnere, schreibe ich Chrysippos eigene Worte in Griechisch gleich mit her, damit, wenn einem Leser diese meine Übersetzung etwas unklar sein sollte, er die Worte des Philosophen gleich selbst vor Augen hat.*

*Im vierten Buche seiner Schrift >Über die Vorsehung< gibt er über den Schicksalsbegriff folgende Definition: Schicksal ist die in der unabänderlichen Natur begründete Notwendigkeit. Oder: Schicksal ist eine geordnete, aus den Gesetzen des Weltalls entspringende Reihenfolge aller von Ewigkeit an untereinander zusammenhängender Vorgänge und ihre ständige und unabänderliche Selbstverkettung.*

*Gegen diese Definition haben die Anhänger anderer Philosophenschulen allerhand Einwendungen laut werden lassen. So hört man sagen: Wenn Chrysippos behauptet, alles werde durch ein unabänderliches Schicksal bewegt und gelenkt und es sei unmöglich, die Schläge und Winkelzüge des Schicksals abzuwenden und zu umgehen, so werden auch die Sünden und Laster der Menschen ihren Willensantrieben weder zum Vorwurf gemacht, noch gar angerechnet werden*

<sup>256</sup> Übersetzt von Fritz Weiss, Leipzig 1875.

können, sondern immer nur der aus dem Verhängnis entspringenden Unvermeidlichkeit und harten Notwendigkeit, die über alles gebietet und alles vertreten muss, auf deren Machteinfluss hin alles geschehen muss, was geschehen soll. Deshalb sei auch die Einführung von Strafen für Übeltäter den Gesetzen nach durchaus nicht gerechtfertigt und billig, wenn die Menschen nicht aus eigenem freien Willen dem Verbrechen anheimfallen, sondern von der starken Hand des Schicksals unaufhaltsam hingerissen werden.

Über diesen Einwurf hat sich Chrysispos mit großer Klarheit und Scharfsinnigkeit geäußert. Seine Argumente laufen kurzgefaßt auf folgende Gedanken hinaus:

Mag nun alles einem unvermeidbaren Naturgesetz unterworfen und deshalb mit einer Vorherbestimmung des Schicksals eng verknüpft sein, so sind doch die Charaktereigentümlichkeiten unseres Geistes selbst je nach ihrer Individualität und Beschaffenheit dem Schicksal unterworfen. Denn wenn die Charaktereigenschaften ihrem Wesen und ihrem Beschaffensein nach von vornherein zum Heil und Nutzen angelegt sind, werden sie damit jenen ganz gewaltigen Einfluss, der ihnen von außen her wie ein schweres Unwetter seitens des Schicksals droht, ohne großen Widerstand und mit wenig Anstrengung zu überstehen und zu vermeiden wissen. Sind dagegen diese Charaktereigenschaften ungefüge, plump und roh, ferner auf keine Hilfe eines Bildungsmittels gestützt, so werden solche Menschen durch ihre Unwissenheit und durch eigenen Antrieb sich beständig in Laster und Selbsttäuschung stürzen, selbst wenn sie sich nur von einer kleinen und unbedeutenden Not oder einer vom Zufall über sie verhängten Unbequemlichkeit bedrängt fühlen. Dass diese Vorgänge selbst auf solche Weise sich vollziehen müssen, wird verursacht durch jenes beständige Ineinandergreifen und durch jene unabänderliche Verkettung aller Dinge, was man eben unter dem Begriff >Schicksal< versteht. Es ist nämlich im Allgemeinen eine Urnotwendigkeit und Folgerichtigkeit, dass Menschen mit gleichsam angeborenen [anerzogenen] bösen Neigungen dem Laster und dem Irrtum verfallen müssen.

Zum Beweise dieser seiner Behauptung bedient er sich eines wahrlich ganz aus dem Leben gegriffenen, passenden und recht geistvollen Gleichnisses und sagt: Wenn man z. B. einen runden Stein über eine schräge und abschüssige Bahn stößt, so wird man zwar die erste Ursache seines Herabrollens gewesen sein; bald rollt der Stein jedoch von selbst weiter, nun nicht allein mehr aufgrund des Anstoßes, sondern wegen seiner Eigenart [wegen seiner Schwere = Gravitationskraft] und eigentümlichen runden Form. Ebenso gilt die Anordnung, das Gesetz und die Notwendigkeit des Schicksals im Allgemeinen und von vorn herein als die Ursache der Bewegung. Doch den weiteren Verlauf unserer eigenen Beschlüsse, Gesinnungen und Handlungen bedingt und entscheidet erst eines jeden Menschen eigener Wille und seine angeborenen Fähigkeiten.

Hierzu fügt er noch folgenden, mit dem von mir Gesagten ganz übereinstimmenden Satz hinzu: *Wirst leiden sehen die Menschen an selbstverschuldeten Übel.*

Die meisten Menschen stürzen in ihr Verderben durch sich selbst. Durch ihre Begierden fehlen sie, fallen ins Verderben aus eigener Wahl und aus Vorsätzlichkeit. Deshalb, sagt Chrysispos, dürfe man auch die Entschuldigungen feiger Schelme oder frecher Übeltäter nicht gelten lassen, die, selbst wenn sie ihrer Schuld oder ihres Verbrechens schon völlig überführt sind, immer noch Ausflüchte machen und ihre Zuflucht suchen in der angeblichen Unabänderlichkeit des Schicksals, wie zu einer heiligen Zufluchtsstätte eines Tempels. Sie bringen ihre ethischschlechten Handlungen nicht ihrer eigenen Unbesonnenheit in Anrechnung, sondern dem Schicksal.

Cicero, >Über die Wahrsagung<, I.125-126:

*Dass alles durch das Fatum oder Schicksal geschieht, das zwingt uns die Vernunft einzugestehen. Fatum aber nenne ich, was die Griechen heimarmene nennen: das ist die Ordnung*

*und Abfolge von Ursachen, indem eine Ursache an die andere anknüpft und alles aus sich erzeugt. Das ist die von aller Ewigkeit her fließende unvergängliche Wahrheit. Daher ist nichts geschehen, was nicht geschehen musste; und auf die selbe Weise wird nichts geschehen, wovon nicht in der Natur die Ursachen, die jenes bewirkten, enthalten wären. [126] Hieraus sieht man, dass das Schicksal nicht das ist, was nach der Art des Aberglaubens, sondern das, was nach Art der Physiker [der Rationalisten] so benannt wird: die ewige Ursache der Dinge, warum sowohl das Vergangene geschehen ist, als auch das geschieht, was bevorsteht, und was nachfolgend geschehen wird. So ist es möglich, dass durch Beobachtung bemerkt werden kann, was meistens, wenn auch nicht immer, die Folge einer jeden Ursache ist.*

Plutarch schrieb in seinem Buch *>Physikalische Lehrsätze der Philosophen<*:<sup>257</sup>

*XXVIII. Frage: Vom Wesen des Fatums*

*Heraklit erklärt das Wesen des Fatums als die das Wesen des Weltalls durchdringende Vernunft; dieses Wesen aber ist der aetherische Körper, der Same zur Entstehung des Alls.*

*Platon [erklärt des Wesen des Fatums] als den ewigen Begriff und das ewige Gesetz der Natur des Weltalls.*

*Chrysipp als die hauchende Kraft, die das All nach einem festen Verhältnis ordnet. Dann sagt er in den Definitionen: Das Fatum ist der Begriff der Welt oder das Weltgesetz, nach welchem alles durch die Vorherbestimmung geordnet ist oder die Vernunft, vermöge welcher das Gewordene geworden ist, das Werdende wird und das Künftige geschehen wird.*

*Die übrigen Stoiker erklären es als Verkettung der Ursachen, d. h. als Ordnung und unüberschreitbaren Zusammenhang derselben.*

Und bei Stobaeus, *>Eclogae<*, I, 5, 15, p. 78 finden wir wiederum eine sehr klare und eindeutige Erklärung des stoischen Schicksal-Begriffes<sup>258</sup>:

*Der Stoiker Zenon bezeichnete in dem Buch >Über die Natur< das Fatum in demselben Sinne und auf dieselbe Weise als die Kraft zur Bewegung der Materie, die keinen Unterschied zur Vorsehung aufweise und Natur [oder Naturgesetz] zu nennen sei.*

## 7. Der wirkliche Glaube der Stoiker

### Marcus Tullius Cicero

Cicero ist ebenso gut ein Stoiker wie ein Peripatetiker zu nennen. Ich halte ihn für einen zweiten Antiochos, dessen philosophische Überzeugung zwischen dem Peripathos und der Stoa hin und her schwankte. Ich glaube, Cicero wagte es nicht, seinen Wechsel zur Stoa öffentlich einzugestehen. In den tusculanischen Gesprächen (III, 6) nennt er die stoische Philosophie das *beste philosophische Lehrgebäude*.

Er gibt an mindestens einer Stelle seines philosophischen Oeuvres seine atheistische Weltanschauung unverhüllt zu erkennen. Im *>Lucullus<* (126) sagt er:

*Denn von der Weissagekunst, an die ihr glaubt, halte ich [Cicero] gar nichts; und das Fatum, dem ihr alles unterordnet, verachte ich. Nicht einmal von dem Weltenbau glaube ich, dass ihm ein göttlicher Plan zu Grunde liege; und ich denke wohl, ich habe Recht.*

Die Geheimphilosophie der Stoiker – Gott gleich Aether gleich Naturgesetz – war Cicero zu Beginn seiner philosophischen Studien über längere Zeit verborgen geblieben. Zeugnisse für meine Vermutung sind seine Werke *>Über das Wesen der Götter<* (de natura deorum) und *>Über*

<sup>257</sup> Plutarchs Werke, 45. Band, übersetzt von E. Fr. Schnitzer, Stuttgart 1860.

<sup>258</sup> Siehe Karlheinz Hülsler, *>Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker<*, Oldenburg 1872, S. 700.

die Weissagekunst< (de divinatione), die als stark beeinflusst von Poseidonios angesehen werden.<sup>259</sup> Er interpretierte anfänglich die Stoa theistisch. Möglicherweise resultierte daher der Trugschluss, dass die Stoa bis heute als eine sogenannte pan-theistische Philosophie angesehen wurde. Als ein überzeugter atheistischer Peripatetiker widerlegte er daher mühelos die pseudo-theistischen Gottesbeweise der Stoiker in dem Werk >De natura deorum<.<sup>260</sup>

An anderen Stellen gibt Cicero seinen Atheismus nur indirekt zu erkennen. Ausgerechnet den Stoiker, der sich am offensten und deutlichsten zum Materialismus bekannte, den Griechen Panaetios, hält er geradezu für den bedeutendsten Stoiker.

Im >Lucullus< (107) schreibt er: *Selbst Panaetios, nach meinem Urteil geradezu der bedeutendste Stoiker, erklärt, er hege Zweifel über eine Sache, die alle Stoiker außer ihm für ganz ausgemacht halten, nämlich über die Wahrheit der Weissagungen aus den Eingeweiden, der Auspizien, der Orakel, der Träume, der Prophezeiungen und hält deshalb mit seiner Zustimmung zurück.*

Im I. Buch der >Gespräche in Tusculum<, I. 32.79 berichtet er über dessen Überzeugung in Bezug auf ein ewiges Leben: *Denn er [Panaetios] behauptet, was niemand leugnet: Alles, was entstanden ist, geht auch unter. Nun aber entsteht die Psyche, was die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern - was auch im Geistigen, nicht nur im Körperlichen ersichtlich ist - hinlänglich beweist.*

*Als zweiten Grund führt er für seine Überzeugung auch an, dass nichts Schmerz empfinde, was nicht auch erkranken könne; was aber in eine Krankheit verfallt, das werde auch untergehen. Nun aber empfinde die Psyche Schmerz, also gehe sie auch unter.*

Den atheistischen Akademiker Dikaiarchos nennt Cicero seinen Liebling:

>Gespräche in Tusculum<, I, 77: *... merkwürdigerweise haben auch die gelehrtesten Männer und am leidenschaftlichsten mein Liebling Dikaiarchos gegen die Unsterblichkeit geschrieben. Dieser hat drei Bücher verfasst, „die Lesbischen“ genannt, weil der Dialog in Mytilene spielt und worin er zeigen will, dass die Seele sterblich ist. Die Stoiker wiederum gewähren uns eine Anleihe, wie wenn wir Krähen wären. Sie sagen, die Seelen dauerten lange, aber nicht ewig.*

>Gespräche in Tusculum<, I, 21: *Dikaiarchos jedoch lässt in einem zwischen Gelehrten zu Korinth gehaltenen Gespräch, das er in drei Büchern verfasst hat, im ersten Buch alle ihre jeweilige Ansicht sagen, in den beiden anderen Büchern jedoch führt er einen gewissen Pherekrates auf, einen Greis aus Phthia, von dem er sagt, er stamme von Deukalion ab. Dieser ist der Ansicht, eine Seele existiere überhaupt nicht. Der Name Seele bezeichne eigentlich gar nichts und grundlos spreche man von den Menschen als von beseelten Wesen. Weder im Menschen sei eine Seele, noch bei den Tieren. Die ganze Kraft, durch die wir etwas tun oder empfinden, sei in allen lebenden Körpern gleichmäßig verteilt und vom Körper untrennbar. Diese Kraft sei nur zusammen mit dem Körper vorhanden, der so gestaltet sei, dass er durch seine natürliche Organisation Lebens- und Empfindungskraft habe. Das sei alles.*

<sup>259</sup> Siehe Willy Theiler, >Pos(e)idonius - Die Fragmente<, 2 Bde, Berlin 1982. Inzwischen sind Beweise gefunden, dass auch Poseidonios als ein Schüler des Panaetios ebenfalls ein Materialist war. Siehe L. Baus, >Die atheistischen Werke der Stoiker<, II. erw. Auflage, Homburg 2015.

<sup>260</sup> Siehe die Dissertation von Ludwig Krumme >Die Kritik der stoischen Theologie in Ciceros Schrift de natura deorum<, Düsseldorf 1941.

## L. Annaeus Seneca

Die Skepsis Senecas in Bezug auf ein Leben nach dem Tode drückt sich im 93. Brief an Lucilius deutlich aus:

*Wir wissen, von wo aus die alles beherrschende Natur ihren Aufschwung nimmt [nach der stoischen Physiktheorie von der Aether-Region aus]; wie sie [die Natur] die Welt ordnet; wie sie den Wechsel der Jahreszeiten herbeiführt; wie sie alles, was je gewesen ist, zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt und sich selbst zu ihrer Grenze gemacht hat. Wir wissen, dass die Gestirne durch ihre eigene bewegende Kraft dahin wandeln, dass außer der Erde [nach stoischer Physiktheorie] nichts still steht, [sondern] alles Übrige in ununterbrochener Schnelligkeit dahineilt. Wir wissen, wie der Mond an der Sonne vorbeigeht, warum er, als der langsamere, jene schnellere hinter sich zurücklässt, wie er sein Licht empfängt und verliert, welche Ursache die Nacht herbei- und den Tag zurückführt. (9) Dahin muss man [nach dem Tode] gehen, wo man dies näher erblicken kann<sup>261</sup>. Aber auch mit dieser Hoffnung, sagt der Weise, gehe ich nicht mutiger aus dem Leben, wenn ich glaube, dass mir der Weg zu meinen Göttern offen stehe. Ich habe zwar verdient, [zu ihnen] zugelassen zu werden - und war bereits unter ihnen - ich habe meinen Geist zu ihnen hingesandt und sie den ihrigen zu mir. Doch nimm an, ich würde völlig vernichtet werden und es bliebe von einem Menschen nach dem Tode garnichts übrig: [dennoch] habe ich einen gleich hohen Mut, auch wenn ich von hier weggehe, um nirgendwohin einzugehen.*

Nach Tertullianus, >Über die Seele<, 42, soll Seneca sogar gesagt haben: *Nach dem Tode ist alles aus, auch der Tod.*

Augustinus zitiert in seinem Werk >Über den Gottesstaat<, 6. Buch, aus einem nicht erhaltenen Werk Senecas mit Titel >Über den Aberglauben< (De superstitione):

*(10) Seneca war freimütig genug, die staatliche Theologie noch entschiedener zu missbilligen als Varro die fabelnde.*

*Die Freimütigkeit, die Varro mangelte, weshalb er es nicht wagte, die städtische Theologie trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit der Theatertheologie offen zu missbilligen, wie er die letztere missbilligte, zeichnete den Annaeus Seneca aus, der nach manchen Anzeichen zu schließen zu den Zeiten unserer Apostel hervortrat, wenn auch nicht in seinem ganzen Gebaren, so doch in mancher Hinsicht. Sie war ihm nämlich eigen in seinen Schriften, in seinem Leben fehlte sie ihm. In seinem Buch >Über den Aberglauben< [leider nicht erhalten] hat er die staatliche und städtische Theologie viel ausgiebiger und entschiedener getadelt als Varro die fabelnde und die der Theater. Er sagt nämlich an der Stelle, wo er von den Götterbildnissen handelt: Die Heiligen, Unsterblichen, Unverletzlichen verehrt man in ganz minderwertiger, lebloser Materie; man gibt ihnen die Gestalt von Menschen, von wilden Tieren, von Fischen, mitunter gemischtes Geschlecht, zweierlei Körper; Gottheiten nennt man Gebilde, die man, wenn sie plötzlich Leben annähmen und uns entgegenträten, für Ungeheuer ansehen würde.*

*Und etwas weiter unten, nachdem er unter anerkennenden Worten für die natürliche Theologie die Meinungen einiger Philosophen auseinander gesetzt hat, legt er sich folgenden Einwand vor: Hier könnte man etwa sagen: Ich soll glauben, dass der Himmel und die Erde Götter seien und dass über dem Mond andere Götter existierten und wieder andere unter dem Mond? Ich soll mir entweder Platon gefallen lassen, nach welchem Gott keinen Körper hat oder*

<sup>261</sup> Hier muss ich wieder daran erinnern, dass die stoische Götterlehre eine Stufenphilosophie war. Nach außen hin und gegenüber den Neulingen wurde der Aether als Gottheit ausgegeben. Die Psychen der Verstorbenen gehen dahin zurück, aus was sie entstanden sind: dem Aether. Die Psyche ist ein warmer, belebender Hauch. Sie besteht aus einem Gemisch aus Luft und Aether. Die Psychen ziehen nach dem Tode hinauf in die Himmelsregion und schweben in der Nähe des Mondes bis zur Ekpyrosis, dem Weltenbrand, wodurch sie untergehen, respektive in reinen Aether zurückverwandelt werden. Seneca scheint diesem pantheistischen Märchen kein Vertrauen entgegengebracht zu haben, siehe oben.

den Peripatetiker Straton, nach welchem er keine Seele hat? Und er [Seneca] erwidert darauf: Nun denn in aller Welt, kommen dir die Phantasiegebilde eines Titus Tatius oder eines Romulus oder eines Tullus Hostilius wahrhaftiger vor? Tatius hat die Cloacina zur Gottheit geweiht, Romulus den Picus und Tiberinus, Hostilius den Pavor und Pallor, diese hässlichen Gemütszustände der Menschen, der eine die Aufregung eines erschreckten Gemütes, der andere nicht einmal eine Krankheit, sondern nur die Entfärbung des Äußeren. An diese Gottheiten willst du lieber glauben und sie in den Himmel versetzen?

Und wie freimütig hat er [Seneca] sich über die entsetzlich schändlichen Gebräuche ausgesprochen! Der kastriert sich, ein anderer schneidet sich in die Arme. Ja, wenn man auf solche Weise die Gunst der Götter herabzieht, womit wird man dann seine Furcht vor dem Zorn der Götter bekunden? Götter, die solches verlangen, darf man überhaupt nicht irgendwie verehren. Aber so groß ist der Wahnsinn des gestörten und außer sich gebrachten Geistes, dass man die Götter gnädig stimmen will auf eine Weise, wie nicht einmal die abscheulichsten Menschen von sprichwörtlicher Grausamkeit wüten. Wohl haben Tyrannen manchen die Glieder zerfleischt, aber niemandem haben sie [die Tyrannen] zugemutet, seine eigenen zu zerfleischen. Wohl sind manche, damit Könige ihrer Lust frönen können, verschnitten worden, aber nie hat einer auf Befehl seines Herrn an sich selbst Hand angelegt, sich zu entmannen. Aber in den Tempeln zerfleischen sie sich selbst, senden ihre eigenhändigen Wunden und ihr eigenes Blut als Gebete emporkommt. Nimmt man sich die Mühe, zu beobachten, was sie tun und erleiden, so wird man es unziemlich finden für anständige Menschen, so unwürdig für freie, so weit ab vom Normalen, dass niemand zweifeln würde, sie seien dem Wahnsinn verfallen, wenn es sich nur um einige wenige handelte; so aber spricht die große Zahl der Verrückten [scheinbar] dafür, dass man gesunde Menschen vor sich hat.

Und erst das, was er [Seneca] als Gepflogenheiten, die auf dem Kapitol im Schwange sind, anführt und unerschrocken in den Grund hinein verdammt, wem wäre es zuzutrauen als Spottvögeln oder Tollhäuslern? Nachdem er sich nämlich darüber lustig gemacht hat, dass man bei den ägyptischen Kultfeiern über das Abhandenkommen des Osiris jammere und über dessen Auffindung in große Freude ausbreche, da doch sein Verschwinden und sein Auftauchen nur fingiert werde, während Trauer und Freude von Leuten, die nichts verloren und nichts gefunden haben, mit wahrer Empfindung ausgedrückt würden, fährt er fort: Doch diese Raserei hat ihre bestimmte Zeit. Es lässt sich noch ertragen, einmal im Jahre toll zu sein. Aber geh ins Kapitol, du wirst dich schämen darüber, welcher Aberwitz sich da an die Öffentlichkeit drängt, welcher gewichtige Miene hier eine ziellose Verrücktheit aufsetzt. Der eine unterbreitet dem Gotte Namen, ein anderer verkündet dem Jupiter die Stunden; der eine macht einen Bademeister, ein anderer nimmt sich des Salbens an und ahmt mit leeren Gesticulationen einen Salbenden nach. Da gibt es Zofen, die der Juno und der Minerva die Haare aufmachen - sie tun das auf Distanz, weit ab selbst vom Tempel, nicht nur vom Bildnis, und bewegen ihre Finger, als machten sie Haare auf - und wiederum Zofen, die den Spiegel halten; da gibt es Leute, die die Götter zu Bürgschaften aufrufen, und solche, die ihnen ihre Klageschriften vorlegen und sie in ihre Prozesse einweihen. Ein gelehrter Erzmime, es war ein gebrechlicher Greis, gab Tag für Tag im Kapitol eine Mimenrolle, als ob die Götter Freude hätten an einem Anblick, der nicht einmal die Menschen mehr zu erfreuen vermochte. Alle Arten von Künstlern haben sich dort eingenistet, für die unsterblichen Götter sich zu betätigen. Und weiter unten sagt er: Immerhin geloben diese Leute der Gottheit wenigstens nicht einen schändlichen und unehrbaren Dienst, wenn auch einen überflüssigen. Aber da sitzen im Kapitol auch weibliche Wesen, die von Jupiter geliebt zu werden glauben; und sie lassen sich nicht einmal durch die Rücksicht auf die nach den Dichtern - wer ihnen glaubte - furchtbar hitzige Juno einschüchtern.

Solchen Freimut hat Varro nicht an den Tag gelegt; er getraute sich nur die Theologie der Dichter anzufechten, nicht aber die staatliche, die Seneca zuschanden gemacht hat. Allein wenn wir die Wahrheit ins Auge fassen, müssen wir sagen: Schlimmer sind die Tempel, in denen derlei

geschieht, als die Theater, wo es nur im Bilde vorgeführt wird. Deshalb hat nach Seneca der Weise seine Rolle gegenüber diesen Einrichtungen der Staatstheologie sich nicht innerlich eigen zu machen, sondern nur äußerlich zu spielen. Er sagt nämlich: All das wird der Weise beobachten, weil es geboten ist durch die Gesetze, nicht weil es den Göttern annehmlich wäre. Und kurz darauf: Wir stiften ja sogar Ehen von Göttern, und unfromm genug zwischen Brüdern und Schwestern! Bellona verheiratet wir an Mars, Venus an Vulkan, Salacia an Neptun. Einige jedoch lassen wir unverheiratet, gleich als hätte es ihnen an einer passenden Partie gefehlt, zumal da manche Witwen sind, wie Populonia, Fulgora und die Göttin Rumina, von denen es mich freilich nicht wundert, dass sie keinen Bewerber gefunden haben. Diese ganze unerlauchte Schar von Göttern, die langwährender Aberglaube in langer Zeit aufgehäuft hat, werden wir in der Weise anbeten, dass wir uns erinnern, dass ihre Verehrung nicht so sehr in der Sache als in der Sitte begründet ist.

Die Stoiker waren Materialisten. Sie glaubten weder an ein ewiges Leben, noch an eine ewig gleichbleibende Materie.

## Die aristotelisch-peripatetische Physiktheorie

Nach dem Tode Platons spaltete sich die sogenannte akademische Philosophie in zwei Lager. Platons Schwestersohn Speusippus führte die theistische Philosophie seines Onkels unverändert weiter, während diejenigen Akademiker, die es mit Aristoteles hielten, zur Unterscheidung Peripatetiker genannt wurden, weil sie im Lyceum auf und ab wandelnd ihre philosophischen Untersuchungen anstellten. Die Peripatetiker waren, im Gegensatz zu den Akademikern, wie die Stoiker absolute Materialisten. Ich verweise hierzu auf die Abhandlung von Woldemar Görler mit Titel >Antiochos von Askalon: über die ‚Alten‘ und über die Stoa – Betrachtungen zu Cicero, *Academici posteriores* I, 24-43<.<sup>262</sup>

In den >Untersuchungen zur akademischen Philosophie< des Marcus T. Cicero<sup>263</sup>, referiert Varro die aristotelisch-peripatetische Physiktheorie (I, 24):

„Über die Natur [...] erklärten sie [die Peripatetiker] sich so, dass sie dieselbe in zwei Teile trennten, wovon der eine der hervorbringende war, der andere aber sich diesem gleichsam darböte, um aus ihm etwas hervorzubringen. In dem hervorbringenden (Teil) lag nach ihrer Ansicht eine Kraft, in dem aber, aus welchem etwas hervorgebracht werden sollte, ein Stoff; übrigens befand sich in beiden beides: denn der Stoff selbst könne keinen Bestand haben, wenn er nicht von einer Kraft zusammengehalten werde, eben so wenig die Kraft ohne einen Stoff; denn es gibt nichts, was nicht notwendig irgendwo sein muss. Was aber aus [der Verbindung von] beidem entsteht, das nannten sie einen Körper und, so zu sagen, eine Qualität.“

Die Ähnlichkeit, ja die Übereinstimmung der peripatetischen Physik-Theorie mit der stoischen ist augenfällig.

Weiterhin berichtet Varro über die peripatetische Physiktheorie: „Von jenen Qualitäten [oder Elementen] sind einige ursprünglich vorhanden, andere sind aus diesen entstanden. So sind ... Luft, Feuer, Wasser und die Erde ursprünglich vorhanden, aus ihnen entstanden aber die Gestalten der lebenden Geschöpfe und diejenigen Dinge, welche die Erde erzeugt. Daher werden jene Uranfänge und – um das Griechische zu übersetzen – Elemente genannt, von denen zwei, die Luft und das Feuer, die Kraft besitzen zu bewegen und zu erschaffen, die beiden anderen die Eigenschaft zu empfangen und gewissermaßen zu erdulden, nämlich das Wasser und die Erde.“

<sup>262</sup> Abgedruckt in >Beiträge zur hellenistischen Literatur und ihrer Rezeption in Rom<, hrsg. von Peter Steinmetz, Stuttgart 1990, Seite 123 - 139.

<sup>263</sup> In der Übersetzung von Wilhelm Binder, Stuttgart 1871.

*Nach Aristoteles' Ansicht gab es noch eine fünfte, ganz besondere und von den vier genannten völlig verschiedene Substanz, aus welcher die Sterne und die Geister bestehen [gemeint ist: der Aether]. Es besteht indessen die Meinung, dass diesen allen ein völlig gestaltloser und aller jener Qualität [...] ermangelnder Stoff zu Grunde liege, aus dem alles herausgebildet und geformt sei, der alles und jedes in sich aufzunehmen vermöge, jeder Art von Veränderung in allen seinen Teilen zugänglich und deshalb auch dem Untergang ausgesetzt sei, zwar nicht so, dass er in nichts zerfalle, sondern nur in seine (einzelnen) Teile. [...] Teile der Welt aber seien alle Dinge, welche sich in ihr befinden, welche durch ein empfindendes Wesen [den Aether-Logos] zusammengehalten werden, dem die vollkommene und zugleich ewige Vernunft innewohne. [...] Diese Kraft, sagen sie [die Peripatetiker], sei die Seele der Welt und zugleich die vollkommene Vernunft und Weisheit, welche sie [synonym] Gott nennen, und worunter sie eine gewisse Vorsehung verstehen, welche für alle Dinge, die ihr untertan sind, Sorge trägt [...]. Zuweilen nennen sie [die Peripatetiker] dieselbe auch Schicksal, weil sie vieles bewirkt, was wir wegen der Dunkelheit [Verborgenheit] der Ursachen und unserer Unkenntnis derselben nicht voraussehen und keine Ahnung davon haben.“*

Und noch etwas haben die Peripatetiker mit den Stoikern gemeinsam: Auch ihre Philosophie war eine Geheim- oder Stufenlehre. So berichtet Augustinus, ad. academ. III, 20, 43: „Cicero behauptet: die Akademiker hätten die Gewohnheit gehabt, mit ihrer eigentlichen Ansicht [über Gegenstände der Philosophie] geheim zu halten und sie lediglich denen zu offenbaren, welche bis in das späte Alter Umgang mit ihnen geflogen hätten.“

Anstatt Akademiker hätte Augustinus richtiger Peripatetiker schreiben müssen.

Was außerdem nicht geringe Verwirrung über die materialistische Philosophie der Stoiker verursacht hat, war das Werk >Über die Natur der Götter< von Cicero. Im zweiten Teil des o. g. Werkes trägt Balbus die Physik-Theorie der Stoiker vor. Balbus war ein Stoiker und er lebte viele Jahre, ja Jahrzehnte in Ciceros Hausstand. Er weckte wohl in Cicero das Interesse für die Philosophie. Aber Balbus war ein theistischer Stoiker. Ihm war offensichtlich die Geheimphilosophie der Stoa unbekannt. Daher widerlegt Cotta, der ein Anhänger der Peripatetiker ist, die Argumente des Balbus im dritten Teil, wodurch er die Peripatetiker als Materialisten kennzeichnet. Cicero geht also in seinem Werk >de natura deorum< von falschen Prämissen aus. Zenon, Chrysippus und alle Stoiker bis zu Poseidonius hinauf waren keine Theisten! Wie Balbus zu dieser falschen Annahme kam, muss wohl ungeklärt bleiben. Noch einmal zur Klarstellung: Die stoische Philosophie war, wie die aristotelisch-peripatetische, eine Geheim- oder Stufenphilosophie. Es wird zwar von einem Aether-Zeus geredet, gemeint ist aber das Naturgesetz. Nur der Eingeweihte wusste das.

Der Streit des Peripatetikers Carneades gegen den Stoiker Zenon von Kition ist daher eigentlich unverständlich. Carneades beschuldigte Zenon des Theismus'. Offensichtlich wollte er Zenon aus der Reserve locken. Jedoch Zenon ließ sich nicht provozieren. Er wahrte die Geheimphilosophie der Stoa, ganz offensichtlich deswegen, um das eigene Leben und das seiner Anhänger zu schützen. Der Peripatetiker Aristoteles wurde stattdessen in Athen des Atheismus' angeklagt und musste nach Makedonien fliehen. Zenon war also vorgewarnt.

Was bezweckte Cicero mit der Niederschrift des Werkes >Über die Natur der Götter<? Ich vermute, er wollte die Religionen im Römischen Reich unter die Kontrolle der Vernunft bringen. Wie heutzutage das Grundgesetz und die Charta der Menschenrechte über den Geboten der Religionen stehen, so wollte Cicero die vielen Religionen, die es damals im Römischen Reich gab, unter die Kontrolle der römischen Staatsverfassung, der Gesetze, bringen.

Ein Aristoteles-Forscher, der bereits vor über hundert Jahren die These aufstellte, dass Aristoteles seine Physiktheorie von der indischen Sankhya-Lehre übernahm, ist Christoph Bernhard Schlüter. In seinem Werk mit Titel >Aristoteles' Metaphysik – Eine Tochter der Sankhya-Lehre des Kapila<, A. Russell's Verlag 1874, schrieb er:

[Ab Seite 6:]

#### Vorwort

*[...] Tritt unter [...] Umständen eine auffallende Ähnlichkeit und Übereinstimmung hervor, so ist es schwer, sich des Gedankens eines Einflusses, wo nicht einer Entlehnung zu erwehren; denn eine Uebereinstimmung im Eigenthümlichen, Besondern und gleichsam Zufälligen läßt sich aus keiner allgemeinen, gemeinsamen Quelle ableiten, sie muss in einem besondern, speziellen Einfluß ihren Grund haben. Welche Weltansicht aber kann künstlicher, gezwungener und paradoxer sein, als die aristotelische Ansicht über das Verhalten Gottes zur Welt, welche noch dazu nicht aus den ihm vorangehenden Systemen und Lehren der Griechen zu motiviren ist. Ein Gott, der in sich die vollkommenste Thätigkeit, sich wissend und in diesem Sichwissen selig, nach Außen aber vollkommen unthätig ist, ihm gegenüber eine Materie, welche alle Formen der Möglichkeit oder der Anlage nach in sich befaßt, und unter seinem Aspect in die Existenz treten läßt; ein Gott, der nichts außer sich weiß noch will, nicht mehr sich bekümmern um die Welt und die Menschen, als die epikuräischen Götter, ihm gegenüber eine blinde, taubstumme Natur, aller Intelligenz und alles Willens ermangelnd, dennoch Nichts umsonst thugend und alles zweckmäßig ans Licht führend, die Pflanzen-, die Thier-, dann die intellektive Menschenseele producirend; ein wissender, doch nicht schaffenden noch erhaltender, noch lenkender Gott, der nicht Vorsehung nicht Gesetzgeber, noch Vollstrecker, ihm gegenüber die rein passive ‚hyle‘, die durchaus ohne Wissen und Wollen alles producirt, formt und erhält; ein Gott, der das höchste, einige Ziel der Welt und aller in ihr befindlichen Wesen, aber nicht ihr Urheber, ja für ihren Hervorgang und ihre Existenz, ihre Entwicklung, ihr Glück und Unglück und ihr letztes Loos völlig gleichgültig, so gleichgültig wie die Materie selber ist; endlich ein Gott, der, trotz seiner völligen Entgegensetzung mit dem Chaos der Materie, doch an diese gebunden ist, indem er, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt, ohne die Welt Nichts zu bewegen hätte, folglich nicht der erste ewige Beweger wäre, als welchen die [theistische] Philosophie ihn gefunden, den die Wesen, insbesondere die intelligenten, ersehnen, und der doch gegen sie so kalt und gleichgültig ist wie ein Stein, der durch sein Licht für kurz die intellektiven Leiber erhebt und sie des Weltlichts seines ‚nous‘ genießen, dann aber eben so gleichgültig sie zurückfallen läßt, um das eine, wie das andere gleich unwissend: - wahrlich eine solche künstliche Weltansicht kann nicht aus des Menschen sittlich religiösem Sinne und aus dem sensus communis des menschlichen Gemüthes geboren, noch aus einer gemeinsamen Urtradition erstanden sein. Und stimmen, wie das bei Aristoteles und Kapila der Fall ist, zwei Philosophen zweier weit auseinander liegenden Völker in einen solchen Ansicht überein, und ist es historisch denkbar, daß einer von dem anderen influenzirt worden sei, oder von ihm entlehnt habe, so ist die Wahrscheinlichkeit eine sehr große.*

*[Ab S. 10:] [...] Sollte sich nun zeigen lassen, daß die Aristotelische Metaphysik keine ursprünglich von Aristoteles erfundene, sondern eine aus dem alten Indien stammende sei, so würde dies ein neues, interessantes Licht auf die Lehre des h. Thomas und des ganzen scholastischen Mittelalters werfen, und deren durchgängiger Charakter wäre nicht auf die Geschichte der Philosophie der Griechen, sondern auf die Indier zurück zu datiren. Ich glaube aber dieses von der indischen Sankhyalehre des Kapila zeigen zu können, mit welcher, wenn sie ihrer Terminologie und eigenthümlichen Einkleidung entkleidet wird, die Aristotelische Lehre von Gott, der Welt, der Natur und dem Menschen eine Aehnlichkeit zeigt, die fast zur Identität wird. Ich machte diese Entdeckung bei wiederholter aufmerksamer Lesung der Darstellung der Sankhyalehre in Professor Stöckl's >Geschichte der Psychologie und Philosophie<, wo er bei den Kirchenvätern Anlaß nimmt, auf die Philosophie der alten Hindu ausführlicher einzugehen. [...] Ich traue aber meiner Entdeckung um so lieber, da ja bekanntlich Alexander seinem Lehrer und*

*Freunde Aristoteles nicht nur reichliche Naturseltenheiten, sondern auch viele Bücher aus Indien nach Griechenland sandte, unter denen sich nach Schlegel's und Windischmann's und, wie es scheint, Hegel's Vermuthung wohl auch die Logik des Gautama befand und gar wohl die alte, berühmte Sankhya-Philosophie des Kapila befinden konnte.*

*[Seite 32:] „Denkwürdig aber und mit der Prakriti des Kapila, die als feiner Stoff gefaßt wird und so Buddhi und Ahankara erzeugt, ganz übereinstimmend, ist des Aristoteles Lehre, daß der aetherische Stoff der Gestirne sich in den organischen Wesen als Prinzip der Lebenswärme zeige, nothwendig zur Erzeugung und Ernährung, und dieser Stoff in verschiedenen Graden der Reinheit der pflanzlichen Natur zur Grundlage diene, bis zur höchsten Lauterkeit im Menschen gestalte ...“*

*[Seite 34:] „Bestehen der Form nach Zerstörung des Geformten [nach dem Tod des Menschen] ist in gewissem Sinne möglich; wird die Seele nicht erhalten, so doch die Vernunft. Die Seele ist kein Feuer, besser wird sie als ein aetherischer Stoff angesehen.“*

*[Seite 43:] III. Zeller*

*Ungleich klarer und ohne Zweifel objectiv richtiger behandelt Zeller unseren Gegenstand in seiner >Philosophie der Griechen<, 2. Theil, 2. Abthl. 1862:*

*[Zeller S. 285:] Die thätige Vernunft allein ist ewig und unvergänglich, sie allein nicht bloss trennbar, sondern ihrem Wesen nach schlechthin getrennt vom Körper.... Ueber das Wie der Fortdauer des Denkens nach der Trennung vom Leibe, gibt Aristoteles keine Auskunft. Selbst das Denken ist ja nach ihm ohne die Phantasiebilder nicht möglich ... 465. (Unwillkürlich denken wir hier an die Yoga des Patandschali und die völlige Versenkung des endlichen Geistes in Puruscha, Urgeist; wo nicht an ein Zurücksinken in die Prakriti, von der ja auch die Buddhi und der Ahankara erzeugt ist.) Weder gibt die aristotelische Metaphysik einen klaren Aufschluß über die Individualität noch die Psychologie über die Persönlichkeit. Wie es dort unentschieden blieb, ob der Grund des Einzeldaseins in der Form oder im Stoff liege, so bleibt es hier im Dunkeln, ob die Persönlichkeit in den höhern oder den niedern Seelenkräften, in dem sterblichen oder unsterblichg Theil liege.*

*[Zeller S. 467:] Liest man Zeller über die thätige Vernunft bei Aristoteles, so glaubt man das wahrhaftige Conterfei des Puruscha zu finden. [...]*

*[Zeller S. 624:] Die Gottheit steht nach Aristoteles in einsamer Selbstbetrachtung außer der Welt; sie ist für den Menschen Gegenstand der Bewunderung und der Verehrung, ihre Erkenntniß ist die höchste Aufgabe für den Verstand, in ihr liegt das Ziel, dem er mit allem Endlichen zustrebt, dessen Vollkommenheit seine Liebe hervorruft; aber so wenig er eine Gegenliebe von ihr erwarten kann, ebensowenig erfährt er überhaupt von ihr eine Einwirkung, welche von der des Naturzusammenhanges verschieden wäre, und seine Vernunft ist das Einzige, wodurch er mit ihr in unmittelbare Berührung tritt.*

#### *IV. Ueberweg*

*Werfen wir schließlich noch einen Blick auf Ueberweg und sehen auf welche Art und Weise er das Verhältnis von Gott und Natur bei Aristoteles auffaßt. Ueberweg, >Geschichte der Philosophie der vorchristlichen Zeit<:*

*Aristoteles' Metaphysik p. 104. Statt der Platonischen Idee statuirt Aristoteles ein reales Correlat des subjektiven Begriffs und findet dasselbe in dem Wesen, welches dem betreffenden Objecte innewohne ... Niemals existiert ein Stoff ohne alle Form. Da Aristoteles sich weigert, die Form und den vernünftigen Gedanken, das Telos, die Zweckmäßigkeit der Einrichtung des Einzelnen, wie des Ganzen in der Welt aus den göttlichen Ideen zu erklären, so bleibt ihm nur die Materie als Inbegriff der Möglichkeit aller Formen übrig ... So erlangt dann in Wahrheit bei ihm die ‚hyle‘ denselben Charakter, wie die Prakriti in der Sankhya, nämlich die un erzeugte, allerzeugende [Materie] zu sein.*

Kommentar des Hrsg.: Diese These Schlüters war einfach zu revolutionär, so dass sie bis heute wenig Glauben und Zustimmung gefunden hat.

In den philosophischen Schulen der Stoiker und Peripatetiker gab es öffentliche Schriften, sogenannte „exoterische“ Schriften, die für die Allgemeinheit, d. h. für die philosophisch Ungebildeten gedacht waren, und sogenannte „esoterische“ Schriften, im Sinne von Geheimschriften, die ausschließlich für geprüfte Anhänger der jeweiligen Schule gedacht waren. Ein weit verbreiteter Irrtum ist, dass der Peripatetiker Andronikos von Rhodos im 1. Jahrhundert v. u. Zr. eine Zusammenstellung der „esoterischen“ Lehrschriften des Aristoteles besorgt hätte, während die „exoterischen“ Schriften untergegangen wären. Es war mit Sicherheit umgekehrt: Die „esoterischen“ Schriften, die geheimen Schriften des Aristoteles gingen verloren, während die „exoterischen“ Schriften, die jedem Interessierten zugänglich waren, erhalten blieben und von Andronikos von Rhodos daher noch gesammelt werden konnten.

### Der erste Entdecker der Geheimphilosophie der antiken Stoiker und Peripatetiker: John Toland

Der englische Philosoph John Toland (\* 30.11.1670; † 11.03.1722) war wahrscheinlich der erste Altphilologe, der aufgrund seiner herausragenden Latein- und Griechischkenntnisse eindeutig erkannte, dass die stoische und die peripatetisch-aristotelische Philosophie eine atheistische Geheim- und Stufenphilosophie beinhaltet. Um der Verfolgung der fanatischen Theisten in der Antike zu entgehen, gaben die Stoiker und Peripatetiker an, dass das Urwesen oder das Urfeuer, auch Aether oder Aether-Logos genannt, ihre Gottheit sei. In Wahrheit war der Aether-Logos nur eine Umschreibung für das Naturgesetz, was den Eingeweihten erst nach längerer Zeit der Prüfung offenbart wurde. Toland schrieb in seinem Werk >Pantheistikon<<sup>264</sup>:

#### III.

*Sie [die „Pantheisten“, alias die Peripatetiker und Stoiker] behaupten demnach: das All, von dem diese sichtbare Welt nur ein geringer Teil ist, ist unendlich sowohl der Ausdehnung als auch der Kraftwirkung nach, dem Zusammenhang des Ganzen und der Verbindung der Teile nach eines, unbeweglich hinsichtlich des Ganzen, da außer ihm kein Ort oder Raum ist, beweglich aber hinsichtlich der Teile oder mittelst zahlloser Zwischenräume, unvergänglich zugleich und notwendig auf beiderlei Weise, nämlich ewig nach Existenz und Dauer, mit einer großartigen Vernunft [den Naturgesetzen] begabt, welche nur durch ein schwaches Gleichnis mit demselben Namen wie unser Erkenntnisvermögen [gr. Logos] benannt werden darf, kurz, ein Allwesen, dessen Bestandteile immer dieselben sind, wie seine Grundteile sich beständig in Bewegung befinden. Summarisch konnte ich diese Dinge nicht deutlicher sagen; aber im Einzelnen werde ich es fasslicher auseinandersetzen.*

#### IV.

*Aus dieser Bewegung wie auch aus der Vernunft, welche die Kraft und Harmonie des unendlichen Alls ist, entstehen unzählige Arten von Dingen, von denen ein jedes ein Unteilbares für sich ist, hinsichtlich der Form nicht minder als des Stoffes, da die Form nichts anderes ist als die Anordnung der Teile in jeglichem Körper. So werden alle Dinge durch die unfehlbarste Vernunft und vollkommenste Ordnung im All verwaltet, in welchem unendliche Welten vorhanden sind, die sich voneinander wie die übrigen Teile durch eigentümliche Merkmale unterscheiden,*

<sup>264</sup> In Latein geschrieben und auf eigene Kosten von John Toland im Jahr 1720 gedruckt. Im Jahr 1751 erschien eine erste englische Übersetzung. Erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt im Jahr 1897 von Ludwig Fensch. Von mir zwecks besseren Verständnisses ins Neuhochdeutsche übertragen.

wiewohl hinsichtlich des Ganzen keine Teile in Wahrheit getrennt sind. Auch beeinträchtigt es die Vollkommenheit des Alls in keiner Weise, dass die Dinge durch die Teile bewegt werden, da hieraus neue Vollkommenheiten in unaufhörlicher Zeugung hervorgehen.

Ebenso wenig schädigt es seine Vollkommenheit, dass viele Dinge, welche aus der Verbindung jener Teile entstehen, täglich wieder aufgelöst werden, da dies gerade ein Vorgang der höchsten Vollkommenheit ist: nichts nämlich im All vergeht, sondern der Untergang des einen ist der Ursprung des anderen und umgekehrt; ferner wirken alle Dinge durch beständige Änderung der Formen und eine gewisse sehr schöne Mannigfaltigkeit und Wechselseitigkeit zur Verbindung und Erhaltung des guten Alls mit Notwendigkeit zusammen und machen gleichsam einen immerwährenden Kreislauf durch. Auf gleiche Weise urteilte jener bekannte Musaeus<sup>265</sup>, dass aus Einem<sup>266</sup> alle Dinge entstanden seien und in eben dasselbe alle Dinge wieder aufgelöst würden. Die Kraft endlich und die Wirksamkeit des Alls, die Schöpferin und Regiererin aller Dinge, welche sich auch immer zum besten Endzweck hin richtet, ist [gleichsam] Gott, welchen Du nach Belieben die Seele und den Geist des Alls nennen magst, weshalb auch die „Sokratischen Bundesgenossen“ mit dem Eigennamen der Pantheisten benannt werden, da eben diese Kraft nach ihrer Ansicht einzig und allein durch die menschliche Vorstellungsweise vom All getrennt werde. [...]

## XVI

Ich kehre zu dem zurück, wovon ich ausgegangen bin. Da allerdings bei den Pantheisten die Philosophie wie bei den Weisesten der Alten [der antiken stoischen und peripatetisch-aristotelischen Philosophen] in eine äußere oder volkstümliche und verdorbene und in eine innere oder reine und echte eingeteilt wird<sup>267</sup>, so entsteht unter ihnen kein Zwist, wenn einer der Genossen sich öffentlich zu einer durch Vererbung überlieferten Lehre, wenn sie nur nicht durch und durch falsch ist, oder zu derjenigen, welche überall sich festgesetzt hat, bekennt. [...]

## 2.

Es wird vielleicht den Pantheisten zum Vorwurf gemacht, dass sie eine doppelte Lehre haben, nämlich einerseits eine äußere [gemeint wohl: eine scheinbare], welche den Vorurteilen und den öffentlich als wahr verordneten Glaubenssätzen der großen Menge so gut als möglich anbequemt ist, und andererseits eine innere [gemeint wohl: eine geheime] Philosophie, welche durch und durch der Natur der Dinge und daher der Wahrheit selbst entspricht, und dass sie diese geheime Philosophie nackt und unverhüllt, ohne Maske und Umschweif nur bei geschlossenen Türen den Freunden von erprobter Rechtschaffenheit und Klugheit vorlegen.<sup>268</sup> Allein wer mag bezweifeln, dass sie weise handeln, es sei denn, dass er die menschliche Sinnes- und Handlungsweise nicht kennt? Der Grund springt in die Augen: Keine Religion, keine Sekte duldet nämlich, dass ihr widersprochen werde, dass ihre Ansichten des Irrtums oder der Falschheit, ihre [religiösen] Gebräuche der Nichtigkeit oder Torheit bezichtigt werden. Vom Himmel, bilden sie sich ein, sei alles herabgeschickt; wiewohl es gar sehr nach der Erde schmeckt. Göttlich ist es – wer's glauben mag! - und zur Verbesserung des Lebens höchst notwendig, obwohl klar am Tage

<sup>265</sup> Fußnote des Übers. L. Fensch: Aus Athen, Dichter der mythischen Zeit.

<sup>266</sup> Fußnote Hrsg.: Nach der peripatetisch-aristotelischen und stoischen Physiktheorie ist aus einem einzigen Urstoff, dem Aether, auch Aether-Logos genannt, alles entstanden.

<sup>267</sup> Fußnote Hrsg.: Toland hatte bereits klar erkannt, dass die peripatetische und die stoische Philosophie eine Stufen- oder Geheimphilosophie war. Vor den Neulingen redete man noch von Göttern, nur die Fortgeschrittenen in der peripatetischen und der stoischen Philosophie erhielten das Geheimwissen offenbart, dass mit dem Aether-Zeus eigentlich das Naturgesetz gemeint war. Siehe auch L. Baus, >Die atheistischen Werke der Stoiker<, 2. erw. Auflage, Homburg 2015.

<sup>268</sup> Fußnote Hrsg.: Ein klarer Beweis, dass John Toland als einer der ersten neuzeitlichen Altphilologen klar erkannt hatte, dass die antike peripatetische und stoische Philosophie eine materialistische, atheistische Geheim- oder Stufenphilosophie beinhaltet.

liegt, dass es menschliche, obendrein nichtige und überflüssige, nicht selten ungeheuerliche, ja, meistens dem gesellschaftlichen Leben und der öffentlichen Ruhe verderbliche Erdichtungen sind, wie die tägliche Erfahrung beweist. Wenn es nicht möglich wäre, dass unter so mannigfachen und verschiedenen Meinungen keine wahr sein sollte, so ist es sicherlich unmöglich, dass mehr als eine wahr sein kann. Dies hat in seiner Abhandlung >Von der Natur der Götter< längst Tullius [Cicero]<sup>269</sup> mit Scharfsinn auseinandergesetzt. Deshalb diskutieren die Pantheisten in ihrer Mäßigung mit den aberwitzigen und hartnäckigen Menschen [den Theisten] nicht anders als wie die Ammen mit ihren lallenden Zöglingen, welche in ihrer kindlichen Phantasie sich Könige und Königinnen dünken und sich einbilden, dass sie allein ihren Eltern teuer wären und den anderen niedlich und allerliebste vorkämen. Wer auf diese Kindereien nicht eingeht, dem werden die Kleinen unangenehm und lästig; und wer sich nicht genau zu den Ansichten dieser großen Kinder [der Theisten] bekennt, der gilt ihnen als verabscheuenswert und hässlich, ja, man geht dann soweit, dass man seine Gemeinschaft meidet, ihm keine Pflicht der Menschlichkeit erweist, ihn verbannt und mit ewigen Strafen belegt wissen will. Da jedoch der Aberglaube immer dieselbe Lebenskraft, wenn auch nicht immer dieselbe Strenge, besitzt, und da kein Weiser das schlechterdings Unmögliche, nämlich ihn aus aller Seelen gründlich auszurotten, vergeblich versuchen wird, so wird er dennoch nach seinen Kräften das einzig Mögliche tun und diesem allerschlimmsten und allerverderblichsten Ungeheuer [dem fanatischen Theismus] die Zähne ausbrechen und die Krallen beschneiden, damit es nicht nach seiner Sucht überall Schaden anrichte. Den in diese Denkweise eingeweihten Regenten und Politikern muss verdankt werden, was überall [in Europa] an religiöser Freiheit zum größten Nutzen der Wissenschaft, des Handels und der bürgerlichen Eintracht vorhanden ist. Den abergläubischen oder heuchlerischen Religionsanhängern - ich meine die unaufrichtigen und lügnerischen Frommen - sind zu verdanken Zwistigkeiten, Trennungen, Strafen, Beraubungen, Brandmarkung, Einkerkelung, Verbannung und Tötung.<sup>270</sup> Daher kommt es mit Notwendigkeit, dass es etwas anderes ist im Innern und im privaten Zusammensein und etwas anderes auf dem Markt und in öffentlicher Versammlung [darüber zu sprechen]. Dies ist kein seltener Brauch; denn so war es nicht nur bei den Alten [den antiken Philosophen], sondern, wenn man die Wahrheit sagen darf, so ist es noch mehr bei den neueren [Philosophen], denn sie bekennen, dass es jetzt weniger als damals erlaubt sei [seine wahre Philosophie offen zu bekennen].

### 3.

Nach dieser kurzen Verteidigung der doppelten Philosophie [im Sinne von: der Geheim- und Stufenphilosophie] der Alten [der antiken Philosophen], wird es nicht schwer fallen einzusehen, dass die Pantheisten, mitten unter so vielen Sektenunterschieden, welche überall im Schwange sind, und ihren gegenseitigen Anfeindungen, wenn man sie nicht Zerfleischungen nennen muss, vorsichtig sein müssen, um unbehelligt [vor theistischer Verfolgung] zu bleiben. [...]

Die obigen Ausführungen und Erläuterungen zur stoischen und peripatetischen Philosophie sind zwingend erforderlich, um die Schriften der Stoiker und Peripatetiker richtig verstehen zu können. Die stoische und die peripatetische Philosophie war in der Antike - zum Schutz vor theistischen Fanatikern - als eine Geheim- und Stufenphilosophie konzipiert. Mit Zeus ist der Aether-Logos, alias das Naturgesetz analogisiert. Die christlichen Mönche im Mittelalter glaubten, die Stoiker wären Theisten gewesen. Sie fälschten die Schriften der Stoiker, indem sie für Aether-Zeus, Aether-Logos oder Aether Gott setzten. Theodor Birt schrieb daher in seiner Seneca-Rehabilitation, siehe oben, völlig zu Recht: „Die Kirchenväter hielten seit dem 5. Jahrhundert Seneca sogar fälschlich für einen Christen; hätten sie das nicht getan, seine Schriften wären uns mutmaßlich gar nicht erhalten worden.“

<sup>269</sup> Fußnote des Übers. L. Fensch: Toland am Rande [Quellenangabe]: Buch I, Kap. 6.

<sup>270</sup> Fußnote Hrsg.: Siehe Karl-Heinz Deschner, >Kriminalgeschichte des Christentums<, 10 Bände.

## Zur Aufgabe und Textgestaltung dieser Edition

Waren die antiken Stoiker Theisten? Nein! Die bedeutendsten von ihnen, Zenon, Chrysippos, Panaetios, Poseidonios, Cicero, Seneca, Epiktet und Marcus Aurelius, waren keine Theisten; aber einige haben bewusst doppelgleisig gelehrt, gewiss aus berechtigter Furcht vor Repressalien der theistischen Fundamentalisten, die bis zum Todesurteil reichen konnten.

Es ist nicht mehr zu bezweifeln, dass der Stoizismus im Grunde eine existenzialistische Philosophie beinhaltet. Eine denkbare Möglichkeit wie es dazu kam, dass z. B. Panaetios ein Atheist und Epiktet ein Theist zu sein scheint, ist die: Die Stoiker wussten, dass es Menschen gibt, die den Gedanken einer endlichen Existenz kaum oder gar nicht fassen können. Daher lehrten sie bewusst doppelgleisig. Vor den ‚einfacheren‘ Geistern gebrauchten sie noch die Vorstellung von göttlichen Ursachen und Belohnungen im Jenseits; nur vor den intelligenteren und den psychisch starken Individuen sprachen sie das Höchste aus: Die Erkenntnis, dass jede Mythologie, jede Religion an der klaren Ratio der menschlichen Vernunft in Dunst zerfließt; es war und bleibt eine Wahn-Vorstellung, von schwachen, kränklichen Geistern erfunden und von skrupellosen Herrschern zur Unterdrückung und Ausbeutung der geistig schwachen und ungebildeten Menschen missbraucht.

Außerdem wurden die philosophischen Schriften der Stoiker mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von christlichen Mönchen des Mittelalters während der Abschrift interpoliert. Vor allem Epiktets >Diatriben< wurden so stark mit atheistischen Auslassungen und theistischen Texteingfügungen interpoliert, dass man ihn bereits zu den Urchristen zählen wollte.

Es gibt sogar neuzeitliche Übersetzer der Werke Senecas, wie z. B. Manfred Rosenbach, bei denen man ohne zu übertreiben von erneuten theistischen Interpolationen, ja sogar von theistischen Texteingfügungen bei der Übersetzung sprechen kann.

In dieser Edition kommen selbstverständlich die Begriffe „Gott“, „Seele“<sup>271</sup> und „Vorsehung“ nicht mehr vor. In den Texten der antiken Stoiker wurde von mir konsequent „Gott“ in „Naturgesetz“, „Seele“ in „Psyche“ und „Vorsehung“ in „Geschick“ oder „Schicksal“ umbenannt. Außerdem habe ich, da die Stoiker in der Antike bereits für die Gleichberechtigung der Geschlechter eintraten, für „Männer“ allgemein „Menschen“ eingesetzt.

Es gibt keinen größeren Gegensatz auf unserer Welt, ja im ganzen Universum, als zwischen der existenzialistischen stoischen Philosophie und jeder Art von theistischem Glaubens-Wahn. Die Stoa verlangt die Autonomie des menschlichen Individuums; der autark gemachte Geist des Menschen fürchtet sich vor rein gar nichts mehr auf dieser Welt. Dies erfordert fast übermenschliche Kräfte (genauer gesagt die vier stoischen Tugenden: *Sophia* = Erkenntnis-Sinn des Grundsätzlichen, *Andreia* = Fähigkeit, Widerstände zu überwinden, auch Willenskraft oder Tapferkeits-Sinn genannt, *Sophrosyne* = Besonnenheits-Sinn oder Tugend der Selbstbeherrschung, und *Dikaiosyne* = Gerechtigkeits-Sinn). Tugenden sind nicht angeboren oder man erhält sie nicht durch sogenannte „höhere“ Geburt, sondern sie müssen erlernt und durch systematische Selbst-Erziehung erworben werden.

Der polare Gegensatz zwischen den Erlösungs-Religionen und den existenzialistischen Philosophien wie Samkhya-Urbuddhismus und Stoizismus besteht darin, dass erstere uns glauben

<sup>271</sup> Den Begriff >Seele< benutzen nur Theisten. Der >Geist< wird unter anderem „als ein >physikalischer< Zustand im methodologischen Sinne angesehen. Die Resultate der modernen Hirnforschung legen eine sehr enge Korrelation zwischen Hirnprozessen und geistigen bzw. mentalen Prozessen wie Wahrnehmung, Bewusstsein und Denken nahe. Die neuronalen Bedingungen für das Auftreten von mentalen Zuständen im menschlichen Gehirn lassen sich mit Hilfe physikalischer Mittel darstellen, und es lassen sich vernünftige Annahmen über ihre Funktion machen.“ Lesen Sie dazu: >Ethik und Sozialwissenschaften<, E.u.S. 6 (1995) Heft 1: Gerhard Roth und Helmut Schwegler: >Das Geist-Gehirn-Problem aus der Sicht der Hirnforschung und eines nicht-reduktionistischen Physikalismus<, Westdeutscher Verlag.

machen wollen, wir könnten ohne eigenes Tun von anderen (von Göttern, Heiligen und Priestern) „erlöst“ und zum Heil oder zum Himmelreich geführt werden, während die drei philosophischen Schulen überzeugt sind, dass wir uns nur durch eigenes, selbstverantwortliches Denken und Handeln „erlösen“ können, d. h. von der Bevormundung anderer befreien können. Das wird uns erst dann vollständig gelingen, wenn wir den Wahn hinter uns gelassen haben, es gäbe über den Wolken allmächtige Wesen, die in unser Leben eingreifen, ja uns sogar ein „ewiges“ Leben verschaffen könnten.<sup>272</sup>

Theismus verlangt außerdem die totale Unterwerfung der Vernunft unter angeblich göttliche Ge- und Verbote, wie unter die angeblichen Stellvertreter Gottes auf Erden. Bei einem menschlichen „Stellvertreter Gottes“ an Unfehlbarkeit zu glauben, ist der absolute Wahn-Sinn. Theismus von einer solchen fundamentalistischen oder treffender ausgedrückt fanatistischen Prägung, ist unzweifelhaft der Nährboden für faschistoide Gesellschaftsstrukturen<sup>273</sup>, außerdem für alle Arten von irrationalen Ängsten, wie Wunderglaube, Geisterglaube, Dämonenglaube, Vampirglaube, usw.

---

<sup>272</sup> Dieser grandiose Schwach-Sinn und Betrug an der Menschheit müsste eigentlich jedem Menschen sofort augenfällig werden. Aber wo ist der philosophische Verein, die Partei oder die Unterrichtsstunde in der Schule, die unseren jungen Mitbürgern die Augen öffnen und sie zur Vernunft erziehen könnte?

<sup>273</sup> Siehe dazu Friedrich Hacker: >Das Faschismus-Syndrom - Psychoanalyse eines aktuellen Phänomens<, herausgegeben von Doris Mendlewitsch, Düsseldorf 1990.

# Trostschrift an Marcia

## Ad Marciam de consolatione

Übersetzung von Otto Apelt, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert. Außerdem wurden die theistischen Interpolationen der christlichen Kopisten des Mittelalters eliminiert. Siehe Vorwort.

### Einleitung von Otto Apelt

Marcia, eine treffliche und hochgebildete Frau, war die Tochter des Aulus Cremutius Cordus, eines charaktvollen Mannes, der sich als Geschichtsschreiber einen Namen gemacht, aber durch seinen Freiheitssinn bei der Seianischen Partei Anstoß erregt hatte. Namentlich wollte man es ihm nicht verzeihen, dass er in seinen >Annalen< den Marcus Brutus gepriesen und den C. Cassius den letzten Römer genannt hatte. Daher das Verbot seiner Annalen. Überdies fühlte sich Seian persönlich schwer beleidigt durch eine missbilligende Äußerung des Cremutius über den Beschluss, dass dem Seian in dem wiederhergestellten Theater des Pompeius eine Statue errichtet werden sollte. Des Cremutius Tod war daher beschlossene Sache. Aber sein Andenken lebt fort bei der Nachwelt durch das Denkmal, das ihm Tacitus in seinen Annalen (IV 34, 35) gesetzt hat. Es ist dies die von Tacitus wiedergegebene herrliche Verteidigungsrede, die Cremutius im Senat hielt, um sich dann selbst durch Hunger das Leben zu nehmen. übrigens wurde sein durch die Ädilen öffentlich verbranntes Geschichtswerk späterhin durch die Tochter, die ein Exemplar davon zurückzuhalten gewusst hatte, wieder veröffentlicht, da nach des Tiberius Tode Caligula die Erlaubnis dazu erteilt hatte.

In der Folge wurde Marcia von einem weiteren schweren Schicksalsschlag getroffen: ihr heißgeliebter Sohn Metilius, bereits Gatte, Vater und Priester, dabei aber verhältnismäßig noch in sehr jungen Jahren, wurde ihr durch den Tod entrissen. Sie war untröstlich und lebte, ganz ihrem Schmerze hingegeben, in völliger Zurückgezogenheit. Seneca, der ihr wohl persönlich nahestand, entschloss sich endlich nach drei Jahren, an sie dieses Trosts Schreiben zu richten, das, wie es von tiefer und feiner Empfindung zeugt, so auch eine Fülle beherzigenswerter Gedanken vor uns ausbreitet. Die Abfassungszeit lässt sich nicht sicher bestimmen; der Schluss des ersten Kapitels scheint auf die Zeit nach Rückkehr aus Ägypten hinzuweisen.

1. Wüsste ich nicht, Marcia, dass dir weibliche Gemütsschwäche ebenso fern liegt wie alle anderen Fehler, und dass dein Charakter dem Auge gleichsam ein Musterbild an römischer Sittenstrenge bietet, so würde ich nicht den Mut haben, deinem Schmerz entgegenzutreten - geben doch selbst Männer sich solcher Stimmung gern hin und hängen ihr nach - und ich hätte nie die Hoffnung gefasst, in so ungünstiger Zeit, vor einem so abgeneigten Tribunal und bei so gehässiger Beschuldigung es durchsetzen zu können, dass du endlich von der Klage gegen dein Schicksal abstündest.

Vertrauen gab mir dazu deine bereits bewährte Stärke des Gemüts und deine unter schweren Erfahrungen erprobte Tugend. Jedermann weiß, wie du es mit deinem Vater gehalten hast, den du nicht weniger geliebt hast wie deine Kinder, nur dass du nicht wünschtest, er möchte sie überleben; und wer weiß, vielleicht hast du auch dies gewünscht, denn die innige kindliche Liebe erlaubt sich wohl auch manches gegen die bewährte Sitte. Soviel an dir lag, hast du den Tod deines Vaters Cremutius Cordus zu verhindern versucht. Als es dir zur Gewissheit wurde, dass inmitten der Schergen des Seian dies der einzige Ausweg aus der Knechtschaft sei, hast du dich, ohne seinen Vorsatz gutzuheißen, doch gefügt und [heimlich] Tränen vergossen. Vor der Welt hast du deine Seufzer unterdrückt, aber dabei nicht etwa eine heitere Miene geheuchelt; und das zu einer Zeit, wo es schon für Pietät galt, nicht gegen die Pietät zu verstoßen. Sobald aber der Umschwung der Zeiten die Möglichkeit dazu gab, hast du deines Vaters Geist, um den es sich doch bei dem Todesurteil handelte, der Welt wieder nahegebracht und ihn, deinen Vater, vor dem wahren Tode bewahrt, und hast seine Bücher, für die dieser heldenhafte Mann sein Leben hatte lassen müssen, wieder zu dem Rang öffentlicher Denkmäler erhoben. Aufs höchste hast du dich verdient gemacht um die römische Literatur - ein großer Teil dieser Schriften war den Flammen überliefert worden

- aufs höchste um die Nachwelt, auf die eine unverfälschte geschichtliche Berichterstattung gelangen wird zum Ruhm ihres Urhebers; aufs höchste um ihn selbst, dessen Andenken lebt und leben wird im Gedächtnis, so lange man noch Wert darauf legt, die Römerwelt kennenzulernen, so lange es noch irgend einen geben wird, der sich zurückwenden will zu den Taten der Vorfahren, so lange sich noch jemand findet, der zu wissen begehrt, was es heißen will, ein Römer zu sein, was es heißt, ungebeugt zu bleiben, nachdem alles den Nacken schon gebeugt und sich dem Joch des Seian gefügt hatte, was es heißt, ein freier Mensch zu sein, frei im Denken, Wollen und Handeln. Wahrlich, es wäre für das Gemeinwesen ein schwerer Verlust gewesen, wenn du ihn [Cremutius Cordus], der wegen zweier herrlicher Vorzüge, Beredsamkeit verbunden mit Freimut, der Vergessenheit überliefert worden war, nicht wieder zutage gefördert hättest. Man liest ihn, man schätzt ihn; [seine Werke] in den Händen der Menschen, in ihre Herzen aufgenommen, ist er bewahrt vor dem Schicksal der Vergessenheit. Dagegen werden selbst die Ruchlosigkeiten jener Henker, durch die sie allein einer Erwähnung überhaupt wert erscheinen, der Vergessenheit anheimfallen.

Diese Hoheit deines Geistes lässt mich keine Rücksicht nehmen auf dein Geschlecht und ebenso wenig auf deinen Blick, welchen die ununterbrochene Trauer so vieler Jahre umschleiert hält, nachdem sie sich einmal auf ihn herabgesenkt hat. Und glaube mir, ich denke nicht an Liebedienerei und an täuschendes Spiel mit deinen Gefühlen: Weit zurückliegendes Unglück führe ich dir ins Gedächtnis zurück, und, um dir zu zeigen, dass auch dieser Schlag<sup>274</sup> zu heilen ist, decke ich dir die Narbe einer gleich großen Wunde auf. Mögen andere sanft und schmeichlerisch zu Werke gehen; ich bin entschlossen, mit deiner Trauer den Kampf aufzunehmen und der Ermattung und Erschöpfung deiner Augen, die, wenn du die Wahrheit hören willst, bereits mehr aus Gewohnheit als aus Sehnsucht beständig mit Tränen gefüllt sind, Einhalt zu tun, am liebsten, wenn du dich selbst zur Mithelferin machst bei Anwendung der dir

<sup>274</sup> Fußnote Apelt: Dieser Schicksalsschlag ist der Tod des Sohnes; die alte Wunde ist der Tod des Vaters.

geltenden Heilmittel, wo nicht, selbst gegen deinen Willen, magst du dich auch noch so sehr an deinen Schmerz klammern, den du dir nun einmal als Ersatz erkoren hast für deinen dir entrissenen Sohn; aber wie soll dieser Schmerz enden? Alle Versuche sind fehlgeschlagen; der Zuspruch der Freunde, die gewichtige Stimme einflussreicher und dir verwandter Männer, was haben sie geholfen? Hingabe an die Wissenschaften, dies väterliche Erbgut, hat ihre Bedeutung für dich verloren; deine Ohren sind taub für ihre Belehrungen, kaum dass sie Trost schaffen für die kurze Zeit der Beschäftigung mit ihnen. Selbst jenes natürliche Heilmittel der Zeit, die auch den größten Kummer beschwichtigt, hat seine Kraft an dir, an dir allein, verloren. Schon ist das dritte Jahr vergangen, ohne dass inzwischen jener erste Anfall etwas von seiner Kraft verloren hat; täglich erneuert und verstärkt sich die Trauer; durch dies Hinziehen hat sie sich bereits ein gutes Recht erworben, und es ist so weit gekommen, dass sie es für eine Schande hält, aufzuhören. Wie alle Fehler sich tief im Inneren einnisten, wenn sie nicht gleich bei ihrem ersten Auftreten unterdrückt werden, so gewinnen diese traurigen, unglücklichen und gegen sich selbst wütenden Triebe am Ende aus der Bitterkeit selbst ihre Nahrung, und der Schmerz wird für das unglückliche Gemüt zu einer verkehrten Lust. Daher hätte ich gewünscht, gleich in der ersten Zeit mich der Heilung annehmen zu können; noch in der Entstehung begriffen, hätte dies mächtige Übel mit gelinderen Mitteln bekämpft werden können; was einmal eingewurzelt ist, lässt sich nur durch heftigen Kampf zurückweisen. Es steht hier ganz ähnlich wie mit der Heilung von Wunden: So lange sie noch frisch bluten, macht ihre Heilung keine Schwierigkeiten: Man kann sie ausbrennen, kann ihrer Vertiefung vorbeugen, kann sie mit den Fingern untersuchen, während sie vernachlässigt sich zu bösen Geschwüren ausbilden. Einem so verhärteten Schmerze kann ich jetzt nicht mit Nachgiebigkeit und Weichherzigkeit beikommen; hier gilt es nicht biegen, sondern brechen.

2. Wer einen anderen zum Besseren bekehren will, beginnt bekanntlich in der Regel mit guten Lehren und endet mit Beispielen. Mitunter ist es indes nützlich, von dieser Regel abzuweichen; denn für den einen eignet sich

dieses, für den anderen jenes Verfahren. Manche lassen sich durch Vernunftgründe leiten, anderen muss man mit berühmten Namen beikommen und durch den Hinweis auf ein imponierendes Vorbild, das den in Bewunderung versunkenen Geist des Betrachters in seinem Bann festhält. Zwei hervorragende Beispiele deines Geschlechts und deiner Zeit zugleich will ich dir vor Augen stellen, zwei Frauen, von denen die eine sich völlig dem Schmerz zur Beute überließ, während die andere, von gleichem, ja noch verderblicherem Schicksal getroffen, dem Unglück doch keine lange Herrschaft über sich einräumte, sondern rasch ihre Fassung wiedergewann. Octavia und Livia, die eine des Augustus Schwester, die andere seine Gattin, hatten beide den Verlust noch jugendlicher Söhne über sich ergehen lassen müssen, von denen sie mit Sicherheit annehmen durften, dass sie dereinst den Thron besteigen würden. Octavias Sohn war Marcellus, dem sein Oheim<sup>275</sup> und Schwiegervater sehr gewogen war, als dem künftigen Träger der Regierungslast, ein Jüngling von lebhaftem Temperament und umfassendem Geist und dabei doch zugleich von einer Genügsamkeit und Selbstbeherrschung, die in seinem Alter und bei seiner hohen Stellung nicht geringe Bewunderung verdienten, ausdauernd in Anstrengungen, den Lustbarkeiten abhold, bereit, alles auf sich zu nehmen, was sein Oheim ihm übertragen und wozu er ihn gleichsam als festen Stützpunkt benutzen wollte. Er hatte eine gute Wahl getroffen: dies Fundament war jedem Druck gewachsen. Octavia konnte ihr Lebtage kein Ende finden des Weinens und des Jammerns und ließ keine tröstende Stimme an sich heran. Durch nichts ließ sie sich auch nur für einen Augenblick davon abbringen, diesem einen Gedanken nachhängend und fest an ihn gebannt. Ihr Leben lang blieb sie so, wie sie bei der Beerdigung gewesen war; weit, entfernt, sich etwa selbst aufzuraffen, wollte sie sich auch von anderen nicht aufrichten lassen, überzeugt, es wäre ein zweiter Kindesverlust, wenn sie auf ihre Tränen verzichtete. Sie wollte kein Bild von ihrem geliebten Sohne haben; niemand durfte ihn in ihr Gegenwart erwähnen. Sie hasste alle Mütter und besonders richtete sich ihre Wut gegen

<sup>275</sup> Fußnote Apelt: Augustus, der Bruder seiner Mutter.

Livia, weil das ihr verheißene Glück, wie es schien, nunmehr auf deren Sohn<sup>276</sup> übergegangen war. Der Finsternis und Einsamkeit sich völlig ergebend, schenkte sie selbst ihrem Bruder keine Beachtung mehr; die dem ehrenden Andenken des Marcellus gewidmeten Gedichte und sonstige Zeichen der Teilnahme aus der Gelehrtenwelt wies sie zurück und verschloss ihre Ohren jedem Trost. Von den üblichen Feierlichkeiten hielt sie sich fern, und selbst gegen den die hohe Stellung ihres Bruders umgebenden Glanz voll Abscheu, vergrub und verbarg sie sich. Im Kreis der Kinder und Enkel legte sie die Trauerkleidung nicht ab, nicht ohne Anstoß für alle die Ihrigen, deren Wohlsein sie nicht davor bewahrte, sich verwaist vorzukommen.

3. Livia hatte ihren Sohn Drusus verloren, dem eine große Zukunft als künftigem Herrscher bevorstand und der schon damals ein großer Feldherr war; er war tief in das Innere von Germanien vorgedrungen und hatte die römischen Feldzeichen aufgepflanzt in Gegenden, wo man bis dahin von den Römern so gut wie nichts wusste. Auf diesem Zuge ereilte ihn der Tod. Während seiner Krankheit erwiesen ihm die Feinde selbst in friedlicher Ergebenheit alle Ehre, ohne einen Wunsch laut werden zu lassen über das, was ihnen nutzte. Dieser Tod, der ihn zu einem Opfer der Vaterlandsliebe gemacht, erweckte die stärkste Teilnahme aller Bürger, Provinzen und des gesamten Italiens, durch dessen Fluren sich der Leichenzug unter dem feierlichen Geleite der Abgeordneten von Munizipien und Kolonien einem Triumphzug ähnlich bis nach der Hauptstadt bewegte. Der Mutter war es nicht vergönnt gewesen, den letzten Kuss und das ersehnte Abschiedswort aus dem Munde ihres Sohnes zu empfangen. In langer Strecke hatte sie den Resten ihres Drusus das Geleite gegeben durch ganz Italien, durch den Feuerschein zahlreicher Scheiterhaufen immer wieder aufgeregt, als ob sie ihn ebenso oftmals wieder verlöre. Aber sobald die Beisetzung erfolgt war, trennte sie sich auch von ihrem Schmerz und trauerte nicht mehr, als es der Anstand forderte, in Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zum Kaiserhaus sowie auf ihre Stellung als Mutter<sup>277</sup>. Dabei hörte sie aber nicht auf, den Namen ihres Drusus zu feiern,

<sup>276</sup> Fußnote Apelt: Nämlich auf Drusus.

sich ihn überall im häuslichen wie im öffentlichen Verkehr zu vergegenwärtigen, sehr gern von ihm zu reden und von ihm zu hören; sie lebte in der Erinnerung an ihn, die doch niemand festhalten und immer wieder erneuern kann, der dies Andenken zu einer Quelle der Trauer für sich gemacht hat. Wähle nun zwischen beiden Beispielen!

Welches scheint dir nachahmenswerter? Willst du jenem ersteren folgen, so gehörst du nicht mehr unter die Zahl der Lebenden: du wirst dich nicht nur den Kindern anderer entfremden, sondern auch den deinigen, ja selbst dem, dem deine ganze Sehnsucht gilt. Die Mütter werden dir aus dem Weg gehen, denn es beschleicht sie bei deinem Anblick die Erinnerung eines Unheils; ehrbare und erlaubte Vergnügungen wirst du von dir weisen als entehrend in deiner Lage; du wirst das Tageslicht scheuen und deinen Jahren grollen, dass sie dich nicht sofort dem Untergang weihen und dir ein rasches Ende bereiten; du wirst, was ich dir nicht als Schuld anrechne, weil es tatsächlich in deinen Augen schimpflich und deinem Herzen ganz fremd ist, vor der Welt den Eindruck machen, als ob du zum Leben nicht Lust, zum Sterben nicht die Kraft habest. Wählst du dir aber das andere, maßvollere und mildere Vorbild zur Nacheiferung, dies Beispiel erhabenster Frauengröße, dann wirst du nicht in Kummer leben, nicht von Qualen erdrückt werden. Denn was für eine Torheit ist es doch, sich für sein Unglück selbst noch zu strafen und sein Unglück durch weiteres Unglück zu steigern! Dein Leben lang bist du der Tugend und Sittenstrenge treu geblieben: Zeige dich also auch in deiner jetzigen Lage dem entsprechend; denn auch im Schmerz gibt es eine gewisse Mäßigung und Selbst-beherrschung. Und was den Jüngling selbst anlangt, der es so sehr verdiente, dich in eine frohe Stimmung zu versetzen, die du mit Wort und in Gedanken immer bei ihm weilst, so wird er sich durch dich mehr geehrt fühlen, wenn er sich seiner Mutter in der Gestalt und Stimmung zeigt, die im Leben ihm eigen war - heiter und freudvoll.

4. Und ich will dich nicht auf übertrieben strenge moralische Forderungen verweisen, will

<sup>277</sup> Fußnote Apelt: Ich folge an dieser kritisch viel behandelten Stelle der Schreibung von Ellis (aequom alvo), die sowohl der Überlieferung wie dem hier geforderten Sinn am besten entspricht.

dir nicht zumuten, mit übermenschlicher Kraft das Menschliche zu tragen, will dir nicht ansinnen, dass du noch am Leichentage die letzte mütterliche Träne weinst. Mag ein Schiedsrichter über uns beide entscheiden, und zwar soll der Streitpunkt der sein, ob der Schmerz groß oder unaufhörlich sein soll. Ich zweifele nicht: Du hast an dem Beispiel der Julia Augusta<sup>278</sup>, mit der du auf so vertrautem Fuße gestanden hast, mehr Wohlgefallen. Sie fordert dich zur Nachfolge ihres Vorgehens auf. Sie gewährte gleich beim ersten Aufwallen, wo, wer ins Unglück geraten, sich am unfügsamsten und wildesten gebärdet, dem Areios<sup>279</sup>, dem philosophischen Freund ihres Gatten, den Zutritt, und hielt nicht zurück mit dem Bekenntnis, dass diese Unterredung ihr nützlich und eine größere Stütze gewesen sei als das römische Volk, das sie nicht traurig machen wollte durch die eigene Trauer, eine größere auch als Augustus, der, nachdem ihm der eine Gehilfe entzogen, sich unsicher zu fühlen begann und durch die Trauer der Seinigen nicht noch mehr gebeugt werden durfte, eine größere endlich auch als Tiberius, dessen kindliche Liebe die Wirkung hatte, dass sie bei jenem bitteren und von aller Welt beweinten Todesfall es nur zu empfinden hatte, dass sie statt zweier nun nur noch einen Sohn haben sollte. Wie führte sich der Mann bei ihr ein? Welchen Ton schlug er an gegenüber der Frau, die mit größter Achtsamkeit über ihrem Rufe wachte? Ich glaube, den folgenden<sup>280</sup>:

„Bis zu diesem Tag, Julia, hast du, soviel wenigstens weiß ich, - ich [Areios], deines Gatten beständiger Begleiter, dem nicht nur, was in die Öffentlichkeit dringt, bekannt ist, sondern auch alle geheimeren Regungen eurer Herzen - hast du dich bemüht, jedem etwaigen Tadel gegen dich vorzubeugen; und nicht nur in wichtigeren Angelegenheiten, nein, auch in den kleinsten hast du daran festgehalten, nichts zu

<sup>278</sup> Fußnote Apelt: Der spätere Ehrenname der Livia, der Gemahlin des Augustus.

<sup>279</sup> Fußnote Apelt: Areios Didymos aus Alexandria lebte, von Augustus hochgeehrt, in Rom als Lehrer der Philosophie. Er hatte für die Kunde der alten Philosophie wertvolle Epitome verfasst, von der sich bei Stobaeus zahlreiche Exzerpte finden.

<sup>280</sup> Fußnote Apelt: Unter der Maske des die Livia tröstenden Areios spricht, wie leicht ersichtlich, Seneca selbst zu Marcia. Dies Abstreifen alles Persönlichen und Subjektiven gibt hier seiner Mahnung gleichsam eine höhere Weihe und Geltung.

tun, was von der öffentlichen Meinung, dieser freimütigsten Richterin der Fürsten, etwa Verzeihung erfordert. Und ich meine, es gibt nichts Schöneres für die Herrscher dieser Welt, als vielen Verzeihung zu gewähren, sich selbst aber nicht in die Lage zu bringen, der Verzeihung zu bedürfen: Halte also auch in dieser deiner jetzigen Lage an deiner Gewohnheit fest und vermeide alles, was du entweder gar nicht oder anders getan sehen möchtest.

5. Sodann bitte und beschwöre ich dich, gegen Befreundete dich nicht unzugänglich und abweisend zu zeigen. Denn es ist dir doch kein Geheimnis, dass sie alle in Unklarheit sind, wie sie sich zu benehmen haben: Sollen sie in deiner Gegenwart die Rede auf Drusus bringen oder nicht? Es könnte ja in dem letzteren Fall das Übergehen des herrlichen Jünglings als eine Beleidigung erscheinen, in dem anderen eine Erwähnung seiner für dich verletzend sein. Wenn wir für uns beisammen sind, dann feiern wir seine Taten und Worte mit verdienter Hochachtung; vor dir aber beobachten wir über ihn tiefes Stillschweigen. So bringst du dich um den schönsten Genuss, um das Lob deines Sohnes, das du, wie ich nicht zweifle, selbst mit Aufopferung deines Lebens, wenn es möglich wäre, auf alle Ewigkeit ausdehnen würdest. Daher dulde nicht nur, nein, veranlasse selbst solche Gespräche, in denen er den Gegenstand der Erzählung bildet, und schenke dem Namen und dem Gedächtnis deines Sohnes ein offenes Ohr; und lass dich das nicht anfechten, wie es bei anderen der Fall ist, die in einer solchen Lage das Anhören von Trostgründen nur als eine Fortsetzung ihres Unglücks ansehen. Jetzt hast du dich ganz auf die eine Seite geworfen, vergisst alles Bessere und siehst dein Schicksal nur von der schlimmen Seite an; du denkst nicht an das Zusammenleben mit deinem Sohn und die erfreulichen Begegnungen mit ihm, nicht an seine kindlichen und lieblichen Schmeichelworte, nicht an seine Fortschritte in den Wissenschaften; du hängst ganz und gar nur an jener letzten Gestaltung der Dinge und bringst alles nur Mögliche mit ihr in Zusammenhang, als ob sie nicht für sich schon schauerlich genug wäre. Trachte nicht, ich bitte dich, nach dem unsinnigen Ruhm, für die Unglücklichste zu gelten! Bedenke zugleich, es sei nichts Großes, sich im Glück tapfer zu zeigen, wenn das Leben in günstigem Verlauf

dahinfließt; auch des Steuermanns Kunst zeigt sich nicht bei ruhigem Meer und fügsamem Wind; es muss ein Unwetter eintreten, wenn sich der Mut bewähren soll. So lass dich denn nicht beugen, sondern stehe fest auf deinen Füßen, und welche Last dir auch von oben zufällt, trage sie, nur vom ersten Lärm etwas aus dem Gleichgewicht gebracht. Nichts ärgert das Schicksal mehr als Gelassenheit.“

Danach verweist er sie auf den noch lebenden Sohn und auf die Enkel, die der Dahingegangene ihr hinterlassen hat.

6. Um deine Sache, Marcia, hat es sich dort gehandelt; dir hat Areios seinen Rat erteilt; verändere nur die Person und er hat dich getröstet. Doch angenommen, Marcia, dein Verlust sei größer als der irgend einer Mutter vor dir - ich will dich nicht milder stimmen und unterschätze dein Unglück nicht - wenn das Geschick durch Tränen zu beugen ist, so lass uns unsere Tränen vereinigen; der ganze Tag verlaufe dann unter Trauerklagen, die Nacht werde schlaflos in Trübsal dahin gebracht, auf der schon wunden Brust mögen sich weiter die Spuren der sie zerfleischenden Hände mehren, auch das Antlitz werde nicht geschont, kurz der Kummer möge in jeder Weise sein grausames Werk betreiben, vorausgesetzt, dass er damit etwas ausrichte. Wenn aber, was einmal dahin gegangen, durch kein Flehen und Klagen zurückgerufen wird, wenn das unbeugsame und in alle Ewigkeit feststehende Geschick durch kein Jammern sich ändern lässt und der Tod festhält, was er dahingerafft hat, so nehme die Trauer ein Ende, denn ihre Zeit ist vorbei. Fügen wir uns also einer vernünftigen Leitung und lassen wir uns nicht durch diese ungestüme Kraft vom richtigen Weg abziehen! Schmach über den Lenker des Schiffes, dem die Fluten das Steuerruder entrissen, der die flatternden Segel verlässt und das Schiff dem Wind und Wetter preisgibt; Preis dagegen dem, der, den Schiffbruch vor Augen, sich von den Wellen begraben lässt, die Hand festgefügt an das Steuerruder und den Wogen trotzend. [...]

19. Aber um nun auf die Trostgründe zu kommen, so lass uns zunächst sehen, was hier den Gegenstand unserer Fürsorge bildet, sodann wie wir dagegen anzukämpfen haben. Der Trauernde ist schmerzlich bewegt von der Sehnsucht nach dem, den er geliebt hat. Das ist an sich offenbar etwas, was man ertragen kann. Um solche, die in der Ferne weilen und ihr

weiteres Leben fern von uns führen werden, weinen wir nicht, mag uns auch aller Umgang mit ihnen ebenso wie ihr Anblick versagt sein. Es ist also die bloße Vorstellung, die uns quält, und jedes Übel hat uns so viel zu besagen, als wir es anschlagen. Das Heilmittel liegt also in unserer Hand. Wir brauchen uns nur vorzustellen, sie - die Verstorbenen - seien nur fern von uns; wir brauchen uns nur selbst zu täuschen: Wir haben sie von uns gehen lassen, nein, wir haben sie vorausgeschickt, um sie einzuholen. Der Trauernde stößt wohl auch die Klage aus: „Ich habe nun keinen Beistand mehr, niemanden, der mich vor Verachtung in Schutz nimmt.“ Der Trostgrund, den ich dagegen anführe, ist zwar nichts weniger als löblich aber er entspricht doch den tatsächlichen Verhältnissen: In unserem Staat steht es so, dass die Kinderlosigkeit mehr Gunst erwirbt als raubt; ja, diese Art von Vereinsamung, die ehemals einen zerstörenden Einfluss auszuüben pflegte, weist jetzt dem Greisenalter den Weg zur Macht, in dem Grad, dass manche sich stellen, als wären sie mit ihren Söhnen tief verfeindet, und ihre Kinder verleugnen, und sich gewaltsam kinderlos machen. Ich weiß, du wirst entgegen: „Für mich handelt es sich nicht um eine Beeinträchtigung meines Vorteils; der ist nicht würdig des Trostes, der den Tod seines Sohnes beklagt wie den Verlust eines Sklaven, und der Zeit und Stimmung findet, um bei einem Sohn an etwas anderes zu denken als an diesen selbst.“ Was macht dich also, meine Marcia, so traurig? Dass dein Sohn aus dem Leben geschieden, oder dass er nicht lange gelebt hat? Ist es das erstere, so hättest du immer schon Leid tragen müssen; denn du hast immer gewusst, dass er sterben werde. Sage dir nur immer wieder, dass der Gestorbene aller Übel enthoben ist; dass alles, was uns die Unterwelt schrecklich macht, nichts als Erdichtung ist; dass keine Finsternis die Toten umhüllt, dass es dort keinen Kerker gibt, keine Feuerströme, keinen Fluss der Vergessenheit, keine Gerichtshöfe und keine Angeschuldigten und in dieser schrankenlosen Freiheit nicht neue Tyrannen. Das alles ist nur ein Spiel der Dichtung, die uns mit leeren Schreckbildern ängstigt. Der Tod ist die Erlösung von allen Schmerzen, ist die Grenze, über welche unsere Leiden nicht hinausgehen; er versetzt uns wieder in jenen Ruhezustand, dessen wir vor

unserer Geburt teilhaftig waren .. Wer mit den Toten Mitleid hat, der muss auch Mitleid haben mit den Ungeborenen. Der Tod ist weder ein Gut noch ein Übel; denn nur das kann ein Gut oder ein Übel sein, was überhaupt etwas ist; was aber selbst nichts ist und alles ins Nichts zurückführt, das macht uns nicht zur Beute des Schicksals. Denn alles Gute und Schlimme dreht sich um irgend einen stofflichen Gegenstand<sup>281</sup>. Das Schicksal kann über das keine Gewalt mehr haben, was die Natur aus der Rand gegeben hat, und unglücklich kann nicht sein, wer nichts ist. Dein Sohn hat die Schranken hinter sich gelassen, innerhalb deren man unfrei ist; er weilt im Schoße eines großen und ewigen Friedens; keine Furcht vor Armut, keine Sorge um Reichtum, keine stachelnde und die Psyche verderbende Lustbegier ficht ihn an; er bleibt unberührt von jedem Neid über fremdes Glück sowie vom Neide anderer über das seine, und selbst sein keusches Ohr wird nicht beleidigt durch irgend welche Schmähungen; er braucht sich nicht zu sorgen um irgend welches staatliche oder persönliche Unglück; nicht schwebt er in ängstlicher Sorge um die Zukunft, die immer auf noch Schlimmeres gefasst sein muss<sup>282</sup>. Endlich hat er die Stätte erreicht, von der nichts mehr ihn verdrängt, wo nichts ihn schreckt.

20. Welche Unkenntnis ihres eigenen Elends verraten doch diejenigen, die den Tod nicht als die beste Erfindung der Natur preisen und ihre Hoffnung auf ihn stellen, sei es, dass er das Glück in sich birgt oder dem Unglück steuert, sei es, dass er dem Lebensüberdruß und der Müdigkeit des Greises ein Ende macht oder das noch viel versprechende Jugendalter in seiner Blüte dahinsinken lässt, oder dass er die Kindheit abrufte vor Erreichung der härteren Altersstufen, für alle ein Ende, für viele Genesung. manchem erwünscht und niemandem ein wohlmeinenderer Helfer als denen, zu denen er ungerufen kommt! Er macht den Knecht frei, dem Herrn zum Trotz; er löst die Kette der Gefangenen; er entreißt dem Kerker auch die, denen schrankenlose Despotengewalt jeden Ausweg daraus versperrt hatte. Verbannten, deren Augen immer sehnsüchtig nach der Heimat gerichtet sind,

<sup>281</sup> Fußnote Apelt: Eine für den stoischen Materialismus sehr bezeichnende Stelle.

<sup>282</sup> Fußnote Apelt: Eine kritische, unsichere Stelle.

zeigt er, dass nichts darauf ankomme, in welchem Land man sein Grab finde. Wenn bei Verteilung eines Gesamtbesitzes das Schicksal fehl gegriffen und von Natur Gleichberechtigte teils zu Herren, teils zu Knechten gemacht hat, dann ist es der Tod, der alles wieder gleich macht.

An wem er sein Werk vollbracht hat, der hängt von keines anderen Willkür mehr ab. Er ist es, der jeden Standesunterschied ausgleicht und keinen das Niedrige seiner Lage empfinden lässt. Er ist es, der keinem den Zutritt zu sich verwehrt; er ist es, Marcia, nach dem dein Vater Verlangen getragen. Er ist es, das behaupte ich, dem man es zu danken hat, dass es keine Strafe ist, geboren zu werden, dem ich es verdanke, dass ich nicht zusammenbreche unter dem Druck des drohenden Missgeschicks, dass mein Geist ungebeugt und seiner selbst Herr bleibt: ich habe eine Zufluchtsstätte.

Mein Blick fällt auf Marterhölzer nicht nur von einerlei Art, sondern von den einen in dieser, von den anderen in jener Form hergestellt. Manche haben die Kreuzigung so eingerichtet, dass der Kopf gegen die Erde gewandt ist; andere haben den Pfahl durch die Schamteile getrieben; noch andere lassen ihre Opfer am Galgen die Arme ausstrecken. Ich sehe Folterseile, sehe Peitschenhiebe; für jedes Glied, für jedes Gelenk hat man besondere Vorrichtungen erfunden: aber ich sehe auch den Tod. Siehe, dort stehen blutdürstige Feinde, übermütige Mitbürger: aber ich sehe dort auch den Tod. Die Knechtschaft lässt sich ertragen, wenn es einem für den Fall, dass man es mit dem Herrn nicht mehr aushalten kann, frei steht, mit einem einzigen Schritt zur Freiheit zu gelangen: Dass ich dich lieb habe, mein Leben, das verdanke ich dem Tod!

Bedenke, wie viel Gutes der Tod hat, wenn er zur rechten Zeit eintritt; bedenke, wie vielen es geschadet hat, dass sie länger lebten! Hätte den Gnaeus Pompeius, diese Zierde und Stütze unseres Reiches, die Krankheit in Neapel hinweggerafft, so wäre er zweifellos als der Erste des römischen Volks gestorben. So aber hat ihn ein geringer Zuwachs an Zeit von seiner Höhe herabgestoßen. Er musste es noch erleben, dass die Legionen vor seinen Augen niedergemetzelt wurden und dass zu den so traurigen Überresten jener Schlacht, in der der Senat das vorderste Glied gebildet hatte, der Feldherr selbst gehörte. Er musste noch den

ägyptischen Henker sehen und den Leib, an dem sich die Sieger nicht zu vergreifen gewagt hatten, dem Trabanten darbieten; und wäre er auch unverletzt geblieben, er hätte doch seine Rettung nur beklagen müssen: denn was wäre schimpflicher, als dass ein Pompeius sein Leben der Gnade eines Königs hätte danken sollen! Wäre Marcus Cicero zu der Zeit gefallen, wo er den Dolchen des Catilina entging, die ihm wie dem Vaterland galten, als Befreier und Retter des Staates, ja, hätte er noch seine Tochter zu Grabe getragen<sup>283</sup>, so hätte er auch da noch als ein glücklicher Mann sterben können.. Es wäre ihm erspart geblieben, zu sehen, wie die Dolche gegen die Häupter des Staates gezückt wurden, wie die Mörder sich in die Güter der Getöteten teilten, zum Beweis, dass der bloße Besitz schon genügte, sie dem Tode zu weihen. Er hätte nicht mit sehen müssen, wie die Lanze als Zeichen der Versteigerung der konsularischen Spolien aufgesteckt wurde, nicht, wie die Mordtaten vom Staat unter Bezahlung vergeben wurden, nicht die Räubereien, Kriege und Freibeutereien: lauter neue Catilinas. Hätte den Marcus Cato auf seiner Rückkehr von Cypern<sup>284</sup> und von seiner Tätigkeit als Vollstrecker des königlichen Testaments das Meer verschlungen, meinestwegen mitsamt der gewaltigen Geldsumme, die er mit sich führte zur Bestreitung der Kosten des Bürgerkrieges, hätte es dann das Schicksal nicht gut mit ihm gemeint? Er hätte dann doch wenigstens den Gewinn gehabt, dass niemand es gewagt hätte, unter den Augen eines Cato Frevel zu treiben; so aber zwang der Zuwachs weniger Jahre ihn, den geborenen Schützer nicht nur seiner Freiheit sondern auch der des Staates, vor Cäsar zu fliehen und sich dem Pompeius anzuschließen. Was also deinen Sohn, Marcia, betrifft, so hat ihm sein frühzeitiger Tod kein Unglück gebracht: Er hat ihm vielmehr die Erduldung vieler Übel erspart.

<sup>283</sup> Fußnote Apelt: Seneca setzt hier den Tod der Tullia, Ciceros Tochter, ein gut Teil zu früh an. Sie lebte noch zur Zeit des Bürgerkrieges und der Konfiskationen. Sie starb im Jahre 45 v. Chr.

<sup>284</sup> Fußnote Apelt: Dahin war Cato durch den Einfluß seines Gegners, Julius Cäsar, im Jahre 59 v. Chr. genötigt worden zu gehen, um die Insel nach Absetzung des Königs Ptolemäus zur Provinz zu machen. Im Jahre 56 v. Chr. kehrte er von da zurück.

21. „Aber er ist doch allzu schnell dahingegangen und vor der Zeit.“ - Stell dir zunächst vor, er hätte noch ein langes Leben gehabt - denke dir das menschliche Leben so weit wie möglich ausgedehnt: wie viel beträgt es denn? Für eine kurze Spanne der Zeit geboren, um bald dem kommenden Scheiterhaufen<sup>285</sup> Platz zu machen, richten wir uns in dieser uns aufgedrängten<sup>286</sup> Herberge ein. Und dabei rede ich von unserer Lebenszeit, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit, verglichen mit der Ewigkeit, abspielt! Stelle die Rechnung auf die Jahrhunderte der Städte, was wirst du sehen? Wie kurze Zeit auch die bestanden haben, die sich ihrer langen Vergangenheit rühmen. Alles Menschliche ist kurz und hinfällig und macht nur einen verschwindenden Teil der unendlichen Zeit aus. Diese unsere Erde mit ihren Städten und Völkern, mit ihren Flüssen und den sie umkreisenden Meeren erscheint uns nur als ein Punkt, wenn wir sie mit dem Weltall vergleichen, und noch kleiner als ein Punkt ist unsere Lebenszeit, wenn wir sie mit der Gesamtheit der Zeit vergleichen, deren Maß größer ist als das der Welt; denn wenn die letztere ihren Verlauf immer aufs neue wiederholt, so geschieht das innerhalb des Zeitverlaufes. Was hat es also für einen Zweck, dasjenige auszudehnen, dessen Zuwachs, mag er auch noch so groß sein, doch nicht viel mehr ist als ein Nichts? Nur in einem Falle ist, was wir leben, beträchtlich, nämlich wenn es uns genug ist. Du magst mir Männer von großer Lebenskraft nennen, Männer, die ein denkwürdig hohes Alter erreicht haben, du magst mir hundert und zehn Jahre vorrechnen: wenn du den Blick auf die Gesamtheit der Zeit richtest, so wird der Unterschied zwischen der kürzesten und der längsten Lebensdauer auf ein Nichts zusammenschrumpfen, sobald du den wirklich durchlebten Zeitraum ins Auge fasst und ihn vergleichst mit dem, den man nicht durchlebt hat.

Ferner ist er abgeschieden zu der ihm passenden Zeit; denn er hat gelebt, so lange er leben sollte; darüber hinaus war ihm nichts mehr beschieden. Die Menschen haben nicht

<sup>285</sup> Fußnote Apelt: Sollte es hier für überliefertes „loco“ nicht heißen müssen „foco“, im Sinne von Scheiterhaufen, wie es Verg. Aen. XI 22 gebraucht wird?

<sup>286</sup> Fußnote Apelt: Ich schreibe mit Gertz impactum (von impingo) für in pactum der Hss.

einerlei Greisenalter, wie auch die Tiere nicht: bei manchen Tieren reichen vierzehn Jahre hin, um sie zum Greisenalter zu bringen; für sie ist also das höchste Alter das, welches für die Menschen nur die erste Stufe ist. Jeder hat seine ihm bestimmte, von den anderen verschiedene Lebenskraft. Niemand stirbt zu früh, denn es hat noch keinen gegeben, der länger leben sollte, als er gelebt hat. Jedem ist seine Grenze gesetzt, und sie wird immer unverrückbar an ihrer Stelle bleiben. Keine Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung, keine Beliebtheit wird sie weiter hinausschieben. Nimm es so, als hättest du ihn mit vollem Bedacht verloren. Er hat sein Teil erhalten<sup>287</sup>:

„Er erreichte das Ziel des gegebenen Alters.“

Quäle dich also nicht mit dem Gedanken: Er hätte länger leben können. Sein Leben ist nicht abgebrochen, und niemals drängt sich der Zufall störend in die Lebensjahre ein. Es wird gehalten, was einem jeden versprochen ist; das Schicksal nimmt seinen Verlauf: Es legt nichts zu und nimmt von dem einmal Zugesagten auch nichts hinweg. Vergebens sind Wünsche und Bemühungen: Jeder wird haben, was ihm der erste Tag zuwies. Von dem Augenblick an, wo er zuerst das Licht erblickte, hat er den Weg des Todes betreten und ist seinem Schicksal immer näher gerückt; und selbst jene Jahre, die seiner Jugend zugelegt wurden, sie wurden ihm am Leben abgezogen. Wir alle sind in dem Irrtum befangen zu glauben, dass erst die Greise und Hinfalligen dem Tode zuneigen, während doch gleich das Kindesalter und die Jugend, kurz jedes Alter darauf hinführt. Das Schicksal verrichtet sein Werk: Es verschleiert uns das Gefühl unserer Vernichtung; und auf dass uns der Tod um so leichter beschleicht, verbirgt er sich unter dem Namen des Lebens: Das kleine Kind will schon ein Knabe, der Knabe schon mannbar sein, der Mann schon ein Greis. Das Wachsen, bei Licht betrachtet, ist nichts als ein Abnehmen.

22. Du klagst, Marcia, dein Sohn habe nicht so lange gelebt, als er hätte leben können? Woher weißt du denn, ob es ihm genutzt hätte länger zu leben? Ob ihm mit diesem seinem Tode nicht am besten gedient war? Kannst du jetzt in unseren Tagen [unter Kaiser Caligula] irgend jemanden finden, dessen Verhältnisse so fest begründet und gesichert wären, dass er im

<sup>287</sup> Fußnote Apelt: Siehe Vergil, Aeneas, X, 471.

weiteren Verlauf der Zeit nichts zu befürchten hätte?<sup>288</sup> Alles Menschliche ist schwankend und im Fluss, und keine Seite unseres Lebens ist so empfindlich und so zart als die, die unseren Wünschen am meisten entspricht. Darum ist den Glücklichen der Tod zu wünschen; denn bei der großen Unsicherheit und verwirrenden Wechsel der Dinge ist nichts sicher als was vorüber ist. Wer bürgt dir dafür, dass die körperliche Schönheit deines Sohnes, die trotz der verlangenden Blicke der üppigen Stadt durch die sorgsamste Behütung seiner Unschuld ihm bewahrt blieb, den zahlreichen Krankheiten so weit hätte entgehen können, dass er diesen seinen Schmuck unverletzt mit ins Greisenalter hinübergenommen hätte? Denke an die tausend Verunstaltungen der Psyche; haben doch auch treffliche Geister die Hoffnung, die sie in der Jugend für ihre weitere Entwicklung erweckten, nicht bis ins Greisenalter hinein gerechtfertigt, sondern haben sich oft genug ablenken lassen: Entweder hat sich eine späte und darum um so widerwärtigere Üppigkeit ihrer bemächtigt und hat den anfänglichen Glanz mehr und mehr verbleichen lassen, oder sie sind ganz dem Dienste der Küche und des Bauches verfallen, so dass es ihre oberste Sorge ist: Was werden wir essen, was werden wir trinken? Nimm dazu Häuserbrand, Einsturz, Schiffbruch und die Eingriffe der Chirurgen, die sie an dem lebendigen Leibe durch Herausschneiden von Knochen oder durch Einzwängen ihrer Hand in die Eingeweide oder durch qualvolle Kuren an den Schamteilen vornehmen. Sodann Verbannungen - dein Sohn war doch nicht unschuldiger als Rutilius<sup>289</sup> - Gefängnis - er war doch nicht weiser als Sokrates - freiwilliger Tod durch Selbstmord - er war doch nicht ehrfurchtgebietender als Cato: Lässt du dies alles an deinem Geist vorüberziehen, dann wirst du dir sagen, dass es mit denjenigen am besten bestellt ist, welche die Natur bei Zeiten in Sicherheit gebracht hat; denn das war der Lohn, der sie für ihr Leben erwartete.

<sup>288</sup> Fußnote Hrsg.: Eine höchst gefährliche Äußerung Senecas. Kaiser Caligula hätte sie auf sich beziehen können oder tat dies sogar! Daher geriet Seneca unter Caligula, spätestens nach dessen schwerer Erkrankung, die seine Psyche verändert hatte, in Lebensgefahr!

<sup>289</sup> Fußnote Apelt: Siehe Seneca, >De providentia<, III, 4.

Nichts ist so trügerisch als das menschliche Leben, nichts so heimtückisch. Wahrlich, keiner würde es angenommen haben, wenn es ihm als einem Wissenden [der das Leben kennt] angeboten werden würde! Wenn es also das größte Glück ist, nicht geboren zu werden, so ist, denke ich, das zweitbeste, nach kurzer Lebenszeit wieder in die Vollkommenheit [in den Aether] heimzukehren.<sup>290</sup>

Vergegenwärtige dir jene für dich so schmerzliche Zeit, da Seian deinen Vater seinem Klienten Satrius Secundus als eine fette Beute zufallen ließ<sup>291</sup>. Er grollte deinem Vater wegen der einen oder der anderen freimütigen Äußerung, weil er es nicht stillschweigend mit ansehen können, dass Seian nicht etwa warte, bis man ihn uns auf den Nacken setze, sondern selbst hinaufklettere. Es wurde beschlossen, ihm im Theater des Pompeius, das der Kaiser [Tiberius] nach dem Brand wieder herstellen wollte, eine Statue zu errichten. Da rief Cordus aus, erst dies sei der eigentliche Untergang des Theaters. Und hatte er damit nicht vollständig recht? Sollte er nicht außer sich darüber sein, dass über der Asche des Pompeius ein Seian aufgestellt und in dem monumentalen Prachtbau des Pompeius ein treuloser, Soldat die göttliche Weihe erhielt? Es erfolgt nun die Unterzeichnung seines Verdammungsurteils, und die Meute der bissigen Hunde, die sein Gegner mit Menschenblut nährte, um sie nur für sich zahm und unschädlich, für alle anderen aber zu wütenden Bestien zu machen, wird nun mit ihrem Gebell gegen ihn, der sich dessen nicht versah<sup>292</sup>, losgelassen. Was sollte er machen? Wollte er am Leben bleiben, so musste er sich als Bittfleher an den Seian wenden; wollte er sterben, so musste er sich mit seiner Tochter darüber verständigen. Beides war hoffnungslos: so beschloss er denn, seine Tochter zu täuschen. Er nahm also ein Bad, um sich zu schwächen,

<sup>290</sup> Fußnote Hrsg.: Nach der materialistischen Physiktheorie der Stoiker kehrt nach dem großen Weltenbrand (gr. ekpyrosis) alles wieder in den Urstoff, den Aether, zurück. Es ist damit also keineswegs ein ewiges Leben gemeint.

<sup>291</sup> Fußnote Apelt: Seian ließ bei dem Verfahren gegen Cremutius Cordus, den Vater der Marcia, dessen Güter einziehen und schenkte sie seinem Trabanten Satrius.

<sup>292</sup> Fußnote Apelt: Ich halte mich hier an die älteren Texte, indem ich imparatum schreibe für das unverständliche imperiatum der Hss.

und begab sich dann in sein Zimmer, angeblich, um etwas zu genießen; aber nachdem er die Diener fortgeschickt, warf er einiges durchs Fenster hinaus, um glauben zu machen, er habe gegessen; an der Mittagstafel blieb er unbeteiligt, unter dem Vorgeben, er habe auf seinem Zimmer sich bereits satt gegessen. Ebenso hielt er es am zweiten und dritten Tag. Am vierten Tag stellte sich das Sinken seiner Kräfte deutlich heraus. Da umarmte er dich mit den Worten: „Teuerste Tochter, vor der ich nie ein Geheimnis gehabt habe, abgesehen von diesem, ich habe den Weg des Todes betreten und habe wohl schon die Mitte erreicht; zurückrufen darfst du und kannst du mich nicht.“ Dann ließ er alles Licht aussperren und hielt sich in der Finsternis. Als sein Entschluss bekannt wurde, war man allgemein froh darüber, dass dem Rachen der gierigen Wölfe die Beute entrissen war. Die Ankläger wandten sich auf Veranlassung des Seian zur Entscheidung der Sache an die Konsuln und führten Beschwerde über den Selbstmordversuch des Cordus, um zu verhindern, wozu sie ihn doch selbst gezwungen hatten: sie wollten sich Cordus als ihre Beute<sup>293</sup> um keinen Preis entgehen lassen. Es handelte sich hier um die wichtige Frage, ob Angeklagte des Rechts auf freiwilligen Tod verlustig gehen sollten. Noch beriet man, noch wandten sich zum zweitenmal die Ankläger an die Konsuln, da hatte er bereits seine Freiheit erlangt. Siehst du nun, Marcia, welche überraschenden Wendungen im Missgeschick der Menschen eintreten können? Du weinst, dass einer von den Deinen sterben musste? Und hier war es nahe daran, dass es ihm nicht gestattet wurde zu sterben.

23. Alles Zukünftige ist also unsicher und neigt eher zum Schlimmen hin. Dazu kommt aber noch, dass der Weg zu den Himmlischen am leichtesten ist für diejenigen Psychen, die beizeiten dem Menschenverkehr entrückt werden; denn sie führen am wenigsten Unrat und beschwerenden Beisatz mit sich; noch haben sie das feinere Gefühl nicht verloren und das Irdische nicht allzu sehr in sich eindringen lassen und wenden sich nun, befreit, leichteren Fluges, zu ihren alten Ursprungsstätten zurück, sich aller Flecken und Unsauberkeiten

<sup>293</sup> Fußnote Hrsg.: Cordus rettete durch seinen Selbstmord seiner Tochter das Familienvermögen, denn die Delatoren gingen dadurch leer aus.

entledigend. Und nie ist großen Geistern das Verweilen im Körper lieb; sie sehnen sich danach, dieser Körperform zu entrinnen und zu entweichen; nur mit Widerstreben lassen sie sich diese Einengung gefallen, erhabenen Geistes das All durchdringend und gewohnt, von der Höhe auf die Menschenwelt herabzublicken. Daher des Platon Ausspruch<sup>294</sup>: der Geist des Weisen neige sich ganz dem Tode zu und strebe, sich des Körpers zu entäußern; das sei sein Sinnen und Trachten, das sei sein beständiger Wunsch.

Wie könntest du, Marcia, angesichts der fast an einen Greis erinnernden Verständigkeit deines jungen Sohnes, angesichts seiner Gemütsart, die allen Anwandlungen sinnlicher Lust überlegen, aller Vorzüge teilhaftig, aller Fehler ledig war, nach Reichtum ohne Habsucht, nach Ehren ohne Ehrgeiz, nach Vergnügungen ohne Üppigkeit strebte - wie könntest du glauben, dass dieser dir lange erhalten bleiben könne? Was seinen Höhepunkt erreicht hat, ist nicht fern von seinem Ende. Vollendete Tugend entzieht sich und entschwindet unseren Augen; was in aller Frühe schon reif geworden ist, das wartet nicht auf den späten Abend. Je heller das Feuer leuchtet, um so schneller erlischt es; längere Dauer hat es, wenn es genährt von zähem und widerspenstigem Brennstoff und von Rauch niedergehalten nur ein qualmendes Licht gibt; denn die gleiche Ursache, die ihm schlechte Nahrung gibt, hält es auch nieder. So ist den Geistern ein um so kürzeres Ziel gesetzt, je heller sie leuchten; denn wo eine Zunahme nicht mehr statt haben kann, da ist der Untergang nahe. Fabianus<sup>295</sup> erzählt - und unsere Eltern haben es miterlebt - es habe einen Knaben von außerordentlicher Größe und Kraft in Rom gegeben; doch starb er eines frühzeitigen Todes, was jeder Verständige vorausgesagt hatte; es war einfach unmöglich für ihn, zu einem Alter zu gelangen, das er schon im voraus durchlaufen hatte. So steht es nun einmal: Überfrühe Reife ist ein Anzeichen baldigen Todes; das Ende naht heran, wenn das Wachstum sich aufgezehrt hat.

<sup>294</sup> Fußnote Apelt: Vgl. Platon, >Phaed.<, 64 A, 67 D. Im Text scheint mir „exteriora“ verdächtig. Mehr am Platze würde mir „excelsiora“ sein.

<sup>295</sup> Fußnote Apelt: Fabianus Papyrius war ein angesehener Philosoph zur Zeit des Seneca.

24. Entschließe dich dazu, ihn nach seinen Tugenden und Vorzügen, nicht nach seinen Jahren zu schätzen: Dann hat er lange genug gelebt. Da er des Vaters beraubt war, lebte er bis zum vierzehnten Jahr unter der Fürsorge von Vormündern und ununterbrochen unter der Obhut der Mutter. Als er dann seinen eigenen Herd hatte, wollte er doch den deinigen nicht verlassen und blieb in Gemeinschaft mit der Mutter, während sich die Kinder sonst kaum das Zusammensein mit dem Vater gefallen lassen. Ein Jüngling, durch Wuchs, Schönheit, sowie durch Körperkraft zum Soldaten geboren, nahm er doch keine Kriegsdienste, um sich nicht von dir zu trennen. Erwäge, Marcia, wie selten diejenigen Frauen ihre Kinder sehen, die in anderen Häusern wohnen. Bedenke, dass die vielen Jahre, während deren die Söhne im Felde stehen, für die Mütter verloren sind und in Kümmernis von ihnen hingebacht werden. Dann wirst du dir sagen, dass es eine ausgiebige Zeit gewesen sei, die du ohne jeden Abzug genossen hast. Niemals hat er sich deinen Blicken entzogen; unter deinen Augen hat er seine Studien getrieben mit hervorragendem Talent, das ihn zu einem Rivalen seines Großvaters gemacht hätte, wenn dem nicht seine Bescheidenheit widerstrebt hätte, die für so manche der Grund war, über ihre Fortschritte nichts verlauten zu lassen. Ein Jüngling von seltener Schönheit, hat er in so zahlreicher Gesellschaft von Frauen, die den Männern gefährlich sind, jeder Versuchung, an der es nicht fehlte, widerstanden, und als ihm die Lüsternheit einiger allzu nahe trat, errötete er, als wäre es eine Sünde gewesen, dass er ihnen gefallen hatte. Diese seine moralische Lauterkeit hatte zur Folge, dass er noch in ganz jungen Jahren des Priesteramtes würdig schien, ohne Zweifel unter Fürsprache der Mutter; allein selbst die Mutter hätte nichts ausgerichtet, wenn es nicht ein so trefflicher Bewerber gewesen wäre, für den sie eintrat. In der Betrachtung solcher Tugenden halte deinen Sohn gleichsam ans Herz gedrückt! Jetzt hat er volle Zeit für dich; jetzt gibt es nichts, was ihn von dir wegrufen könnte; niemals wird er dir Kummer, niemals Schmerz bereiten. Das einzige, was dir an einem so trefflichen Sohn Schmerz bereiten konnte - sein Ende - hast du betrauert. Alles übrige, jedem Unfall entzogen, ist reiner Genuss, wenn du nur mit deinem Sohn umzugehen verstehst, wenn du nur

erkenntst, was an ihm das Kostlichste gewesen. Nur die äußere Gestalt deines Sohnes ist dahingeschwunden und sein durchaus nicht völlig getreues Bild; er selbst gehört nun der Ewigkeit an und erfreut sich eines besseren Zustandes, aller Lasten ledig und nur sich selbst zugehörig. Alles, was du hier als unsere Umkleidung siehst, Knochen, Sehnen und die sie umhüllende filmt, das Antlitz, die dienenden Hände und die sonstigen schützenden Beigaben, sind nur Fesseln und Verdunkelungen des Geistes. Er wird dadurch überschüttet, gehemmt, angesteckt, von der Wahrheit und dem, was sein eigen ist, abgezogen und in Irrtum versenkt. All sein Ringen und Kämpfen gilt diesem beschwerenden Fleisch, um von ihm nicht abgelenkt und zum Stocken gebracht zu werden. Er strebt dahin, von wo er in diese Tiefen sich herabsenkte. Dort erwartet ihn die ewige Ruhe, ihn, der nun nach dem irdischen Mischmasch und undurchdringlichen Wust die volle Reinheit und Helligkeit schaut.

25. Du hast also keinen Grund, immer wieder zum Grabe deines Sohnes zu eilen. Was dort liegt, war das Wertloseste an ihm und ihm selbst das Beschwerlichste, Gebeine und Asche, die ebenso wenig Teile von ihm sind als seine Kleider und sonstigen Körperbedeckungen. In sich selbst völlig unbeeinträchtigt, ist er von der Erde entwichen, ohne von sich etwas auf ihr zurückzulassen; ohne Verlust ist er von ihr geschieden. Nur kurze Zeit verweilte er noch über uns, bis er geläutert war und jede Spur von Unreinheit des sterblichen Lebens an sich getilgt hatte, um sich dann zur vollen Höhe zu erheben und unter den seligen Geistern zu wandeln. Eine heilige Schar empfing ihn dort, die Scipionen und Catonen, und unter denen, die das Leben verachteten und sich durch den Giftbecher<sup>296</sup> aus ihm befreiten, ist auch dein

<sup>296</sup> Fußnote Apelt: Für das überlieferte „beneficio“, das hier ganz sinnlos ist, ist meines Erachtens nichts anderes einzusetzen als „veneficio“. Damit ist allen Anforderungen des Sinnes und der Paläographie genügt. Der Giftbecher war das häufigste Mittel, um dem Leben durch eigenen Entschluss zu entrinnen. Cremutius Cordus starb zwar nicht durch Gift, gehört aber zu den Selbstmördern, denen er sich droben beigesellt und die der Mehrzahl nach durch Gift starben. Auch Sokrates gehört zu diesen freiwillig Sterbenden; denn es stand ihm ja frei, aus dem Kerker zu entfliehen. Als eine Art Karikatur zu diesem Heroismus vergleiche man, was in dem

Vater, Marcia. Dort ist zwar allen alles verwandt, doch er zieht seinen Enkel, der sich des neuen Lichtes erfreut, dicht an sich heran und belehrt ihn über die Bahnen der Nachbargestirne und führt ihn nicht als oberflächlicher Dilettant, sondern als wahrer und gründlichster Kenner aller Erscheinungen voll Freude in die Geheimnisse der Natur ein. Und wie dem Fremden in unbekanntem Städten ein Wegweiser willkommen ist, so dem Wissbegierigen, der Verlangen trägt nach Kenntnis der himmlischen Erscheinungen und ihrer Gründe, ein eingeweihter Erklärer. Er richtet den Blick hinab nach den irdischen Tiefen, denn es macht Freude, von der Höhe zurückzuschauen auf das, was man hinter sich gelassen. Halte dich denn, Marcia, so, als würdest du von Vater und Sohn beobachtet, nicht als solchen, wie du sie früher kanntest, sondern als unendlich viel höheren und wahrhaft erhabenen Wesen. Gib dich nicht dazu her, den Gedanken an irgend etwas Niedriges oder Gemeines in dir aufkommen zu lassen und Tränen zu vergießen um die Deinigen, die zu besseren Wesen umgewandelt worden sind. Sie sind versetzt in die freien und endlosen Räume der Ewigkeit, keine unterbrechenden Meere trennen sie, keine Bergeshöhen oder unzugänglichen Täler oder gefahrdrohenden Untiefen der Syrten; Beweis dafür [für die räumliche Unendlichkeit]<sup>297</sup> sind die Planeten, diese leicht beweglichen, flinken und in ihren Bahnen sich kreuzenden Sterne, die sich zwischen den Fixsternen hin und her bewegen.

26. Nimm also an, aus dieser himmlischen Höhe vernähmest du die Stimme deines Vaters, Marcia, der bei dir so hoch in Ehren stand, wie du bei deinem Sohn; nimm an, er rufe dir, nicht mit der Gesinnung, in der er den Bürgerkrieg

>Trostschreiben an Mutter Helvia<, Kap. 10, § 10, von Apicius mitgeteilt wird.

<sup>297</sup> Fußnote Apelt: Die Überlieferung lautet: „Syrrium omnium plana“ usw., was völlig unverständlich ist. Was hier der Sinn verlangt, ist der Beweis, dass, im Gegensatz zu den Verkehrshemmungen auf der Erde durch Gewässer und Gebirge, es droben keine Hemmungen des freien Verkehrs gibt. Diesen Beweis aber geben die Planeten, die bei ihren verschlungenen Wegen nirgends ein Hindernis finden. Meines Erachtens hat man demnach zu schreiben: „Syrrium: testimonium plana“ usw. Aus „Syrrium testimonium“ wurde infolge der graphischen Silbenähnlichkeit „Syrrium omnium“. Meine Übersetzung folgt dieser meiner Annahme.

beweinte, mit der er die ächtenden Gewalthaber selbst für immer geächtet hat, nein, mit einer um so viel hoheitsvolleren, als er selbst erhabener ist, folgende Worte zu: „Warum, meine Tochter, gibst du dich so lange dem Kummer preis? Warum verharrst du in einer solchen Verkennung der Wahrheit, dass du meinst, es sei deinem Sohn übel mitgespielt worden, dass er sich bei wohl bestelltem Haus selbst in voller Unversehrtheit zu seinen Ahnen versammelt habe? Weißt du nicht, durch welche furchtbare Stürme das Schicksal alles in Verwirrung bringt? Wie es sich niemandem gütig und gefällig erweist als denen, die sich am wenigsten um seine Macht gekümmert haben? Soll ich dir Könige nennen, die an Glück alle Menschen hinter sich gelassen hätten, wenn der Tod sie frühzeitiger dem drohenden Missgeschick entzogen hätte? Oder römische Feldherren, denen zur Größe nichts fehlt, wenn man von ihrer Lebenszeit etwas abzieht? Oder Männer edelster Art und berühmtesten Namens, die ihren Nacken dem erhobenen Soldatenschwert beugten? Blick hin auf deinen Vater und auf deinen Großvater. Dieser kam in die Gewalt eines ihm fremden Mörders<sup>298</sup>. Und was mich anbelangt, so habe ich niemandem je über mich Gewalt gegeben und habe durch freiwillige Entziehung der Nahrung gezeigt, dass die Gesinnung, die ich in meinen Schriften zeigte, kein leerer Schein war. Warum wird in unserem Haus am längsten über den getrauert, der eines glücklichen Todes gestorben ist? Wir finden uns alle zusammen an einer Stätte und sehen, nicht, wie ihr glaubt, von tiefer Nacht umfassen, bei euch nichts Wünschenswertes, nichts Erhabenes, nichts Strahlendes, sondern nur Niedriges, Beschwerliches, Angstvolles und kaum einen Schimmer von unserem [Aether-] Licht Ähnliches! Hier [in der Aether-Region] gibt es - brauche ich euch das erst zu sagen? - kein wechselseitiges wütendes aufeinander Rennen mit den Waffen, keinen Untergang von Flotten durch Flotten, kein Sinnen und Trachten nach Vaternord, keine Streitereien, von deren Lärm das Forum Tag für Tag widerhallt; hier geht nichts im Verborgenen vor sich, es gibt keine versteckten Gedanken, das Herz birgt keine Geheimnisse, das Leben ist offen und jedem sichtbar, der Blick umfasst die gesamte

<sup>298</sup> Fußnote Apelt: Über den Mord an ihrem Großvater wissen wir nichts Näheres.

Vergangenheit und Zukunft. Ich fühlte mich getrieben, die Vorgänge eines einzigen Jahrhunderts zu schildern, die sich in der jüngsten Vergangenheit und unter einem sehr geringen Teil der Menschheit abgespielt haben: Jetzt kann ich so viele Jahrhunderte, den Zusammenhang und die Abfolge so vieler Zeitalter, die Summe aller Jahre überschauen; entschleiert liegen vor meinem Blick die Reiche, die emporsteigen so gut wie die, welche zusammenstürzen werden, liegt der Fall mächtiger Städte, liegen neue Schiffsrouten des Meeres. Vielleicht erstet ein Trost für deinen Sehnsuchtskummer aus dem allgemeinen Schicksal; so lass dir denn gesagt sein: Es wird nichts stehen bleiben, wo es jetzt steht, der Zeiten Ablauf wird alles niederwerfen und mit sich fortführen. Nicht nur mit den Menschen wird das Schicksal sein Spiel treiben - denn welcher winzigen Teil vom Bereich der Schicksalsmacht stellt die Menschheit dar - nein, auch mit Örtlichkeiten und Erdstrichen und Weltteilen. Ganze Berge wird es versinken lassen und anderwärts neue Felsenmassen emporsteigen lassen; Meere wird es verschlingen, Flüsse einen anderen Lauf geben, den Völkerverkehr zunichte machen und dadurch die Gemeinschaft und

Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes auflösen. An anderen Stellen wird es ganze Städte in ungeheuren Abgründen verschwinden lassen, wird sie durch Erdbeben ins Wanken bringen, wird aus den untersten Tiefen den Pesthauch empor dringen lassen, wird alles bewohnte Land überschwemmen, wird alle Geschöpfe durch das Versinken des Erdkreises töten und durch gewaltige Feuermassen alles, was sterblich ist, versengen und in Brand stecken. Und ist die Zeit gekommen, wo die Welt, um sich zu erneuern, sich vertilgt, da wird sich dies alles durch seine eigenen Kräfte zunichte machen; Gestirne werden gegen Gestirne prallen, und alles, was jetzt in bester Ordnung sein Licht ausstrahlt, wird bei dem allgemeinen Weltenbrand eine einzige Feuermasse bilden. Auch wir seligen Geister, in die Ewigkeit entrückt, werden, wenn es dem Aether-Logos gefällt den ganzen Weltenbau von neuem zu beginnen, auch unsererseits nicht ausgeschlossen werden von dem allgemeinen Zusammenbruch und Untergang, und werden in die alten Urbestandteile umgewandelt werden.“

Wohl deinem Sohn, Marcia, dem das kein Geheimnis mehr ist!

# Über den Zorn - An Novatus

De ira

Übersetzung von Otto Apelt, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert. Außerdem wurden die theistischen Interpolationen der christlichen Kopisten des Mittelalters eliminiert. Siehe Vorwort.

## Einleitung von Otto Apelt

Wie alle Stoiker war Seneca ein eifriger Verfechter des Dogmas von der unbedingten Verwerflichkeit aller Affekte. Nicht nur bekämpft und gemäßigt werden sollten die Affekte, wie es die platonische und aristotelische Lehre verlangte, sie sollten vollständig ausgerottet werden. Selbstverständlich bezog sich dies auch auf den Zorn, dem Platon und Aristoteles bis zu einem gewissen Grade das Wort geredet hatten. [...]

Senecas Schrift ist wohl die ausführlichste Behandlung, welche dies Thema im Altertum erfahren hat. Niemand wird ohne Nutzen den Abschnitt über Erziehung im zweiten Buch, Kap. 19ff., lesen. Hier wie überall zeigt sich Seneca als scharfer Beobachter der Menschen in allen ihren Lebensäußerungen. dass er gerade diesem Thema eine so eingehende Behandlung zuteil werden ließ, mag seinen Grund zum Teil darin haben, dass es wohl kaum ein Volk gegeben hat, bei dem der Zorn in eindrucksvolleren Formen hervortrat als bei den Römern. Man kann dies noch erkennen an ihren heutigen Nachkommen. Auch bei flüchtigem Besuche Italiens kommt man leicht in die Lage, Zeuge eines sich abspielenden Zorngewitters zu sein in seiner raschen Entwicklung vom ersten dumpfen Grollen bis zur entfesselten Wut der Leidenschaft, begleitet von den Blitzen der flammenden Augen und dem Donner der gewaltsam gesteigerten Stimme. Seneca hatte das reichste Beobachtungsfeld: Wutausbrüche kaiserlicher Majestät waren ihm nicht weniger bekannt wie das gelegentliche Zorngebahren seiner Sklaven. An Belegen dafür fehlt es in seinem Buche nicht. Natur- und Völkerkunde tragen dazu bei, das Interesse an seinen Schilderungen zu steigern. Was die Form der Darstellung anlangt, so zeigt sie die Eigenart Senecas in ihren Tugenden und Reizen ebenso wie in ihren Untugenden und Unarten.

Die Zeit der Abfassung lässt sich nicht sicher bestimmen. Sie scheint vor der Rückkehr aus dem Exil abgeschlossen und nicht in einem Zuge geschrieben zu sein. Die Disposition zeigt manche Mängel. Namentlich macht das dritte Buch mehr den Eindruck eines Nachtrages als eines organischen Abschlusses.

## Erstes Buch

### Inhaltsübersicht

Kap. 1 - 2: Kennzeichnung des Zorns als der abscheulichsten von allen Leidenschaften nach

ihren äußeren Merkmalen wie nach ihrem Wesen und ihren Wirkungen.

Kap. 3 - 4: Begriffsbestimmung im Gegensatz zu den Definitionen anderer. Gegensatz der Menschen und Tiere in Bezug auf den Zorn. Unterschied von Zorn und Zornsucht.

Kap. 5 - 6: Der Zorn ist etwas Unnatürliches und vor allem fernzuhalten von jedem Einfluss auf den Strafvollzug.

Kap. 7 - 11: Widerlegung der Peripatetiker, die den Zorn als eine nützliche Gabe der Natur ansehen, teils durch Vernunftgründe, teils durch Beispiele.

Kap. 12 - 13: Auch aus Liebe zu anderen darf man nicht zürnen. Widerlegung des Theophrastos. Gegensatz des Guten, das durch Zunahme besser, und des Zorns, der durch Zunahme schlimmer wird.

Kap. 14 - 16: Jede Einmischung von Zorn in die Strafe ist vom Übel. Der Zorn bat mit Kraft und Geistesgröße nichts zu schaffen.

1. Du hast mich aufgefordert, mein Novatus, zur Abfassung einer Schrift über die Mittel, durch die man den Zorn beschwichtigen könne, und du hast, wie mir scheint, auch allen Grund dazu, gerade diese Leidenschaft zu fürchten, die unter allen die widerwärtigste und wildeste ist. Die anderen [Affekte] haben doch immerhin noch etwas Ruhiges und Gelassenes, diese aber ist ganz nur Aufregung und Schmerzenssturm, rasend in unmenschlicher Begier nach Waffen, Blut und Todesstrafe; nur erpicht darauf, dem anderen zu schaden, und dabei die Achtung vor sich selbst vergessend, sich mitten hineinstürzend in den Pfeilregen und schnaubend nach Rache, die den Rächer selbst mit ins Verderben zu ziehen droht. Es hat daher Philosophen gegeben, die den Zorn einen zeitweiligen Wahnsinn nannten; denn ähnlich wie dieser ist er nicht Herr über sich selbst, setzt sich über allen Anstand hinweg, vergisst alle Verwandtschaftsbande, hält starr und steif an seinem Vorsatz fest, verschließt sich jeder vernünftigen und heilsamen Überlegung, lässt sich durch nichtige Ursachen zur Flamme

entfachen, hat kein Auge für Gerechtigkeit und Wahrheit: So gleicht er dem einstürzenden Gebäude, welches auf dem Boden, auf den es stürzt, in Trümmer zerschellt.

Um aber zur Gewissheit zu gelangen, dass die vom Zorn Besessenen nicht recht bei Verstand sind, wirf nur einen prüfenden Blick auf ihr äußeres Gebaren. Denn wie für die Tobsucht sichere Kennzeichen sind der freche und drohende Blick, die düstere Stirn, der hastige Gang, die zuckenden Hände, die auffallende Gesichtsfarbe, das häufige und krampfhaftige Atemholen, so finden sich die gleichen Kennzeichen auch an den Zornigen: Die Augen flammen und blitzen, das ganze Antlitz ist hoch gerötet durch den Andrang des aus dem Herzen emporsteigenden Blutes, die Lippen zittern, die Zähne pressen sich zusammen, die Haare richten sich starrend empor, der Atem ist schwer und geräuschvoll, man hört förmlich, wie sich die Glieder in den Gelenken drehen, dazu ihr Stöhnen und Brüllen und ihre stoßweise hervor geschleuderten, unverständlichen Worte, das häufige Zusammenschlagen ihrer Hände, das Stampfen der Füße auf den Boden, das Beben des ganzen Körpers und seine furchtbar drohende Haltung, das ganze schauerliche und entsetzliche Aussehen solcher sich selbst entstellenden und zur Unkenntlichkeit anschwellenden Menschen. Man fragt sich: Ist ein solcher Zustand mehr verabscheuungswürdig oder hässlich? Andere Leidenschaften lassen sich verdecken und im Verborgenen nähren, der Zorn tritt offen hervor und gibt sich dem Blick preis; und je heftiger er ist, um so sichtbarer braust er auf. Beobachte nur die Tiere: Sobald sie sich in schädlicher Absicht erheben, kann man gewisse Vorzeichen wahrnehmen. Ihr ganzer Körper legt seine gewöhnliche, ruhige Haltung ab und lässt erkennen, dass es ihnen auf Anspannung ihrer wilden Triebe ankommt: Dem Eber steht der Schaum vor dem Rachen und die Zähne werden durch Reiben geschärft, der Stier bohrt mit den Hörnern in die Luft und wühlt mit den Beinen den Sand auf, der Löwe knurrt, die Schlange bläht den gereizten Hals auf, und angstvoll ist der Anblick wütender Hunde. Kein Tier ist so furchtbar und von Natur so verderblich, dass sich nicht, sobald der Zorn sich seiner bemächtigt, ein weiterer Zuwachs von Wildheit zu erkennen gäbe. Ich weiß recht wohl: Auch die übrigen Leidenschaften lassen sich kaum

verbergen, die Wollust, die Furcht und die Kühnheit haben ihre Merkmale und lassen sich voraus erkennen; denn jede auch nur einigermaßen heftig auftretende innere Erregung spiegelt sich unfehlbar irgendwie auf dem Gesicht ab. Worin besteht also der Unterschied? Die anderen Leidenschaften lassen sich schwerer erkennen, der Zorn aber drängt sich den Augen auf.

2. Willst du sodann den Blick auf die Wirkungen und verheerenden Folgen des Zorns richten, so kannst du kein Unheil finden, das dem menschlichen Geschlecht mehr Opfer abgefordert hätte. Da zeigen sich dem Blick Szenen von Mord und Vergiftung, von gegenseitigen schmutzigen Beschuldigungen; da siehst du die Eroberungen von Städten, den Untergang ganzer Völker, die öffentliche Versteigerung der Köpfe von Königen, die Brandfackeln, die in die Häuser geschleudert werden, und das Feuermeer, das sich über die Mauern der Städte hinaus ergießt und weite Landstriche grauenvoll erleuchtet. Blick auf die berühmtesten Staaten, deren Anfänge sich in das Dunkel der Vergangenheit verlieren: Der Zorn hat sie zertrümmert. Blick auf die meilenweit sich hinziehenden Einöden: Der Zorn hat sie entvölkert. Blicke auf die geschichtlich bekannten Feldherren als auf Beispiele unheilvollen Geschickes: Den einen hat der Zorn auf seinem Ruhelager mit dem Schwert durchbohrt, den anderen hat er am geheiligten gastlichen Tisch gemordet, den einen hat er inmitten seiner der Gesetzgebung dienenden Tätigkeit und unter den Augen des zahlreich versammelten Volkes zerfleischt, den anderen unter der Hand eines vatermordenden Sohns umkommen lassen, dem einen die königliche Kehle mit dem Dolch durch Sklavenhand durchbohren lassen, den anderen seine Glieder am Kreuz ausspannen lassen. Doch ich will dich nicht aufhalten mit der Aufzählung der Todesstrafen einzelner: Du kannst, wenn du von diesen vereinzelt Fällen absiehst, ganze Volksversammlungen durch das Schwert hingemordet sehen, du kannst einen ganzen Menschenhaufen von Soldatenhänden niedergemacht, ganze Völker zu unterschiedslosem Verderben verurteilt sehen ...<sup>299</sup> als ob sie sich unserer Fürsorge

<sup>299</sup> Fußnote Apelt: Hier ist eine Lücke in den Handschriften. Offenbar ist, wie zuerst Muretus

entzogen oder unsere Macht nicht anerkennen wollten. Wie? Warum zürnt denn das Volk den Gladiatoren, und zwar so ungerechter weise, dass es sich beleidigt glaubt, wenn jene nicht freudig sich dem Tod preisgeben? Es sieht darin eine Rücksichtslosigkeit gegen sich und bleibt nicht Zuschauer, sondern wandelt sich durch Miene, Haltung und leidenschaftliche Erregung zum Gegner um. Was es damit auch auf sich haben mag, Zorn ist das nicht, sondern nur ein scheinbarer Zorn, wie bei Knaben, die, wenn sie hingefallen sind, den Boden dafür mit Schlägen bestraft sehen möchten; dabei wissen sie überhaupt gar nicht, warum sie zürnen, sondern zürnen eben ohne Ursache und ohne Beleidigung, indes doch nicht ganz ohne einen Schein von Beleidigung und nicht ohne wirkliche Rachbegierde. Man macht ihnen also etwas weis, indem man durch Vorspiegelung von Prügelein den angeblichen Übeltäter unter Tränen Abbitte leisten lässt; dabei beruhigen sich die Knaben und der Scheinschmerz wird durch die Scheinrache abgetan.

3. „Wir zürnen“, wirft man uns ein, „oft nicht denen, welche uns weh getan haben, sondern denen, welche uns wehe tun wollen; woraus doch folgt, dass der Zorn nicht seinen Ursprung in uns widerfahrenem Unrecht habe.“ Allerdings, wir zürnen denen, die uns beleidigen wollen, aber sie beleidigen uns schon durch die bloße Absicht: Wer den Willen hat, uns zu beleidigen, der beleidigt uns schon.

Man wirft uns ferner ein: Der Zorn ist keine Begierde nach Strafe, denn häufig zürnen die Schwächsten den Mächtigsten, ohne dabei doch auf Bestrafung auszugehen, auf die sie überhaupt keine Hoffnung haben.“ Zunächst haben wir den Zorn bezeichnet als Begierde nach zu vollziehender Rache, nicht aber als Vermögen dazu; die Wünsche der Menschen sind aber auch auf Dinge gerichtet, die sie nicht erreichen können. Ferner ist kein Mensch so unbedeutend, dass er die Bestrafung auch des Höchstgestellten nicht hoffen könnte. Schaden zu tun steht in unserer Macht. Die Definition des Aristoteles weicht von der unseren nur wenig ab. Er sagt, der Zorn sei die Begierde

---

erkannte, ein längeres Stück, mindestens ein Blatt, im Archetypus ausgefallen, auf dem vor allem auch der Bericht über die Definition des Zorns enthalten war.

nach Erwiderung der Beleidigung<sup>300</sup>. Den Unterschied zwischen dieser und unserer Definition zu erläutern würde zu weit führen. Gegen beide Definitionen wendet man ein, dass ja auch die Tiere dem Zorn zugänglich seien, ohne durch Unrecht gereizt zu sein und ohne die Absicht, andere mit Strafe oder Leid heimzusuchen. Denn gesetzt auch, sie täten dies, so ist es doch nicht ihre Absicht. Vielmehr liegt die Sache so: Wilde Tiere sind des Zorns nicht fähig, und dies gilt von allen lebenden Wesen außer dem Menschen. Denn der Zorn steht zwar in feindlichem Verhältnis zur Vernunft, entsteht aber nur da, wo Vernunft ihre Stätte hat. Triebe finden sich bei den Tieren, Wut, Wildheit, Losstürmen, Zorn dagegen eben so wenig als Schwelgerei, mögen sie auch gewissen Lüsten zügelloser hingegeben sein als der Mensch. Man braucht dem Dichter nicht zu glauben, welcher sagte<sup>301</sup>:

*Da vergisst der Eber zu zürnen, nicht dem Schnelllauf*

*Traut die Hündin, der Bär rennt nicht aufs kräftige Zugvieh.*

Zürnen heißt hier so viel wie aufgereizt, angestachelt werden. Zürnen können sie eben so wenig wie verzeihen. Die sprachlosen Tiere haben keine menschlichen Leidenschaften, wohl aber haben sie gewisse, diesen ähnliche Triebe. Anders kann es nicht sein. Hätten sie Liebe, dann auch Hass, hätten sie Freundschaft, dann auch Zwist, wenn Zwietracht, dann auch Eintracht. Davon finden sich auch bei ihnen gewisse Spuren, aber Gutes und Böses im eigentlichen Sinn gehört nur der Menschenbrust an. Nur der Mensch darf sich des Besitzes der Klugheit, der Voraussicht, der Gewissenhaftigkeit und Überlegung rühmen; die Tiere teilen weder die menschlichen Vorzüge, noch die menschlichen Fehler. Ihre ganze äußere und innere Gestaltung ist der menschlichen unähnlich. Jener königliche und leitende Teil der Psyche ist anders gebildet. Wie sie zwar eine Stimme haben, die aber undeutlich und verworren und der Wortbildung nicht fähig ist, wie sie eine Sprache haben, die aber gebunden und keiner frei gestaltenden

---

<sup>300</sup> Fußnote Apelt: Vgl. Aristoteles. de an. 403a, 30.

<sup>301</sup> Fußnote Apelt: Ovid, Metam. VII 545 f., wo es sich um eine große Tierseuche auf der Insel Ägina handelt unter der Regierung des Aeacus.

Mannigfaltigkeit fähig ist, so ermangelt auch der leitende Teil der Psyche bei ihnen der Schärfe und Genauigkeit. Er empfängt also zwar Eindrücke und Vorstellungen der Dinge, durch die er zu Trieben angeregt wird; allein diese Vorstellungen sind trübe und verworren. Daher das Ungestüm, mit der die Triebe hervorbrechen und sich austoben. Es ist aber nicht Furcht, Bekümmernis, Traurigkeit und Zorn, sondern nur etwas dem Ähnliches. Daher das rasche Verschwinden und die Verwandlung ins Gegenteil: sie mögen noch so sehr in Wut und angstvoller Erregung gewesen sein, gleich kann man sie wieder ruhig beim Futter sehen, und, dem tollen Brüllen und Hin- und Herlaufen folgt alsbald Ruhe und tiefer Schlaf.

4. Damit ist das Wesen des Zorns hinreichend dargelegt. Der Unterschied des Zorns von der Zornsucht (*iracundia*) ist klar: es ist derselbe wie der zwischen einem Betrunknen und einem Trunkenbold, zwischen einem, der sich fürchtet, und einem Furchtsamen. Die weiteren Artunterschiede des Zorns, für welche die Griechen ihre besonderen Namen haben, werde ich übergehen, weil wir keine bestimmten Bezeichnungen dafür haben, obschon wir von reizbaren und barschen Menschen reden, nicht weniger auch von verdrießlichen, auffahrenden, lärmenden, unhöflichen und groben Menschen, was alles unter die Artunterschiede des Zorns gehört; darunter kann man auch den Mürrischen rechnen, eine Art entnervter Zornsucht. Es gibt nämlich gewisse Arten von Zorn, die es beim bloßen Lärmen belassen, andere, die ebenso hartnäckig wie häufig sind, wieder andere, die sich weniger in Worten als in Handgreiflichkeiten betätigen, noch andere, die sich in bitteren Beleidigungen und Schimpfwörtern äußern, während andere es bei Klagen und abschlägigen Bescheiden bewenden lassen; wieder andere sind tief und ernst und nach innen gekehrt; und so gibt es noch tausend andere Arten des vielgestaltigen Übels.

5. Soviel über das Wesen des Zorns sowie über die Fragen, ob er irgend einem anderen Geschöpfe zukomme als dem Menschen, wie er sich von der Zornsucht unterscheidet und wie viele Arten desselben es gibt. Nunmehr gilt es, zu untersuchen, ob der Zorn der Natur gemäß sei und nützlich, und ob er in irgendwelcher Hinsicht Befürwortung verdiene.

Ob er naturgemäß sei, wird sich herausstellen, wenn wir den Menschen scharf ins Auge fassen. Gibt es etwas Milderes als ihn, so lange seine Psyche in der richtigen Verfassung ist? Was aber wäre grausamer als der Zorn? Was ist liebevoller gegen andere als der Mensch? Was feindseliger als der Zorn? Der Mensch ist zu gegenseitiger Hilfeleistung geschaffen, der Zorn zielt auf Vernichtung; der Mensch wünscht Gemeinschaft, der Zorn Trennung; der erstere will nützen, der andere schaden; der erstere will auch den Unbekannten hilfreich sein, der andere auch die ihm Nahestehenden behelligen; der eine ist bereit, sich selbst aufzuopfern zum Besten anderer; der andere scheut keine Gefahr für sich selbst, wenn er nur andere mit hinreißen kann. Wer also verkennt mehr das naturgemäße Verhältnis der Dinge als der, der dem besten und vollkommensten Erzeugnis der Natur dieses wilde und verderbliche Laster beilegt? Der Zorn, wie gesagt, ist erpicht auf Strafe, und doch steht es keineswegs in Einklang mit der Natur des Menschen, dass seinem friedlichen Herzen dieses Verlangen innewohne.

Das menschliche Leben gründet sich auf werktätiges Entgegenkommen und Eintracht und wird nicht durch Schrecken sondern durch gegenseitige Liebe zum Bunde und zu gegenseitiger Hilfeleistung zusammengefasst.

6. „Wie also? Wäre nicht ab und zu eine Bestrafung nötig?“ Warum nicht? Aber das ist nicht Sache des Zorns sondern der Vernunft; geht doch die Züchtigung nicht auf Schaden aus sondern auf Heilung, mag sie auch dem Scheine nach schaden. Wie wir verkrümmte Pfähle, um sie gerade zu richten, bisweilen mit Feuer und Keilen behandeln, nicht um sie zu zerbrechen, sondern um sie zu strecken, so legen wir die bessernde Hand auch an die der Sünde verfallenen Geister, indem wir dem Körper und der Psyche Schmerz bereiten. Wie macht es denn der Arzt? In leichteren Fällen sucht er zunächst, ohne tiefere Eingriffe in die tägliche Gewohnheit, für Speise, Trank und Bewegung eine feste Ordnung einzuführen und der Gesundheit nur durch eine veränderte Lebenshaltung aufzuhelfen.

An nächster Stelle soll dann das rechte Maß seine Dienste leisten; wenn Mäßigkeit und Ordnung nicht hilft, so entzieht er dies und jenes und lässt Beschränkungen eintreten; und führt auch das nicht zum Ziel, so untersagt er

die Speisen überhaupt und entlastet den Körper durch Fasten; versagen die gelinderen Mittel, so schlägt er eine Ader und legt Hand an die Glieder, wenn sie durch ihren Zusammenhang schädlich wirken und die Krankheit weiter verbreiten: kurz, kein Heilverfahren scheint hart, wenn der Erfolg heilsam ist. So ziemt es dem Gesetzeshüter und Lenker des Staates, so lange wie möglich durch den Einfluss des Wortes, und zwar des sanfteren Wortes, auf die Geister bessernd zu wirken in der Weise, dass er sie auf ihre Pflichten hinweist und die Herzen erfüllt mit lebhaftem Eifer für Recht und Gerechtigkeit und das Laster verhasst, die Tugend aber preiswürdig macht. Dann erst geht er zu ernsteren Vorhaltungen über, die sich aber noch auf Mahnung und Tadel beschränken; so spät als möglich schreite er zu Strafen, und auch diese seien zunächst noch leicht und widerrufbar; die Todesstrafen, als die äußersten, wende er nur für die allerschwersten Verbrechen an; denn niemand soll dem Tode verfallen außer dem, für den der Tod selbst ein Gewinn ist. Nur in ein er Beziehung wird er dem Arzt nicht ähnlich sein: Der Arzt macht dem, dem er das Leben nicht schenken kann, das Ende leicht; dieser dagegen lässt die Verurteilten unter Schande und öffentlicher Beschimpfung aus dem Leben scheiden, nicht als ob er Freude hätte an irgend jemandes Bestrafung - eine so unmenschliche Rohheit liegt dem Weisen ganz fern - nein, sie sollen allen zur Warnung dienen, und da sie im Leben unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft waren, so soll ihr Tod wenigstens dem Staate einigen Nutzen schaffen.

Von Natur also verlangt der Mensch nicht nach Strafe; daher ist auch der Zorn nicht der Natur des Menschen gemäß; denn gerade er verlangt ja nach Strafe. Ich kann mich auch auf Platons<sup>302</sup> Urteil berufen - denn was schadet es, fremde Meinungen zu benutzen, soweit sie auch die unseren sind? - „Der Tugendhafte“, sagt er, „tut niemandem ein Leid an.“ Die Strafe tut ein Leid an: Also passt sie nicht für den Tugendhaften, eben so wenig also auch der Zorn, denn Strafe und Zorn gehören zusammen. Wenn der Tugendhafte an der Strafe keine Freude hat, so wird er auch keine Freude haben an der Leidenschaft, welcher die Strafe eine

<sup>302</sup> Fußnote Apelt: Plat. Rpl. 335 D. Mit der Logik nimmt es hier Seneca nicht allzu genau.

Wonne ist: folglich ist der Zorn nicht naturgemäß.

7. Mag nun auch der Zorn nicht naturgemäß sein, muss man ihn doch nicht gelten lassen, weil er sich häufig als nützlich erwiesen hat? „Er gibt dem Geist einen gewissen Schwung und Sporn; ohne ihn richtet im Kriege die Tapferkeit nichts Großartiges aus, ohne ihn fehlt das begeisternde Feuer und die lebendige Triebkraft, welche die Beherzten sich den Gefahren entgegenwerfen lässt.“ Daher erscheint es manchen als das beste, den Zorn zu mäßigen, nicht aber zu tilgen, und nach Abzug des Überschüssigen ihn auf ein heilsames Maß zu beschränken, immer aber soviel beizubehalten, als hinreicht, um die Tätigkeit nicht erlahmen und Kraft und Frische der Psyche nicht verschwinden zu lassen.

Erstens ist es leichter, Verderbliches auszuschließen als es sich gefügig zu machen, und es nicht zuzulassen, als, wenn dies geschehen, es in Schranken zu halten. Denn hat sich dies Verderbliche einmal als unentbehrlicher Besitz in uns eingenistet, so wird es mächtiger als der, der es zu leiten hat, und lässt sich nicht mehr beschneiden oder vermindern. Sodann aber ist die Vernunft selbst, welche die Zügel zu führen hat, nur so lange mächtig, als sie sich von den Leidenschaften fernhält; hat sie sich mit ihnen vermischt und sich dadurch verunreinigt, dann vermag sie nicht mehr sie im Zaum zu halten, während sie doch imstande gewesen wäre sie von vornherein zu entfernen. Denn ist die Psyche einmal in Bewegung gesetzt und aus dem Gleichgewicht gekommen, so wird sie zur Dienerin dessen, der auf sie einwirkt. Bei manchen Dingen liegen die Anfänge noch in unserer Hand; im weiteren Verlaufe aber reißen sie uns mit sich fort und machen den Rückzug unmöglich. Wie der einmal in jähen Sturz geratene Körper keine Verfügungskraft mehr über sich hat, so dass an keinen Widerstand und kein Aufhalten mehr zu denken ist, wie vielmehr dieser unwiderrufliche Zug nach unten jede Besinnung und Reue abschneidet und man nun unbedingt dahin gelangen muss, wohin man überhaupt nicht seine Schritte hätte zu wenden brauchen, so ist es der Psyche, wenn sie einmal sich der Liebe und anderen Leidenschaften preisgegeben hat, nicht mehr möglich, den Ansturm zurückzuweisen; sie wird fortgerissen und in die Tiefe gestürzt

durch ihr eigenes Gewicht und durch die in den Abgrund führende Natur der Laster.

8. Der beste Rat ist es, die erste Regung des Zorns auf der Stelle von sich zu weisen und seine Angriffe gleich im Keime zu ersticken und alles daranzusetzen, nicht in die Gewalt des Zorns zu kommen. Denn hat er einmal angefangen uns vom rechten Weg abzuziehen, so ist es übel bestellt um die Rückkehr zur Gesundheit der Psyche, weil die Vernunft nichts mehr zu sagen hat, wo die Leidenschaft einmal ihren Einzug gehalten hat, und wo ihr mit unserer Einwilligung ein gewisses Recht eingeräumt worden ist. Er, der Zorn, wird von nun ab nur seinem Willen folgen, nicht deine Erlaubnis abwarten. Unmittelbar an den Grenzen, behaupte ich, muss man den Feind abweisen; denn hat er einmal den Fuß im Lande und ist er durch die Tore eingedrungen, so lässt er sich von den Gefangenen keine Mäßigung auferlegen. Denn die Psyche hat keinen abgesonderten Platz und beobachtet die Leidenschaften nicht von außen her, um ihnen ein ungehöriges Fortschreiten zu verwehren, sondern sie wandelt sich selbst in Leidenschaft um und ist deshalb außerstande jene ihre nützliche und heilsame, aber nun schon preisgegebene und geschwächte Kraft wieder zu voller Geltung zu bringen. Denn, wie gesagt, diese beiden - Psyche und Leidenschaften - haben nicht getrennte und voneinander abgesonderte Sitze, sondern sie sind nur Umgestaltungen der Psyche nach der besseren oder schlechteren Seite hin. Wie soll nun die an mannigfachen Fehlern leidende Psyche sich wieder erheben, wenn sie einmal dem Zorn nachgegeben hat? Oder wie soll sie sich freimachen von der Mischung, in der die schlechteren Elemente vorherrschen?

„Aber manche“, sagt man, „halten doch im Zorn die Grenzen ein.“ - Was soll das heißen? Sollen sie überhaupt nichts tun von dem, was der Zorn ihnen gebietet, oder doch etwas? Tun sie nichts, so ist klar, dass der Zorn, den ihr als eine der Vernunft gleichsam überlegene Kraft zu Hilfe ruft, zur Durchführung großer Pläne nicht nötig ist<sup>303</sup>.

<sup>303</sup> Fußnote Apelt: Hier vermisst Fr. Haase das entsprechende zweite Glied der Alternative. Mit Recht, wie mir scheint, doch lässt sich auch einiges zur Rechtfertigung der Überlieferung sagen. Siehe Joh. Müller, Ber. d. Akad. der Wiss.,

Schließlich frage ich: ist er stärker oder schwächer als die Vernunft? Wenn stärker, wie kann ihm dann die Vernunft Zügel anlegen, da doch nur das Schwächere zu gehorchen pflegt? Ist er aber schwächer, so reicht die Vernunft für sich ohne ihn zur Vollbringung der Taten aus und bedarf nicht der Hilfe des Schwächeren. „Aber manche Zornige bleiben sich gleich und wissen sich in Schranken zu halten.“ - Aber wann denn? Wenn der Zorn schon im Schwinden ist und von selbst entweicht, nicht, wenn er noch in voller Hitze ist; denn dann ist er mächtiger.

„Aber lässt man nicht zuweilen auch im Zorn die Gehassten unversehrt und hütet sich, ihnen Schaden anzutun?“ - Das kommt vor. Aber wann? Wenn eine Leidenschaft als Gegnerin der anderen auftritt, oder wenn Furcht oder Begierde entscheidenden Einfluss gewinnen. Dann ist es nicht das Verdienst der Vernunft, durch welches der Zorn zum Schweigen gebracht ist, sondern die Leidenschaften sind es, die einen unsicheren und üblen Frieden zustande gebracht haben.

9. So ergibt sich denn, dass der Zorn nichts in sich hat, was Nutzen schafft; auch für kriegerische Taten taugt er nichts zur Erhöhung des Mutes. Denn niemals darf die Tapferkeit sich das Laster zum Bundesgenossen erwählen: sie ist sich selbst genug. Gilt es, ihre Kraft zur Wehr einzusetzen, so zürnt sie nicht, sondern rafft sich selbst auf und lässt je nach Ermessen Anspannung und Nachlassen wechseln, ein Vorgang ganz ähnlich dem, welcher sich beim Abschießen von Geschossen aus Wurfmaschinen abspielt: Es liegt in der Hand des Absenders, die Schleuderkraft zu regeln.

„Der Zorn“, sagt Aristoteles<sup>304</sup>, „ist unentbehrlich: Es kann kein Erfolg im Kampf ohne ihn erzielt werden; er muss die Psyche erfüllen und den Geist anfeuern; doch darf er nicht die Rolle des Feldherrn spielen sondern die des Soldaten.“ - Das ist nicht richtig. Denn wenn er auf die Vernunft hört und ihrer Führung folgt, so ist er eben nicht mehr Zorn, dessen wesentliches Merkmal der Trotz ist.

Wien 1889 (CXVIII) p. 11.

<sup>304</sup> Fußnote Apelt: In der Sammlung der Aristotelesfragmente von Rose (Teubner 1886) ist dies Fragment mit den übrigen auf den Zorn bezüglichen Bruchstücken unter Nr. 80 zusammengestellt.

Widersetzt er sich aber und hält er auf gegebenen Befehl nicht' Ruhe, sondern stürmt er in seiner Leidenschaft und Wildheit weiter, so ist er für die Psyche ein ebenso unbrauchbarer Diener wie ein Soldat, der nicht auf das Signal zum Rückzug achtet.

Lässt er sich also zügeln, dann gebührt ihm ein anderer Name; er hört auf, Zorn zu sein, denn unter diesem verstehe ich nur etwas Zügelloses und Unbändiges; lässt er sich aber nicht zügeln, so ist er verderblich und darf nicht als etwas Positives gelten. So ist er also entweder nicht Zorn oder überhaupt nutzlos. Denn wenn einer eine Strafe verhängt, weil es nötig ist und nicht aus Gier zum Strafen, so darf man ihn nicht unter die Zornigen rechnen. Ein brauchbarer Soldat ist der, welcher vernünftiger Anordnung Folge leistet. Die Leidenschaften sind ebenso schlechte Diener wie Führer.

10. Darum wird die Vernunft niemals blinde und stürmische Triebe zu Hilfe nehmen, gegen die sie selbst ihr Ansehen nicht wahren und die sie niemals in Schranken halten kann, sie müsste ihnen denn gleiche und ähnliche Triebe entgegensetzen [wie z. B. dem Zorn die Furcht, der Schlawheit den Zorn, der Angst die Begierde]<sup>305</sup>. Bleibe der Tugend dies Unglück erspart, dass die Vernunft jemals ihre Zuflucht zu Lastern nehme! Eine solche Psyche kann niemals zu sicherer Ruhe gelangen. In einem wahren Meer von Unruhe muss derjenige leben, der seine Sicherheit nur in seinen Fehlern und Gebrechen sucht, der nicht tapfer sein kann, ohne zu zürnen, nicht tätig, ohne den Begierden zu dienen, nicht ruhig, ohne zu fürchten. Wer sich zum Sklaven einer Leidenschaft macht, der ist sein Leben lang ein Tyrannenknecht. Schämt man sich nicht, die Tugenden zu Schützlingen der Fehler zu machen? Dann hat die Vernunft nichts mehr zu sagen, wenn sie nichts mehr vermag ohne Leidenschaft; das ist der Anfang zu völliger Gleichheit und Ähnlichkeit mit ihr. Denn was macht es für einen Unterschied, wenn einerseits die Leidenschaft eine unbedachte, der Vernunft bare Sache ist, andererseits die Vernunft ohne Leidenschaft nichts ausrichten kann? Beides kommt auf eins hinaus, wenn eines ohne das andere nicht bestehen kann. Wer aber möchte so vermessen

<sup>305</sup> Fußnote Apelt: Die eingeklammerten, unklaren Worte sind von Gertz ausgeschieden worden; jedenfalls bedürfen sie einer Korrektur.

sein, die Leidenschaft der Vernunft gleichzustellen? „Die Leidenschaft“, entgegnet man, „ist dann nützlich, wenn sie maßvoll ist. „Nein, nur, wenn sie ihrer Natur nach nützlich ist. Wenn sie aber eine Gegnerin von Herrschaft und Vernunft überhaupt ist, so wird sie durch ihre Mäßigung nur das erreichen, dass sie, je geringer sie ist, um so weniger schadet: eine maßvolle Leidenschaft ist also nichts anderes als ein maßvolles Übel.

11. „Aber dem Feind gegenüber“, sagt man, „ist der Zorn doch notwendig.“ Nirgends weniger; müssen doch gerade hier die stürmischen Triebe sich mäßigen und gehorchen. Denn wie steht es denn mit den Barbaren, die körperlich so viel kräftiger und Anstrengungen gewachsener sind? Was beeinträchtigt ihre Macht und Kraft? Nichts anderes als der Zorn, der sein eigener, größter Widersacher ist. Auch die Gladiatoren schützt ihre Kunst, während der Zorn sie entwaffnet. Und schließlich, was bedarf es überhaupt des Zorns, wenn Vernunft das Nämliche ausrichtet? Meinst du etwa, der Jäger habe einen Zorn auf das Wild? Und doch fängt er es auf, wenn es anrennt, und verfolgt es, wenn es flieht, und all das vollzieht die Vernunft ohne Zorn. Was war es, was die Tausende und Abertausende der Cimbern und Teutonen, deren Flut sich über die Alpen ergossen hatte, dermaßen zunichte machte, dass kein Bote die Nachricht davon zu den Ihrigen brachte sondern nur das Gerücht? Was war es anders als der Umstand, dass der Zorn an die Stelle der Tapferkeit trat? Mag der Zorn auch mitunter Hindernisse wegräumen und beseitigen, häufiger bereitet er sich selbst das Verderben. Germanen - was übertrüfe sie an Mut? Was wäre heftiger „im Ansturm? Was begieriger nach Waffen, diesen ihren beständigen Begleitern von Geburt und Kindheit an, denen ihre ganze Sorge gewidmet ist unter Zurückstellung alles anderen? Wo gäbe es Proben größerer Abhärtung als bei ihnen, die größtenteils der nötigen Körperbedeckung ermangeln sowie des Schutzes gegen die beständige Rauheit des Klimas? Gleichwohl werden sie, noch ehe sie eine römische Legion zu sehen bekommen haben, geschlagen von Spaniern, Galliern und den entnervten Kriegern Asiens und Syriens. Und was war es anderes als die Leidenschaft des Zorns, die sie zu so leicht überwindbaren Gegnern machte? Frisch denn ans Werk! Gib

diesen Körpern, gib diesen Psychen, die von Wollust, Üppigkeit, Reichtum nichts wissen, gib ihnen vernünftige Einsicht, gib ihnen regelnde Ordnung - ich will nichts weiter sagen: Es bleibt uns dann wohl nichts übrig, als die alte römische Disziplin wieder zu Ehren zu bringen. Wodurch anders hat Fabius den geschwächten Kräften des Reiches wieder aufgeholfen als dadurch, dass er zu zaudern, zu zögern und zu warten wusste; alles Dinge, von denen die Zornigen nichts wissen? Vorbei war es mit dem Reich, das damals völlig auf der Kippe stand, wenn Fabius sich zu dem hergegeben hätte, was der Zorn riet. Maßgebend für seinen Entschluss war die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, und in richtiger Schätzung seiner Kräfte, die er alle beisammen halten musste, wenn das Ganze nicht zugrunde geben sollte, ließ er jeden Gedanken an Schmerz und Rache fahren, einzig und allein bedacht auf das Nützliche und auf die Gunst der Gelegenheit. Erst wurde er seines Zorns Meister, dann Sieger über Hannibal. Und Scipio? Hat er nicht den Hannibal und das punische Heer und alles, dem sein Zorn gelten musste, sich selbst überlassen und den Krieg nach Afrika hinüber verlegte, so zögernd, dass er sich in den Augen der Übelwollenden der Genussucht und Lässigkeit verdächtig machte? Und der andere Scipio? Hat er nicht immer wieder und lange vor Numantia gelegen und den für ihn wie für den Staat so schmerzlichen Umstand, dass der Sieg über Numantia mehr Zeit in Anspruch nahm, als der über Karthago, mit Gleichmut über sich ergehen lassen? Indem er die Feinde mit Wall und Graben umschloss, brachte er sie dahin, dass sie durch ihre eigenen Schwerter fielen.

Also der Zorn bringt keinen Nutzen, selbst in Schlachten und Kriegen nicht; denn er neigt zur Überstürzung und hütet sich nicht vor Gefahren, während er andere damit bedroht. Die zuverlässigste Tapferkeit ist die, welche lange und vielfältige Umschau hält und sich in der Gewalt hat und sich bedachtsam und planmäßig dem Ziele nähert.

12. „Wie?“ wendet man ein, „wird der Tugendhafte nicht zürnen, wenn er sieht, dass sein Vater getötet, seine Mutter fortgeschleppt wird?“ Zürnen wird er nicht, wohl aber als Rächer und Schützer auftreten. Was lässt dich aber befürchten, die kindliche Liebe sei kein hinreichend starker Sporn auch ohne den Zorn?

Oder fahre in demselben Tone fort: „Wie also? Wenn er sieht, dass sein Vater oder sein Sohn in Stücke zerschnitten wird, wird dann der Tugendhafte nicht in Tränen ausbrechen und alle Fassung verlieren?“ Das sind Anfälle, wie wir sie bei Weibern sehen, wenn eine entfernte Ahnung von Gefahr sie befällt. Der brave Mann wird seine Pflicht erfüllen, unbeirrt und ohne Zagen; und er wird, was eines tugendhaften Mannes würdig ist, so tun, dass jedes unmännliche Gebaren dabei ausgeschlossen ist<sup>306</sup>. Mein Vater soll getötet werden: ich werde ihn verteidigen. Er ist getötet worden: ich werde ihn rächen, weil es sich so gehört, nicht weil es mir wehe tut. „Tugendhafte Männer zürnen, wenn den Ihrigen ein Unrecht zugefügt wird“<sup>307</sup>. Wenn du diese Behauptung aufstellst, Theophrastus<sup>308</sup>, so suchst du damit mannhaften moralischen Lehren den Weg zu versperren und wendest dich, den berufenen Richter vermeidend, an die große Menge. Weil jedermann bei einem solchen Erlebnis der Seinigen in Zorn gerät, so glaubst du, die Menschen würden es für ihre Pflicht und Schuldigkeit erklären, es damit so zu halten, wie es tatsächlich geschieht; denn fast jeder hält die Leidenschaft für berechtigt, der er huldigt, Aber ebenso zürnen sie, wenn ihnen das warme Wasser nicht in der gehörigen Weise gereicht wird, oder wenn ihr Trinkglas zerbrochen ist, oder wenn ihr Schuh mit Schmutz bespritzt ist. Nicht Liebe gegen die Ihrigen ist es, die jenen Zorn erregt, sondern Schwäche ist es, wie bei Kindern, die beim Verluste von Nüssen ebenso weinen, wie beim Verluste von Eltern. In Zorn geraten für die Seinigen ist nicht Zeichen der

<sup>306</sup> Fußnote Apelt: Er wird es also nicht machen wie Frauen, die nach dem vorhergehenden in nichts anderem als in Tränen ihr Heil suchen.

<sup>307</sup> Fußnote Apelt: Hier folge ich der Umstellung, die Gertz vorgenommen hat. In den Hss. stehen diese Worte erst weiter unten.

<sup>308</sup> Fußnote Apelt: Theophrastos aus Eresos, der berühmte Nachfolger des Aristoteles in der Leitung der peripatetischen Schule, hat, wie es nach dem Bücherverzeichnis bei Diogenes Laertius scheint, zwar kein besonderes Buch über den Zorn geschrieben, wohl aber ein Buch über die Leidenschaften und ein anderes über die Ehrliche, in denen er recht wohl dergleichen Äußerungen über den Zorn getan haben kann. Vgl. die Fragmente 72, 77, 154 in der Fragmentsammlung von Wimmer, Lpz. 1862.

Liebe sondern der Schwäche. Dagegen ist es schön und würdig, für Eltern, Kinder, Freunde und Mitbürger als Verteidiger aufzutreten, dem Gebote der Pflicht selbst folgend, gestützt auf unseren Willen, unser Urteil und unsere Voraussicht, nicht in blinder Leidenschaft und Wut. Denn keine Leidenschaft ist gieriger nach Rache als der Zorn; aber eben deshalb taugt er nichts zur Rache: Vorschnell und kopflos, wie fast jede Begierde. macht er sich selbst zum Hindernis für Erreichung dessen, worauf er es abgesehen hat. Daher hat er denn auch weder im Frieden noch im Krieg jemals Gutes zur Folge gehabt; denn den Frieden macht er zu einer Art Krieg, unter den Waffen aber vergisst er, dass der Kriegsgott es bald mit diesem, bald mit jenem hält, und so kommt er in fremde Gewalt, weil er sich selbst nicht zu beherrschen wusste. Ferner verdienen Fehler nicht etwa darum für die Praxis des Lebens zugelassen zu werden, weil man ihnen ab und zu einen Erfolg verdankt; werden doch auch gewisse Arten von Krankheiten durch Fieber gelindert, ohne dass es darum nicht besser wäre, dieses Heilmittel wäre überhaupt nicht vorhanden: fort mit solcher Heilmethode, der zufolge man seine Gesundheit der Krankheit verdanken muss! Ähnlich steht es mit dem Zorn: Mag er auch zuweilen unverhofft Nutzen gebracht haben wie Gift, Absturz oder Schiffbruch, so ist er doch deshalb nicht überhaupt für heilsam zu erachten. Die Fälle sind eben nicht selten, wo an sich Verderbliches zur Rettung führte.

13. Ferner ist das wirklich Begehrenswerte um so besser und wünschenswerter, je größer es ist. Wenn die Gerechtigkeit etwas Gutes ist, so wird niemand behaupten, sie würde dadurch besser, dass man an ihr irgend welche Verminderung vornimmt; wenn die Tapferkeit etwas Gutes ist, so wird niemand sie in ihrem Bestand auch nur im geringsten geschmälert zu sehen wünschen: also wäre auch der Zorn je größer desto besser; denn handelt es sich um irgendetwas Gutes, wer wird sich da einer Vermehrung widersetzen? Nun ist doch eine Verstärkung des Zorns vom Übel; also ist sein Dasein überhaupt vom Übel. Was durch Zunahme sich verschlimmert, ist nichts Gutes<sup>309</sup>.

<sup>309</sup> Fußnote Apelt: Eine etwas bedenkliche Logik. Fleiß z. B. ist durchaus keine Untugend, und doch kann der übermäßig Fleißige durch seinen Fleiß

„Nützlich“, sagt man, „ist der Zorn, weil er kampfesmutig macht.“ - Das passt auch auf die Trunkenheit; denn sie macht frech und keck, und viele taugen mehr zum Kampf, wenn sie angetrunken sind. So müsste man denn auch behaupten, Wahnsinn und Verrücktheit sei für unsere Krafterhöhung unentbehrlich, weil die Tollwut oft stärker macht. Ja, macht nicht zuweilen einen sogar die Furcht aus einem Hasenfuß zu einem Helden, und hat nicht die Todesfurcht auch die Schlawen zu tüchtigen Kämpfern gemacht? Aber Zorn, Trunkenheit, Furcht und dergleichen sind verwerfliche Reizmittel und leisten der Tapferkeit keine Dienste - denn diese bedarf keiner Laster - sondern regen nur den trägen und schlaffen Mut etwas an. Niemand wird durch Zürnen tapferer, abgesehen vom dem, bei dem ohne Zorn von Tapferkeit überhaupt nicht die Rede gewesen wäre. So ist der Zorn nicht ein Verstärkungsmittel der Tapferkeit sondern ein Ersatzmittel. Wäre der Zorn etwas Gutes, müsste er dann nicht eine Mitgift gerade der vollkommensten Menschen sein? Allein die Zornsüchtigsten sind Kinder, Greise und Kranke, und alles Schwächliche ist von Natur zu Klage [und Zorn] geneigt.

14. Es kann nicht anders sein“, sagt Theophrastus, als dass der Tugendhafte über die Schlechten in Zorn gerät.“ - Das hätte zur Folge, dass, je tugendhafter einer ist, er um so zornsüchtiger sein müsste. Nein, umgekehrt: Um so friedfertiger wird er sein, frei von Leidenschaften und von jedem Hass gegen andere. Die sich aber eines Vergehens schuldig machen, was hätte er für einen Grund, diese zu hassen, da es doch nur ein Irrtum ist, der sie zu dergleichen Vergehen treibt? Wer einsichtig ist, der hasst nicht den Irrenden; sonst wird sich sein Hass auch gegen ihn selbst richten. Bedenke er doch, wie oft er selbst gegen die gute Sitte verstößt, wie viele seiner Handlungen auf Nachsicht Anspruch machen: dann müsste er gegen sich selbst auch zornig werden. Denn kein gerecht denkender Richter wird in eigener Sache anders urteilen als in fremder Angelegenheit. Niemand, behaupte ich, wird sich finden, der sich selbst von jeder Schuld freispricht; wer sich schuldlos nennt, der tut dies nur in Rücksicht auf etwaige Zeugen, nicht auf sein eigenes Gewissen. Wie viel

sich sehr schaden.

menschlicher ist es, den Fehlenden gegenüber eine milde und väterliche Gesinnung zu zeigen und ihnen nicht auf dem Nacken zu sitzen, sondern sie auf bessere Wege zu bringen! Wenn einer aus Unkunde des Weges auf deinem Grundstück umherirrt, dann ist es besser, ihm den richtigen Weg zu zeigen als ihn fortzujagen.

15. Bessern also muss man den Fehlenden, hier durch Mahnung, dort durch fühlbare Mittel, hier durch Milde, dort durch Strenge, und diese Besserung, die ebenso wohl ihm wie anderen zugute kommt, soll erreicht werden nicht ohne Züchtigung, aber ohne Zorn. Denn wer zürnt dem, den er heilt?

„Aber sie lassen sich nicht bessern; es findet sich in ihnen kein Ansatz zur Milde, kein Anhalt zu guter Hoffnung.“ Gut denn! So mögen sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden werden, sie, die alles besudeln was sie berühren i mögen sie ihrer Schlechtigkeit ledig werden auf die einzig mögliche Weise, aber auch dies ohne Hass. Denn was hätte ich für einen Grund, den zu hassen, dem ich den größten Nutzen erweise dadurch, dass ich ihn von sich selbst befreie? Hasst jemand seine eigenen Glieder, wenn er sie abschneidet? Damit hat der Zorn nichts zu schaffen, es ist eine schmerzvolle Kur. Tolle Hunde schlagen wir tot, einen wilden und unbändigen Stier töten wir, sieches Vieh schlachten wir, damit es die Herde nicht anstecke, Missgeburten schaffen wir aus der Welt, selbst Kinder ertränken wir, wenn, sie schwächlich und missgestaltet zur Welt gekommen sind, und es ist nicht Zorn sondern Vernunft, Untaugliches von Gesundem zu scheiden. Nichts ziemt dem Strafenden weniger, als im Zorn zu handeln, da die Strafe um so wirksamer ist für die Besserung, wenn sie mit unbefangenen Urteil verhängt worden ist. Daher das Wort des Sokrates, das er an einen Sklaven richtete: „Du würdest meine Faust zu fühlen bekommen, wenn ich nicht im Zorn wäre.“ Es war klug von ihm, die Zurechtweisung des Sklaven auf andere Zeit zu verschieben; für den Augenblick wies er sich selbst zurecht. Wer in aller Welt wird der Leidenschaft ein Maß setzen, wenn Sokrates es nicht wagte sich dem Zorn hinzugeben?

16. Um Irrende und Verbrecher im Zaum zu halten, bedarf es also keines zornigen Zuchtmeisters; denn da der Zorn ein Fehler der

Psyche ist, so darf man nicht Fehler verbessern dadurch, dass man selbst sich eines solchen schuldig macht. „Wie? Soll ich einem Räuber nicht zürnen? Und folglich auch nicht einem Giftmischer?“ – Nein, zürne ich doch auch mir selbst nicht, wenn ich Blut lassen muss. Jede Art von Strafe wende ich als Heilmittel an: „Du bewegst dich noch auf der ersten Stufe der Verirrungen und vergehst dich nicht schwer, aber häufig: so wird zunächst ein Verweis unter vier Augen, sodann vor der Öffentlichkeit als Besserungsmittel in Anwendung kommen.“ - Ist es schon zu weit mit dir gekommen, um noch durch Worte geheilt zu werden, dann reicht eine Ehrenstrafe nicht aus: du musst einen kräftigeren und fühlbaren Druck auf dich ausüben lassen; du musst es dir also gefallen lassen ins Exil und in unbekannte Gegenden geschickt zu werden. Fordert aber deine schon völlig verhärtete Niederträchtigkeit noch kräftigere Heilmittel, dann werden Ketten und Kerker in Anwendung kommen. Nimm vollends an, du habest eine unheilbare Psyche, die Verbrechen an Verbrechen reiht, nimm an, du würdest gar nicht erst durch Gründe angetrieben, an denen es einem Schurken nie fehlen wird, sondern die Sünde selbst sei dir genugsamer Grund zum Sündigen; nimm an, du hättest die Niederträchtigkeit dermaßen in dich eingesaugt und mit deinen inneren Organen vermischt, dass sie nur im Verein mit ihnen dich verlassen kann; nimm an, du wünschtest bald eines elenden Todes zu sterben: so werden wir uns sehr um dich verdient machen; wir werden dich befreien vom Wahnsinn, mit dem du dich und andere peinigst, und werden dir, nachdem du dir selbst und anderen zur Qual und Marter gelebt hast, das einzig dir noch übrig bleibende Gut gewähren: den Tod.“ Warum soll ich dem zürnen, dem ich den größten Dienst erweise? Zuweilen kann man sein Mitleid mit einem nicht besser zum Ausdruck bringen als dadurch, dass man ihn tötet. Gesetzt, ich beträte als erfahrener Sachverständiger das Lazarett eines Heeres<sup>310</sup> oder eines reichen Hauses, so würde ich nicht allen den verschiedenen Kranken das Nämliche vorschreiben. Ich stehe im Dienste des Staates und soll ihn gesund erhalten; da sehe ich in so vielen Gemütern gar mannigfach verschiedene

<sup>310</sup> Fußnote Apelt: Hier folge ich Gertz, der exercitus liest für exercitatus der Handschriften.

Fehler: für eines jeden Leiden muss ein Heilmittel gesucht werden, den einen heile Beschämung, den anderen ein Aufenthalt in der Fremde, den einen Schmerz, den anderen Armut, noch einen anderen das Schwert. So werde ich denn, auch wenn ich als leitender Beamter das unheilkundende Gewand anzulegen und das Signal für die Versammlung des Volkes zu geben habe, das Tribunal nicht mit wütender Miene und in feindseliger Stimmung betreten<sup>311</sup>; nein, in meiner Miene soll sich das Gesetz spiegeln, und jene feierlichen Worte werde ich mehr mit gelassener und ernster als mit vor Wut bebender Stimme sprechen, und den Befehl, dass dem Gesetze nun sein Lauf gelassen werde, werde ich nicht im Zorn, aber mit Strenge geben. Und wenn ich den Befehl gebe, den Schuldigen zu enthaupten oder den Vatermörder in den Sack einzunähen, oder wenn ich an einem Soldaten die Todesstrafe vollziehen lasse oder einen Landesverräter oder Staatsfeind auf den Tarpeischen Felsen stelle, so wird dies ohne Zorn mit derselben Miene und in derselben Stimmung geschehen, mit der ich Schlangen und giftigen Tieren den Garaus mache.

„Die Zornsucht ist nun einmal nötig zum Strafen“, sagst du. - Wie? Meinst du etwa, das Gesetz zürne Menschen, die es gar nicht kennt, die es nie gesehen hat, die es, wenn es auf seine Hoffnung ankommt<sup>312</sup>, überhaupt nie geben wird? Des Gesetzes Gesinnung also musst du dir zu eigen machen, das nicht zürnt, sondern befiehlt. Denn gesetzt, es zieme dem Tugendhaften, wegen böser Taten zu zürnen, dann wird es ihm auch zustehen, über das Glück böser Menschen sich zu ärgern. Denn was ist empörender, als dass Schurken<sup>313</sup> in Saus und Braus leben und dass Leute die Gunst des Glückes missbrauchen, für die auch das härteste Schicksal noch zu gut wäre? Aber er

<sup>311</sup> Fußnote Apelt: Das bezieht sich auf die Vorschriften für das Auftreten und die Amtskleidung des leitenden Beamten bei Verkündung und Vollziehung des Todesurteils.

<sup>312</sup> Fußnote Apelt: Das (personifizierte) Gesetz nämlich hofft, dass nichts gegen seine Bestimmung unternommen werde.

<sup>313</sup> Fußnote Apelt: Die Hss. haben *quam florere quosdam*, wofür es wohl graphisch am leichtesten ist, den fehlenden Begriff der Schurkerei durch ein hinter *quam* einzuschiebendes *nequam* zu gewinnen. Vgl. De const, 13, 4 u. ö.

wird ebenso auf ihr Wohlleben ohne Neid hinblicken, wie auf ihre Schandtaten ohne Zorn. Was er nicht billigen kann, verurteilt der gute Richter, aber er hasst es nicht.

„Wie also? Wenn ein Weiser es mit dergleichen Dingen zu tun bekommt, wird dann sein Herz ganz unberührt bleiben, wird sich nicht ein lebhafteres Gefühl in ihm regen als im gewöhnlichen Zustand?“ Ich gebe es zu: er wird eine leichte und gelinde Bewegung in sich verspüren; denn wie Zenon sagt, auch in des Weisen Gemüt bleibt, selbst wenn die Wunde geheilt ist, noch eine Narbe zurück. Er wird also gewisse Ahnungen, er wird noch einen Schimmer der Leidenschaften in sich wahrnehmen; von ihnen selbst aber wird er frei sein.

17. Aristoteles behauptet, gewisse Leidenschaften seien, ihre richtige Behandlung vorausgesetzt, eine Art Waffen. Das wäre richtig, wenn sie wie kriegerisches Rüstzeug angelegt und abgelegt werden könnten ganz nach dem Belieben des Inhabers. Diese Waffen, die Aristoteles der Tugend verleiht, sind selbsttätige Kampfmittel; sie warten nicht auf die führende Hand, sind Herren, nicht Knechte. Es bedarf keiner derartigen Hilfsmittel; die Natur hat uns hinreichend mit Vernunft ausgerüstet. Mit ihr hat sie uns eine Waffe gegeben, stark, dauerhaft, folgsam, nicht schwankend, nicht von der Art, dass sie sich möglicherweise auch gegen den Inhaber wenden könnte. Die Vernunft genügt für sich allein nicht nur zum vorausschauenden Entwurf sondern auch zur tatkräftigen Ausführung. Kann man sich etwas Törichtereres denken, als dass die Vernunft ihren Schutz bei der Zornsucht suche, sie, die unwandelbare, bei der schwankenden, sie, die treue, bei der treulosen, sie, die gesunde bei der kranken? Und ist nicht auch für die Handlungen, die doch, wie es scheint, allein in Betracht kommen, wenn es sich um die Hilfe des Zorns als um eine [angebliche] Notwendigkeit handelt, die Vernunft für sich eine weit wirksamere Kraft? Hat sie sich einmal ihr Urteil gebildet über die Notwendigkeit eines Unternehmens, so bleibt sie auch dabei. Denn wer oder was könnte sie denn zu einer Änderung veranlassen? Sie selbst ist sich ihr bester Ratgeber: hat sie also einmal ihren Entschluss gefasst, so steht dieser auch unwiderruflich fest. Der Zorn lässt sich nicht selten vom Mitleid verdrängen; denn er hat

keine haltbare Kraft in sich, sondern besteht in einem hohlen Anschwellen; er kündigt sich durch stürmische Bewegung an, ganz ähnlich den Winden, die sich von der Erde erheben und von Flüssen und Sümpfen aufgefangen in heftiger Bewegung sind, doch ohne Dauer: Der Zorn nimmt einen gewaltigen Anlauf, dann ermattet er und verzagt vor der Zeit, und hatte er vorher mit nichts als mit grausamen Drohungen und unerhörten Strafarten um sich geworfen, so ist er jetzt, wo es die Ausführung der Strafe gilt, bereits gebrochen und kleinlaut. Die Leidenschaft lässt schnell nach, die Vernunft bleibt sich gleich. Doch auch wo Zorn beharrlicher ist, ist es schon vorgekommen, wenn zwei oder drei von mehreren, die zum Tode waren, ihr Blut gelassen hatten, er von dem abließ. Seine ersten Schläge sind: sie richten Schaden an wie das Gift der Schlangen, wenn sie eben aus ihrer Lagerstätte herauskriechen; aber ihr Biss wird unschädlich, wenn das häufige Beißen den Giftvorrat erschöpft hat. So kommt es, dass Gleichschuldige nicht Gleiches leiden, und oft muss der weniger Schuldige mehr leiden, weil der Zorn, dem er begegnete, noch zu frisch war. Und überhaupt kennt er keine Gleichmäßigkeit: bald schießt er über das Maß hinaus, bald macht er vorzeitig halt; gegen sich selbst übt er alle mögliche Nachsicht, urteilt nach Laune, ist taub für andere, duldet keine Fürsprache, hält fest in der Hand, was er einmal gefasst hat, und duldet keinen Widerspruch gegen sein Urteil, mag es auch noch so verkehrt sein.

18. Die Vernunft lässt beiden Parteien die nötige Zeit; dann sucht sie auch für sich einen Beistand, um das Feld freizumachen für volle Enthüllung der Wahrheit: der Zorn hat es eilig. Die Vernunft will ein Urteil fällen, das der Gerechtigkeit entspricht; der Zorn will das als gerecht angesehen wissen, was er als Urteil gefällt hat. Die Vernunft sieht nur auf die Sache selbst, um die es sich handelt; der Zorn lässt sich durch nichtige und nicht zur Sache gehörige Umstände beeinflussen.

Ihn kann eine etwas zuversichtliche Miene, eine heller tönende Stimme, ein freieres Wort, eine erhöhte Sorge für das Äußere, ein ehrgeiziger Rechtsbeistand, die Gunst beim Volk in die bitterste Stimmung versetzen; oft verdammt er den Angeklagten, weil er den Verteidiger hasst; auch wenn ihm die Wahrheit sichtbar vor Augen gerückt wird, liebt und

schützt er den Irrtum; um keinen Preis will er sich widerlegen lassen, und bei verfehltem Beginnen scheint ihm Beharrlichkeit ehrenvoller als Reue.

Ich habe den Gnaeus Piso noch gekannt, einen Mann, der von vielen Fehlern frei war, aber von der schroffen Art unserer Urgroßväter<sup>314</sup>, dem starre Härte über Beharrlichkeit ging. Er hatte im Zorn den Befehl zur Hinrichtung eines Soldaten gegeben, der ohne seinen Begleiter vom Urlaub wieder zurückgekehrt war. Piso war nämlich der Meinung, der Soldat hätte seinen Begleiter, den er nicht wieder zur Stelle brachte, umgebracht. Der Soldat bat um eine kurze Frist, um seinen verlorenen Kameraden wieder aufzusuchen. Piso schlug es ab. Der Verurteilte wurde über den Wall hinausgeführt, und schon bot er seinen Nacken dar, als plötzlich jener angeblich ermordete Kamerad erschien. Da befahl der die Hinrichtung leitende Centurio dem diensttuenden Soldaten, das Schwert in die Scheide zu stecken, und führte den Verurteilten zum Piso, um dem Piso wieder zur Unschuld zu verhelfen; denn dem Soldaten hatte das Schicksal dazu verholfen. Unter gewaltigem Zulauf werden die bei den Kameraden unter lebhaftem Jubel des Lagers zur Stelle gebracht. Wutentbrannt betritt Piso das Tribunal und gibt den Befehl, beide hinzurichten, sowohl den, der sich keines Mordes schuldig gemacht, wie den, der nicht umgekommen war. Gibt es etwas Empörenderes? Weil sich einer als unschuldig erwiesen hatte, mussten zwei den Tod über sich ergehen lassen. Und Piso fügte noch einen dritten hinzu. Eben den Hauptmann, der den Verurteilten zurückgebracht hatte, ließ er hinrichten. Auf der gleichen Stätte wurden drei zum Tode bestimmt um der Unschuld eines Einzigen willen.

Welche Mittel steht der Zornsucht zu Gebote, um Anlässe zu ihrer Wut zu erdichten. „Dich“, sagte er [Piso], „lasse ich hinrichten, weil du verurteilt worden bist; dich, weil du für deinen Kameraden die Ursache seiner Verurteilung warst; dich, weil du dem Befehl

<sup>314</sup> Fußnote Apelt: Das hier unverständliche pravus ist, um einen angemessenen Sinn zu gewinnen, vielleicht in das hier adjektivisch zu fassende proavus umzuändern, wonach ich übersetzt habe. Wer denkt bei dem hier Erzählten nicht an Männer wie T. Manlius Torquatus?

des Feldherrn zur Ausführung der Todesstrafe nicht Folge geleistet hast.“ Es gelang ihm, drei Verbrechen heraus zu klügeln, wo er kein einziges gefunden hatte.

19. Der Zornsucht, meine ich, haftet folgender Übelstand an: Sie will sich nicht leiten lassen; sie ist voll Zorn gegen die Wahrheit selbst, wenn diese ersichtlich mit seinem Willen in Widerspruch steht; mit Schreien, Poltern und rasendem Beben des ganzen Körpers stürzt sie sich auf die, auf welche sie es abgelegt hat, und lässt es an Schmähungen und Schimpfreden nicht fehlen. Das tut die Vernunft nicht; gegebenen Falles aber macht sie, dem Gebot der Notwendigkeit folgend, ganzen Hausgenossenschaften den Garaus und vernichtet Familien, die für den Staat eine tödliche Gefahr sind, mit Weib und Kind, reißt selbst die Häuser nieder und macht sie dem Erdboden gleich und rottet die Namen aus, deren Klang den Tod der Freiheit bedeutet; aber das tut sie nicht knirschend und den Kopf hin und her werfend oder in einer dem Richter irgendwie unziemlichen Haltung, dessen Miene gerade dann am ruhigsten und gelassensten sein muss, wenn er besonders wichtige Dinge zu verkünden hat.

„Was brauchst du denn“, sagt Hieronymus<sup>315</sup>, „erst die Lippen zusammenzubeißen, wenn du einen schlagen willst?“ Was würde er gesagt haben, wenn er einen Prokonsul hätte vom Tribunal hinab springen und dem Lektor das Rutenbündel wegreißen und seine Kleider zerreißen sehen, weil die des anderen zu langsam abgerissen wurden? Wozu die Tische umwerfen? Wozu die Becher zerschlagen? Wozu mit dem Kopf gegen die Säulen rennen? Wozu die Haare sich ausraufen, Schenkel und Brust mit Schlägen bearbeiten? Was für ein maßloser Zorn muss das sein, der sich gegen sich selbst kehrt, weil er nicht schnell genug gegen einen anderen losbrechen kann. Solch einen Rasenden halten die Nahestehenden fest und bitten ihn, doch wieder zu sich zu kommen. Von all dem tut der nichts, der frei von Zorn einem jeden die gebührende Strafe auferlegt. Oft lässt er einen,

<sup>315</sup> Fußnote Apelt: Hieronymos aus Rhodos war ein namhafter peripatetischer Philosoph unter Ptolemaeus Philadelphus um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen.

den er über einem Vergehen ertappt hat, ungestraft. Wenn Reue über die Tat für die Zukunft Besserung verspricht, wenn er sieht, dass die Schlechtigkeit nicht aus der Tiefe kommt, sondern, wie man zu sagen pflegt, nur an der Oberfläche der Psyche haftet, dann wird er Straflosigkeit gewähren, die weder dem Empfänger noch dem Geber zum Schaden gereichen wird. Mitunter wird er schwere Verbrechen leichter bestrafen als geringere, wenn jene infolge eines bloßen Fehltrittes, nicht aus Grausamkeit, begangen worden sind, diese aber ihren Grund in einer verborgenen und versteckten und fest eingesteten Durchtriebenheit haben. Ein und dasselbe Vergehen wird er bei zwei Menschen nicht mit derselben Strafe belegen, wenn es der eine aus Leichtsinne begangen hat, der andere aber nichts versäumt hat, um sich zum Schuldigen zu machen. Bei jeder Bestrafung wird er sich der doppelten Bedeutung der Strafe bewusst bleiben: in dem einen Falle soll sie angewendet werden, um die Übeltäter zu bessern, in dem anderen, um sie aus der Welt zu schaffen. In beiden Fällen wird er seinen Blick nicht auf die Vergangenheit richten sondern auf die Zukunft - denn, wie Platon sagt<sup>316</sup>, kein Vernünftiger straft, weil gefehlt worden ist, sondern um zu verhüten, dass nicht weiter gesündigt werde; denn das Vergangene kann nicht rückgängig gemacht werden, das Zukünftige lässt sich verhindern, und diejenigen, die als warnende Beispiele für die schlimmen Folgen der Schlechtigkeit dienen sollen, wird er vor den Augen der Menge hinrichten lassen, damit sie nicht nur selbst den Tod über sich ergehen lassen, sondern auch andere durch diesen ihren Tod abschrecken. Du siehst, in welchem Maße derjenige, der dies alles zu erwägen und abzuschätzen hat, von jeder leidenschaftlichen Erregung frei sein muss, wenn ihm eine die größte Umsicht fordernde Befugnis in die Hand gelegt wird: die Macht über Leben und Tod. Es führt zu schlechtem Ende, wenn einem Zornigen das Schwert in die Hand gegeben wird.

20. Auch ist es eine irrige Meinung, dass der Zorn etwas zur Größe der Psyche beitrage, denn von Größe ist hier nicht die Rede; es handelt sich nur um ein Anschwellen. Auch

<sup>316</sup> Fußnote Apelt: In der Schrift von den Gesetzen 934 A.

beim Körper, der durch ein Übermaß schädlicher Säfte aufgetrieben wird, ist die Krankheit nicht Wachstum, sondern verderbliche Überfülle. Alle, die der Wahwitz hinaushebt über das Niveau des menschlichen Denkens, glauben in sich etwas Hohes und Erhabenes zu verspüren; tatsächlich aber fehlt es an jeder haltbaren Grundlage, und was ohne eine solche emporgeschossen ist, das ist eines baldigen Einsturzes sicher. Der Zorn hat keinen festen Stützpunkt. Er hat seinen Ursprung nicht in etwas Festem und Bleibendem, sondern ist windig und leer und steht von der Größe der Psyche ebenso weit ab wie die Keckheit von der Tapferkeit, der anmaßende Stolz von dem edlen Selbstvertrauen, die Trübseligkeit von dem tiefen Ernst, die Grausamkeit von der Strenge. Ein ganz erheblicher Unterschied, behaupte ich, besteht zwischen erhabener und stolzer Sinnesart. Die Zornsucht hat nichts zu schaffen mit großen und edlen Zielen. Dagegen ist es meiner Ansicht nach das Kennzeichen einer schlaffen, unglücklichen und ihrer Schwäche sich bewussten Sinnesart, der Trübseligkeit nachzuhängen, ähnlich den mit Geschwüren und Krankheiten behafteten Leuten, die bei den leisesten Berührungen aufseufzen. So ist der Zorn eine Untugend, die sich vor allem bei Frauen und Kindern findet. „Aber er findet sich doch auch bei Männern.“ - Ja, es finden sich auch Männer, die kindische und weibische Psychen haben.

„Wie aber? Hört man nicht aus dem Munde von Zornigen zuweilen Worte, die von einer hohen Sinnesart zu zeugen scheinen?“ Nein, ganz im Gegenteil; sie kommen aus dem Munde von Menschen, die von wahrer Größe nichts wissen, wie jenes entsetzliche und abscheuliche Wort: „Mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten!“ Das stammt bekanntlich aus Sullas Zeiten. Ich weiß nicht, welcher der bei den Wünsche für ihn der verderblichere war, dass man ihn hassen oder dass man ihn fürchten sollte. „Mögen sie hassen!“ Er konnte dabei wohl an die Gefahr denken, dass man ihn verfluche, dass man ihm nach dem Leben trachte, dass man ihn stürzen würde. Was fügt er hinzu? Was für ein Heilmittel wünscht er sich gegen den Hass? Mag ihn des Himmels Fluch treffen! „Mögen sie hassen!“ - und was nun? Etwa, wenn sie nur gehorchen? Nein. Oder wenn sie sich nur einverstanden erklären? Nein. Nun, was denn? „Wenn sie mich nur

fürchten.“ Unter solcher Bedingung möchte ich nicht einmal geliebt werden. Das soll der Ausspruch eines großen Geistes sein? Du bist im Irrtum: das ist nicht Größe, sondern Unmenschlichkeit.

Traue nicht den Worten der Zornigen: sie machen gewaltigen Lärm und werfen mit Drohungen um sich, aber innerlich sind sie die größten Feiglinge. Auch hast du keinen Grund, das Wort des Livius, dieses Meisters der Rede, für wahr zu halten: „Ein Mann von mehr Geistesgröße als von moralischer Tadellosigkeit.“ Hier ist keine Trennung möglich: groß kann nur sein, was zugleich auch moralisch tadellos ist; denn Größe der Psyche ist meines Erachtens unerschütterlich und von festem Kern und von Grund aus sich gleich und unbeugsam, alles Dinge, die einem moralisch verwehrten, Geist völlig fern liegen. Denn dieser kann wohl furchtbar, kann verwirrend und verderblich sein, aber Größe, deren Schutz und Stärke die Tugend ist, kann er nicht haben. Allerdings, im Umgangston, im Auftreten, in der ganzen äußeren Haltung kann er den Eindruck einer gewissen Größe machen. Leute dieser Art werden wohl manche Äußerung von sich geben, die man für geistreich hält. Man denke an Gaius Caesar [Caligula], der, dem Himmel zürnend, weil seine Ballettvorstellungen, bei denen er lieber selbst Mitwirkender als Zuschauer war, unter dem Grollen des Himmels litten, und weil eine seiner festlichen Veranstaltungen durch Blitze, die doch nichts weniger als mit Sicherheit den Schuldigen treffen, sich zu einer Schreckensszene wandelte, den Jupiter zum Kampfe herausforderte und zwar auf Tod und Leben. Er tat dies mit den Worten Homers (>Ilias< 23, 724): „Hebe mich oder ich dich!“

Welcher Wahnsinn! Als ob selbst von Jupiter ihm kein Schaden zugefügt werden, oder er sogar dem Jupiter etwas anhaben könne. Irre ich nicht, so haben diese seine Worte nicht wenig dazu beigetragen, die Verschwörer in ihrer Absicht zu bestärken. Denn das schien doch eine alles Erträgliche überschreitende Geduldprobe, wenn man den noch länger als Herrn über sich dulden sollte, der Jupiter nicht über sich dulden wollte.

21. Mag also der Zorn noch so gewaltig erscheinen und Götter und Menschen verachten, etwas Großes, etwas Edles ist er nicht. Legt einer dem Zorn die Macht bei,

Größe der Psyche hervorzubringen, so muss er sie auch der Prunksucht zuschreiben - denn diese will mit Elfenbeinsesseln prunken, will sich mit Purpurkleidern, mit Gold bedecken, will Ländergrenzen verschieben, Meere eindämmen, Wasserfälle bilden, schwebende Lustgärten anlegen. Auch der Geiz könnte dann den Schein von innerer [moralischer] Größe erwecken: Gold- und Silberhaufen sind seine Lagerstätte, sein Grundbesitz ist groß genug, um als Provinz zu gelten, und die einzelnen Verwalter haben Gebiete unter sich, größer als die Konsuln sie durch Los erhalten. Auch die Wollust dürfte dann als Größe der Psyche erscheinen: Sie durchschwimmt Meerengen, sie entmannt Scharen von Jünglingen, sie bietet sich mit Todesverachtung dem Schwert des Gatten dar. Ja, auch der Ehrgeiz könnte sich für Größe der Psyche ausgeben: Er ist nicht zufrieden mit den jährlichen Ehrenstellen, er will womöglich seinen Namen den ganzen Kalender füllen sehen und will über den ganzen Erdkreis mit seinen Inschriften sich erinnerlich machen. Dies ganze Treiben, mag es sich auch noch so glänzend entfalten und steigern, ist doch beschränkt, armselig und niedrig; hoch und erhaben ist allein die Tugend; und nichts ist groß, was nicht frei von Leidenschaft ist.

## Zweites Buch

### Inhaltsübersicht

Kap. 1 - 2: Der Zorn ist ein Erzeugnis unserer Psyche, nicht einer mechanischen Einwirkung von außen. Die Vernunft ist also imstande, über ihn Herr zu werden.

Kap. 3 - 5: Definition des Affekts. Unterschied von anderen Gemütszuständen sowie von körperlichen Erregungen. Entwicklung der Zornesleidenschaft, ihr Unterschied von der Grausamkeit, die erst eine Folge des Zorns ist.

Kap. 6 - 10: Einwurf: Der Tugend kommt es zu, über die Laster zu zürnen. Widerlegung: Die Natur der Tugend widerstreitet dem Zorn, der sich mit ihrer Würde und ihrem inneren Glück nicht verträgt; sie weiß sich mit dem Anblick des Lasters als einer unvermeidlichen Erscheinung abzufinden; Verirrungen sind etwas Allgemeines und Natürliches, das keinen Grund für den Zorn abgeben kann.

Kap. 11 - 13: Widerlegung des Einwurfes, der Zorn sei etwas Großes, weil er imponiere und Furcht erwecke und weil er, wie so vieles in der Natur, unausrottbar sei.

Kap. 14 - 17: Der Weise meidet den Zorn und gibt sich höchstens ab und zu den Schein desselben, wo die Trägheit und Unvernunft sich durch keine anderen

Mittel bekämpfen lässt. Es folgt die Widerlegung des Einwurfes, dass die kräftigsten und freiesten Nationen die zornstüchtigsten seien.

Kap. 23 - 31: Es muss von früh ab durch wohl erwogene Erziehung gegen das Aufkommen des Zorns angekämpft werden, immer nach Maßgabe der besonderen natürlichen Beschaffenheit der Individuen, wie sie durch jeweilige Zusammensetzung der körperlichen Elemente bestimmt ist. c. 18-22. Man muss alle Anlässe zum Zorn nach Möglichkeit meiden und mit Bedacht allem entgegenarbeiten, was sachlich oder durch persönliche Beziehungen den Zorn nähren könnte. Ferner muss man sich beizeiten eine klare Vorstellung von dem bilden, was überhaupt seinem Wesen nach nicht Gegenstand unseres Zorns sein kann und darf. Um bei Widerwärtigkeit gelassen zu bleiben, wird es bei ruhigem Durchdenken der Sachlage nicht an Trostgründen fehlen.

Kap. 32 - 34: Das Verlangen nach Wiedervergeltung ist nicht berechtigt. Man muss lernen, Beleidigungen zu verachten. Gegen Mächtigere rechthaberisch aufzutreten ist unklug. Gegen Gleiche ist Rache unsicher, gegen Schwächere ehelos.

Kap. 35: Auch zur Verteidigung ist der Zorn ein schlechtes Mittel; er bleibt hässlich in jeder Beziehung und schadet am Ende nur uns selbst. c. 35.

1. Das erste Buch, mein Novatus, behandelte einen gefälligeren Stoff, denn das Ableiten unserer Fehler auf einer schiefen Ebene ist ein Thema, das der Behandlung keine Schwierigkeiten bereitet. Jetzt gilt es, einen magereren Stoff zu behandeln. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist die, ob der Zorn seinen Ursprung in unserem urteilenden Verstand habe oder in einem heftigen Anstoß von außen, das heißt, ob er ganz von selbst in Bewegung komme oder ob, wie sonst meist, auch der Verstand daran seinen Anteil habe<sup>317</sup>.

Die Untersuchung darf die Mühe, in die Tiefe zu graben, nicht scheuen; nur so kann sie sich dann auch zu jenen höheren Betrachtungen erheben. Auch bei unserem Körper handelt es sich ja zunächst um die richtige Fügung von Knochen, Nerven und Gelenken, als den sichernden Grundlagen und Lebenselementen

<sup>317</sup> Fußnote Apelt: Ich folge hier der Ausgabe von Hermes, der vor in insciis einschleibt non. Seneca will den Zorn als eine psychische Erregung hinstellen, die zwar einen äußeren Anlass hat, aber ihrem Wesen nach ganz erst durch die Art bestimmt wird, wie der Geist diesen Anstoß in sich verarbeitet. Mit anderen Worten: Der Zorn ist etwas durchaus Subjektives; er darf nicht wie ein blindes Naturereignis betrachtet werden.

für das Ganze, die dem Auge wenig Reizvolles bieten; daran erst schließt sich dasjenige, was die Bedingung ist für den ästhetischen Eindruck der äußeren Erscheinung; und nach alledem erst ergießt sich, wenn der Körper bereits fertig ist, als letztes der das Auge entzückende Zauber der Farbe über das Ganze.

Was den Zorn anbelangt, so ist kein Zweifel, dass er durch die sich unmittelbar aufdringende Vorstellung des Unrechts erregt wird; aber ob der Zorn selbst sich sofort zugleich mit der Wahrnehmung einstellt und ohne Hinzutritt einer psychischen Tätigkeit [einer Überlegung] hervorbricht, oder ob er unter Zustimmung der Psyche erregt wird, das ist eben die Frage. Unsere Ansicht geht dahin, dass der Zorn für sich nichts unternimmt, sondern nur unter Zustimmung der Psyche; denn die Vorstellung erlittenen Unrechts in sich zu bilden und die Rache dafür lebhaft zu begehren und beide Vorstellungen zu verbinden, nämlich einerseits, dass man nicht hätte beleidigt werden dürfen, andererseits, dass man sich rächen müsse, das ist nicht Sache eines Antriebs, der ohne unseren Willen sich geltend macht. Der Antrieb selbst ist einfach; aber wie er hier erscheint, ist er zusammengesetzt und vielschichtig. Man hat etwas wahrgenommen, ist darüber entrüstet gewesen, hat sein Verdammungsurteil darüber ausgesprochen und schreitet zur Rache: All dies kann nicht geschehen, ohne dass die Psyche zu diesen Eindrücken ihre Zustimmung gegeben hat.

2. „Was willst du“, fragt man, „mit dieser Untersuchung bezwecken?“ - Dass wir uns eine deutliche Vorstellung von dem Wesen des Zorns bilden. Alle unwillkürlichen Erregungen nämlich sind unüberwindlich und unvermeidlich, wie z. B. der Schauer, wenn wir mit kaltem Wasser bespritzt werden; unser Widerwille bei gewissen Berührungen; bei schlimmen Nachrichten richten sich uns die Haare auf; bei schamlosen Worten legt sich eine gewisse Röte über unser Antlitz; und der Blick in einen jähren Abgrund macht uns schwindlig. Alles dies steht nicht in unserer Gewalt, und darum unterbleibt auch jeder Versuch der Vernunft, es zu verhindern. Der Zorn dagegen wird durch vernünftige Vorstellungen und Mahnungen zum Weichen gebracht, denn er ist ein von unserem Willen abhängiger Fehler der Psyche und gehört nicht

zu dem, was man als unvermeidliche Folge unseres Menschenloses hinnehmen muss und was darum auch den Weisesten begegnet. Dazu gehört auch jener gewaltsame Eindruck, der uns bei der Vorstellung eines Unrechts in Aufregung versetzt. Dieser Eindruck zeigt sich sogar bei den szenischen Darstellungen des Theaters sowie beim Lesen alter Geschichten. Es ist, als würden wir von Zorn ergriffen gegen den Clodius, wenn er den Cicero in die Verbannung treibt, und gegen Antonius, wenn er ihn umbringt. Wer fühlt sich nicht von Ingrimms erfasst über den Bürgerkrieg des Marius, über die Proskriptionen des Sulla? Wer grollt nicht dem Theodotus und Achill und jenem Knaben, der eine Ruchlosigkeit verübte<sup>318</sup>, die alles andere, nur nicht knabenhaft war? Bisweilen regt uns ein Gesang auf und das rasche Tempo eines Musikstückes sowie der Schall der Kriegstrompete. Auch ein schauerliches Gemälde sowie der traurige Anblick von Hinrichtungen, mögen sie auch noch so gerecht sein, verfehlt nicht eines erschütternden Eindrucks auf unser Gemüt, daher auch das Mitlachen beim Lachen anderer und die unwillkürliche Mittrauer in einem Kreis von Trauernden, sowie unsere leidenschaftliche Teilnahme an den Wettkämpfen anderer. Das alles sind nicht Zornausbrüche, eben so wenig wie es Traurigkeit ist, wenn der Anblick eines auf der Bühne dargestellten Schiffbruchs unser Antlitz verfinstert, eben so wenig auch, wie es Furcht ist, was des Lesers Gemüt erschüttert, wenn Hannibal nach der Schlacht von Cannae die Mauern der Hauptstadt umlagert; sondern all dies sind unwillkürliche Gemütsregungen, sind nicht Leidenschaften, sondern nur Anfänge und Vorspiele von Leidenschaften. So lässt mitten im Frieden einen Krieger, der längst schon die Toga wieder angelegt hat, der Schall der Trompeten scharf aufhorchen, und Soldatenpferde spitzen beim Geräusch der Waffen das Ohr. Alexander, sagt man, habe, wenn Xenophantus auf der Flöte blies, mit der Hand nach dem Schwert gegriffen.

<sup>318</sup> Fußnote Apelt: Das bezieht sich auf den Tod des Pompeius, der auf Befehl des unmündigen Königs Ptolemäus in einem Kahn, vor der Landung, ermordet wurde. Ratgeber waren dabei des Ptolemäus Lehrer Theodotos und Photinus, der ausführende Täter war Achill. Man lese den ausführlichen Bericht bei Plutarch >Leben des Pompeius< Kap. 77-80.

3. Nichts von dem, was zufällig unser Gemüt erregt, darf Leidenschaft genannt werden. Die Psyche ist dabei sozusagen mehr leidend als tätig. Wenn man also beim Eintreten von Sinneseindrücken erregt wird, so ist das noch nicht Leidenschaft; zu dieser kommt es erst dann, wenn man sich jenen Eindrücken überlässt und dieser zufälligen Erregung weiter nachgibt. Denn wenn einer Erbleichen der Gesichtsfarbe oder den Erguss von Tränen oder eine unanständige geschlechtliche Regung oder tiefes Atemholen und plötzliches Aufblitzen der Augen oder ähnliche Erscheinungen für ein Zeichen von Leidenschaft und dauernder Gemütsstimmung hält, so täuscht er sich und begreift nicht, dass dies nur körperliche Erregungen sind<sup>319</sup>. So kommt es denn, dass oft genug der tapferste Held, wenn er sich die Waffen anlegt, von Blässe befallen wird, und dass beim Ertönen des Kampfsignals dem unerschrockensten Soldaten die Knie ein wenig zittern, und auch einem großen Feldherrn, bevor die Kampflinien aufeinander stoßen, das Herz pocht, und dass es auch den geübtesten Redner, wenn er sich anschickt zu reden, kalt überläuft. Der Zorn will nicht nur erregt sein, er will auch vorstürmen, denn er ist Angriff; Angriff aber ist undenkbar ohne Zustimmung des Verstandes, denn von Rache und Strafe kann überhaupt nicht die Rede sein, ohne dass die Psyche davon weiß. Setze den Fall, es hält sich jemand für beleidigt und will sich rächen, doch irgend ein Grund spricht dagegen, und siehe da, seine Erregung legt sich: das nenne ich nicht Zorn, sondern Gemütsregung, die sich der Vernunft fügt; von Zorn ist nur da die Rede, wo die Schranken der Vernunft übersprungen und niedergerissen werden. Jene erste Erregung des Gemütes also, die durch die Vorstellung des Unrechts in uns veranlasst wurde, ist eben so wenig Zorn wie die Vorstellung des Unrechts selbst. Erst jener darauf folgende Angriffsdrang, der die Vorstellung des Unrechts nicht nur in sich aufnahm, sondern ihr auch Beifall schenkte, ist Zorn, eine Erregung des Gemütes, die mit vollem Willen und Bewusstsein zur Rache schreitet. Kein Zweifel: die Furcht hat immer die Flucht im Auge, der Zorn immer den

<sup>319</sup> Fußnote Apelt: Es sind dies die Emotionen, die unwillkürlichen Einwirkungen von Gemütsbewegungen auf den Körper.

Angriff. Lass also ab von dem Glauben, dass irgend etwas erstrebt oder gemieden werden könne ohne die Zustimmung des Verstandes.

4. Und nun eine Belehrung darüber, wie die Leidenschaften anfangen oder wachsen oder ins Kraut schießen! Die erste Erregung ist nicht freiwillig, sie ist nur eine Vorbereitung der Leidenschaft, gleichsam eine Androhung derselben. Die dann folgende steht in Verbindung mit dem Willen, der aber nicht hartnäckig darauf besteht, als müsste ich mich rächen, da ich beleidigt sei, oder als ob der andere gestraft werden müsste, da er sich vergangen habe; die dritte Erregung hat bereits die Macht über sich verloren, denn sie verlangt nach Rache nicht nur wenn es sein muss, sondern unter allen Umständen, also eine völlige Beseitigung der Vernunft. Jenem ersten heftigen Eindruck auf das Gemüt können wir uns nicht durch vernünftige Überlegung entziehen, so wenig wie bei jenen körperlichen Erscheinungen, von denen die Rede war: Wenn andere gähnen, müssen wir auch gähnen; wenn einer plötzlich mit dem Finger nach meinem Auge fährt, dann muss ich es zudrücken: das sind Dinge, wo die Vernunft keine entscheidende Rolle spielen kann, wo höchstens die Gewohnheit und beständige Aufmerksamkeit eine Abschwächung bewirken kann. Die weitere Erregung, wie sie sich in der zweiten und dritten Stufe darstellt, hängt vom Urteil ab, sowohl was ihre Entstehung als was ihre Überwindung anlangt<sup>320</sup>.

5. Ferner drängt sich noch die Frage auf, ob die gewohnheitsmäßigen Wüteriche, die ihre Freude haben am Menschenblut, in Zorn sind, wenn sie Menschen ums Leben bringen, von denen sie weder ein Unrecht erlitten haben noch etwa ihrerseits glauben, dass sie es erlitten hätten, wie Apollodorus oder Phalaris<sup>321</sup>. Das ist nicht Zorn, es ist tierische Roheit. Denn sie schadet nicht, weil ihr Unrecht widerfahren ist, sondern, um nur selbst schaden zu können, ist

<sup>320</sup> Fußnote Apelt: Hier haben Lipsius und Gertz eine Lücke angenommen, doch kaum mit Recht, wie Joh. Müller, Ber. d. Wiener Ak. d. Wiss. 1889 (CXVIU) p. 13, dartut.

<sup>321</sup> Fußnote Apelt: Apollodorus, Tyrann von Cassandria in Mazedonien, von Natur ein Wüterich, war in der Trunkenheit zu jeder Mordtat aufgelegt. Ael. Var. hist. XIV 41. Was Phalaris, den Tyrann von Agrigent, anlangt, so ist seine Unmenschlichkeit sprichwörtlich.

sie sogar bereit sich Unrecht gefallen zu lassen; ihre Peitschenhiebe und Zerfleisungen dienen nicht der Rache, sondern der Lust. Wie steht es also damit? Der Ursprung dieses Übels liegt im Zorn. Wenn diesem die Bahn freigelassen wird zur Übung und Sättigung, so schwindet jeder Gedanke an Milde und Gnade; jedes Gefühl für Zusammengehörigkeit mit den übrigen Menschen wird aus der Psyche ausgerottet, und so wandelt sich schließlich der Zorn in Grausamkeit. Diese Unmenschen lachen also, haben ihre Freude und unbändige Lust an dem grausamen Spiel und tragen eine Miene zur Schau, die von allem anderen eher zeugt als von Zorn, grausam zum Zeitvertreib. Als Hannibal einen mit Menschenblut gefüllten Graben sah, soll er ausgerufen haben: „Welch herrlicher Anblick!“ Wie viel schöner noch würde er es gefunden haben, wenn er einen Fluss oder einen See damit hätte füllen können! Was Wunder, wenn dich ein solcher Anblick besonders entzückt. Geburt und Kindheit sind dir ja ganz inmitten von Blut und Mord verlaufen. Zwanzig Jahre hindurch wird dir die Glücksgöttin als Begünstigerin dieser Grausamkeit lächelnd zur Seite stehen, überall wirst du dein Auge an dem erwünschten Schauspiel weiden können; du wirst es schauen am Trasimenischen See, bei Cannae und zuletzt bei deinem Carthago. Volesus<sup>322</sup>, der vor einiger Zeit unter dem seligen Augustus Prokonsul in Asien war, ließ an einem Tage dreihundert Menschen mit dem Beil hinrichten. Als er darauf mit stolzer Miene zwischen den Reihen der Toten einherschritt, stieß er, als hätte er wer weiß welche Großtat vollzogen, in griechischer Sprache die Worte hervor: „Welch königliche Tat!“ Was würde dieser Elende als König getan haben? Das war nicht Zorn, sondern ein größeres, ein unheilbares Übel.

6. „Die Tugend“, sagt man, „muss, wie sie alles, was ehrenhaft ist, begünstigt, so auch voll Zorn sein gegen alles Schändliche“.<sup>323</sup> Klingt das nicht, als müsste die Tugend zugleich niedrig und groß sein? Und doch sagt das der,

<sup>322</sup> Fußnote Apelt: Volesus Messala wurde unter Augustus wohl eben der hier erwähnten Untat wegen zum Tode verurteilt. Tac., Ann. III, 68.

<sup>323</sup> Fußnote Apelt: Will man gerecht darüber urteilen, so kommt es auf die Unterscheidung von Zorn und Entrüstung an. Für letztere aber findet sich in Senecas psychologischer Anschauungsweise keine rechte Stelle.

der sie erhoben und erniedrigt zu sehen wünscht; denn die Freude an einer guten Tat ist rühmlich und herrlich, der Zorn über den Frevel eines anderen dagegen ist verwerflich und kleinlich. Niemals wird sich die Tugend dazu hergeben, Laster nachzuahmen, während sie Laster bekämpft; der Zorn selbst muss ihrer Züchtigung anheimfallen, denn er ist um nichts besser, ja häufig sogar schlimmer als die Vergehen, gegen welche er zürnt. Froh und heiter zu sein ist eine selbstverständliche und natürliche Beigabe der Tugend; zu zürnen, steht nicht in Einklang mit ihrer Würde, ebenso wenig wie traurig zu sein; dagegen hat die Zornsucht zur Begleiterin die Traurigkeit, und diese ist es, in die sich schließlich aller Zorn auflöst, sei es infolge eintretender Reue oder infolge erlittener Niederlage. Ferner: wenn es im Wesen des Weisen liegen soll, über Vergehen zu zürnen, dann müsste er über größere Vergehen mehr zürnen und müsste häufig zürnen; folglich müsste der Weise nicht nur zornig sein sondern geradezu zornsüchtig. Allein wenn wir des Glaubens sind, dass in der Psyche des Weisen weder großer noch häufiger Zorn seine Stätte habe, warum wollen wir ihn dann nicht lieber gänzlich von dieser Leidenschaft frei haben? Denn wo wäre Maß und Grenze zu finden, wenn er je nach der Schwere eines jeden Vergehens zürnen müsste? Entweder wird er ungerecht sein, wenn er über ungleiche Vergehen in gleichem Grade zürnt, oder er muss ein wahrer Ausbund von Zorn sucht werden, wenn er so oft, als Verbrechen den Zorn herausfordern, damit losbricht.

7. Und was wäre unwürdiger, als dass eine psychische Regung des Weisen von der Schlechtigkeit anderer abhängt? Soll Sokrates nicht mehr imstande sein mit der gleichen Miene in sein Haus zurückzukehren, mit der er es verlassen hatte? Soll wirklich der Weise über Schandtaten zürnen und über Verbrechen sich aufregen und traurig sein, dann gibt es nichts Bedauernswerteres als den Weisen: Sein ganzes Leben wird nichts anderes sein als eine Kette von Anlässen zu Zorn und Trauer. Denn wann wird es einen Augenblick geben, wo ihm nicht etwas Missfälliges unter die Augen käme? So oft er das Haus verlässt, führt ihn der Weg vorbei an verdächtigen Gestalten aller Art, an Verbrechern, an Geizhalsen, an Verschwendern, an Schamlosen und ihrer Laster Frohen; er wende sein Auge, wohin er

will, überall trifft es auf Dinge, die seinen Unwillen erregen: Seine Kraft muss versagen, wenn er so viel Zorn aufbieten soll, als es der jedesmalige Anlass erfordert. Diese Tausende von Menschen, die bei Tagesanbruch nach dem Forum eilen, was für schändliche Händel, was für noch schändlichere Advokaten sind es, mit denen sie es zu tun haben! Der eine beschwert sich über die Entscheidungen seines Vaters<sup>324</sup>, die er besser demütig über sich hätte ergehen lassen sollen, ein anderer tritt gegen seine Mutter auf, ein dritter erhebt Klage wegen eines Verbrechens, bei dem er ersichtlich selbst der eigentlich Schuldige ist; und zum Richter wird einer gewählt, der verdammen muss, was er selbst getan hat, und die Umstehenden nehmen Partei für die schlechte Sache, bestochen durch die Redekunst des Verteidigers. 8. Doch wozu auf alle Einzelheiten eingehen? Wenn du das Forum gefüllt siehst von einer Menschenmasse und den Komitienplatz besetzt von einer zuströmenden Menge und den Zirkus, wo fast das ganze Volk beisammen ist, so glaube mir: So viele Menschen da sind, so viele Laster gibt es. Was du da von Bürgern siehst, das lebt alles in Unfrieden miteinander: Eines winzigen Vorteils wegen geht der eine auf das Verderben des anderen aus; jeder sucht seinen Gewinn durch die Schädigung des anderen; den Glücklichen hassen, den Unglücklichen verachten sie; gegen den Höheren verbeugen sie sich, den Geringeren treten sie; von den verschiedensten Begierden werden sie angestachelt; wegen eines geringen Vergnügens, um nach einem Stück Beute zu schnappen, dafür scheint ihnen kein Opfer zu groß. Ihr Leben verläuft wie das eines Gladiators: sie trinken<sup>325</sup> und kämpfen mit den Gleichgesinnten. Es ist eine Ansammlung von wilden Tieren, nur dass diese untereinander Frieden halten und sich nicht gegenseitig beißen, während jene sich gegenseitig zerfleischen und sich aneinander sättigen. Überhaupt unterscheiden sie sich von den sprachlosen Tieren nur dadurch, dass diese gegen ihre Ernährer zahm werden, während die Raserei der Menschen sich schonungslos auch

<sup>324</sup> Fußnote Apelt: Dabei ist wohl vorzugsweise an Erbschaftssachen zu denken.

<sup>325</sup> Fußnote Apelt: Hier schließe ich mich an Gertz an, der für das überlieferte „viventium“ schreibt „bibentium“.

gegen die wendet, von denen sie ernährt wurden.

9. Fängt der Weise einmal an zu zürnen, so wird er kein Ende finden. Alles starrt von Schandtaten und Lastern; keine Strafgewalt ist imstande der Masse der Frevel Einhalt zu tun; ein wahrer Wettkampf der Niederträchtigkeit spielt sich in gewaltiger Ausdehnung vor unseren Augen ab; täglich wächst die Lust am Frevel, und in gleichem Maße schwindet die Scheu dahin. Von irgendwelcher Rücksicht auf das Bessere und Gerechtere ist nicht mehr die Rede; und die Zügellosigkeit kennt keine Schranken mehr für ihr Gelüsten. Die Verbrechen halten sich nicht mehr verborgen: Vor unseren Augen gehen sie vor sich. Die Niederträchtigkeit ist so sehr Gemeingut geworden und sitzt allen so im Blut, dass die Unschuld nicht etwa nur eine Seltenheit, nein, völlig verschwunden ist. Denn sind es etwa nur einzelne oder wenige, die dem Gesetz Hohn sprechen? Von allen Seiten, wie auf ein gegebenes Signal, stürzt alles herbei, um Recht und Unrecht durcheinander zu bringen:<sup>326</sup> „Kein Gastgeber schont den Gastfreund, noch der Eidam den Schwager; auch liebende Brüder sind selten, meuchlerisch stellt die Frau dem Gemahl nach, dieser der Gattin, und Stiefmütter bereiten aus falbem Kraut einen Gifttrank, sogar der Sohn späht voreilend nach den Jahren des Vaters.“ Und das sind nur aus der Masse herausgegriffene einzelne Schandtaten, die der Dichter uns hier vorführt. Er hat nicht geschildert die feindlich gegenüber liegenden Heermassen derselben Nation [während des Bürgerkriegs], den Kampf zwischen Vätern und Söhnen, welche, die einen dieser, die anderen der Gegenpartei den Fahneneid geschworen hatten, und wie durch Bürgerhand die Brandfackel in die Vaterstadt geworfen wird. Er sagt nichts von den feindlichen Reiterschwadronen, die wie im Flug alle Schlupfwinkel der Verbannten aufspüren, nichts von der Vergiftung der Brunnen, von der künstlich erzeugten Pestkrankheit<sup>327</sup>, nichts von

<sup>326</sup> Fußnote Apelt: Ovid, Met. I, 144 ff.

<sup>327</sup> Fußnote Hrsrg.: Seneca meint wohl die Sikarier, die mit spitzen Nadeln ihre Feinde stachen, um sie mit Pocken zu infizieren. Siehe mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, 12. erw. Auflage, Homburg 2016.

den Belagerungsgräben, mit denen man Väter und Mütter umschließt, nichts von den überfüllten Kerkern, von den Bränden, die ganze Städte in Asche legen, von dem verderblichen Wechsel der Gewaltherrschaft, nichts von den geheimen Umtrieben zum Sturz von Königreichen und Gemeinwesen, nichts von der Lobpreisung und Verherrlichung dessen, was eine elende Schandtat war, so lange man noch die Gewalt hatte, es zu unterdrücken, von Raub, Unzucht und Wollust, bis zur widernatürlichsten Befriedigung des Geschlechtstriebes. Dazu noch das staatliche Sündenregister: Die Meineide im Völkerverkehr, die Bundbrüchigkeiten, die rücksichtslose Beutesucht des Stärkeren, die keine andere Grenze kennt als die etwaige Kraft des Widerstandes, die listigen Vorspiegelungen, die Diebstähle, Betrügereien, Veruntreuungen, wofür eine verdreifachte Zahl der Gerichtshöfe noch nicht ausreichen würden. Wenn der Weise in dem Maße sich erzürnen soll, wie es die Ruchlosigkeit der Verbrecher erfordert, dann kann von Zorn nicht mehr die Rede sein, sondern nur noch von Tollheit.

10. Weit besser ist es, sich klar zu machen, dass man über Verirrungen nicht zürnen darf. Denn was soll es, wenn man einem zürnt, der in der Dunkelheit unsicher umhertappt? Oder dass man einem Tauben zürnt, der unsere Anweisungen nicht versteht? Was hat es für einen Sinn, wenn man Knaben zürnt, die, statt auf Erfüllung ihrer Pflichten bedacht zu sein, sich dem Spiel und den kindischen Neckereien mit ihren Altersgenossen hingeben? Was soll es, wenn man Leuten zürnt, weil sie krank, weil sie alt oder schwach werden? Zu den übrigen Mängeln der Sterblichen gehört auch dieser: Dies Umnebelung des Verstandes, die sich im Irrtum kundgibt; ihr gehört die Notwendigkeit des Irrtums nicht nur, sondern auch die Tatsache, dass wir ihn lieb haben. Um sich des Zorns gegen einzelne zu erwehren, ist es ratsam, von vornherein allen zu verzeihen; dem ganzen Menschengeschlecht ist man Nachsicht schuldig. Zürnst du jungen Männern und Greisen, weil sie stehlen, dann musst du auch den Kindern zürnen, denn es kommt die Zeit, wo auch sie fehlen werden. Zürnt man den Knaben, die bei ihren Jahren noch kein Unterscheidungsvermögen für die Dinge haben? Weit mehr besagen will und gerechter

ist die Entschuldigung, dass man ein Mensch ist, als dass man ein Knabe ist. Das ist nun einmal unser Los von Geburt ab: Wir sind Geschöpfe, die ebenso zahlreichen geistigen wie körperlichen Krankheiten ausgesetzt sind, zwar nicht stumpf und dumpf, aber schlechte Ausnutzer unseres Scharfsinns und einer dem anderen ein Beispiel von Fehlern. Wer den Vorausgehenden folgt, die einen falschen Weg eingeschlagen haben, sollte der nicht Verzeihung verdienen, da er seinen Irrtum mit allen anderen teilt? Den einzelnen trifft die volle Strenge des Feldherrn; aber wenn das ganze Heer davongelaufen ist, dann ist Verzeihung vonnöten. Was entwaffnet den Zorn des Weisen? Die Massenhaftigkeit der Irrenden. Er sagt sich, dass es ebenso ungerecht wie gefährlich ist einem Fehler zu zürnen, den alle teilen. Heraklit brach jedesmal in Tränen aus, wenn er ausging und allerseits so viel Menschen sah, die ein elendes Dasein führten oder vielmehr elend zugrunde gingen; und er bedauerte alle, die ihm begegneten, wenn sie froh und glücklich waren. Eine Mildherzigkeit, die zur Schwäche wurde! Er selbst gehörte zu den Beklagenswerten. Dagegen zeigte sich Demokrit, wie man sagt, unter den Leuten nie anders als mit lachender Miene; so wenig ernsthaft erschien ihm alles, was in vollem Ernst betrieben wird. Wo bleibt da für den Zorn noch Raum? Alles ist ja entweder zu belachen oder zu beweinen. Der Weise wird den Irrenden nicht zürnen. Warum? Weil er weiß, dass niemand von Geburt ein Weiser ist, sondern es erst werden wird. Weiß er doch, dass im ganzen Verlauf der Zeit nur verschwindend wenige weise werden; denn er weiß genau Bescheid über die Beschränktheit des Menschen; kein Vernünftiger aber zürnt der Natur. Sollte er sich etwa wundern, dass am Dornenstrauch im Wald kein Obst hängt? Sollte er sich wundern, dass Hecken und Gebüsch keine Fülle nützlicher Früchte tragen? Niemand zürnt, wo die Natur der Anwalt des Fehlers ist. Also friedlich gestimmt und nachsichtig gegen Verirrungen, kein Feind der Irrenden, sondern als Führer zum Besseren verlässt der Weise täglich sein Haus mit dem Gedanken: „Es wird mir gar mancher Trunkenbold begegnen, gar mancher Frauenheld, gar mancher Undankbare, gar mancher Geizhals, gar mancher von den Furien des Ehrgeizes Verfolgte.“ Alles dies wird er so gelassen und freundlich ansehen wie der Arzt

seine Kranken. Zürmt etwa der, dessen Schiff durch die im Sturm ringsum entstandenen Fugen viel Wasser eindringen lässt, deswegen den Schiffsleuten und dem Schiff selbst? Er sucht vielmehr nach Abhilfe, sperrt hier dem Wasser den Zutritt, schöpft es dort aus, verstopft die sichtbaren Löcher, gegen die versteckten und unbemerkt Bodensatz ansammelnden Ritzen setzt er sich in unverdrossener Anstrengung zur Wehr und lässt sich nicht irre machen dadurch, dass an Stelle des ausgepumpten immer neues Wasser eindringt. Es bedarf geduldig ausharrender Hilfe gegen andauernde und sich immer verjüngende Übel, nicht um sie auszuliegen, sondern um sie nicht überhand nehmen zu lassen.

11. „Der Zorn“, sagt man dagegen, „ist nützlich, weil er die Frechlinge verscheucht, weil er die Bösen abwehrt.“ - Erstens: Wenn der Zorn eine Kraft hat, die einer Drohung gleichkommt, so ist er eben deshalb, weil er furchtbar ist, auch verhasst. Es ist aber gefährlicher, gefürchtet als verachtet zu werden; ist er aber kraftlos, so ist er in höherem Grade der Verachtung ausgesetzt und entgeht nicht dem Schicksal, verlacht zu werden, denn was wäre schaler als eine ins Blaue hinein tobende Zornsucht? Zweitens ist so manches nicht darum wirkungsvoller, weil es schrecklicher ist, und schwerlich darf man dem Weisen mit dem Spruch kommen: „Was des wilden Tieres Waffe ist, das ist auch die des Weisen, nämlich die Furcht vor ihm.“ - Fürchtet man nicht Fieber, Gicht und böse Geschwüre? Ist etwa darum etwas Gutes daran? Ist daran nicht vielmehr alles verächtlich, abscheulich und hässlich, und wird es nicht eben deshalb gefürchtet? <sup>328</sup> So ist der Zorn an und für sich hässlich und keineswegs furchtbar, aber er wird von vielen gefürchtet, wie eine hässliche Larve von Rindern. Kein Zweifel: die Furcht fällt immer zurück auf den, von dem sie ausgeht, und niemand wird gefürchtet, der selbst nichts zu fürchten braucht. Hier mag dir die Erinnerung aufsteigen an jenen Vers des Laberius<sup>329</sup>, der, mitten im Bürgerkrieg im

<sup>328</sup> Fußnote Apelt: Also die Furcht vor einem ist kein Lob für den Gefürchteten.

<sup>329</sup> Fußnote Apelt: Laberius war ein bekannter Mimendichter von viel Geist und Schlagfertigkeit, Eigenschaften, die sich auch dem Cäsar

Theater gesprochen, bei dem ganzen Volk solchen Widerhall fand, dass es schien, als wäre dies Wort dem Volk unmittelbar aus der Psyche gesprochen: Wen viele fürchten, den bedrohen viele auch.

So hat es die Natur gewollt: Wer seine Größe der Furcht anderer vor ihm verdankt, der ist selbst von Furcht nicht frei. Wie schreckhaft ist das Herz der Löwen bei manchem ganz leichten Geräusch. Ein Schatten, eine Stimme, ein ungewohnter Geruch genügt, um die grimmigsten wilden Tiere in Aufregung zu versetzen. Alles, was Schrecken erweckt, das zittert auch selbst. Kein Weiser also hat Grund zu dem Wunsch, gefürchtet zu werden, und zu dem Glauben, der Zorn sei etwas Großes, weil er Furcht erweckt. Werden doch auch die verächtlichsten Dinge gefürchtet, wie z. B. Gift, stinkende Knochen und Bisse. Und das ist nichts Wunderbares. Hält doch auch ein mit Federn bestecktes Netz die größten Herden wilder Tiere beisammen und führt sie ins Verderben. Vogelscheuche ist der Name dieses Schreckmittels.

Dem Nichtigen ist das Nichtige schreckhaft. Das wechselvolle Bild sich rasch umdrehender Wagenräder scheucht Löwen in ihre Höhle zurück, Elefanten geraten in Schrecken durch das Grunzen eines Schweines. Die Furcht vor dem Zorn gleicht also der Angst von Rindern vor dem Schatten oder des Wildes vor einer roten Feder. In sich selbst hat der Zorn nichts Festes und Kraftvolles; nur auf schwache Psychen macht er Eindruck.

12. „Man müsste“, wendet man ein, „die Niederträchtigkeit aus der Welt schaffen, wenn man den Zorn los werden will; das eine ist aber so unmöglich wie das andere.“ - Fürs erste: Es ist nichts Unmögliches, dass einer nicht friert, obschon es Winter ist, und nicht schwitzt trotz der Hitze der Sommermonate, sei es, dass er durch die Gunst der Ortslage gegen die Unbilden des Klimas gesichert ist, sei es, dass er durch Abhärtung und Gewöhnung seines Körpers sich dagegen unempfindlich gemacht hat. - Sodann nimm einmal das umgekehrte Verhältnis an und sage, man müsse zuerst die Tugend aus der Psyche verbannen, ehe man der Zornsucht Eintritt gewährt; denn mit den Tugenden lassen sich die Laster nicht vereinigen, und es ist ebenso unmöglich, dass

gegenüber bewährten.

einer zu gleicher Zeit zornig und tugendhaft sein kann, wie dass er zugleich krank und gesund ist. Dagegen wendet man ein: „Es ist unmöglich, allen Zorn aus der Psyche zu tilgen; das lässt die Natur des Menschen nun einmal nicht zu.“ Es ist nichts so schwer und so unzugänglich, das der menschliche Geist nicht überwinden und mit dem er sich nicht durch unablässig wachsame Besonnenheit vertraut machen könnte. Es gibt keine noch so wilden und selbstherrlichen Leidenschaften, die sich nicht durch strenge Zucht bändigen ließen. Wozu der Geist sich zwingt, das setzt er auch durch. Manche haben es dahin gebracht, dass nie ein Lächeln über ihre Züge glitt; manche haben dem Weine, manche dem Liebesgenuss, einige sogar jeglichem [alkoholischen] Getränk entsagt. Manche haben, zufrieden mit kurzem Schlaf, sich an eine unermüdliche Wachsamkeit gewöhnt. Es gibt Leute, die es dahin gebracht haben, sich auf ganz schwachen und aufwärts gespannten Seilen in raschem Laufe zu bewegen, oder ungeheure, die menschliche Kraft fast übersteigende Lasten zu tragen, oder in unermessliche Tiefen zu tauchen und sich den Druck des Wassers gefallen zu lassen, ohne Atem schöpfen zu können. Und so gibt es tausend anderes, worin hartnäckige Ausdauer jedes Hindernis überwunden und gezeigt hat, dass nichts schwer ist, zu dessen Ertragung der menschliche Geist sich selbst zwingt. Die eben als Beispiel aufgeführten Leute ernten für ihre zähe Anstrengung entweder keinen oder keinen entsprechenden Lohn, denn was hat denn der Herrliche zu erwarten, der sich darauf geübt hat, auf ausgespanntem Seile zu laufen oder seinen Nacken mit einer ungeheuren Last zu beladen oder sich den Schlaf zu versagen oder sich in die Tiefe des Meeres hinabzulassen? Gleichwohl ermüdet er in seinem Eifer nicht, bis er zum Ziele gelangt ist, das ihm keinen erheblichen Vorteil bringt: Und wir sollten uns nicht der Ausdauer befleißigen, wir [Stoiker], denen ein so herrlicher Lohn winkt? Die unerschütterliche Ruhe der glücklichen Psyche? Was will es doch heißen, sich frei zu machen von dem größten Übel, dem Zorn, und mit ihm von Wahnsinn, Wildheit, Grausamkeit, Wut und anderen ihn begleitenden Leidenschaften?

13. Wir dürfen uns nicht nach einem Anwalt für ihn umsehen und nach einer Entschuldigung für seine Ausgelassenheit, unter dem Vorwand, er sei entweder nützlich oder

unvermeidlich. Denn welches Laster fände nicht seinen Verteidiger? Sage ja nicht, er könne nicht ausgerottet werden. Die Krankheiten, an denen wir leiden, sind heilbar, und wenn wir uns nur bessern wollen, so unterstützt uns die Natur selbst dabei, die uns zum Rechten geschaffen hat.

Auch ist der Weg zur Tugend nicht, wie manche glauben, steil und rau: Man gelangt zu ihr auf ebener Bahn. Ich bin kein falscher Prophet. Leicht ist der Weg zum glücklichen Leben: Betretet ihn unter günstigen Vorzeichen und unter dem günstigen Beistand der Natur selbst! Euer ganzes bisheriges Treiben ist weit schwieriger. Was gibt uns mehr Ruhe als der Frieden der Psyche, was dagegen macht mehr Beschwerde als der Zorn? Was ist gelassener als die Milde, was treibt mehr zu aufregender Geschäftigkeit an als die Grausamkeit? Anständigkeit bringt Ruhe, Lustbegier lässt einem zu nichts Zeit. Kurz, die Tugenden zu hüten ist leicht, die Laster zu nähren erfordert nicht geringen Aufwand. Der Zorn muss beseitigt werden, das geben zum Teil auch die zu, die wenigstens seiner Verminderung das Wort reden; es muss völlig mit ihm aufgeräumt werden, denn ein Nutzen ist nie von ihm zu erwarten. Ohne ihn wird es leichter sein und der richtige Weg sich finden, die Verbrechen zu beseitigen, die Bösen zu strafen und sie der Besserung zugänglich zu machen. Alles, was dem Weisen obliegt, wird er ohne jede Beihilfe von etwas Schlechtem vollziehen, und er wird nichts beimischen, was ihn veranlassen müsste, sorgsam das Maß der Zutat zu überwachen.

14. Niemals also ist der Zornsucht Einlass zu gewähren, wenn man auch bisweilen die Miene dazu annehmen muss, wenn es gilt, die träge Aufmerksamkeit der Hörer aus dem Schlummer aufzurütteln, wie man Pferde, die sich nur langsam zum Laufen bequemen wollen, durch Sporn und Fackelbrand in Gang bringt. Wo vernünftige Belohnung nichts ausrichtet, da muss zuweilen die Furcht helfen, die man den Betreffenden einflößt. Zorn ist ebenso wenig nützlich als Trauer und als Furcht.

„Aber wie? Treten nicht Fälle ein, die den Zorn unwillkürlich reizen?“ Ja; aber gerade dann muss man sich am entschiedensten gegen ihn zur Wehr setzen. Und es ist nicht schwer, seiner Aufregung Herr zu werden. Man blicke nur auf die Athleten, die, wo es sich doch nur

um den untergeordneten Teil des Menschen handelte, um seinen Körper, gleichwohl sich Schläge und Schmerzen gefallen lassen, um die Kräfte des schlagenden Gegners zu erschöpfen, und ihrerseits nicht losschlagen, wenn der Zorn dazu auffordert, sondern wenn der günstige Augenblick sich bietet. Pyrrhus, dieser größte Meister und Lehrer des gymnastischen Wettkampfes, pflegte, wie es heißt, seine Schüler immer vor dem Zorn zu warnen. Denn der Zorn ist ein Störenfried für die Kunst und richtet sein Augenmerk nur auf den anzurichtenden Schaden. So kommt es, dass die Vernunft häufig zur Geduld mahnt, der Zorn dagegen zur Rache; und war es uns möglich, über die ersten Übel hinwegzukommen, so sehen wir uns nun in größere verwickelt. Die verletzende Schärfe eines einzigen Wortes, das wir nicht mit Gleichmut über uns ergehen ließen, hat manchen ins Exil gebracht,<sup>330</sup> und wer eine leichte Beleidigung nicht stillschweigend zu ertragen wusste, hat oft das schwerste Unheil über sich heraufbeschworen, und wer es mit Unwillen von sich wies, auf das kleinste Stückchen aus dem Vollbesitz der Freiheit zu verzichten, hat das Joch der Knechtschaft auf sich geladen.

15. Man wendet ein: „Um einzusehen, dass der Zorn etwas Hoheitsvolles in sich habe, musst du deinen Blick auf die freien Nationen [die Naturvölker] richten, die ja doch die zornsüchtigsten sind, wie die Germanen und die Skythen.“ - Das hat seinen Grund in folgendem: Tapfere und von Haus aus kräftige Naturen sind zum Zorn geneigt, so lange sie noch nicht den mildernden Einfluss geistiger Erziehung und Bildung erfahren haben. Manches ist eine Gabe der Natur nur für edlere Geister, wie ein fruchtbarer, wenn auch vernachlässigter Boden, kräftigen Baumwuchs hervorbringt; und wie hoher Wald auf günstigem Boden emporschießt. So bringen denn auch von Natur kräftige Geister Zornsucht hervor, und feurig und hitzig wie sie sind, lassen sie nichts Schwächliches und Kleinliches in sich aufkommen; allein dieser Frische und Lebhaftigkeit haftet der Mangel an Bildung an wie allem, was ohne künstliche Beihilfe nur durch die Güte der Natur empor sprießt; und werden diese Geister nicht bei Zeiten in Zucht

<sup>330</sup> Fußnote Apelt: Vielleicht spricht Seneca aus eigener Erfahrung.

genommen, so gewöhnen sie sich, die alle Anlage zu wahrer Tapferkeit<sup>331</sup> hatten, an Verwegenheit und kopflose Draufgängerei. Wie? Sind zarter organisierte Naturen nicht auch mit gelinderen Fehlern behaftet, wie Weichherzigkeit, zu große Nachsicht und Schüchternheit? So kann ich dir oft eine gute Natur gerade an ihren Fehlern zu erkennen geben. Aber mögen sie auch Anzeichen einer besseren Natur sein, so bleiben sie darum doch Fehler. Sodann steht es mit jenen in wilder Freiheit lebenden Völkern ähnlich wie mit den Löwen und Wölfen: wie sie nicht dienen können, so können sie auch nicht herrschen; denn sie haben nicht die Kraft eines gebildeten, sondern eines wilden und unzugänglichen Geistes. Niemand aber kann herrschen, der sich nicht dazu verstehen will, sich auch beherrschen zu lassen. In der Regel sind daher diejenigen Völker im Besitze der Herrschaft gewesen, die unter einem milderen Himmel wohnen. Die in den kälteren, nördlichen Erdstrichen wohnenden Völker sind unbändiger Natur und, wie der Dichter sagt: „ihrem Himmel ganz ähnlich“.

16. Ein weiterer Einwurf lautet: „Als die edelsten Tiere gelten die, in denen viel Zorn ist“. Dieser Vergleich ist irreführend. Man darf den Menschen nicht solche Wesen als Beispiel hinstellen, bei denen der stürmische [wilde] Trieb an die Stelle der Vernunft tritt: Beim Menschen tritt die Vernunft an die Stelle des stürmischen Triebes. Doch selbst bei den Tieren ist nicht dasselbe für alle nützlich: Dem Löwen hilft der Zorn,<sup>332</sup> dem Hirsch sein schlaues Wesen, dem Habicht der stürmische Angriff, der Taube die Flucht. Aber auch das ist nicht richtig, dass die zornigsten Tiere die besten seien. Die wilden Tiere allerdings, die sich von Raub ernähren, sind um so besser, je zorniger sie sind; aber an den Rindern und Pferden, die dem Zügel folgen, dürfte die Geduld zu loben sein. Doch warum die Menschen auf so unglücklich gewählte Beispiele verweisen? Blick hin auf die Welt und auf die Naturgesetze, die unter allen lebenden Wesen der Mensch allein kennt, um allein sie auch einzuschätzen.

<sup>331</sup> Fußnote Apelt: Mit anderen Worten: Tapferkeit als ausgebildete Tugend.

<sup>332</sup> Fußnote Apelt: Das stimmt nicht recht zu I, 3, 4.

Ferner sagt man: „Die Zornsüchtigen hält man für die Arglosesten unter allen Menschen.“ - Allerdings. Vergleicht man sie mit Betrügern und Schlausköpfen, so erscheinen sie arglos, weil sie harmlos genug sind, sich keiner Hinterlist zu versehen. Doch möchte ich sie nicht arglos nennen, sondern unvorsichtig. Diese Bezeichnung brauchen wir auch für Toren, Konsumnarren und Verschwender, ja für alle Laster, die nichts mit Heimtücke zu tun haben.

17. „Bei einem Redner“, sagt man, „ist es manchmal besser, wenn er zornig ist.“ - Nein, hier handelt es sich nur um Nachahmung des Zorns. Machen doch auch Schauspieler, ohne zornig zu sein, durch ihren Vortrag Eindruck auf das Volk; nur müssen sie mit Geschick den Zornigen spielen. Auch vor Richtern und in der Volksversammlung, sowie überall, wo es gilt, eine unseren Wünschen entsprechende Stimmung bei anderen zu erzeugen, werden wir bald den Zornigen, bald den Ängstlichen, bald den Mitleidigen spielen, um andere in diese Stimmung zu versetzen; und oft genug schon hat eine Nachahmung der Leidenschaften mehr Wirkung erzielt, als es der wahren Leidenschaft möglich gewesen wäre.

„Es ist“, sagt man, „ein Zeichen schlaffer Sinnesart, wenn man keines Zorns fähig ist.“ - Das ist wohl richtig, aber nur dann, wenn man nichts in sich hat, was kräftiger ist als der Zorn. Man braucht weder Räuber zu sein noch ein Mensch, der sich ohne weiteres zum Opfer des Räubers hergibt, weder mitleidig noch grausam: der eine hat ein zu weiches Herz, der andere ein zu hartes, Der Weise halte nach beiden Seiten hin Maß und biete zu energischem Handeln nicht den Zorn auf, sondern seine Kraft.

18. Damit haben wir die Untersuchung über den Zorn zu Ende geführt. Nun gilt es, die Heilmittel dagegen zu erörtern. Auf zwei Punkte kommt es da meines Erachtens an: Erstens, man darf nicht in Zorn geraten, und zweitens, man darf, wenn man im Zorn ist, sich nicht zu Fehlern hinreißen lassen. Wie es bei der Körperpflege verschiedene Vorschriften gibt, einerseits zum Schutz und zur Erhaltung der Gesundheit, andererseits zur Wiederherstellung derselben, so müssten wir dem Zorn durch verschiedene Mittel einerseits vorbeugen andererseits Zügel anlegen. Um ihm von vornherein vorzubeugen, müssen wir einige das Leben betreffende Vorschriften geben: sie

beziehen sich teils auf die Jahre der Erziehung, teils auf die folgenden Zeiten, also eine Zweiteilung. Die Erziehung fordert die größte und für die Zukunft fruchtbarste Sorgfalt. Denn es ist leicht, die noch zarten Gemüter in Ordnung zu halten, wogegen sich Fehler, die mit uns groß geworden sind, nur schwer ausrotten lassen.

19. Den günstigsten Nährboden für die Zornsucht bieten hitzige Naturen. Den vier Elementen, Feuer, Wasser, Luft und Erde, entsprechen vier Eigenschaften, nämlich warm, kalt, trocken und feucht. Auf der Mischung der Elemente beruhen demnach sowohl die örtlichen Unterschiede, wie die der lebenden Wesen, des Körpers und des Charakters. Daher die Verschiedenheit der Gemütsarten nach überwiegenden Neigungen, je nach dem Überwiegen eines der Elemente. Daher nennen wir verschiedene Gegenden feucht, trocken, warm und kalt. Ebenso steht es mit den Unterschieden bei Tieren und Menschen. Es kommt darauf an, wie viel einer Feuchtigkeit und Wärme in sich hat. Nach demjenigen Element, das bei einem überwiegt, bestimmt sich auch der Charakter. Hitzige Gemütsart wird Zornsucht erzeugen, denn das Feuer ist von tätiger und eindringender Kraft; das Übergewicht des Kalten in der Mischung erzeugt furchtsame Gemütsart, denn die Kälte ist träge und starr. Manche der Unsrigen erklären daher die Brust für die Ursprungsstätte der Erregung des Zorns, indem das Blut um das Herz herum heiß werde. Die Ursache, weshalb man dem Zorn gerade diese Stelle anweist, ist keine andere als die, dass die Brust der wärmste Teil des ganzen Körpers ist. Bei denen, die mehr Feuchtigkeit in sich haben, wächst der Zorn nur allmählich, weil die Wärme bei ihnen erst geschaffen werden muss, nämlich durch Bewegung. Daher ist der Zorn bei Kindern und Frauen mehr heftig als wuchtig und leichter im Anfang<sup>333</sup>. In den Jahren, wo die Trockenheit zunimmt, ist der Zorn heftig und kräftig, doch ohne weiteres Anschwellen und Zunahme, weil auf die in Abzug begriffene Wärme Kälte folgt. Greise sind eigensinnig und klagen häufig wie Kranke und Genesende und wie solche, deren

<sup>333</sup> Fußnote Apelt: Diese Stelle entbehrt in der überlieferten Form durchaus der Klarheit. Vielleicht ist für das überlieferte *quam gravesunt* (so Hs. A) zu schreiben *quam gravesunt sc. irae*.

Wärme durch Abmagerung oder durch Aderlässe dahingeschwunden ist. In derselben Lage befinden sich die an Durst und Hunger sich Verzehrenden, deren Körper blutlos, schlecht genährt und unterversorgt ist. Der Wein entflammt den Zorn, denn er erhöht die Wärme; je nach der Natur eines jeden geraten manche in Hitze, wenn sie betrunken sind, manche, wenn sie verwundet sind. Und durch nichts anderes erklärt sich auch die Tatsache, dass die Zornsüchtigen, die von gelblicher und rötlicher Gesichtsfarbe sind: Sie haben von Natur die Farbe, die bei den anderen durch den Zorn erzeugt wird, denn sie haben ein bewegliches und hitziges Blut.

20. Aber wie die Natur manche zum Zorn geneigt macht, so gibt es noch vieles andere, was die gleiche Wirkung hervorbringen kann wie die Natur. Bei den einen liegt der Grund in Krankheit oder Körperverletzung; bei den anderen in Anstrengung oder ununterbrochenem Wachen, kummervollen Nächten, Sehnsucht und Liebesqual; alles, was schädlich auf Körper oder Geist einwirkt, macht die kranke Psyche zu Klagen geneigt. Aber das alles sind nur Anfänge und Veranlassungen. Die Hauptsache ist die Gewohnheit. Wenn diese ihren Einfluss in dieser Richtung geltend macht, so nährt sie die Fehler. Die Natur umzuwandeln ist freilich schwer, und die Mischung der Elemente, wie sie bei der Geburt nun einmal war, lässt sich nicht ändern. Allein dabei mag doch die Erkenntnis von Nutzen sein, dass man feurigen Geistern den Wein vorenthalten muss, wie denn Platon<sup>334</sup> glaubt, ihn den Knaben versagen zu müssen, da das Feuer nicht durch Feuer angefacht werden dürfe. Auch mit Speisen darf man sie nicht überladen, denn' dadurch werden die Körper aufgeschwemmt und mit dem Körper schwillt auch der Geist auf. Anstrengende Beschäftigung soll sie in Atem halten, ohne sie zu erschöpfen, auf dass die Wärme vermindert, aber nicht aufgezehrt werde; nur der übermäßigen Hitze soll ein Dämpfer aufgesetzt werden. Auch Spiele werden von Nutzen sein, denn maßvolle Lust lässt den Geist sich erholen und bringt ihn in die rechte Verfassung. Den durch mehr Feuchtigkeit oder Trockenheit oder Kälte gekennzeichneten Naturen droht vom Zorn keine Gefahr; wohl aber sind leichtere

Fehler bei ihnen zu befürchten wie Ängstlichkeit, Bedenklichkeit, Hoffnungslosigkeit und Argwohn. Dergleichen Geister bedürfen der Aufrichtung, der freundlichen Zusprache und der Anregung zum Frohsinn. Und da Zorn und Trübsinn nicht nur verschiedene, sondern einander geradezu entgegengesetzte Heilmittel verlangen, so muss man immer dem entgegenarbeiten, was uns angeboren ist.

21. Am meisten, behaupte ich, wird es sich lohnen, wenn man gleich von Anfang an bei den Knaben ein gesundes Erziehungsverfahren einschlägt. Die Leitung ist aber schwierig, denn wir müssen darauf bedacht sein, einerseits dem ihnen innewohnenden Zorn keine Nahrung zu geben, andererseits ihre natürliche Anlage nicht abzustumpfen. Die Sache fordert genaue Beobachtung, denn beides, sowohl was man fördern als was man niederhalten will, erfordert ähnliche Behandlung. Leicht aber täuscht das Ähnliche auch die Aufmerksamen. Es wächst das Selbstbewusstsein, wenn man ihm die Zügel schießen lässt, wogegen es zu stark vermindert wird, wenn man ihm sklavisches Unterwürfigkeit zumutet; es fühlt sich gehoben, wenn es gelobt wird, und gibt guten Hoffnungen für sich Raum, allein eben dies Verfahren erzeugt auch Übermut und Zornsucht. Die Leitung muss also die Mitte halten zwischen beiden, sie muss sich bald des Zügels bald des Sporns bedienen. Dem Zögling darf nie etwas Erniedrigendes, etwas Sklavenartiges zugemutet werden. Niemals soll er in die Lage gebracht werden, demütig um etwas zu bitten, noch soll er Nutzen davon haben, wenn er das etwa tut, vielmehr soll man seinem Standpunkt Rechnung tragen und seine früheren Handlungen und löblichen Versprechungen für die Zukunft ihm zugute kommen lassen. Bei den Wettkämpfen mit den Altersgenossen soll er sich nach unserem Willen weder besiegen noch zum Zorn reizen lassen; man halte darauf, dass er gute Kameradschaft hält mit denen, mit denen er sich im Wettkampf zu messen pflegt, damit er sich daran gewöhnt, nicht schaden zu wollen, sondern zu siegen; wenn er gesiegt und irgend etwas Lobenswürdiges vollbracht hat, mag er sich wohl gehoben fühlen, aber nicht sich brüsten. Denn der Freude folgt Frohlocken, dem Frohlocken Aufgeblasenheit und

<sup>334</sup> Fußnote Apelt: Gesetze 666 A.

übertriebene Selbstschätzung. Man gönne ihm angemessene Erholung, aber zu Schläffheit und Trägheit lasse man es nicht bei ihm kommen, und fern bleibe jede Berührung mit Wollust. Denn nichts regt die Zornsucht mehr an als eine weichliche und schmeichlerische Erziehung. Daher die Erfahrung: Je mehr man dem einzigen Söhnchen nachsieht, je mehr man den Verwaisten erlaubt, um so trauriger steht es um ihre Psyche. Demjenigen wird den Unbilden nicht gewachsen sein, dem niemals etwas abgeschlagen worden ist, dessen Tränen die besorgte Mutter immer abgewischt hat, der mit seinen Klagen über den Pädagogen stets Recht behalten hat. Siehst du nicht, dass bei jeder Erhöhung der Stellung die Neigung zum Zorn wächst? Bei Reichen und Vornehmen und hohen Beamten tritt das besonders hervor: alles Nichtige und Eitle, was ihre Psyche in sich barg, wird durch die Gunst der Umstände zu rascher Blüte gebracht. Das Glück nährt die Zornsucht, wenn ein Schwarm von Schmeichlern die hochmütigen Hörer umdrängt: „Was? Der sollte sich mit dir messen? Du schätzt dich nicht hoch genug für deine Stellung, du wirfst dich selbst weg“, und dergleichen anspornende Reden mehr, denen selbst ein gesundes und von Haus aus wohl veranlagtes Gemüt kaum widersteht. Halte man also das Knabenalter soweit wie möglich von jeder Schmeichelei fern. Nur was wahr ist, soll der Knabe hören. Furcht soll ihm nicht immer erspart bleiben, moralische Scheu soll ihm immer beiwohnen, Älteren soll er Ehrerbietung bezeugen. Nichts soll er durch Zornsucht ertrotzen. Was dem Weinenden versagt wurde, soll dem Beruhigten gewährt werden. Den Reichtum der Eltern mag er schauen, aber ausnutzen soll er ihn nicht. Der Tadel soll ihm nicht erspart bleiben, wenn er irgend gefehlt hat.

Von großer Wichtigkeit ist es, dass man den Heranwachsenden freundliche Lehrer und Betreuer gibt. Alles, was noch in zarter Jugend steht, schließt sich eng an das Nächste an und nimmt es sich in seiner eigenen Entwicklung zum Vorbild: in den Sitten der Jünglinge spiegelt sich das Wesen der Ammen und Erzieher ab. Als ein bei Platon erzogener Jüngling zu den Eltern zurückgebracht wurde und den Vater in heftigem Zank begriffen sah, sagte er: „Dergleichen habe ich bei Platon niemals gesehen.“ Kein Zweifel: die

Nachahmung seines Vaters wird ihm schneller gelungen sein als die des Platon. Vor allem sei ihre Beköstigung einfach, ihr Gewand nicht kostbar und ihr Aufwand nicht größer als der ihrer Kameraden. Wer von Beginn an mit vielen auf gleichem Fuß zu leben gewöhnt worden ist, der wird nicht zürnen, wenn einmal einer ihm gleichgestellt wird.

22. Aber das alles hat nur für unsere Kinder Bedeutung. Was uns selbst anlangt, so ist die Zeit vorbei, wo das Los der Geburt und die Erziehung noch Raum ließ für Tadel oder Anweisung zum Besseren. Wir müssen darauf bedacht sein, das Weitere nunmehr folgen zu lassen. Wir müssen also die ersten Anlässe zum Zorn bekämpfen. Ursache der Zornsucht aber ist die Meinung, beleidigt zu sein, eine Meinung, der man mit starkem Misstrauen begegnen muss. Selbst das, was offen und klar zutage liegt, darf man nicht ohne weiteres gelten lassen; denn es gibt manches Falsche, was den Schein der Wahrheit an sich trägt. Man muss sich immer Zeit nehmen: die Zeit offenbart erst die Wahrheit. Wer andere beschuldigt, gegen den muss man schwerhörig sein. Es gibt einen Fehler der menschlichen Natur, mit dem wir bekannt sein müssen, um uns zugleich auch vor ihm in acht zu nehmen, nämlich: wir glauben gern, was wir ungerne hören, und geraten in Zorn, ehe wir uns ein ruhiges Urteil über die Sache gebildet haben. Und mehr noch: wir lassen uns nicht nur durch Beschuldigungen bestimmen, sondern auch durch bloßen Verdacht, ja, schon die zum Schlimmen ausgelegte Miene und das Lächeln eines anderen genügt uns, um ganz Unschuldigen zu zürnen. Daher muss man zunächst als Anwalt für den Abwesenden gegen sich selbst auftreten und mit dem Zorn zurückhalten. Denn eine aufgeschobene Strafe kann immer noch vollzogen werden; ist sie aber vollzogen, so kann sie nicht mehr zurückgenommen werden.

23. Man kennt die Geschichte von jenem Tyrannenmörder, der auf halb vollendeter Tat ergriffen wurde: Hippas ließ ihn foltern, damit er die Mitwisser angebe. Da nannte er die umstehenden Freunde des Tyrannen, von denen er wusste, dass ihnen das Leben desselben besonders teuer war. Jener ließ darauf alle nacheinander, wie sie genannt worden waren, umbringen und fragte dann, wer noch übrig wäre. „Du allein“, lautete die Antwort, „denn

ich habe dir sonst keinen übrig gelassen, dem du lieb wärst.“ Der Zorn bewirkte es, dass der Tyrann dem Tyrannenmörder selbst in die Hände arbeitete und seine eigenen Schutzwächter mit seinem Schwert niedermachte.

Wie hebt sich davon des Alexander Hochherzigkeit ab! Er hatte von seiner Mutter einen Brief erhalten mit der Mahnung, sich vor dem Gifttrank seines Arztes Philippus in acht zu nehmen. Alexander las den Brief und leerte ohne Zagen den ihm dargereichten Becher: Er hatte einen stärkeren Glauben an seinen Freund; er war es wert, einen Unschuldigen zum Freunde zu haben, war es wert, den tatsächlichen Beweis dafür zu geben! Ich lobe das an Alexander um so mehr, weil niemand mehr wie er den Anwandlungen des Zorns ausgesetzt war; je seltener bei Königen sich die Mäßigung findet, um so lobenswerter ist sie. Ähnlich ist das Verhalten des Gaius Julius Caesar, der seinen Sieg im Bürgerkrieg durch außerordentliche Milde krönte: Als ihm einige Kästchen mit Briefen an Gnaeus Pompeius in die Hände fielen, deren Absender entweder auf der Gegenseite standen oder neutral geblieben waren, verbrannte er sie. So maßvoll er auch zu zürnen pflegte, so zog er es doch vor, sich jeder :Möglichkeit dazu zu berauben; als erwünschteste Art der Verzeihung erschien ihm die, gar nicht zu wissen, was jeder einzelne sich gegen ihn habe zuschulden kommen lassen.

24. Unglaublich viel Unheil richtet die Leichtgläubigkeit an. Oft darf mau überhaupt nicht hinhören, denn in gewissen Fällen ist Selbsttäuschung besser als Misstrauen. Man verbanne aus der Psyche den Argwohn und das Mutmaßen, diese trügerischsten Reizmittel: „Der hat mich auffallend unfreundlich begrüßt; der hat meinen Kuss nicht herzlich erwidert; der hat das Gespräch, kaum begonnen, rasch wieder abgebrochen; der hat mich nicht zu Tisch geladen; der machte eine Miene, die auf steigende Abneigung schließen ließ.“ Und dem Verdacht folgt alsbald eine Kette von Trugschlüssen: Gelassene Unbefangenheit ist uns notwendig und eine wohlwollende Beurteilung der Dinge. Nur was in die Augen springt und offensichtlich ist, dürfen wir glauben, und wenn unser Argwohn sich als nichtig erwiesen hat, dann müssen wir mit unserer Leichtgläubigkeit scharf ins Gericht gehen; denn diese schonungslose Kritik wird

dahin führen, dass wir allmählich der Leichtgläubigkeit den Abschied geben.

25. Daraus folgt denn auch, dass wir uns nicht durch elende Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten erbittern lassen dürfen. Da ist ein Sklave nicht rührig genug, da ist das Wasser für den Genießer zu lau oder das Sofa nicht recht in Ordnung oder der Tisch nicht richtig gedeckt: darüber sich aufzuregen, ist Wahnsinn. Wen ein leichter Luftzug frösteln macht, der ist krank und von schwächerer Gesundheit; wen ein weißes Kleid unwirsch macht, der ist mit einem Augenleiden behaftet; wer Seitenstechen bekommt beim Anblick fremder Arbeit, der ist ein ausgemachter Wollüstling. Von Mindyrides, einem Bürger von Sybaris, erzählt man, er habe, als er einen Arbeiter sah, der beim Graben seine Hacke etwas hoch in die Luft schwang, geklagt, er werde müde, und habe ihm verboten seine Arbeit in seiner Anwesenheit fortzusetzen. Derselbe Mensch klagte über Übelbefinden, weil er auf einer ungleichmäßigen Schicht von Rosenblättern<sup>335</sup> gelegen hätte. Wo die Lustbegierden Psyche und Körper zugleich zerrüttet haben, findet man nichts mehr erträglich, nicht weil es hart ist, sondern weil es ein Weichling ist, der es über sich ergehen lassen muss. Denn was hat es für einen Sinn, wenn einen das Husten oder Niesen irgend jemandes in Wut versetzt, oder eine Fliege, die man nicht mit der gehörigen Achtsamkeit von ihm verscheucht hat, oder ein Hund, der einem zwischen die Beine läuft, oder ein Schlüssel, den ein unachtsamer Diener hat aus der Hand fallen lassen.? Wie soll denn einer, dessen Ohren höchst empfindlich sind gegen das Knarren eines Sessels, den man wegschiebt, sich gelassen abfinden mit den Schmähungen seiner Mitbürger oder den Verwünschungen, mit denen man ihn in der Volksversammlung oder der Kurie überhäuft? Wird er den Hunger und den Durst auf einem Sommermarsch aushalten, er, der dem Diener zürnt, der ihm das Getränk nicht gehörig mit Schnee mischt? Nichts also nährt die Zornsucht mehr als maßlose und völlig energielose Üppigkeit. Die

<sup>335</sup> Fußnote Apelt: Das ist wohl mit den Worten *duplicatis rosae foliis* gemeint. Die Blätter waren zum Teil geknickt, also nicht ganz gleichmäßig geschichtet.

Psyche will hart behandelt sein, damit sie nicht jeden Schlag empfindet, sondern nur die harten.

26. Wir zürnen entweder solchen Wesen, von denen uns überhaupt keine Beleidigung widerfahren konnte, oder solchen, von denen dies der Fall sein konnte. Von den ersteren ist einiges ohne Empfindung, wie z. B. ein Buch, das man häufig von sich wirft, weil es mit zu kleinen Buchstaben geschrieben, oder zerreißt, weil es fehlerhaft ist, wie Kleider, die man auseinander reißt, weil sie unser Missfallen erregen. Wie trchtig, Dingen zu zürnen, die unseren Zorn weder verdient haben noch ihn fühlen!

„Aber im Grunde sind es nicht die Dinge, die uns ärgern, sondern die Leute, die sie gemacht haben.“ - Zunächst geraten wir häufig in Zorn, ohne noch überhaupt an diese Unterscheidung zu denken. Sodann werden vielleicht die werktätigen Urheber selbst sich genügend zu entschuldigen wissen: Der eine hat es nicht besser machen können als er es gemacht hat; und wenn er sein Handwerk nicht vollständig beherrscht, so liegt darin nicht die Absicht, dich zu beleidigen. Ein anderer hat seine Arbeit nicht zu dem Zweck geliefert, um dich zu ärgern. Schließlich, was ist törichter, als seine Galle, deren Ansammlung doch nur den Menschen galt, sich gegen bloße Sachen ergießen zu lassen? Und so wie es sinnlos ist, dem Leblosen zu zürnen, so gilt das auch von unserem Verhältnis zu den unvernünftigen Tieren, die uns nicht beleidigen können, weil ihnen der Wille dazu fehlt; denn es gibt keine Beleidigung, sie gehe denn aus Absicht hervor. Schaden also können sie uns wohl wie ein Schwert oder ein Stein, aber beleidigen können sie uns nicht. Gleichwohl gibt es Leute, die es als eine Beleidigung ansehen, wenn sich dieselben Pferde gegen den einen folgsam, gegen den anderen störrisch zeigen, als ob es der urteilende Verstand und nicht die bloße Gewohnheit in Verbindung mit der Kunst der Behandlung wäre, die gewisse Tiere gewissen Menschen gefgiger macht. So wie es denn töricht ist, darüber zu zürnen, so nicht weniger gegenüber Kindern und solchen, deren Verstand nicht weit über den kindlichen Verstand hinausreicht. Denn alle dergleichen Vergehen haben in den Augen eines gerechten Richters in dem Unverstand einen zureichenden Anwalt für ihre Unschuld.

27. Manches kann gar nicht schaden und hat nur wohltätige und heilsame Kraft, wie die unsterblichen Götter, die weder schaden wollen noch können; denn ihr ganzes Wesen ist Milde und Freundlichkeit, so weit entfernt anderen Unrecht zu tun wie sich selbst. Es sind also Toren und völlige Verkenner der Wahrheit, die die Gottheit verantwortlich machen für das Toben des Meeres, für die Maßlosigkeit der Regengüsse, für die Härte des Winters, während doch tatsächlich nichts von all dem, was uns schadet und nützt, ausgerechnet um unserwillen geschieht. Denn wir [Menschen] sind für das Weltall nicht der Grund des Wechsels zwischen Winter und Sommer. Diese Erscheinungen folgen ihren eigenen Gesetzen, in denen der Wille des Naturgesetzes seine Erfüllung findet. Es ist nichts als Anmaßung, wenn wir uns einbilden, wir seien danach angetan, dass um unseretwillen so gewaltige Kräfte sich in Bewegung setzen. Nichts von alledem geschieht, um uns Leid zu bereiten; im Gegenteil, es geschieht alles zu unserem Heil. Manches, behaupteten wir, könne überhaupt nicht schaden, anderes will es nicht. Zu letzterem gehören gute Obrigkeiten, Eltern, Lehrer und Richter, deren Strafmaßnahmen man eine ähnliche Bedeutung beilegen muss wie etwa einem chirurgischen Messer oder der Enthaltbarkeit oder was sonst uns Qualen bereitet, um uns zu nützen. Angenommen, wir sind bestraft worden; gut, dann sollen wir nicht nur an das denken, was wir leiden, sondern auch an das, was wir verübt haben, und sollen mit uns zu Rate gehen über unsere Lebensführung. Wenn wir uns nur selbst die Wahrheit eingestehen wollen, so werden wir uns ein höheres Strafmaß zuerkennen.

28. Wollen wir gerechte Richter der Dinge im ganzen sein, so müssen wir uns zunächst sagen, dass niemand von uns Menschen ohne Schuld ist. Aus der Nichtbeachtung dieser Tatsache erklärt sich der grelle Aufschrei der Entrüstung: „Ich habe nichts verbochen, ich habe nichts getan.“ Nein! Du gestehst nur nichts ein. Wir sind empört über irgend welche Zurechtweisung oder Strafe, die uns widerfahren ist, und in demselben Augenblick vergehen wir uns dadurch, dass wir unseren Missetaten auch noch Anmaßung und Trotz hinzufügen. Wer kann sagen, er habe sich keine einzige Gesetzwidrigkeit zuschulden kommen lassen? Gesetzt aber, dem sei so, was ist das

doch für eine armselige Unschuld, bloß vor dem Gesetze gut zu sein! Wie viel weiter reicht das Gebot der Pflichten als das des Rechts<sup>336</sup>. Wie vieles fordert die Frömmigkeit, die Menschenliebe, der Edelmut, die Gerechtigkeit, die Treue, was alles auf den Gesetzestafeln nicht verzeichnet ist. Allein selbst bei völliger Einschränkung auf den Wortlaut des Gesetzes können wir uns vor uns selbst nicht genügend rechtfertigen: unsere Gedanken stimmten zuweilen nicht völlig überein mit unseren Taten, wir wünschten im stillen anderes, begünstigten anderes, und ab und zu sind wir nur deshalb unschuldig, weil unsere eigentliche Absicht nicht erreicht wurde. Der Gedanke daran soll uns zu gerechterem Urteil über Verfehlungen anderer verhelfen, soll uns nachsichtiger machen gegen die, welche uns beleidigen. Auf keinen Fall dürfen wir braven Männern zürnen - denn wer soll verschont bleiben, wenn wir auch den Braven<sup>337</sup> zürnen - am allerwenigsten den Naturgesetzen; denn nicht sie sind es, sondern das Gesetz der Sterblichkeit ist es, das uns jegliches Ungemach auferlegt. „Aber Krankheiten und Schmerzen stürmen auf uns ein!“ - Nun, etwas müssen wir uns doch gefallen lassen, wir, denen diese hinfällige Wohnstätte nun einmal als ihr Los zugefallen ist.

Sagt man dir, dass sich jemand ungünstig über dich geäußert habe, so besinne dich, ob du nicht selbst früher einmal dir so etwas gegen ihn erlaubt hast; besinne dich, über wie viele du so redest. Wir müssen meiner Meinung nach uns sagen, dass manche uns nicht Unrecht tun, sondern es nur vergelten, andere sogar im Grunde es mit uns ganz gut meinen<sup>338</sup>, andere unter dem Druck der Notwendigkeit handeln, noch andere aus Unkunde, ja dass selbst die, welche es mit Willen und Wissen tun, es mit ihrer Beleidigung gegen uns nicht auf die Beleidigung selbst abgesehen haben: mancher hat sich durch den Kitzel der Witzelei hinreißen lassen, oder hat etwas getan, nicht um uns zu schaden, sondern weil er selbst seinen Zweck

<sup>336</sup> Fußnote Apelt: Dem liegt zugrunde der bedeutsame Unterschied zwischen Legalität und Moralität.

<sup>337</sup> Fußnote Apelt: Hier lese ich mit Gertz bonis für nobis.

<sup>338</sup> Fußnote Apelt: Hier halte ich mich an die Lesung der Handschrift A, während die Hs. L für pro nobis liest pronos.

nicht erreichen konnte, ohne uns dabei zugleich einen Hieb zu versetzen; oft beleidigt die Schmeichelei, eben indem sie schmeichelt. Denke doch jeder an sich selbst: wie oft er in falschen Verdacht geraten ist, wie viele seiner dienstlichen Leistungen das Schicksal hatten, für Beleidigungen angesehen zu werden, wie viele er erst gehasst hat, ehe er sie zu lieben begann; dann wird er es nicht über sich bringen, sofort zu zürnen, zumal er sich im stillen in jedem einzelnen Falle vermutlicher Beleidigung sagt: »Das habe ich auch selbst schon mir zuschulden kommen lassen.« Aber wo wirst du einen so ehrlichen Selbsttrichter finden? Der Gleiche, der lüstern auf eines jeden anderen Frau schaut und sich voll berechtigt glaubt, sie zu lieben, weil sie einem anderen zugehört, der leidet es nicht, dass man seine Gattin auch nur ansieht. Der Treulose fordert am strengsten das Einhalten der Treue; wer selbst ein Eidbrecher ist, will keine Lüge ungestraft durchgehen lassen; der gewerbsmäßige Verleumder will es sich nicht gefallen lassen, dass man ihm selbst den Prozess macht, und wer sich selbst alles erlaubt, duldet es nicht, dass man auf die Züchtigkeit seiner Sklaven einen Angriff mache. Für fremde Fehler haben wir ein scharfes Auge, unsere eigenen sehen wir nicht.<sup>339</sup> Daher die sonderbaren Erscheinungen: der Vater, selbst schlechter als sein Sohn, verweist diesem die vorzeitigen Gelage, und wer seiner eigenen Genusssucht nichts versagt, ist unerbittlich streng gegen die Genusssucht anderer, der Tyrann zürnt über den Mörder, und der Tempelräuber bestraft den Diebstahl. Ein gut Teil der Menschen zürnt nicht den Fehlern, sondern denen, die sie begehen. Wir werden uns größere Mäßigung auferlegen, wenn wir den Blick auf uns selbst gerichtet halten und uns fragen: „Haben wir nicht auch selbst schon etwas Derartiges begangen? Ist uns nicht schon ein ähnlicher Irrtum unterlaufen? Was soll es also heißen, wenn wir das Verdammungsurteil darüber aussprechen?“

29. Das wirksamste Mittel gegen den Zorn ist Aufschub. Fordere vom Zornigen zunächst

<sup>339</sup> Fußnote Apelt: Man denke an die hübsche und hintergründige Fabel des Äsop von den beiden Taschen, die jeder von uns mit sich führt, die eine vorn, die andere hinten. In der vorderen sammeln wir die Fehler anderer, in der anderen stecken unsere Fehler: deshalb sehen wir sie nicht.

nicht, dass er verzeihen soll, sondern, dass er sich ein Urteil bildet. Seine ersten Regungen sind heftig, sie werden nachlassen, wenn man ihm Zeit lässt. Und versuche es nicht, den Zorn auf einmal mit einem Schlag zu fällen; man wird seiner ganz Herr werden, wenn man ihn stückweise in Angriff nimmt. Was uns zum Zorn reizt, beruht teils auf den Mitteilungen anderer, teils auf dem, was wir selbst hören oder sehen. Was uns von anderen zugetragen wird, dürfen wir nicht sofort glauben; viele sagen die Unwahrheit, um zu täuschen, viele, weil sie selbst getäuscht worden sind. Manche versuchen durch Beschuldigung anderer sich Gunst zu erhaschen, und erfinden Beleidigungen, um den Schein zu erwecken, als empfänden sie Bedauern darüber. Mancher ist boshaft und geht darauf aus, innige Freundschaften zu trennen. Er sät Misstrauen und hat seine Freude daran, dem Schauspiel zuzusehen und aus sicherer Ferne die nunmehr Verfeindeten zu beobachten.

Sollst du über eine winzige Summe als Richter entscheiden, so würdest du keinen Beweis ohne Zeugen annehmen, würdest keinen Zeugen ohne Eid gelten lassen, würdest beiden Parteien einen Anwalt bestellen, würdest ihnen Zeit geben und sie nicht nur einmal anhören, denn die Wahrheit tritt um so klarer ans Licht, je häufiger man sich mit ihr beschäftigt; einen Freund aber willst du im Augenblick verdammen? Ohne ihn anzuhören, ohne ihn zu fragen, ohne ihm die Möglichkeit zu geben, seinen Ankläger kennenzulernen oder sein Verbrechen, zürnst du ihm? Hast du denn schon die Aussagen beider Seiten vernommen? Eben der, der es dir hinterbracht hat, wird sich in Schweigen hüllen, wenn er den Beweis liefern soll. „Du darfst mich nicht in den Handel hineinziehen, soll ich vor Gericht erscheinen, so werde ich leugnen; gibst du nicht nach, so werde ich dir nie wieder etwas mitteilen.“ So schürt er und gleichzeitig entzieht er sich selbst dem Streit und dem Kampf. Will dir jemand nur im geheimen etwas mitteilen, so ist das so gut, als ob er es überhaupt nicht mitgeteilt hätte. Was ist ungerechter als im geheimen glauben und doch unverhohlen zürnen?

30. In manchen Fällen sind wir selbst Zeugen der uns zugefügten Beleidigung<sup>340</sup>. Dabei werden wir die Natur und den Charakter der Täter genau in Betracht ziehen. Ist es ein Kind, so wird man seiner Jugend etwas zugute halten; es weiß nicht, ob es wirklich unrecht tut. Ist es dein Vater, so hat er sich entweder durch das Gute, das von ihm ausgegangen, auch das Recht verschafft, sich einmal gehen zu lassen, oder, was uns anstößig ist, ist vielleicht sogar ihm als Verdienst anzurechnen. Ist es ein Weib, so glaube an einen bloßen Irrtum. Hat er auf Befehl gehandelt, nun, wer kann so ungerecht sein, der Notwendigkeit zu grollen? Ist es ein Beleidigter, nun, es geschieht dir kein Unrecht, wenn du erleidest, was du zuvor selbst getan hast. Ist es ein Richter, so traue seinem Urteil mehr als deinem eigenen. Ist es ein König: wenn er in dir einen Schuldigen straft, so füge dich der Gerechtigkeit, wenn einem Unschuldigen, so füge dich dem Schicksal, Ist es ein unvernünftiges Tier oder etwas dem Ähnliches, so stellst du dich ihm gleich, wenn du zornig wirst. Ist es eine Krankheit oder ein Unfall, es wird leichter an dir vorüberziehen, wenn du geduldig ausharrst. Ist es ein Naturgesetz, dann ist es ebenso vergeblich, wenn du ihm zürnst, als wenn du es auf einen anderen herabflehst. Ist es ein braver Mann, der dir Unrecht getan hat, so glaube es nicht; ist es ein Böser, so wundere dich nicht; er wird von einem anderen zur Rechenschaft gezogen werden,<sup>341</sup> die er dir schuldet, und überdies ist, wer gesündigt hat, schon durch sich selbst gestraft.

31. Es gibt, wie oben gesagt, zwei Arten von Veranlassungen zum Zorn: Erstens, wenn wir glauben, Unrecht erfahren zu haben, worüber zur Genüge gesprochen worden ist; zweitens, wenn wir glauben, es sei uns ungerechter Weise zugefügt worden. Dies letztere ist nun zu erörtern. Für ungerecht halten die Menschen manches, weil sie es nicht verdient hätten davon betroffen zu werden, manches auch, weil sie es nicht erwartet hätten.

<sup>340</sup> Fußnote Apelt: Hier folgt der zweite der angekündigten Punkte: es sind nur die unmittelbar gegen uns selbst verübten Beleidigungen, um die es sich handelt, im Gegensatz zu den durch Zwischenträger an uns gebrachten. Vgl. Kap. 29, 2.

<sup>341</sup> Seneca könnte dabei an Kaiser Caligula gedacht haben, siehe Villy Sörensen.

Für unwürdig halten wir, was uns unvermutet kommt; daher regt uns am heftigsten das auf, was gegen unser Hoffen und Erwarten eintritt, und daher kommt es auch, dass uns im Hauswesen eine Kleinigkeit in Harnisch bringt, und dass man unter Freunden Unrecht nennt, was eine bloße Nachlässigkeit ist. „Wie kommt es also“, fragt man, „dass uns die Beleidigungen von Feinden<sup>342</sup> in Aufregung versetzen?“ - Weil wir sie nicht erwartet haben oder wenigstens nicht in diesem Grad. Das ist die Folge unserer übertriebenen Selbstliebe. Wir bilden uns ein, wir müssten auch unseren Feinden als unverletzlich gelten; jeder kommt sich vor wie ein König, der sich anderen gegenüber alles erlauben darf, sich selbst aber verschont wissen will. Entweder also ist es der Stolz, der uns zornsüchtig macht, oder unsere mangelhafte Weltkenntnis: denn wie kann man sich darüber wundern, dass Schurken Schurkereien verüben? Ist es denn etwas Unerhörtes, wenn ein Feind schadet, ein Freund einen Verstoß macht, ein Sohn einen Fehltritt tut, ein Sklave sich etwas zuschulden kommen lässt? - Fabius erklärte, es sei die erbärmlichste Ausrede für einen Feldherren, wenn er sage: „Das hätte ich nicht für möglich gehalten.“ - Meiner Ansicht nach ist es die erbärmlichste Entschuldigung für den Menschen überhaupt. Sei auf alles gefasst und innerlich vorbereitet: Selbst ein guter Charakter wird seine raue Seiten haben. Die Anlage zur Hinterlist, zur Undankbarkeit, zur Begehrlichkeit, zur Ruchlosigkeit liegt nun einmal in der menschlichen Natur. Willst du über den Charakter eines einzelnen urteilen, so denk immer an die Gesamtheit. Wo du am fröhlichsten bist, hast du am meisten zu fürchten. Wo dir alles ruhig scheint, da fehlt es nicht an drohendem Schaden, nur dass er noch auf sich warten lässt. Denke immer, es könne etwas eintreten, was dir Leid bringt. Der Steuermann ist niemals so leichtsinnig, alle seine Segel ohne Vorkehrungen auszuspannen: er sorgt für gehörige Bereitschaft zum Einreffen der Segel. Vor allem bedenke auch dies: Die Macht zu schaden ist etwas Grässliches und Verwünschtes und dem Menschen am wenigsten Wohlanstehendes, der freundlich genug ist, auch das Wilde zu zähmen. Schau

<sup>342</sup> Fußnote Apelt: Von denen wir doch nichts anderes zu erwarten haben.

hin auf die Elefanten, wie ihr Nacken dem Joch sich beugt, schau, wie auf dem Rücken von Stieren Kinder und Frauen sicher und sorglos umherspringen und wie beim Gelage einem Schlangen sich die Brust hinaufwinden, ohne einem Schaden zu tun, schaue auch inmitten der Häuser Bären und Löwen, die sich ruhig streicheln lassen, und sonst noch allerhand wilde Tiere, die ihrem Herrn schmeicheln: schämen muss man sich, die Rollen zwischen Tier und Mensch vertauscht zu sehen. Es ist ein Frevel, dem Vaterland zu schaden, also auch ein Frevel, einem Mitbürger zu schaden, denn er ist ein Teil deines Vaterlandes - die Teile sind heilig, wenn das Ganze ehrfurchtgebietend ist - folglich auch einem Menschen überhaupt, denn er ist dein Mitbürger in einer größeren Stadt. Sollten etwa auch die Hände den Füßen schaden und den Händen die Augen? Wie alle Glieder miteinander einig sind, weil die Erhaltung jedes einzelnen im Interesse des Ganzen liegt, so sollen die Menschen jeden einzelnen schonen, weil sie zur Gemeinschaft geboren sind, das Wohl der Gemeinschaft aber nicht gewahrt werden kann ohne die liebevolle Obhut über die Teile. Selbst die Vipern und Nattern, und was sonst durch Biss oder Stich schadet; würden wir nicht ausrotten, wenn wir sie auf weiterhin zahm machen oder es dahin bringen könnten, sie für uns und andere ungefährlich zu machen: also werden wir auch einem Menschen nicht Schaden zufügen, weil er sich vergangen hat, sondern damit er sich nicht wieder vergehe; die Strafe soll sich niemals auf die Vergangenheit beziehen, sondern auf die Zukunft, sie zürnt nicht, sondern beugt vor. Denn wollte man jeden strafen, der einen Zug zum Schlimmen und Bösen in sich hat, so dürfte niemandem die Strafe erspart bleiben<sup>343</sup>.

32. „Aber der Zorn“, sagt man, „hat doch einen gewissen Lustreiz; es ist süß, den Schmerz wieder heimzuzahlen.“ - Keineswegs. Bei Wohltaten macht es einem Ehre, Güte mit Güte zu erwidern; anders steht es mit der Erwidern von Beleidigungen durch

<sup>343</sup> Fußnote Apelt: Hier wie auch sonst gilt dem Seneca für die Straftheorie neben dem Prinzip der Abschreckung nur das der Besserung. Das Prinzip der rechtlichen Vergeltung und der dadurch ermöglichten Wiederherstellung der rechtlichen Gleichheit scheidet für ihn ganz aus.

Beleidigungen. Dort ist es schimpflich, sich besiegen zu lassen; hier ist es schimpflich, zu siegen. Es gibt ein aller Menschlichkeit spottendes Wort, das gleichwohl überall im Sinne der Gerechtigkeit im Umlauf ist: Wiedervergeltung [Talio]. Es unterscheidet sich von Beleidigung nur durch die Reihenfolge: wer den Schmerz heimzahlt, hat nur eher eine Entschuldigung für sein Vergehen<sup>344</sup>. Dem Markus Cato versetzte einer aus Versehen im Bad einen Schlag - denn wer hätte ihm absichtlich etwas zu Leide getan? - Als derjenige dann um Verzeihung bat, sagte Cato: „Ich weiß mich nicht an einen Schlag zu erinnern.“

Er hielt es für besser, von der Sache nichts wissen zu wollen, als sich zu rächen. Du fragst, ob jenem nach einem solchen Streich nichts Schlimmes widerfahren sei? Nichts als etwas Gutes: Er machte Bekanntschaft mit Cato. Es zeugt von Hochherzigkeit, wenn man Beleidigungen verachtet. Die kränkendste Art von Rache, die einen treffen kann, ist es, gar nicht für wert gehalten zu werden, um ein Opfer der Rache zu werden. Bei vielen haben sich leichte Beleidigungen gerade dadurch tiefer in ihre Psyche eingegraben, dass sie sich rächten. Der ist eine große und edle Erscheinung, der es macht wie ein gewaltiges Tier, das das Gebell kleiner Hunde anhört, ohne sich darum zu kümmern.

33. „Man wird“, heißt es, „sich weniger verachtet sehen, wenn man sich für eine Beleidigung rächt.“ - Wenn wir zur Rache greifen wie zu einem Heilmittel, so soll es ohne Zorn geschehen, nicht als wenn Rache süß wäre, aber doch gewissermaßen nützlich. Oft aber ist es besser, von der Sache nichts wissen zu wollen, als sich zu rächen. Beleidigungen von Seiten der Machthaber muss man mit heiterer Miene ertragen, nicht bloß mit Geduld: sie werden es wieder so machen, wenn sie sehen, dass sie ihren Zweck erreicht haben. Das ist der schlimmste Fehler an Menschen, die durch großes Glück übermütig geworden sind: wen sie beleidigt haben, den hassen sie auch.

<sup>344</sup> Fußnote Apelt: Eine kritisch umstrittene Stelle; ich folge der Textgestaltung der Ausgabe von Hermes. Beleidiger ist nicht nur der den Zorn Erweckende, sondern auch der Zürnende, nur dass der letztere insofern eher Entschuldigung verdient, als er gereizt worden ist.

Allbekannt ist die Äußerung eines Mannes, der im Dienste der Könige grau geworden war. Als ihn jemand fragte, wie er zu dem gelangt sei, was bei Hofe die größte Ausnahme ist, nämlich zum Greisenalter, antwortete er: „Dadurch, dass ich mir Beleidigungen gefallen ließ und noch Dank dafür sagte“. Oft liegt die Sache so, dass es weit besser ist, überhaupt sich nichts merken zu lassen, als die Beleidigung zu rächen<sup>345</sup>.

Gaius Caesar [Caligula] ließ den Sohn des hochangesehenen römischen Ritters Pastor in den Kerker sperren, weil er sich nicht mit seinen Toilettenkünsten und seinen Haarlocken befreunden konnte. Der Vater bat, ihm den Sohn am Leben zu lassen; da ließ der Kaiser ihn [den Sohn] sofort hinrichten, als wäre er durch diese Bitte erst auf die Hinrichtung hingewiesen worden. Um sich aber gegen den Vater nicht aller menschlichen Rücksichten zu entschlagen, lud er ihn an dem Todestag zur [kaiserlichen] Tafel. Pastor fand sich ein, ohne in seiner Miene irgendwelche Verstimmung erkennen zu lassen. Der Kaiser ließ ihm eine halbe Kanne vorsetzen und ließ einen Beobachter neben ihm Platz nehmen. Der Ärmste hielt durch in einer Lage, in der es ihm vorkommen musste als ob er seines Sohnes Blut tränke. Der Kaiser ließ ihm Salböl und Kränze überreichen und befahl acht zu geben, ob er sie annahm: er nahm sie. An dem Tag, wo er seinen Sohn begraben, nein, wo er ihn nicht begraben hatte, saß er an einer Tafel von hundert Gästen und schlürfte Getränke, wie sie kaum an den Geburtstagen seiner Kinder am Platze gewesen wären, er, der von Gicht heimgesuchte Greis, ohne eine Träne zu vergießen und ohne durch das geringste Zeichen seinen Schmerz kund zu geben. Er benahm sich als Gast beim Mahl gerade so, als ob er mit seiner Bitte beim Kaiser durchgedrungen wäre. Du fragst: Warum? Er hatte noch einen zweiten Sohn. Man vergleiche damit den Priamus. Verbarg er nicht auch seinen Zorn, umfasste er nicht die Knie des [griechischen] Königs, führte er nicht die mörderische und vom Blut seines Sohnes triefende Hand an seinen Mund, nahm er nicht am Mahl teil? Ja, aber ohne Salböl, ohne Kränze, und sein grimmigster Feind musste viel Trostworte aufwenden, um ihn dahin zu

<sup>345</sup> Fußnote Apelt: Hier, wie an mancher anderen Stelle, spricht der erfahrene Kenner des Hofdienstes, nicht der unnachgiebige Stoiker.

bringen, dass er überhaupt Speise zu sich nahm, und nicht etwa, dass er gewaltige Becher zu leeren hatte unter der Aufsicht eines ihm beigegebenen Beobachters. Du hättest den römischen Vater verachten mögen<sup>346</sup>, wenn er in Angst um sich selbst gewesen wäre; so aber war es die Liebe zu seinen Kindern, die seinen Zorn in Schranken hielt. Er hätte es verdient, sich von der Tafel entfernen zu dürfen, um die Gebeine seines Sohnes zu sammeln; selbst dies gestattete der zuweilen doch auch gütige und freundliche junge Kaiser [Caligula] nicht: Durch häufiges Zutrinken mahnte er den Greis, sich seines Kummers zu entschlagen, und suchte ihn dadurch nur noch mehr zu reizen; dagegen zeigte sich jener froh und uneingedenk dessen, was an diesem Tage sich abgespielt hatte: um den anderen Sohn wäre es geschehen gewesen, wenn es dem Gast nicht gelungen wäre, sich dem Henker [Kaiser Caligula] wohlgefällig zu machen.

34. Dem Zorn also muss man entsagen, gleichviel ob der Gegner uns gewachsen ist oder mächtiger oder schwächer. Mit einem, der uns gleich ist, sich zu messen, ist eine bedenkliche Sache, mit einem Überlegenem, eine Tollwut, mit einem Schwächeren, eine Erniedrigung. Es verrät eine kleinliche und elende Sinnesart, den, der einen beißt, wieder zu beißen. Mäuse und Ameisen passen auf dich auf, wenn du nur die kleinste Handbewegung nach ihnen zu machst; alles Schwache fühlt sich verletzt, wenn es berührt wird. Es wird uns zu größerer Milde stimmen, wenn wir an das Gute denken, was uns der, dem wir jetzt zürnen, früher einmal erwiesen hat, und seine Verdienste werden die Beleidigung ausgleichen. Auch das sollen wir in Betracht ziehen, wie viel der Ruf unserer Milde dazu beitragen wird, uns beliebt zu machen, wie viele nützliche Freunde uns unsere Nachsicht verschaffen kann.

So wollen wir auch dem Zorn entsagen gegen die Kinder von Gegnern und Feinden. Zu den Beispielen von Sullas Grausamkeit gehört auch die Tatsache, dass er selbst die Kinder der Geächteten aus dem Staatsgebiet entfernte. Nichts ist ungerechter, als den Hass gegen den Vater auf den Sohn vererben zu lassen. So oft wir uns nicht geneigt fühlen, Verzeihung zu

gewähren, sollten wir uns fragen, ob es uns vorteilhaft wäre, wenn keines Menschen Herz der Verzeihung fähig wäre: Wie oft hat einer um Verzeihung bitten müssen, der sie seinerseits versagt hatte! Wie oft hat er sich flehend dem zu Füßen geworfen, den er von seinen zurückgestoßen hatte! Was ist rühmlicher, als Zorn mit Freundschaft zu vertauschen? Wie steht es mit dem römischen Volk? Sind nicht diejenigen seine treuesten Bundesgenossen, die vorher seine hartnäckigsten Feinde waren? Wie stünde es heute um das Reich, wenn nicht eine heilsame Vorsorge Sieger und Besiegte zu einer Einheit verschmolzen hätte? Gesetzt, es zürnt dir einer: reize ihn dagegen durch Wohltaten. Der Zwist hört sofort auf, wenn die eine Partei zurücktritt; Kampf setzt immer den gleichen Kampfeswillen auf beiden Seiten voraus. Aber der beiderseitige Zorn treibt beide gegeneinander, es kommt zum Kampfe. Der verdient den Vorzug, der sich zuerst zurückzieht; der Sieger ist hier der Besiegte. Es hat dir einer einen Stoß versetzt: weiche zurück; denn erwidertst du den Stoß, so wird das nur Anlass geben zu weiteren Stößen und zu Entschuldigung; du kannst dich nicht mehr losreißen, auch wenn du möchtest.

35. Würde wohl jemand wünschen, den Feind mit solcher Wucht zu verwunden, dass die Hand in der Wunde stecken bliebe und sich nicht wieder herausziehen ließe? Eine derartige Waffe aber ist der Zorn: Er lässt sich kaum rückgängig machen. Handelt es sich um Waffen und Schwerter, so gehen wir bei der Auswahl mit aller Vorsicht zu Werke; sie müssen handlich sein, das Schwert bequem und gefügig: Was aber die Leidenschaften anlangt, diese schweren und wuchtigen und nicht zu stillenden Erregungen, so wollen wir nicht versuchen, ihnen vorzubeugen? Mir will nur die Art von Schnelligkeit gefallen, die auf Befehl auch den Schritt hemmt und nicht über das bestimmte Ziel hinüberstürmt, sondern sich lenken lässt und aus vollem Lauf zum Schritt überzugehen weiß. Kein Zweifel: unsere Nerven sind krank, wenn sie unwillkürlich zucken. Der ist ein Greis oder ein Schwächling, der, wenn er spazieren gehen will, ins Rennen gerät. Was unsere psychischen Regungen anlangt, so müssen wir diejenigen für die gesündesten und kräftigsten halten, die nicht dem eigenen blinden Trieb folgen, sondern sich

<sup>346</sup> Fußnote Apelt: In dieser kritisch umstrittenen Stelle folge ich dem Texte von Hermes.

durch unser Urteil bestimmen lassen. Dabei wird aber nichts nützlicher sein, als den Blick zuerst zu richten auf das Hässliche und Entstellende der Sache, sodann auf das Gefährliche derselben. Keine Leidenschaft aber zeigt ein Bild größerer Störungen und Verworrenheit als der Zorn. Er entstellt das schönste Antlitz, macht die ruhigsten Gesichtszüge wild, aller Anstand schwindet bei den Zornigen; mag ihre Kleidung auch noch so regelrecht gewesen sein, sie lassen nun ihr Gewand schleppen und vergessen sich völlig; mag ihr Haar, sei es von Natur oder durch Kunst, dem Auge auch noch so gut gefallen, jetzt bäumt es sich auf wie ihr Gemüt; die Adern schwellen, die Brust wird durch das rasche Atmen gewaltig erschüttert, der wütende Ausbruch der Stimme droht den Hals zu zersprengen, die Glieder zittern, die Hände sind unruhig, der ganze Körper in schwankender Bewegung. Wie mag es drinnen in der Psyche aussehen, wenn die äußere Erscheinung einen so abstoßenden Eindruck macht! Wie viel entsetzlicher noch wird sich das Innere ausnehmen mit dem gesteigerten Atem, der ungestümen Leidenschaft, die bersten muss, wenn sie nicht ausbricht. Male dir im Geiste Bilder aus von Feinden oder von wilden Tieren, die von Mordlust triefen oder zum Morden sich aufmachen, denke an die Ungeheuer der Unterwelt, wie sie die Phantasie der Dichter geschaffen hat, mit Schlangen umwunden und feurigem Hauch, Gestalten wie die Furien, die um Krieg zu entzünden und Zwietracht zu säen unter den Völkern und den Frieden in Stücke zu zerreißen als greulichste Gestalten aus der Unterwelt hervortreten: Das ist das Bild, das wir uns vom Zorn machen müssen, die Augen blitzend von Feuersglut, die Stimme ein Wechsel von Zischen, Brüllen, Stöhnen, Knirschen und was es für noch hässlichere Töne geben mag, mit beiden Händen die Waffen schüttelnd - sich durch einen Schild zu schützen, daran denkt er nicht - wild um sich blickend, voll Blut und Narben und Spuren der Schläge gegen sich selbst, wahnsinnigen Ganges, umhüllt mit tiefer Finsternis, anstürmend, verheerend, verscheuchend, verfolgt vom Hass aller, am meisten von dem eigenen, und, wenn er anders nicht kann, von dem Wunsch beseelt, Erde, Meer und Himmel zum Einsturz zu bringen, voll Hass zugleich und gehasst. Oder, wenn man will, mag man

ihn sich in der Gestalt denken, wie sie der Dichter malt.<sup>347</sup> „Und froh hebt den Schritt im zerrissenen Mantel die Zwietracht, / Welcher in Hass schreitet mit blutiger Geißel Bellona.“ Oder was man sich sonst für eine noch abschreckendere Gestalt dieser abschreckenden Leidenschaft ausdenken mag.<sup>348</sup>

36. Manchem Zornigen hat, wie Sextius sagt, ein Blick in den Spiegel sich nützlich erwiesen. Die ungeheuerliche Umwandlung ihrer Erscheinung machte sie ganz verwirrt. Sie erkannten sich gleichsam nicht wieder in diesem ihrem gegenwärtigen Zustand. Und was für einen winzigen Teil ihrer Hässlichkeit gab dies Spiegelbild wieder. Könnte sich die Psyche mit Augen schauen lassen, könnte sie irgend wie durch die Materie hindurch leuchten, der Anblick würde uns förmlich bestürzt machen, so schwarz, so besudelt, so auffallend, so verzerrt, so geschwollen würde sie uns vorkommen. Schon jetzt, wo sie sich nur durch eine dichte Decke von Knochen, Fleisch und sonstigen Hindernissen zu erkennen gibt, ist ihre Hässlichkeit abschreckend genug: wie vollends, wenn sie sich unverhüllt sehen ließe? Du willst nicht glauben, es sei schon irgend jemand durch den Spiegel vom Zorn abgeschreckt worden. Wie steht es damit? Wer zum Spiegel ging, um sich zu ändern, der hatte sich bereits geändert; so lange sie noch in vollem Zorn sind, gibt es ja doch für die Zornigen kein schöneres Bild als das des Furchtbaren und Schrecklichen, und demgemäß wünschen sie auch zu erscheinen.

Wichtiger also ist es, sich danach umzusehen, wie vielen der Zorn an und für sich geschadet hat. Manche haben durch das Übermaß von Hitze sich die Adern gesprengt, und der ihre Kraft übersteigende Aufwand von Stimme hat zu Blutstürzen geführt, und die sich heftig in die Augen ergießende Feuchtigkeit hat ihnen die Sehkraft genommen, und frühere Krankheiten brachen aufs neue aus, Es gibt keinen schnelleren Weg zum Wahnsinn. Viele sind daher im Zorn stecken geblieben und haben ihren einmal hinausgetriebenen Verstand niemals wiederbekommen: den Ajax trieb die Raserei in den Tod, in die Raserei trieb ihn der Zorn.

<sup>347</sup> Fußnote Apelt: Verg., Aen. VIII 402 f.

<sup>348</sup> Fußnote Apelt: Ein römischer Philosoph zur Zeit des Augustus.

Auf ihre Kinder flehen sie den Tod herab, auf sich selbst die Armut, auf ihr Haus den Einsturz, und dabei leugnen sie ihren Zorn ab ebenso wie die Wahnsinnigen ihren Wahn. Ihren besten Freunden werden sie Feind, und von ihren treuesten Anhängern werden sie gemieden; die Gesetze, außer soweit sie die Handhabe bieten, anderen zu schaden, vergessen sie, die geringste Kleinigkeit bringt sie in Harnisch, sie lassen nicht mit sich reden, sich keine Gefälligkeit erweisen, alles soll gewaltsam geschehen; mit dem Schwert sind sie bei der Hand, um zu kämpfen und um sich damit den Todesstoß zu geben. Denn das größte Übel, gegen das alle anderen Laster zurücktreten, hat sich ihrer bemächtigt. Andere Laster halten allmählich ihren Einzug; die Gewalt des Zorns dagegen ist eine plötzliche und auf einmal alles überwältigende. Schließlich macht er sich alle anderen Leidenschaften untertan: Er überwindet die feurigste Liebe. Von Zorn erfüllt haben manche ihre Lieblinge erstochen, um dann sich denen in die Arme zu werfen, denen sie den Tod gegeben. Selbst den Geiz, das härteste und am wenigsten beugsame Übel, hat der Zorn kurz und klein gemacht; denn er gibt sich dazu her, seine angesammelten Schätze zu zerstreuen und in sein Haus und die dort zusammengehäufte Habe Feuer zu werfen. Wie? Hat nicht sogar mancher Ehrgeizige die höchsten Ehrenzeichen von sich geworfen und die ihm angebotene Ehrenstelle ausgeschlagen? Es gibt keine Leidenschaft, über die sich der Zorn nicht zum Herrn machte.

## Drittes Buch

### Inhaltsübersicht

Kap. 1 – 9: Die Vergleichung des Zorns mit anderen Leidenschaften zeigt, dass er mit besonderer Behutsamkeit bekämpft werden muss. Erfasst er doch nicht bloß einzelne, sondern ganze Volksmassen, und zwar im Augenblick, und reißt sie mit sich fort zu sinnlosem Beginnen. Und ist ihm in Aristoteles ein Anwalt erstanden, so tut es um so mehr Not, auf alles zu achten und vor allem zu warnen, was danach angetan ist, ihm Vorschub zu leisten, wie z. B. Überhäufung mit schwierigen Geschäften, körperliche oder geistige Überanstrengung, Verkehr mit mürrischen oder widerspenstigen Menschen und dergleichen mehr.

Kap. 10 – 13: Es gilt, gen au acht zu haben auf die Symptome seiner Annäherung, und alles zu tun, um seinem Ausbruch vorzubeugen, auch sich nicht zu scheuen, die Hilfe der Freunde zu diesem Ende in

Anspruch zu nehmen, vor allem auch sich das Beispiel hervorragender Männer gegenwärtig zu halten, wie das des Platon und Pisistratua, die die Regungen des Zorns durch strenge Selbstbeherrschung siegreich zu bekämpfen vermochten.

Kap. 14 – 24: Dem vernichtenden Zorn der Mächtigen, wie dem eines Cambyses, Darius, Xerxes, Sulla, Caligula, muss man vorsichtig auszuweichen versuchen, im schlimmsten Falle durch den mit eigener Hand herbeigeführten Tod. Den Beispielen unmenschlicher Grausamkeit werden solche von edler Mäßigung entgegengesetzt: Antigonus, Philippus, Augustus.

Kap. 25 – 35: Weitere Betrachtungen über die Mittel zur Mäßigung des Zorns, der, wenn er sich gehen lässt, sich selbst zur Strafe wird. Man mache sich klar, dass das meiste, was den Zorn der Menschen erregt, des Zorns nicht wert ist.

Kap. 36 – 40: Das wirksamste Besänftigungsmittel ist die tägliche Einkehr in sich selbst. Man lasse keinen Tag vorübergehen, ohne sich des Abends vor dem eintretenden Schlaf die genaueste und unnachsichtigste Rechenschaft abgefordert zu haben. Dann wird man auf alles gefasst sein.

Kap. 41 – 42: Das Buch schließt mit Ratschlägen zur Stillung des Zorns anderer und der nochmaligen Betonung der Notwendigkeit der gänzlichen Ausrottung des Zorns.

1. Jetzt, mein Novatus, wollen wir uns der Erfüllung deines lebhaften Wunsches zuwenden, nämlich untersuchen, wie man den Zorn aus der Psyche verbannt oder ihn wenigstens zügelt und seinen stürmischen Trieben Einhalt tun kann. Dies muss bisweilen ganz offen und frei geschehen, nämlich da, wo das Unheil es zulässt, weil es noch in weniger Kraft auftritt; in anderen Fällen in versteckter Weise, wo es zu heftig aufflammt und durch jedes Hemmnis noch stärker gereizt wird und anschwillt. Es kommt darauf an, wie groß und in wie weit noch ungeschwächt die Kraft des Zorns ist; danach bestimmt es sich, ob wir ihn gewaltsam zurücktreiben oder ihm nachgeben müssen, bis der erste Sturm sich gelegt hat, damit er nicht die Mittel der Abwehr selbst mit sich fortreißt. Das Verfahren muss sich nach dem Charakter eines jeden richten; manche sind hochmütig und lassen den Fügsamen ihre ganze Kraft fühlen; manche werden durch Strafmittel zur Vernunft gebracht; manche hat ein Verweis, manche ein Geständnis, manche das Schamgefühl von ihrem Vorhaben abgebracht, manche der Verzug, allerdings ein langsam wirkendes Mittel gegen ein sich überstürzendes Unheil, und nur an letzter Stelle verwendbar. Die übrigen Leidenschaften nämlich haben es

nicht so eilig; sie lassen eine langsamere Heilung zu; der Zorn aber, einmal angeregt, wird durch sein Ungestüm sich selbst zur Beute; er schreitet nicht langsam fort, sondern tritt, wenn er einmal anfängt, gleich mit voller Kraft auf. Er regt nicht, wie die übrigen Laster, die Psyche zunächst nur auf, sondern reißt sie mit sich fort, nimmt ihr die Macht über sich selbst und lässt sie nicht zurückschrecken vor dem gemeinsamen Verderben; ja nicht nur gegen sein eigentliches Ziel wütet er, nein, auch gegen alles, was ihm in den Weg kommt. Die übrigen Laster setzen die Psyche in starke Bewegung; der Zorn stürzt sie in den Abgrund. Auch wenn man den Leidenschaften nicht widerstehen kann, so können diese doch selbst ihre Pausen haben. Der Zorn dagegen gleicht den Blitzen und Orkanen und sonstigen Elementargewalten, die nicht Schritt für Schritt herannahen, sondern jäh von oben hereinstürzen; er verstärkt seine Gewalt von Augenblick zu Augenblick. Andere Laster heben die Gemeinschaft mit der Vernunft auf und wollen von geistiger Gesundheit überhaupt nichts wissen; andere nehmen langsam zu und haben ein kaum merkliches Wachstum: In den Zorn stürzt sich die Psyche mit voller Wucht.

Es gibt keinen unbewussteren und gegen seine eigene Kraft nachgiebigeren Drang; der Erfolg macht ihn übermütig, der Misserfolg tollwütig; kein Misslingen macht ihm die Sache zum Ekel; hat das Schicksal ihm den Gegner entführt, so richten sich seine Bisse gegen ihn selbst; auf den Anlass der Sache und deren Bedeutung kommt es ihm nicht an; das Geringfügigste genügt, um ihn zu voller Höhe anschwellen zu lassen.

2. Kein Lebensalter bleibt von ihm unberührt, keine Menschenklasse wird verschont. Einige Völker wissen dank ihrer Armut nichts von Üppigkeit; manche haben, weil sie durch ihr Wanderleben beständig in Atem gehalten wurden, sich aller Trägheit erwehrt; diejenigen, die fern von Sittenverfeinerung ein schlichtes ländliches Dasein führen, kennen keine Übervorteilung, keinen Betrug und keines der Laster, die auf dem Forum im Schwange sind. Aber ein Volk, das vom Zorn unberührt blieb, gibt es nicht; er zeigt seine Macht ebenso den Griechen wie den Barbaren, nicht weniger verderblich für gesetzlich geordnete Gemeinwesen als für solche, wo es kein anderes Recht gibt als das

des Stärkeren. Die übrigen Leidenschaften versuchen ihre Kraft nur an einzelnen; der Zorn ist die einzige Leidenschaft, die zuweilen sich dem ganzen Gemeinwesen mitteilt. Niemals ist ein ganzes Volk von Liebe zu einer Frau entbrannt, niemals hat ein ganzer Staat all sein Hoffen und Denken auf Geld und Gewinn gerichtet; der Ehrgeiz bemächtigt sich immer nur einzelner, erst des einen, dann des anderen; Zügellosigkeit ist kein allgemeines Übel<sup>349</sup>. Der Zorn dagegen vereinigt oft die gesamte Masse zu gemeinsamem Vorgehen; Männer und Frauen, Greise und Kinder, Hoch und Niedrig werden eines Sinnes, und die ganze durch wenige Worte erregte Menge eilt dem Anstifter selbst voraus; alsbald greift man nach Waffen und Feuerbränden, Krieg wird den Nachbarn angekündigt oder mit den Mitbürgern geführt; ganze Häuser mit Mann und Maus werden niedergebrannt, und wer eben noch wegen seiner gewinnenden Beredsamkeit hoch in Ehren stand, bekam den Zorn seiner Hörer zu spüren; gegen ihren eigenen Feldherrn schleuderten die Legionen ihre Wurfspieße; die ganze Masse des niederen Volkes erhob sich gegen die Patrizier; die Ratsversammlung, der Senat, erkor sich, ohne sich Zeit zu nehmen zu geordneter Aushebung und ohne einen rechtmäßigen Feldherrn zu ernennen, Hals über Kopf Männer zur Vollstreckung seiner Wut und vollzog an Männern hohen Standes, die man in den Häusern der Stadt aufspürte, eigenhändig die Todesstrafe. Unter Bruch des Völkerrechtes verging man sich an Gesandtschaften; in unsäglicher Wut raste die Bürgerschaft; man nahm sich nicht Zeit, die hochgehenden Wogen sich legen zu lassen, nein, auf der Stelle wurde die Flotte segelfertig gemacht und mit schleunig zusammen gezogenen Heerscharen bemannt. Ohne Ordnung, ohne geregelten Oberbefehl zog das Volk aus, mit Waffen, die der Zufall und das blinde Zugreifen ihnen in die Hand gab, um dann durch schwere Niederlage die Kopflosigkeit des verwegenen Zorns zu büßen. Wenn Barbaren sich blindlings in Kriege stürzen, so ist der Ausgang in der Regel folgender: Wenn eine anscheinende

<sup>349</sup> Fußnote Apelt: Vielleicht ist hier mit Vahlen für non zu lesen una. Dann hieße es: Die Preisgabe der Selbstbeherrschung - wie sie der Zorn mit sich bringt - ist das einzige Übel, das sich dem ganzen Gemeinwesen mitteilt.

Beleidigung ihre reizbaren Gemüter in Aufregung versetzt hat, dann lässt es ihnen keine Ruhe; alsbald fallen sie gleich einem einstürzenden Haus über die Legionen her, ohne Ordnung, unerschrocken, jeder Vorsicht spottend, voll Verlangen nach selbstgeschaffenen Gefahren; sie haben ihre Lust daran, sich verwunden zu lassen, das Schwert tiefer in die Brust zu senken, mit ihrem Körper die feindlichen Wurfgeschosse aufzufangen und so durch selbst verschuldete Wunden ihr Ende zu finden.

3. „Kein Zweifel,“ sagst du, „die Kraft des Zorns ist gewaltig und verheerend: daher zeige nun, wie man von ihm geheilt werden kann.“ Da muss ich zunächst auf das in den früheren Büchern Gesagte zurückkommen. Aristoteles nämlich tritt ja als Verteidiger des Zorns auf und will nichts davon wissen, dass wir uns desselben völlig entledigen. Er nennt den Zorn einen Sporn der Tugend; wird er uns genommen, so ist, sagt er, die Psyche ohne Wehr; ihr Eifer für große Unternehmungen erlahmt und erschläft. Dieser Standpunkt nötigt uns, die Hässlichkeit und Rohheit des Zorns ins hellste Licht zu stellen und es augenscheinlich zu machen, was für ein Ungeheuer der Mensch ist, wenn er gegen einen Menschen wütet, und von welchem wildem Drang er sich fortreißen lässt, Verderben stiftend, nicht ohne sich selbst damit ins Verderben zu stürzen, und bestrebt, durch seinen Druck das zu versenken, was nicht sinken kann, ohne den, welcher den Druck ausübt, mit hinabzuziehen. Kann man nun noch von Vernunft reden bei einem, der, wie von einem Wirbelwind ergriffen, nicht geht, sondern fortgerissen wird, Sklave einer rasenden Leidenschaft, der die Rache nicht einem anderen überlässt, sondern sie selbst vollzieht, mit Leib und Psyche seiner Wut hingegeben, ein Henker derer, die seinem Herzen am nächsten stehen und deren Verlust er bald bitter bereuen wird? Und diese Leidenschaft will man zur Gehilfin und Begleiterin der Tugend machen, sie, die jede besonnene Überlegung zunichte macht, ohne welche doch die Tugend überhaupt nichts ausrichtet? Von Übel und das eigene Unglück verstärkend ist die [scheinbare] Kräftigung, zu welcher die Krankheit und ein Fieberanfall dem Kranken verhilft. Glaube also nicht, dass ich meine Zeit mit überflüssigen Dingen vertändele, wenn ich den Zorn, als ob das Urteil

der Menschen über ihn ein schwankendes wäre, in üblen Ruf bringen möchte; gibt es ja doch einen, und zwar berühmten Philosophen, der den Zorn zum Träger wichtiger Dienstleistungen macht und ihn als nützlich hinstellt und als begeistert für die Aufgaben der Schlacht und des tätigen Lebens, kurz für alles, was eine gewisse Wärme erfordert. Niemand soll den Wahn in sich aufkommen lassen, als ob der Zorn wirklich zu irgend welcher Zeit, an irgend welchem Ort Nutzen stiften würde. Daher gilt es, seine zügellose und unbändige Raserei darzulegen. Dabei darf man nichts vergessen, was in seinem Gefolge auftritt: Folter, Stricke, Zuchthäuser, Kreuze, die Feuermale, mit denen die eingegrabenen Leichen umgeben werden, die Haken, an denen die Leichen fortgeschleppt werden, die mancherlei Arten von Fesseln und von Strafen, die Verstümmelungen der Glieder, die Brandmale an der Stirn, die Käfige der Bestien: mitten hinein in diese seine Werkzeuge muss man den Zorn stellen, wie er entsetzlich und schauerlich knirscht, noch widerwärtiger als alles, wodurch er seine Wut kundgibt.

4. Mag man auch im übrigen verschiedener Meinung sein, so viel steht doch fest: Keine Leidenschaft entstellt den Menschen äußerlich mehr. Wir haben ihn in dieser Beziehung in den früheren Büchern geschildert: unwirsch, hitzig, bald bleich durch das Zurücktreten des nach innen gedrängten Blutes, bald rot und beinahe blutig, wenn alle Hitze und aller Lebenshauch dem Gesicht zuströmt, mit schwellenden Adern, die Augen in zitternder Bewegung, als wollten sie herausspringen, bald wieder starr auf einen Punkt geheftet; dazu nimm das Knirschen der aufeinander gestoßenen Zähne, um ein Geräusch hervorzubringen ganz ähnlich dem seine Hauer wetzenden Ebers; ferner das Knacken der Gelenke beim Ineinanderdrücken der Hände, die häufigen Schläge auf die Brust, das hastige Atmen und die tief aus der Brust emporsteigenden Seufzer, den zitternden Körper, die kaum verständlichen Worte und hervor gestoßenen Ausrufe, die bebenden, zuweilen zusammengepressten und wer weiß was für Flüche hervor zischenden Lippen. Wahrhaftig, der Anblick wilder Tiere, sei es dass der Hunger sie wütend macht oder der in ihr Eingeweide eingedrungene Pfeil, ist weniger widerwärtig, selbst wenn sie halbtot mit ihrem

letzten Biss dem Jäger den Garaus machen wollen, als der eines von Zorn glühenden Menschen. Benutze nur die Gelegenheit, ihre Ausrufe und Drohungen anzuhören. Was sind es für Worte, die aus ihrer gemarterten Psyche kommen! Wird nicht ein jeder dem Zorn aus dem Weg gehen wollen, wenn er einmal eingesehen hat, dass er selbst das erste Opfer desselben ist? Willst du mir also verwehren, diejenigen zu warnen, die den Zorn sich in voller Freiheit entfalten lassen, die ihn für einen Beweis von Kraft halten und eine zum Sprung stets bereite Rache zu den großen Vorzügen einer hoch begünstigten Lebensstellung rechnen? Soll ich sie nicht darüber aufklären, wie wenig bei dem von Macht, ja nicht einmal von Freiheit die Rede sein kann, der den Zorn zu seinem Kerkermeister macht? Soll ich nicht, um sie zu größerer Wachsamkeit und Aufsicht über sich selbst zu bringen, sie darauf hinweisen, dass es gemeinhin die schlechten Naturen sind, denen die übrigen Übel der Psyche beiwohnen, während die Zornsucht sich auch bei gebildeten und im übrigen moralisch gesunden Menschen einschleicht? Das hat sogar zur Folge, dass manche die Zornsucht geradezu zum Kennzeichen redlicher Sinnesart machen möchten und der Glaube verbreitet ist, je freundlicher einer sei, um so mehr sei er dem Zorn zugänglich.

5. „Was willst du damit sagen?“, so fragst du. - Nun, es soll niemand vor dem Zorn sich sicher halten, da er auch milde und friedliche Naturen zu Grausamkeit und Gewalttätigkeit fortreißt. Wie gegen die Pest weder Körperstärke noch sorgliche Behutsamkeit etwas hilft, denn sie trifft den Starken so gut wie den Schwachen, so droht vom Zorn nicht nur den unruhigen Charakteren Gefahr, sondern auch den gesetzten und gelassenen, und für diese ist er um so entstellender und gefährlicher, je größer die Veränderungen sind, die er hervorruft. Es sind drei Aufgaben, um die es sich hier handelt. Erstens gilt es, überhaupt nicht in Zorn zu geraten, zweitens beizeiten davon abzulassen, drittens auch den Zorn eines anderen zu beschwichtigen. So werde ich denn zuerst davon sprechen, wie man sich davor hütet, überhaupt in Zorn zu geraten, zweitens, wie wir uns davon befreien, und schließlich, wie man den Zürnenden zurückhält, besänftigt und wieder zu sich bringt. Uns vor Zorn überhaupt zu behüten werden wir dadurch

erreichen, dass wir uns alle Übel des Zorns immer wieder vergegenwärtigen und uns ein richtiges Urteil über ihn bilden. Es muss förmlich Klage vor uns gegen ihn geführt und er muss verurteilt werden. Alle seine schlimmen Seiten müssen aufgespürt und ans Licht gestellt werden. Um seine Natur klar hervortreten zu lassen, muss man ihn mit den schlimmsten Dingen vergleichen. Der Geiz geht auf Erwerb aus und scharrt Mittel zusammen, die schließlich doch auch ein Besserer nutzbar machen kann; der Zorn dagegen verursacht Aufwendungen und ist nur für wenige kostenlos: Wieviele Sklaven hat nicht ein zornsüchtiger Herr davongejagt, wieviele hat er ums Leben gebracht! Wieviel mehr hat er durch sein Zürnen eingebüßt, als das betrug, was seinen Zorn erregte! Der Zorn hat manchem Vater Trauer, manchem Gatten Ehescheidung gebracht, manchem Beamten Hass, manchem Bewerber eine Niederlage gebracht. Er ist schlimmer als Üppigkeit, denn diese hat ihre Freude eben an ihrer eigenen Lust, der Zorn an dem Schmerz anderer. Er tut es der Bosheit und dem Neid zuvor; denn diese wünschen andere nur unglücklich zu sehen, der Zorn will sie unglücklich machen; jene haben ihre Freude an zufälligem Unglück anderer; der Zorn kann nicht auf den Zufall warten, denn er will dem Gehassten seinerseits schaden und hat kein Interesse daran, dass ihm von anderer Seite geschadet werde. Nichts ist schlimmer als Feindseligkeit, denn diese stiftet der Zorn; nichts ist verderblicher als der Krieg, denn in ihm entlädt sich der Zorn der Machthaber. Übrigens ist auch schon der Zorn des gemeinen Volkes sowie der persönliche Zorn ein Krieg, nur dass hier die Waffen und Männer<sup>350</sup> fehlen. Zudem straft sich der Zorn selbst, indem er Strafe vollzieht, ganz abgesehen von den weiteren Folgen, die sich bald einstellen werden, als da sind: Verluste, Nachstellungen, beständige Beunruhigung infolge der gegenseitigen Kämpfe. Der Zorn stellt sich außerhalb der menschlichen Natur, denn diese mahnt zur Liebe, jener zum Hass; diese will Nutzen gestiftet wissen, jene Schaden. Dazu kommt noch, dass die Entrüstung des Zorns, da sie ihren Grund in übertriebener Selbsteinschätzung hat und nur den Schein von

<sup>350</sup> Fußnote Apelt: So mit Bentley, der viris für viribus schreibt.

Hoheit der Psyche erweckt, tatsächlich kleinlich und engherzig ist; denn es gibt niemanden, der nicht unter dem stände, von dem er sich verachtet glaubt. Aber der wahrhaft große Geist, der sich selbst richtig einschätzt, rächt Beleidigungen nicht, weil er sich nicht beleidigt fühlt. Wie die Pfeile von einem harten Gegenstand abprallen und Schläge gegen harte Körper dem Schlagenden selbst Schmerz bereiten, so ist keine Beleidigung imstande sich einem hochherzigen Gemüt fühlbar zu machen; sie bricht eher in sich zusammen als der, den sie treffen soll. Wie viel schöner ist es, alle Beleidigungen und Schmähungen von sich abprallen zu lassen, als wäre man undurchdringlich für jedes Geschoss! Rache ist Eingeständnis des Schmerzes, denn der ist kein großer Geist, auf den Beleidigungen Eindruck machen. Wer dich beleidigt, ist entweder mächtiger oder schwächer als du; ist er schwächer, dann schone ihn; ist er stärker, dann schone dich.

6. Nichts ist ein sichererer Beweis von Geistesgröße, als wenn einem nichts begegnen kann, was einen in Aufregung zu setzen vermöchte. Die obere Schicht des Weltganzen [die Aetherregion], die besser geordnet und den Sternen nahe ist, lässt weder Wolkenbildung zu noch Sturm noch Wirbelwind; sie kennt keinen Aufruhr; die Blitze leuchten und wirken nur in den unteren Regionen. Ebenso der erhabene Geist: Immer ruhig und in gleichmäßig fester Haltung verharrend, lässt er in seiner Psyche nichts aufkommen, was den Zorn wachrufen könnte, maßvoll und Ehrfurcht erweckend und bestens geordnet. Von all dem findet man nichts beim Zornigen. Denn wem, der sich dem Schmerz und der Wut überlässt, schwände nicht zunächst alle moralische Scheu? Wer, der in blinder Leidenschaft auf einen anderen losstürzt, wirft nicht alles, was er von Moralität in sich hatte, von sich? Wer, der sich in solcher Aufregung befindet, könnte noch seine Sinne zusammenhalten zu pünktlicher und geordneter Pflichterfüllung? Wer seiner Zunge Zügel anlegen? Wer irgendwie seine Körperhaltung bewahren? Wer könnte, einmal losgelassen, sich im Zügel behalten? Hier kann uns die heilsame Vorschrift des Demokrit zugute kommen, der zufolge die Gemütsruhe sich darin kundgibt, dass man weder in persönlichen noch in öffentlichen Angelegenheiten vieles oder unsere Kräfte Übersteigendes unternimmt.

Niemals geht einem Vielbeschäftigten der Tag dahin, ohne dass ihm nicht durch eine Person oder eine Sache ein Strich durch die Rechnung gemacht würde, wodurch sein Zorn geweckt wird. Wie ein durch die belebten Straßen der Stadt Eilender mit manchen Personen zusammenprallen und bald da ausgleiten, bald dort aufgehalten werden muss, auch mitunter in eine Pfütze treten muss, so tauchen in diesem zerstreuten und viel bewegten Leben vielerlei Hindernisse, vielerlei Klagen auf: Da hat einer unsere Hoffnung getäuscht, ein anderer ihr Aufschub bereitet, ein dritter ihre Erfüllung unmöglich gemacht. Unsere Vorsätze nahmen einen anderen Verlauf als wir gedacht. Keinem ist das Glück so gewogen, dass es seinen vielen Versuchen sich durchweg freundlich erweist. So kommt es denn, dass der, dem manches gegen seinen Plan verläuft, unduldsam wird gegen Menschen und Dinge und aus den geringfügigsten Gründen in Zorn gerät, bald über eine Person, bald über ein Geschäft, bald über einen Ort, bald über das Schicksal, bald über sich selbst. Um also der Psyche zur Ruhe zu verhelfen, muss man sie vor Störungen bewahren und, wie gesagt, sie nicht quälen durch die Beschäftigung mit vielerlei angeblich wichtigen und die Kraft übersteigenden Dingen. Es will nicht viel besagen, leichtes Gepäck, gut auf die Schultern verteilt, zu tragen und es ohne zu stolpern nach dieser oder jener Stelle zu schaffen; aber Lasten, die uns fremde Hände aufgeladen haben und deren Druck wir kaum aushalten, lassen wir an erster bester Stelle herunterfallen; schwanken wir doch schon, so lange wir die Last noch auf uns haben, der wir nicht gewachsen sind, bedenklich hin und her.

7. Ebenso, glaube mir, steht es mit den öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten. Sind die Geschäfte leicht und handlich, so hat der Handelnde leichtes Spiel, da sich alles ihm fügt; sind sie aber überwältigend und außer Verhältnis zu dem, der sie führt, so ist es schon schwer, sie überhaupt in Angriff zu nehmen; und hat man sich darauf eingelassen, so lasten sie schwer auf dem Betreffenden und reißen ihn mit sich fort; und, dem Anschein nach schon in seine Gewalt gebracht, kommen sie mit ihm zu Fall. So kommt es denn, dass häufig der gute Wille nichts ausrichtet, wenn nämlich jemand schwierige Dinge in Angriff nimmt, die er durch seinen vorhandenen guten Willen nicht leicht machen kann. Lässt du dich auf ein

Unternehmen ein, so schätze genau die eigene Kraft ab, sowie die Bedeutung dessen, was du vor hast und was auf dich selbst bestimmend einwirkt. Denn die Reue über ein misslungenes Werk wird dich unwirsch machen. Es kommt hier auf den Unterschied eines hitzigen und eines kühlen und unterwürfigen Naturells an: Einen Hochgesinnten wird das Misslingen zum Zorn reizen, einen Schlaffen und Trägen dagegen wird es traurig stimmen. Unsere Handlungen dürfen also weder kleinlich noch verwegen und ungeheuerlich sein; unsere Hoffnung soll sich in engen Grenzen halten; wir sollen nichts unternehmen, was, auch wenn wir es erreicht haben, uns doch bald Anlass gibt zur Verwunderung darüber, dass es uns gelungen ist.

8. Wir müssen alles tun, um Beleidigungen aus dem Weg zu gehen, die wir nicht zu ertragen wissen. Wir müssen uns an möglichst friedliche, gefällige, nicht argwöhnische und mürrische Menschen anschließen. Der Charakter derer, mit denen wir umgehen, teilt sich uns bis zu einem gewissen Grad mit; und wie gewisse körperliche Leiden durch Ansteckung auf andere übergehen, so teilen sich auch die Fehler des Charakters den Nahestehenden mit: Ein Trunkenbold macht seine Tischgenossen zu Liebhabern des Weines; der Umgang mit Schürzenjägern macht auch den tapferen Mann unter Umständen<sup>351</sup> zum Weichling; die Habsucht überträgt ihr Gift auf die ihr zunächst Stehenden.

Andererseits steht es ebenso mit den Tugenden: Sie haben einen mildernden Einfluss auf ihre ganze Umgebung; und stärker noch als eine zuträgliche Gegend und ein günstiges Klima auf die Gesundheit, so wirkt der Umgang mit besseren Menschen auf moralisch noch nicht gefestigte Gemüter. Wie groß ein derartiger Einfluss ist, wird dir klar werden, wenn du darauf achtest, dass selbst wilde Tiere durch das Zusammenleben mit uns zahm werden; und dass keine noch so schreckliche Bestie ihre ungestüme Kraft bewahrt, wenn sie lange Zeit die Gemeinschaft des Menschen geteilt hat: Alles Ungestüme wird zurück gedrängt und verliert sich allmählich in der milden Umgebung. Dazu kommt, dass, wer mit

<sup>351</sup> Fußnote Apelt: Der überlieferte Text bietet hier das schwer verständliche *si liceat*. Eine evidente Verbesserung ist noch nicht gefunden.

ruhigen Menschen in Gemeinschaft lebt, nicht nur gebessert wird, sondern auch keine Veranlassungen zum Zorn findet, also auch keine Gelegenheit, seine Anlage dazu zu üben. Daher muss er alle meiden, von denen er weiß, dass sie seine Zornsucht reizen würden.

„Wer sind denn diese Leute?“ fragst du. - Manche, die aus verschiedenen Gründen die gleiche Wirkung erzielen werden: Da wird dich ein Arroganter beleidigen durch seine Verachtung, ein Hämischer durch Verleumdung, ein Frechling durch Beleidigung, ein Neidischer durch seine Bosheit, ein Kampfhahn durch seine Streitlust, ein Windbeutel und Lügenbold durch seine Aufschneidereien; du wirst es dir nicht gefallen lassen müssen, von einem Argwöhnischen gefürchtet zu werden, einem Halsstarrigen dich zu fügen, von einem Wollüstling beiseite geschoben zu werden. Wähle dir redliche, gefällige und maßvolle Genossen, die deinen Zorn nicht reizen, wohl aber ertragen. Noch mehr Nutzen wirst du von nachsichtigen, freundlichen und liebenswürdigen Genossen haben, ohne dass es jedoch bis zur Schmeichelei kommt; denn zu viel Beifall ist dem Zornsüchtigen anstößig. Ich hatte einen braven Mann zum Freund, der aber zum Zorn neigte; ihm gegenüber musste man sich ebenso sehr vor Schmeichelei hüten wie vor Kritik. Der Redner Caelius<sup>352</sup> war bekanntlich sehr zornsüchtig. Mit diesem speiste, wie es heißt, auf seinem Zimmer ein ausgesucht nachsichtiger Klient; aber wer mit Caelius einmal in näherem Verkehr stand, für den war es kaum möglich, sich seiner Streitlust zu entziehen. Der Klient hielt es für das beste, zu jeder Äußerung ja zu sagen und die zweite Rolle zu spielen. Das wurde dem Caelius unerträglich und er rief dem Jasager die Worte zu: „So lass doch endlich einmal ein Wort des Widerspruchs hören, damit wir zwei sind.“ Aber obschon er darüber sich erzürnte, dass jener nicht zürnen wollte, so gab er sich doch bald zufrieden auch ohne Gegner. Wenn wir uns also unserer Zornsucht bewusst sind, so ist es ratsam, uns solche Genossen zu wählen, die sich unseren Mienen und Worten gern fügen;

<sup>352</sup> Fußnote Apelt: Coelius Rufus, ein Schüler des Cicero, von dem er später auch verteidigt wurde. Seine Briefe an Cicero sind noch erhalten, ebenso die Verteidigungsrede des Cicero (Coeliana).

sie werden uns zwar verzärteln und uns die üble Gewohnheit beibringen, nichts Unerwünschtes zu hören; doch wird es immerhin sein Gutes haben, einen uns anhaftenden Fehler gewissermaßen in Ruhestand versetzt zu haben, indem man ihm keine Gelegenheit gibt, sich zu äußern. Auch unerträgliche und gewalttätige Naturen sind der Schmeichelei zugänglich: Wer richtig zu streiten versteht, unter dessen Führung verschwindet alle Rauheit und finstere Strenge. Wenn ein Wortgefecht zu lang und zu grimmig wird, so breche man beizeiten ab, ehe man sich zu sehr hinein verbissen hat: Der Streit schöpft aus sich selbst immer neue Nahrung, und wer sich einmal zu tief darin eingelassen hat, der kommt nicht wieder los. Es ist leichter, sich des Streites ganz zu enthalten, als sich davon loszumachen.

9. Auch vor zu schweren geistigen Anstrengungen müssen sich Zornsüchtige hüten oder sie wenigstens nicht weiter treiben als ihre Spannkraft reicht; ihr Geist darf sich nicht auf zu vielerlei Dinge werfen, sondern muss sich an das schöngeistige Gebiet halten: Werke der Dichtkunst sollen besänftigend auf ihr Gemüt wirken und die Geschichte soll mit ihren wunderbaren Erzählungen ihren Geist fesseln, der eben einer weicheren und zarteren Behandlung bedürftig ist. Pythagoras beschwichtigte seine Gemütsregungen durch die Lyra. Wer aber weiß nicht, dass, wie einerseits Hörner und Trompeten Erregungsmittel sind, so andererseits gewisse Lieder Besänftigungsmittel zur Beruhigung des Geistes? Kranken Augen tut das Grüne wohl und geschwächte Sehkraft hält sich gern an gewisse Farben, während sie durch den Glanz anderer geblendet wird; so sind für kranke Gemüter aufheiternde wissenschaftliche Beschäftigungen ein Beruhigungsmittel. Dem Forum, der Advokatentätigkeit, den Gerichtshöfen müssen wir den Rücken wenden, sowie allem, was den Fehler nur ärger macht; ebenso müssen wir uns vor körperlicher Abspannung hüten, denn sie erstickt alle Milde und Sanftmut in uns und reißt uns zur Heftigkeit hin. Wer also einen schwachen Magen hat, der beschwichtigt, wenn er sich zur Erledigung besonders schwieriger Geschäfte aufmacht, seine Galle durch Speise; denn diese wird hauptsächlich durch Übermüdung erregt, sei es, weil sie die Wärme nach der Mitte hin drängt und dem Blute schadet und den Umlauf

desselben infolge des leidenden Zustandes der Adern hemmt, sei es, weil der geschwächte und ermattete Körper auf den Geist einen Druck ausübt. Wenigstens erklärt es sich daraus, dass die durch Krankheit oder die Last der Jahre Geschwächten mehr zum Zorn hinneigen. Hunger und Durst sind aus demselben Grund zu meiden: Sie verbittern das Gemüt und schüren das Feuer in ihm. Ein altes Sprichwort lautet: Der Ermüdete ist streitsüchtig. Ähnlich aber auch der Hungrige und Durstige, sowie jeder, den irgend etwas quält. Denn wie Geschwüre bei leiser Berührung, in der Folge aber auch schon bei dem Gedanken an Berührung schmerzen, so fühlt sich das angegriffene Gemüt durch die unbedeutendsten Kleinigkeiten beleidigt; bei manchen genügt schon ein Gruß, ein Brief, ein Wort, ein Fragen, um sie in Harnisch zu bringen: Was krank ist, lässt sich nicht berühren, ohne dass es zu Klagen führt.

10. Das Beste ist es daher, sobald man des Übels inne wird, Hand an die Heilung zu legen, ferner in seinen Reden sich so wenig als möglich gehen zu lassen und dem stürmischen Drang zu wehren. Es ist aber leicht, seinen Leidenschaften gleich bei ihrem ersten Entstehen auf die Spur zu kommen: Gewisse Vorboten kündigen die Krankheiten an. Wie dem Sturm und Regen gewisse ankündigende Zeichen vorausgehen, so gibt es für Zorn, Liebe und alle jene Stürme, die die Psyche aufwühlen, gewisse Vorzeichen. Leute, die an Epilepsie leiden, merken das Herannahen des Krankheitsanfalls schon im voraus, wenn die äußersten Teile des Körpers kalt werden, wenn es vor den Augen flimmert, wenn die Nerven zittern, wenn das Gedächtnis nachlässt und sie von Schwindel erfasst werden. Sie versuchen daher durch bekannte Heilmittel der einsetzenden Krankheit vorzubeugen und durch Einwirkungen auf Geruch und Geschmack die drohende geistige Umnachtung abzuwehren; oder sie wenden Wärmemittel an zur Bekämpfung des Frostes und der Erstarrung; versagt aber das Heilmittel, so halten sie sich vom Menschengedrange fern und kommen an menschenleerer Stelle zu Fall. Es lohnt sich, seine Krankheit zu kennen und ihrer Gewalt Einhalt zu tun, ehe sie sich freie Bahn verschafft. Was ist es denn, was uns am heftigsten aufregt? Sehen wir uns danach um! Den einen reizen Beschimpfungen durch

Worte, den anderen Beschimpfungen durch Taten; der eine ist stolz auf seine hohe Geburt, der andere auf seine Schönheit und will sie vor jeder Verletzung gewahrt wissen; der eine will für einen besonders feinen Kopf gelten, der andere für einen großen Gelehrten; der eine ist empfindlich gegen Stolz, der andere gegen Trotz; der eine hält Sklaven nicht für wert, sich ihretwegen zu erzürnen, der andere führt im Haus ein strenges Regiment, draußen zeigt er sich mild; der eine wittert Neid, wenn man ihn um etwas bittet, der andere Verachtung, wenn man ihn nicht bittet. Nicht alle sind von der gleichen Seite verwundbar. Daher gilt es, seine Schwächen zu kennen und ihnen nach Kräften vorzubeugen.

11. Es bringt keinen Vorteil, alles zu sehen, alles zu hören. Viele Beleidigungen lässt man lieber unbemerkt an sich vorüber gehen; die meisten Beleidigungen erleidet man nicht, weil man sie nicht kennt. Du willst nicht zornsüchtig sein? Gut, dann sei nicht neugierig. Wer allem nachgeht, was gegen ihn geredet wird, wer alles Boshafte, was auch nur im geheimen gegen ihn vorgebracht wird, ausforscht, der bringt sich selbst um alle Ruhe. Nicht selten ist es erst die Auslegung, die den Schein einer Beleidigung erweckt; daher muss man manches der Zeit überlassen, manches verlachen, manches verzeihen. Auf vielerlei Weise kann man die Macht des Zorns einschränken; meist tut man gut, die Sache von der lächerlichen Seite zu nehmen. Sokrates soll, als er einen Schlag ins Gesicht erhielt, nichts weiter gesagt haben als: Es ist doch zu beklagen, dass der Mensch nicht weiß, wann er mit einem Helm ausgehen muss. Nicht darauf kommt es an, wie eine Beleidigung zugefügt wird, sondern wie man sich mit ihr abfindet. Und warum sollte es auch so schwer fallen, sich zu mäßigen? Haben doch bekanntlich selbst Tyrannen trotz ihrer durch Glücksfügung und Willkür genährten Launenhaftigkeit die ihnen zur zweiten Natur gewordene Grausamkeit in Schranken gehalten. Wenigstens erzählt man von Pisistratus, dem Tyrannen von Athen, er habe, als beim Gastmahl ein Betrunkener sich sehr scharfe Äußerungen gegen seine Grausamkeit erlaubt habe und manche schon bereit waren mit ihren Fäusten für den Tyrannen einzuspringen, und der eine auf diese, der andere auf jene Weise schürte, sich in seiner Ruhe nicht stören lassen und den

Scharfmachern geantwortet, er zürne jenem nicht mehr, als wenn einer mit verbundenen Augen auf ihn losgegangen wäre.

12. Nicht wenige schaffen selbst den Grund zu Klagen, indem sie entweder falschen Verdacht hegen oder Kleinigkeiten aufbauschen. Oft kommt der Zorn zu uns, öfter wir zu ihm. Niemals sollte man ihn herbeirufen; und auch wenn er sich seinerseits zufällig einfindet, sollte man ihn abweisen. Keiner will selbst die Schuld auf sich nehmen, keiner sagt zu sich selbst: „Das, worüber ich zürne, habe ich wohl entweder selbst schon einmal getan oder war wenigstens fähig, es zu tun“; keiner bringt die Gesinnung des Handelnden, sondern nur die Handlung selbst in Rechnung; und doch hat der Betreffende allen Anspruch darauf, dass man prüfe, ob er es mit voller Absicht oder nur aus Zufall getan habe, ob aus Zwang oder aus Täuschung, ob aus Hass oder aus Gewinnsucht, ob er es nur sich oder einem anderen zuliebe getan habe. Auch das Alter des fehlenden Gegners kommt in Betracht, sowie seine gesellschaftliche Stellung, so dass es entweder edel oder wenigstens nicht<sup>353</sup> erniedrigend ist, etwas zu ertragen und es sich gefallen zu lassen. „Wir müssen uns in Gedanken an die Stelle desjenigen setzen, dem wir zürnen. Gemeinhin aber ist es die falsche Selbstschätzung, die uns zornig macht; und was wir selbst gern tun möchten, das wollen wir uns von anderen nicht gefallen lassen. Niemand will mit seiner Sache warten und doch ist das wirksamste Mittel gegen den Zorn der Aufschub, damit seine erste Hitze sich lindere und die Finsternis, die den Geist umhüllt, zurückweiche oder nicht mehr so dicht sei. Manches von dem, was dich jäh fortriss, wird eine einzige Stunde schon mildern, wie viel mehr also ein Tag; manches wird ganz verschwinden. Wenn der erbetene Beistand der Zeit nichts ausrichtet, so wird sich doch herausstellen, dass dabei nicht reiner Zorn vorliegt, sondern auch die Überlegung ein Wort mit gesprochen hat. Willst du dir über die wahre Beschaffenheit eines Dinges klar werden, so lass nur die Zeit walten: Im flüchtigen Vorüberströmen lässt sich nichts genau erkennen. Platon konnte einmal, als er seinem Sklaven zürnte, sich nicht Zeit lassen, sondern befahl ihm, sofort sein Gewand abzulegen und seinen Rücken den Schlägen

<sup>353</sup> Fußnote Apelt: So mit Madvig.

darzubieten, die er ihm mit eigener Hand verabfolgten wollte; als er sich aber klar darüber wurde, dass er zürne, hielt er seine bereits erhobene Hand in der Höhe zurück, fest gebannt in der Stellung eines, der im Begriff ist, zuzuhauen. Da trat zufällig ein Freund ein, der ihn fragte, was er vorhätte. Platon antwortete: „Ich vollziehe die Strafe an einem zornsüchtigen Menschen“.<sup>354</sup> Wie betäubt blieb er in der einem Weisen nicht wohl anstehenden Stellung stehen, der im Begriff ist seine Wut an einem anderen<sup>355</sup> auszulassen, ohne noch an den Sklaven zu denken; denn er hatte einen anderen gefunden, der die Züchtigung eher verdiente. Deshalb entsagte er der Gewalt über die Seinigen und sagte, als er über ein Vergehen in Aufregung geriet zu Speusippus: „Speusippus, bestrafe mir den Sklaven da mit Schlägen, denn ich bin in Zorn.“ Er konnte sich also nicht entschließen zuzuschlagen aus einem bestimmten Grund, dem Zorn, der einen anderen gerade zum Zuschlagen getrieben hätte. „Ich bin im Zorn“, sagte er, „werde also das Maß überschreiten und mir zu viel erlauben: Der Sklave hier soll nicht in die Gewalt dessen kommen, der sich selbst nicht in der Gewalt hat.“ Möchte jemand einem Zornigen die Rache überlassen sehen, wenn Platon sich selbst seines Herrenrechts begibt? Es sei dir nichts erlaubt, so lange du im Zorn bist. Warum? Weil du da willst, es solle dir alles erlaubt sein.

13. Kämpfe mit dir selbst! Bist du entschlossen, den Zorn zu überwinden, so kann er deiner nicht Herr werden. Es ist aber der Anfang des Sieges über ihn, wenn du ihn in der Verborgenheit zurückhältst und ihm keinen Ausweg lässt. Wir müssen die verräterischen Zeichen verwischen und ihn so viel wie möglich geheim und verborgen halten. Das wird uns Mühe genug machen, denn er will ausbrechen, will die Augen stechend machen und unser Antlitz verändern; und sobald man ihm dies gestattet, ist er Herr über uns. Er bleibe im innersten Winkel unserer Brust verschlossen und sei Untertan, nicht Herrscher. Ja, alle seine Kennzeichen müssen wir ins Gegenteil umkehren: unsere Miene sei milder, unsere Stimme sanfter, unser Gang langsamer;

<sup>354</sup> Fußnote Apelt: Nämlich an sich selbst, denn er ist hier der Zornsüchtige.

<sup>355</sup> Fußnote Apelt: Nämlich sich selbst.

mit der Zeit bildet sich mit dem Äußeren auch das Innere um. Bei Sokrates war es ein Zeichen des Zorns, wenn er die Stimme sinken ließ und nicht recht mit der Sprache herauswollte. Offenbar kämpfte er dann mit sich selbst. Er wurde also von seinen Vertrauten gleichsam auf frischer Tat ertappt und überführt; und der Vorwurf des verhaltenen Zorns war ihm gar nicht unwillkommen. Warum hätte er sich nicht darüber freuen sollen, dass viele um seinen Zorn wussten, niemand aber ihn zu fühlen bekam? Sie hätten ihn aber wohl zu fühlen bekommen, wenn er nicht seinen Freunden das Recht gegeben hätte, ihm den Kopf zu waschen, wie er sich das auch gegen sie herausnahm. Wie viel mehr Grund haben wir, es so zu halten! Bitten wir also gerade unsere besten Freund, gerade dann von ihrer Freiheit gegen uns den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, wenn wir am wenigsten fähig sind, es uns gefallen zu lassen; sie sollen zu unserem Zorn nicht ihre Zustimmung geben. Nein, wir müssen sie zu Hilfe rufen gegen ein mächtiges und unserer Neigung entgegenkommendes Übel, so lange wir bei Sinnen sind, so lange wir uns in der Gewalt haben.

Leute, die nicht trinkfest sind und fürchten, dass die Trunkenheit sie zu Torheiten und Unverschämtheiten verführen könnte, weisen die Ihrigen an, sie von der Tafel zu entfernen. Kränkliche Leute, die von ihrer Krankheit her ihre Maßlosigkeit kennen, verbieten bei einem weiteren Krankheitsanfall geradezu, dass man ihnen Gehorsam leiste. Am besten ist es, wenn man den Fehlern, die man kennt, mit Hemmungsmitteln vorbeugt und vor allem die Psyche in eine Verfassung bringt, dass sie auch bei der größten Erschütterung durch Unglücksschläge oder Überraschungen entweder überhaupt keinen Zorn empfindet, oder, wenn er aus Anlass einer schweren unerwarteten Beleidigung sich hervordrängt, ihn tief in das Innere zurückweist und ihren Schmerz nicht zu erkennen gibt. Dass dies möglich ist, wird sich zeigen, wenn ich aus einer gewaltigen Masse einige wenige Beispiele beibringe, aus denen man einerseits lernen kann, welche Fülle des Unheils der Zorn in sich schließt, wenn er die ganze Machtvollkommenheit allgewaltiger Herrscher sich dienstbar macht, andererseits, wie er sich selbst beherrschen kann, wenn eine ihm überlegene Furcht ihn niederhält.

14. Den König Cambyses, der den Wein übermäßig liebte, ermahnte Praxaspes, einer seiner nächsten Vertrauten, sich im Trinken zu mäßigen; Trunkenheit sei eine hässliche Sache für einen König, auf den aller Augen und Ohren gerichtet seien. Darauf erwiderte jener: „Um dir zu zeigen, dass ich mich nicht vergesse, will ich dir alsbald den Beweis geben, dass weder Auge noch Hand mir nach dem Weingenuss den Dienst versagen.“ Darauf trank er noch reichlicher als sonst und aus größeren Humpen, und schon voll des Weines und berauscht befahl er, der Sohn seines Tadlers solle über die Schwelle des Saales hinaustreten und sich da, die linke Hand über den Kopf gebogen, aufstellen. Dann spannte er den Bogen und durchbohrte das Herz des Jünglings; denn das hatte er für sein Ziel erklärt. Darauf ließ er die Brust öffnen, zeigte den im Herzen steckenden Pfeil, und nach dem Vater sich umwendend fragte er ihn, ob er noch eine hinreichend sichere Hand habe. Dieser aber beteuerte, selbst Apollo hätte nicht sicherer schießen können. Sei er dem Zorn der Götter preisgegeben, er, der elende Gesell, ein Sklave. Mehr noch der Gesinnung als dem Stande nach! Er machte sich zum Lobredner einer Tat, deren Zuschauer zu sein schon eine Unnatur war. Die auseinander gerissene Brust seines Sohnes und das unter der Wunde noch schlagende Herz erachtete er für eine passende Gelegenheit zu Schmeicheleien: In einen Wettkampf hätte er mit dem König eintreten sollen, einen zweiten Schuss hätte er fordern müssen, nämlich es ihm freistellen, an dem Vater selbst noch deutlicher die Sicherheit seiner Hand zu erweisen! Fluch dem blutdürstigen König, wert, dass aller Bogen gegen ihn gerichtet würden. Wir verfluchen ihn, der seine Gelage mit Mord und Leichen beschloss; aber fluchwürdiger ist doch das Lob des Schusses als der Schuss selbst. Es bleibe dahingestellt<sup>356</sup>, wie der Vater sich hätte benehmen müssen, als er an der Leiche des Sohnes stand unter dem Eindruck der Mordtat, deren Zeuge und Anlass er gewesen: Was aber unser eigentliches Thema anlangt, so liegt in diesem Vorfall der klare Beweis, dass der Zorn unterdrückt werden kann. Er hat den König nicht geschmäht, hat mit keinem Worte auch

<sup>356</sup> Fußnote Apelt: Das ist wohl hier *videbimus*, wie auch gleich im folgenden Kapitel (Kap. 15, 3).

nur angedeutet, dass er unglücklich sei, obschon er sein Herz nicht weniger als das seines Sohnes durchbohrt sah. Man kann sagen, er habe recht getan, seine Worte zu verschlucken; denn hätte er auch als Zornerfüllter geredet, so hätte er doch als Vater nichts ausrichten können. Man könnte wohl mit einigem Recht sagen, er habe sich in letzterem Falle klüger gezeigt als zu Anfang, wo er dem König Mäßigung im Trinken anempfahl, ihm, der besser tat, Wein statt Blut zu trinken; denn hätte seine Hand nur mit dem Becher zu tun gehabt, so wäre alles friedlich verlaufen. So aber reihte er sich der Zahl jener an, die durch schwere Schläge, die sie treffen, den Beweis dafür liefern, wie teuer den Freunden der Könige ihre guten Ratschläge zu stehen kommen.

15. Ich zweifle nicht, dass auch Harpagus<sup>357</sup> seinem und der Perser König so einen Rat erteilt habe, der ihn so ergrimmt, dass er ihm seine Söhne als Speise vorsetzte und immer wieder fragte, ob er mit der Zubereitung zufrieden wäre; als er schließlich sah, dass er vollauf gesättigt war von diesem höllischen Gericht, ließ er die Häupter seiner Söhne bringen und fragte ihn, wie er mit der Aufnahme zufrieden sei, die er hier gefunden. Dem Unglücklichen stockte die Zunge nicht, seine Lippen blieben nicht geschlossen: „Bei einem König“, sagte er, „ist jede Mahlzeit angenehm.“ Welchen Vorteil brachte ihm diese Schmeichelei? Dass ihm die Einladung zur Verzehrer der Überreste erspart wurde? Ich verwehre dem Vater nicht, die Tat seines Königs zu verurteilen, ich verwehre ihm nicht, nach einer Rache zu suchen, die einer so unerhörten Schandtat entspricht; aber ich entnehme doch für meinen Zweck daraus die Lehre, dass auch ein aus ungeheuerlichem Unglück erwachsender Zorn geheim gehalten werden könne und sich zu Worten bequeme, die

<sup>357</sup> Fußnote Apelt: Harpagus war vom medischen König Astyages beauftragt worden, den Kyros, seinen Enkel (Sohn seiner Tochter Mandane) umzubringen, weil ein Traum ihm Böses von diesem gekündet hatte. Harpagus übergab das Kind einem Hirten, der es rettete. Astyages rächte sich an Harpagus dadurch, dass er den Sohn desselben heimlich töten und ihm zur Mahlzeit vorsetzen ließ. Harpagus verbarg seinen Grimm, verband sich später mit Kyros und stürzte den König Astyages.

mit dem eigenen Inneren in Widerspruch stehen. Diese Zügelung des Schmerzes ist notwendig, besonders für Leute, die solche Stellungen bekleiden und zur königlichen Tafel zugezogen werden. So speist man dort, so trinkt man, so antwortet man, so lächelt man zu dem gewaltsamen Tod der Seinigen. Ob das Leben so viel wert ist, bleibe dahingestellt; es ist dies eine andere Frage. Wir wollen damit nicht Trostgründe geben für ein so trauriges Zuchthaus; wir wollen nicht dazu auffordern, die Blutbefehle der Henker hinzunehmen: wir weisen auf einen Weg hin, der aus jeder Sklaverei zur Freiheit führt. Ist die Psyche krank oder durch eigene Schuld unglücklich, so kann sie diesem Elend ein Ende machen zugleich mit sich selbst. Sowohl zu dem, der es mit einem König zu tun hat, der mit Pfeilen nach der Brust der Freunde schießt, wie zu dem, dessen Gebieter Väter mit den Eingeweiden ihrer Kinder sättigt, sage ich: „Was seufzt du, du Tor? Was wartest du, dass entweder irgend ein Feind durch Vernichtung deines Volkes dich befreit oder irgend ein mächtiger König aus der Ferne herbeieile? Sieh nur um dich, überall findet sich ein Ende für dein Leid. Siehst du jene steile Höhe? Dort führt ein Weg zur Freiheit. Siehst du dort das Meer, dort den Fluss, dort den Brunnen? Tief unten im Grunde sitzt die Freiheit. Siehst du jenen niedrigen, verdorrten, kümmerlichen Baum? Da hängt die Freiheit. Siehst du deine Kehle, deine Gurgel, dein Herz? Sie bieten dir Flucht aus der Knechtschaft. Sind es zu mühevollen Ausgänge, auf die ich damit hinweise, und fordern sie zu viel Mut und Kraft? Suchst du nach einem Weg zur Freiheit? Jede Ader an deinem Körper bietet ihn.

16. Solange uns aber nichts so unerträglich scheint, dass es uns aus dem Leben heraustriebe, müssen wir den Zorn unter allen Umständen zurückdrängen. Verderblich ist er den Untergebenen, denn jede Äußerung des Unwillens fördert nur das Marterwerk; man macht den Druck von oben um so härter und fühlbarer, je größeren Trotz man ihm entgegensetzt. So zieht das Wild die Schlingen durch sein Schütteln nur um so straffer an, so teilen die Vögel den Vogelleim, indem sie ihn zitternd abzuschütteln suchen, dem ganzen Gefieder mit. Kein Joch ist so eng anschließend, dass es nicht den Ziehenden weniger verletzt als den Widerstrebenden; es

gibt nur ein Erleichterungsmittel gegen den Druck schwersten Unglücks: Geduld und Fügsamkeit in das Unvermeidliche. Aber so nützlich auch schon für Untergebene die Zügelung ihrer Leidenschaften und vor allem des wilden und unbändigen Zorns ist, so trifft dies doch noch mehr auf die Herrscher zu. Alles ist dem Untergang geweiht, wo die Gunst des Glücks allen Launen des Zorns freien Lauf lässt; und es ist unmöglich, dass die Macht, die zum Schaden der überwiegenden Menge ausgeübt wird, langen Bestand habe; sie gerät in Gefahr, sobald die gemeinsame Furcht alle die einzelnen, die unter dem Joch seufzen, zur Einheit verbunden hat. Daher sind zahlreiche Herrscher bald von einzelnen ermordet worden, bald von der Masse niedergemetzelt worden, wenn das allgemeine Leid die Untertanen dazu brachte, ihren Zorn gemeinsam gegen den einen zu richten. Andererseits haben gar viele ihren Zorn schalten und walten lassen, als wäre er ein auszeichnendes Vorrecht der Krone, wie Darius, der zuerst, nachdem er die Herrschaft dem Magier entrissen, die Perser und einen großen Teil des Orients unter seine Herrschaft brachte. Als er den Scythen, seinen östlichen Grenznachbarn, den Krieg erklärt hatte, bat ihn Oeobazos, ein hochbetagter Ehrenmann, er möchte doch dem Vater zum Trost von den drei Söhnen den einen zurücklassen und sich für den Heeresdienst mit den beiden anderen begnügen. Da erklärte der König feierlich, er werde noch über das Erbetene hinausgehen, er werde sie ihm alle zurücklassen. Und was tat er: Vor den Augen des Vaters ließ er sie töten und warf sie ihm hin: Wäre er ja doch grausam gewesen, wenn er sie alle mitgenommen hätte. Aber wieviel gütiger war doch Xerxes! Als ihn Pythius bat, er möchte ihm von seinen fünf Söhnen doch einen vom Kriegsdienste freigeben, stellte er ihm die Wahl des Freizugehenden anheim; dann ließ er den Ausgewählten in zwei Stücke zerreißen und diese auf beide Seiten der Heerstraße legen als Sühneopfer für das Heer. Und so fand denn das Heer auch das Ende, das ihm gebührte: Besiegt und nach allen Richtungen hin zersprengt und allenthalben nicht als Tod und Verderben sehend, zog es mitten durch die Leichen der Seinigen dahin.

17. Solcher Unmenschlichkeit waren im Zorn Barbarenkönige fähig, sie, die jeglicher Bildung, jeglichen Sinnes für Wissenschaft

ledig waren. Nun sollst du aber auch hören vom Zögling des Aristoteles, von König Alexander: Tötete er doch seinen vertrautesten und mit ihm erzogenen Freund Clitus mit eigener Hand bei der Tafel, weil er ihm nicht genug schmeichelte und es zu wenig eilig hatte, sich aus einem Makedonier und freien Mann zu einem persischen Sklaven zu verwandeln. Ließ er doch auch den nicht weniger ihm vertrauten Lysimachos einem Löwen vorwerfen. Und war dieser Lysimachos, den ein glücklicher Zufall vor den Zähnen des Löwen bewahrt hatte, deshalb etwa milder, als er selber zur Herrschaft gelangt war? War er es doch, der seinen Freund, den Rhodier Telesphorus, über und über verstümmeln, ihm Ohren und Nase abschneiden ließ, um ihn dann wie ein neuartiges, noch nie gesehenes Wundertier in einem Käfig lange Zeit zu füttern; denn die Verstümmelung und Entstellung seines Gesichtes hatte ihn jeglicher Menschenähnlichkeit beraubt. Dazu kam noch der Hunger, der Schmutz und die Besudelung des Körpers, der seinem eigenen Unrat überlassen blieb; überdies die geschwellenen Knie und Hände, die er wegen der Enge des Raumes als Füße benutzen musste, während seine Seiten durch das fortwährende Anstoßen vereitert waren: So bot er den Zuschauern einen grässlichen und abschreckenden Anblick; und, durch seine Strafe einmal zum Ungeheuer geworden, musste er es erleben, dass sich allmählich auch das Mitleid mit ihm verlor. Aber so unähnlich auch er, der Gemartete, einem Menschen war, so war es doch der Täter noch viel mehr.

18. Möchten doch die Beispiele für solche Unmenschlichkeit sich auf fremde Völker beschränken; möchte doch nicht mit anderen aus der Fremde eingeschleppten Lastern auch die Barbarei der Todesquälereien und der Wutausbrüche den Römern zur Gewohnheit geworden sein! Dem Marcus Marius<sup>358</sup>, dem das Volk in jeder Straße Statuen errichtet und Weihrauch und Wein gespendet hatte, ließ Sulla die Beine brechen, die Augen ausreißen, die Zunge ausschneiden, die Hände abhauen. So ließ er ihn gliedweise zerfleischen, als ob er ihn

<sup>358</sup> Fußnote Apelt: Marcus Marius Gratidianus war von dem Bruder des berühmten C. Marius adoptiert worden und hatte sich als Prätor beim Volk sehr beliebt gemacht.

ebenso oft töten würde als er ihn verwundete. Wer war der Vollstrecker dieses Befehls? Wer anderes als Catilina, der sich schon damals auf jede Greuelthat einübte. Dieser riss ihn in Stücke vor dem Grabmal des Quintus Catulus, eine schwere Beschimpfung für die Asche dieses mildherzigen Mannes: Da musste jetzt tropfenweise ein Mann sein Blut lassen, der zwar kein Mustermensch war, aber doch volksfreundlich und, wenn auch über Verdienst, so doch nicht mit Unrecht geliebt. Marius verdiente dies zu erleiden, Sulla diesen Befehl zu geben, Catilina ihn zu vollstrecken; aber das Gemeinwesen verdiente es nicht, zugleich die Schwerter seiner Feinde und seiner Retter an sich verspüren zu müssen. Doch wozu auf längst vergangene Zeiten den suchenden Blick richten? Es ist noch nicht lange her, dass Gaius Caesar [Caligula] den Sextus Papinius, dessen Vater Konsular war, den Batitianus Bassus, seinen Quästor, Sohn seines Prokurators, mit noch anderen Senatoren und römischen Rittern an einem Tag auspeitschen und foltern ließ, nicht etwa zum Zweck der gerichtlichen Untersuchung, sondern weil es ihm Spaß machte. Er konnte sich so wenig beherrschen, ein Vergnügen, nach welchem seine ungeheure Grausamkeit ein augenblicklich zu erfüllendes Verlangen trug, hinauszuschieben, dass er in der Allee der Gärten seiner Mutter, die den Säulengang vom Gestade trennt, in Gesellschaft von Matronen und Senatoren auf und ab wandelnd, einige von jenen Unglücklichen bei Lampenlicht enthaupten ließ. Was drängte denn so? Welche persönliche oder öffentliche Gefahr war denn im Verlauf der einen Nacht im Anzug? Was hätte es denn ausgemacht, wenigstens den Tagesanbruch abzuwarten, um nicht in Pantoffeln dem Schauspiel der Hinrichtung von Senatoren des römischen Volkes beizuwohnen!

19. Die Sache erfordert es, auf seine übermütige Grausamkeit noch einen weiteren Blick zu werfen, obschon es manchem so vorkommen könnte, als verfehlte ich den rechten Weg und geriete in die Irre. Aber gerade diese Ausführung wird ein Licht werfen auf den Zorn, der in seiner Wut alles Maß überschreitet. Er hatte die Senatoren mit Peitschenhieben bearbeiten lassen: Er selbst brachte es dahin, dass man sagen konnte: „Das ist nichts Ungewöhnliches.“ Er hatte sie alle Qualen ausstehen lassen, die entsetzlichsten, die

es überhaupt gibt, mit Stricken, Zwangsjacken<sup>359</sup>, Folterpferd, Feuer und mit seinem Anblick. Hier wird man die Antwort zu hören bekommen: „Was will denn das sagen, wenn er drei Senatoren wie nichtswürdige Sklaven unter Schlägen und bei Flammenschein umbringen ließ, er, der daran dachte, den ganzen Senat niederzumetzeln, der den Wunsch äußerte, das ganze römische Volk möchte einen einzigen Hals haben, damit er seine auf so viele Orte und Zeiten verteilten Henkertaten mit einem Schlag und an einem Tag insgesamt abtun könnte.“ Was ist so unerhört, als eine Hinrichtung bei Nacht? Raubtaten pflegt man im Dunkel der Nacht zu verbergen; aber Strafvollzug nützt als abschreckendes Beispiel und als Mittel zur Besserung um so mehr, je mehr er zu allgemeiner Kenntnis kommt. Auch hier höre ich schon die Erwiderung: „Was wunderst du dich so sehr? Das ist ja für dieses Raubtier nichts weiter als tägliche Gewohnheit; dafür lebt es, dafür wacht es, das ist sein Tun und Treiben bei Nacht“. Nun, es wird sicher kein Zweiter sich finden, der den Befehl gibt, allen denen, die er bestrafen lässt, mit einem eingezwängten Schwamm den Mund zu stopfen, um ihnen die Möglichkeit zu nehmen, noch ein Wort laut werden zu lassen. Wo hat man jemals einem zum Tode Bestimmten einen letzten Seufzer unmöglich gemacht? Es war ihm bange bei dem Gedanken, der letzte Schmerz würde sich in einem freieren Wort äußern, er würde etwas Unerwünschtes zu hören bekommen; war er sich doch unzähliger Schandtaten bewusst, die niemand sonst ihm vorzuwerfen wagen würde als ein dem Tode Geweihter. Waren einmal keine Schwämme zur Stelle, so ließ er die Kleider der Unglücklichen zerreißen und ihnen die Lappen in den Mund stopfen. Welch unerhörte Grausamkeit! Es muss doch erlaubt sein, den letzten Atemzug ausströmen zu lassen; der scheidende Lebenshauch will doch seinen Ausweg haben und sich nicht zwingen lassen nur durch eine Wunde zu entweichen. Es bedarf keiner näheren Ausführung darüber, dass er auch die Väter der Hingerichteten in derselben Nacht durch damit beauftragte Zenturionen in ihren Wohnungen umbringen ließ; das will soviel sagen als: Der Mitleidige wollte ihnen die Trauer ersparen. Es gilt mir hier ja nicht, des

<sup>359</sup> Fußnote Apelt: Das war wohl hier die Talaria.

Gaius Wut zu schildern, sondern die Wut des Zorns: dieser rast nicht nur gegen einzelne Menschen, sondern zerfleischt ganze Völker, ja verschont nicht einmal Städte und Flüsse und Dinge, die jeder Schmerzempfindung enthoben sind.

20. So ließ der Perserkönig<sup>360</sup> einem ganzen Volk in Syrien die Nasen abschneiden, woher der Ort Rhinocolura (Nasenstutz) seinen Namen hat. Verfuhr er etwa schonungsvoll, weil er ihnen nicht die Köpfe abschlagen ließ? Nein, diese neu erfundene Strafmethode machte ihm Spaß. Etwas Ähnliches hätten auch jene Äthiopier erleben können, die wegen ihrer langen Lebensdauer Makrobier [Langlebige] genannt werden. Diese nämlich hatten nicht in unterwürfigem Gehorsam das Joch der Sklaverei auf sich genommen, hatten vielmehr seinen Gesandten freimütige Antworten erteilt, in denen die Könige nichts anderes als Beschimpfungen sahen. Deshalb brauste Cambyses gegen sie in hellem Zorn auf und rückte, ohne für Zufuhr gesorgt, ohne die Wege erkundet zu haben, durch unzugängliche, glühende Sandwüsten mit seiner gesamten Heeresmasse nebst allem Tross gegen sie vor. Schon gleich bei Beginn fehlte es am Nötigen und das unfruchtbare, unbebaute und von keinem menschlichen Fuß betretene Gelände bot nicht die geringste Hilfe in der Not. Anfangs suchten sie den Hunger zu stillen durch zartes Laub und durch Baumsprossen, dann mit künstlich erweichter Baumrinde und was sonst die Not zur Nahrung erfinden ließ. Als aber die Sandwüsten auch keine Wurzeln und Kräuter mehr boten und die Einöde auch keine Tiere mehr sehen ließ, wählten sie immer durchs Los den zehnten Mann aus zur Nahrung, die grässlicher war als der Hunger. Immer aber noch trieb der Zorn den König stur weiter, mochte auch sein Heer teilweise zugrunde gegangen sein, teilweise sich selber zur Nahrung gedient haben, bis ihn endlich die Angst ergriff bei dem Gedanken, dass das Los auch ihn treffen könne: Da endlich gab er das

<sup>360</sup> Fußnote Apelt: Was hier dem Perserkönig (Cambyses) beigelegt wird, berichten Diodor und Plinius von Altisanes, dem König von Äthiopien, der nach der Eroberung Ägyptens den eingefangenen Straßenräubern die Nasen abschneiden ließ und ihnen einen Wohnort anweisen ließ, der fortan Rhinosura (Nasenstutz) hieß.

Zeichen zum Rückzug. Und bei alle dem wurde ihm noch das edle Geflügel behütet und das Gerät für seine Mahlzeiten auf Kamelen nachgeführt, während seine Soldaten darüber das Los warfen, wer von ihnen elend umkommen oder noch elender leben sollte.

21. Dieser König glühte von Zorn gegen ein unbekanntes und unschuldiges Volk, das aber doch der Empfindung dafür fähig war; Cyrus dagegen zürnte einem Fluss. Denn als er, um Babylon zu belagern, eiligst in den Krieg zog, bei dem doch alles auf die Benutzung günstiger Umstände ankommt, versuchte er, über den breit strömenden Fluss Gyades<sup>361</sup> an einer seichten Stelle überzusetzen, ein gewagtes Unternehmen, auch wenn der Sommer seinen Einfluss geltend macht und den Fluss auf den niedrigsten Wasserstand bringt. Hier wurde eines von den weißen Pferden, die den Wagen des Königs zu ziehen pflegten, von den Fluten fortgerissen, was den König in starke Aufregung versetzte. Er schwur, er werde den Fluss, der sich an dem königlichen Geleit verging, dahin bringen, dass er auch von Frauen betreten und überschritten werden könne. Er ließ denn all sein Kriegsgerät dahin schaffen und ließ nicht eher mit der Arbeit locker, als bis er das Bett beiderseits auf je 180 Kanäle verteilt<sup>362</sup> und trocken gelegt hatte, indem das Wasser über das ganze Gelände hin in 360 Wasserrinnen geleitet wurde. So führte er, statt mit dem Feind, dem der Krieg angekündigt worden war, mit dem Fluss Krieg; und darüber ging nicht nur die Zeit verloren, ein großer Verlust bei großen Unternehmungen, sondern auch der Kriegseifer der Soldaten sowie die Gelegenheit, die noch ungerüsteten Feinde mit dem Angriff zu überraschen.

Solch ein Wahnsinn - wie könnte ich es anders nennen - befahl auch die Römer. Gaius Caesar [Caligula] ließ ein herrliches Landhaus in der Gegend von Herkulaneum zerstören, weil seine Mutter einst darin in Hausarrest gehalten worden war; er machte es dadurch berühmt; denn so lange es stand, fuhr man ruhig mit dem Schiff an ihm vorüber, jetzt fragt jeder nach der Ursache der Zerstörung.

22. Doch man hat seine Aufmerksamkeit nicht nur auf die Beispiele zu richten, die vor

Fehlern warnen, sondern auch auf die gegenteiligen, welche zur Nachfolge auffordern, auf Beispiele von Mäßigung und Milde seitens solcher, denen es weder an Grund zum Zorn fehlte noch an der Macht zur Rache.

Was wäre z. B. dem Antigonus leichter gewesen, als zwei gemeine Soldaten hinrichten zu lassen, die am Zelt des Königs, wo sie ruhten, taten, was Menschen trotz aller damit verbundenen Gefahr so gern tun, nämlich sich über ihren König abfällig zu äußern? Antigonus hatte alles gehört, denn es war zwischen den Redenden und ihm nur ein Vorhang, welchen jener ein wenig zur Seite schob mit den Worten: „Macht euch weg von hier, sonst hört euch der König.“ Eben derselbe hörte eines Nachts, wie einige seiner Soldaten alles Unheil auf den König herab fluchten, weil er sie hierher in diesen undurchdringlichen Morast geführt hatte. Als bald gesellte er sich als Helfer denen zu, die am schwersten zu leiden hatten. Als er ihnen heraus geholfen hatte, ohne dass sie über seine Person Bescheid wussten, sagte er: „Nun flucht auf den Antigonus, durch dessen Schuld ihr in diese Not geraten seid; den aber lobt, der euch aus diesem Schlund heraus geholfen hat.“ Auch von seinen Feinden nahm er Schmähungen mit derselben Milde auf wie von seinen Mitbürgern. Als z. B. Griechen in einem kleinen Kastell von ihm belagert wurden und im Vertrauen auf die Lage des Ortes voll Verachtung gegen den Feind sich mancherlei Scherze erlaubten über des Antigonus ungünstiges Äußere, indem sie sich bald über seine kleine Statur, bald über seine eingedrückte Nase lustig machten, rief er: „Das freut mich und lässt mich Gutes hoffen, wenn ich in meinem Lager einen Silen habe.“ Als er dann diese Witzbolde durch Hunger in seine Gewalt gebracht hatte, verfuhr er mit den Gefangenen so, dass er die Kriegstauglichen auf seine Kohorten verteilte, die übrigen aber als Sklaven verkaufen ließ; und auch dies, sagte er, würde er nicht getan haben, wenn es nicht denen zuträglich wäre einen Herren zu haben, die ein so loses Maul hätten.

23. Dieses Mannes Enkel war Alexander<sup>363</sup>, der seine Lanze gegen seine Tischgenossen schleuderte, der von zwei

<sup>361</sup> Fußnote Apelt: Vgl. Herodot, I, 189.

<sup>362</sup> Fußnote Apelt: Zur Bewässerung des umliegenden Geländes.

<sup>363</sup> Fußnote Apelt: Ein Irrtum Senecas, der Großvater Alexanders war nicht Antigonos, sondern Amyntus.

Freunden, wie kurz vorher berichtet, den einen einem Löwen hinwarf, den anderen seinem Grimm selbst zum Opfer brachte. [Von diesen beiden blieb jedoch der dem Löwen Hingeworfene am Leben<sup>364</sup>]. Dies Laster war also kein Erbteil von Seiten seines Großvaters, ja nicht einmal von Seiten seines Vaters. Denn wenn Philippus überhaupt eine Tugend besaß, so war es die Duldsamkeit gegen Schmähungen, ein mächtiges Mittel zur Stütze der Herrschaft. Unter anderen athen ischen Gesandten war auch Demochares zu ihm gekommen, der wegen seiner vorlauten und frechen Zunge Parrhesiastes [der Freimütige] genannt wurde. Philippus hörte die Gesandtschaft gnädig an; dann sagte er: „Sagt mir, ob ich den Athenern irgend welchen Gefallen erweisen kann.“ Als bald gab Demochares die Antwort und sagte: „Dich aufhängen.“ Die Umstehenden waren empört über eine so unglaublich unhöfliche Antwort, deren herausfordernder Ton danach angetan war, allgemeines Erstaunen hervorzurufen. Philippus aber verwies sie zur Ruhe und entließ Thersites, ohne ihm ein Haar zu krümmen. „Ihr aber,“ sagte er, „ihr übrigen Gesandten, sagt den Athenern, dass, wer dergleichen Reden im Mund führe, viel stolzer ist als der, welcher ohne Rache sie anhört.“

Auch Kaiser Augustus hat durch Wort und Tat vielfach in denkwürdiger Weise zu erkennen gegeben, dass er den Zorn nicht über sich hat Herr werden lassen. Der Geschichtsschreiber Timagenes<sup>365</sup> hatte sich gegen ihn sowie auch gegen seine Gattin und sein ganzes Haus gewisse Äußerungen erlaubt. Seine Worte waren nicht verloren gegangen, denn leichtfertige Witzelei findet leicht Anklang und haftet im Mund der Leute. Oft warnte ihn der Kaiser, er sollte seine Zunge zügeln, doch ließ er sich nicht abbringen und daher verbot ihm der Kaiser den Hof. In seinen späteren Jahren lebte dann Timagenes im Haus des Asinius Pollio und in der ganzen Stadt riss man sich um ihn: Der Ausschluss vom Kaiserhof verschloss ihm keine andere Tür. Die geschichtlichen Arbeiten, die er später

verfasste, las er öffentlich vor; die Bücher, in denen er die Taten des Kaisers Augustus schildert, warf er ins Feuer und verbrannte sie. Mit dem Kaiser lebte er in Feindschaft, doch niemand fürchtete seine Freundschaft; man ging ihm nicht aus dem Weg wie einem vom Blitz Getroffenen; ja, es gab einen, der den so tief Gefallenen ganz in sein Herz schloss. Der Kaiser, wie gesagt, ließ sich das ruhig gefallen, selbst dadurch nicht gereizt, dass er durch seine Schriften seinem Ruhm und seinen Taten zu nahe getreten war. Niemals beklagte er sich bei dem Wirt und Freund seines Gegners. Nur einmal sagte er zu Asinius Pollio: „Du hältst dir eine Bestie.“ Dieser machte Anstalt, sich zu entschuldigen; doch der Kaiser sagte abwehrend: „Lass ihn dir lieb sein, mein Pollio, lass ihn dir lieb sein!“ Und als Pollio sagte: „Wenn du befehlst, mein Kaiser, so werde ich ihm auf der Stelle mein Haus verbieten“, erwiderte Augustus: „Glaubst du, ich würde einen solchen Befehl geben, da ich euch wieder miteinander versöhnt habe?“ Pollio war nämlich früher einmal auf Timagenes erzürnt gewesen und hatte keinen anderen Grund gehabt, von diesem Zorn abzulassen, als weil der Kaiser seinerseits dem Timagenes zu zürnen begonnen hatte.

24. Mag sich denn jeder, so oft er gereizt wird, sagen: Bin ich denn mächtiger als Philippus? Er ließ sich doch, ohne Rache zu nehmen, beleidigen. Bin ich denn in meinem Haus ein mächtigerer Herr als es Augustus war, der über den ganzen Erdkreis<sup>366</sup> herrschte? Er begnügte sich damit, die Gesellschaft seines Verleumders zu meiden. Warum sollte ich meines Sklaven allzu deutliche Antwort, oder seine trotzig Miene, oder sein unverständliches Murmeln mit Peitschenhieben und Fesseln strafen? Wer bin ich, dass es ein Verbrechen wäre, meinem Ohr weh zu tun? Viele haben ihren Feinden verziehen und ich sollte nicht verzeihen, wenn Leute faul, nachlässig oder geschwätzig sind? Einen Knaben entschuldigt sein Alter, eine Frau ihr Geschlecht, einen Fremden seine Freiheit, einen Hausgenossen

<sup>364</sup> Fußnote Apelt: Ein offensichtliches Einschiebsel [des Kopisten].

<sup>365</sup> Fußnote Apelt: Näheres über ihn teilt der ältere Seneca mit in seinen Kontroversen X 5, 22 (ed. Kießling).

<sup>366</sup> Fußnote Hrsg.: Die Bezeichnung „Erdkreis“ als Herrschaftsgebiet der Römischen Kaiser ist natürlich eine grandiose Übertreibung. Es war durchaus bekannt, dass es weit entfernte Ländereien gab wie Indien, mit denen die Römer sogar Handel trieben.

seine Vertraulichkeit. Jetzt beleidigt er uns zum ersten Mal: Bedenken wir doch, wie lange wir unser Wohlgefallen an ihm gehabt haben. Er hat uns auch sonst schon oft beleidigt: Gut denn, tragen wir, was wir schon lange getragen. Es ist unser Freund: Nun gut, er hat wider seinen Willen gehandelt. Es ist unser Feind: Nun gut, er tat, was er nicht lassen konnte. Wir tun gut, einem Klügeren nachzugeben, mit einem Toren nicht zu streng ins Gericht zu gehen; und zu allem anderen müssen wir uns sagen, auch die weisesten Männer waren vor Fehlgriffen nicht sicher, niemand ist so umsichtig, dass seine Wachsamkeit nicht zuweilen versagt, niemand so sicher, dass nicht ein zufälliger Umstand seinen Ernst zu einem hitzigeren Vorgehen verleiten könnte, niemand so ängstlich gegen Verstöße, dass er nicht unversehens einen begeht, gerade indem er ihn vermeiden will.

25. Ein schwaches Gemüt findet im Unglück Trost darin, dass auch das Glück großer Männer ins Schwanken gerät; und derjenige beweint seinen Sohn im stillen Winkel mit größerer Fassung, der gesehen hat, dass auch aus Königspalästen schmerzlich beweinte Tote zu Grabe getragen werden; so erträgt denn auch derjenige eine ihm widerfahrene Beleidigung oder verächtliche Behandlung mit größerem Gleichmut, der daran denkt, dass es keine noch so große Macht gibt, die nicht der Beleidigung ausgesetzt wäre. Wenn auch die Verständigsten Fehler begehen, wessen Irrtum wäre dann nicht entschuldbar? Blicken wir doch zurück auf unser eigenes Leben: Wie oft sind wir in unserer Jugend lässig gewesen in der Pflichterfüllung, wie oft unbescheiden im Gespräch, maßlos beim Wein. Ist einer zornig, so müssen wir ihm Zeit lassen, sich darauf zu besinnen, was er getan hat: Er wird es an Selbstvorwürfen nicht fehlen lassen. Mag er uns schließlich auch die Strafe schuldig bleiben; wir haben keinen Grund, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Darüber kann kein Zweifel sein: Wer auf Beleidiger verächtlich herabblickt, der erhebt sich über den großen Haufen und steht auf einer höheren Warte. Der wahren Größe ist es eigen, sich von Beleidigungen nicht getroffen zu fühlen. So blickt ein großes Tier gelassen auf die kläffenden Hunde, so schlägt der Wogenschwall vergeblich an die gewaltige Klippe. Wer nicht in Zorn gerät, bleibt

unerschüttert bei Beleidigung; wer zornig wird, verliert die Ruhe. Er aber, den ich eben als erhaben über jedes Ungemach hingestellt habe, hält das höchste Gut gleichsam fest umschlossen in den Armen und wendet sich nicht nur gegen Menschen, sondern gegen das Schicksal selbst mit den Worten: Mache, was du willst, du bist doch nicht mächtig genug, meine heitere Stimmung zu trüben. Das verbietet die Vernunft, deren Herrschaft ich mein Leben unterstellt habe. Mehr Schaden werde ich vom Zorn haben als von der mir zugefügten Beleidigung. Unbedingt. Denn diese hat ihr bestimmtes Maß; wohin aber der Zorn mich führen würde, das bleibt ungewiss.

26. Du sagst: „Ich kann es mir nicht gefallen lassen; es erdrückt mich, wenn ich eine Beleidigung über mich ergehen lassen soll.“ - Du schlägst der Wahrheit ins Gesicht: Wer den Zorn ertragen kann, der kann auch eine Beleidigung ertragen. Und im Grunde läuft doch dein Verhalten darauf hinaus, dass du zur Beleidigung auch noch den Zorn auf dich nehmen musst. Wie kommt es denn, dass du dir das Ungestüm eines Kranken und die Reden eines Wahnsinnigen und die Ungezogenheiten von Knaben gefallen lässt? Doch wohl, weil du der Meinung bist, sie wissen nicht, was sie tun. Was liegt denn daran, wodurch der Unverstand verschuldet ist? Unverstand liegt überall zugrunde und dient zur Entschuldigung. „Wie“, sagst du, „soll es ihm straflos durchgehen?“ - Auch angenommen, du selbst wünschtest es so, es wird doch anders kommen. Denn die größte Strafe für begangenes Unrecht ist, es getan zu haben, und keiner wird schwerer bestraft, als wer der Marter der Reue verfällt.

Ferner muss man auch auf die Natur des Menschenlebens Rücksicht nehmen, um über alle Vorfälle richtig zu urteilen; ein ungerechter Richter darüber ist der, welcher den einzelnen zum Vorwurf macht, was allgemeiner Fehler ist. Die Hautfarbe der Äthiopier ist unter ihnen selbst nichts Auffälliges, und bei den Germanen ist das rötliche und in einen Knoten zusammengebundene Haar nichts einem Mann Ungebührliches: Was dem ganzen Volk gemeinsam ist, das kann man bei dem einzelnen nicht auffallend oder entstellend finden. Die hier genannten Erscheinungen finden ihre Erklärung und Entschuldigung in der Gewohnheit einer einzelnen Gegend, eines einzelnen Landes. Nun frage dich, wie viel

mehr Nachsicht da am Platze ist, wo es sich um Dinge handelt, die dem ganzen Menschengeschlecht gemein sind. Wir alle sind unbesonnen und unvorsichtig, wir alle sind unzuverlässig, unzufrieden, ehrgeizig - doch wozu mit gemäßigten Worten den allgemeinen Schandfleck verdecken? - wir alle sind fehlerhaft. Was also an anderen getadelt wird, das findet ein jeder im eigenen Busen. Warum hältst du dich über die Blässe des einen, über die Magerkeit des anderen auf? Herrscht doch die Pest im Lande! Seien wir also verträglicher miteinander: wir leben als Böse unter Bösen. Ich wüsste nichts, was uns Ruhe bringen könnte, als eine Übereinkunft über gegenseitige Nachsicht, „Jener hat mir bereits Schaden getan, ich ihm noch nicht.“ - Aber vielleicht hast du doch schon einen anderen beleidigt oder wirst ihn beleidigen. Achte nicht nur auf diese Stunde oder auf diesen Tag, gib dir Rechenschaft über die ganze Verfassung deiner Psyche! Auch wenn du nichts Böses getan hast, du kannst es doch tun.

27. Wie viel besser ist es, eine Beleidigung zu verschmerzen, als sich zu rächen! Die Rache nimmt viel Zeit weg, fordert viele weitere Beleidigungen heraus, während sie sich nicht beruhigen kann über die eine; der Zorn dauert bei uns allen länger als die Verletzung. Wie viel besser ist es, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und nicht Fehler gegen Fehler kämpfen zu lassen; denn wer, meint man, würde wohl recht bei Sinnen sein, der einem ausschlagenden Maultier wieder mit Ausschlagen entgegentreten oder einen beißenden Hund wieder beißen wollte? „Diese wissen ja doch nicht, dass sie Unrecht tun“, sagst du. Indes erstens: Wie ungerecht ist doch ein Mensch, in dessen Augen gerade der Umstand, dass man ein Mensch ist<sup>367</sup>, ein Hindernis bildet für Erlangung der Verzeihung. Sodann, wenn die übrigen Geschöpfe dadurch gegen deinen Zorn gesichert sind, dass ihnen die Überlegung abgeht, so muss jeder so eingeschätzt werden, der der Überlegung nicht fähig ist. Denn was kommt denn darauf an, dass er in anderen Beziehungen den Tieren unähnlich ist, wenn er in diesem Punkt, der für alle Tiere ein

<sup>367</sup> Fußnote Apelt: Der Umstand, „dass man ein Mensch ist“, mit anderen Worten: der Umstand, dass man bewusst ein Unrecht tut.

Entschuldigungsgrund ihrer Fehler ist, mit ihnen übereinstimmt, nämlich in der geistigen Blindheit? Er hat einen Fehler gemacht. Ist es das erste Mal? Ist es das letzte Mal, traue ihm nicht, auch wenn er sagt: „Ich werde es nicht wieder tun.“ Er wird fehlen und andere gegen ihn; unser ganzes Leben wird eine Kette von Verirrungen sein. Das Unsanfte muss mit sanfter Hand angefasst werden. Was man bei der Trauer mit bestem Erfolg zu sagen pflegt, das wird sich auch beim Zorn sagen lassen: Wirst du wohl einmal aufhören oder nie. Wenn überhaupt, ist es dann nicht besser vom Zorn zu lassen als zu warten, bis der Zorn dich verlässt? Oder soll diese Erregung ewig in dir bleiben? Hast du keine Augen, um zu sehen, was für ein friedloses Dasein du dir damit in Aussicht stellst? Denn wie wird es mit dem Zorn stehen, wenn du immer gleich aufbraust? Dazu lass dir folgendes gesagt sein: Wenn du in guter Absicht dich selbst in Erregung versetzt und ab und zu die veranlassenden Umstände wieder herbeiführst, durch die du aufgereizt wirst, dann wird der Zorn von selbst weichen und mit der Zeit seine Kraft verlieren. Wieviel besser ist es, er wird von dir bezwungen als von sich selbst.

28. Du zürnst bald dem, bald jenem; den Sklaven, dann den Freigelassenen; den Eltern, dann den Kindern; Bekannten, dann Unbekannten; an Gründen fehlt es nie, wenn nicht das Herz als Fürsprecher eintritt. Von hier reißt dich die Wut dorthin, von dort wieder anderswohin, immer stellen sich neue Reizungen ein; und so geht es mit der Wahnsinn ohne Ende fort. Du Narr, wann soll es einmal zur Liebe kommen? Die wertvolle Zeit, die du auf eine so erbärmliche Sache verschwendest! Wieviel besser wäre es doch gewesen, dir statt dessen Leute zu Freunden zu machen, Feinde milder zu stimmen, ein Staatsamt zu verwalten, für dein Hauswesen tätig zu sein, als eifrig auszuspähen, was du einem anderen Böses tun kannst, wie du seinem Ansehen, seinem Vermögen, seiner Person Schaden zufügen kannst, ein Vorhaben, das sich nicht durchführen lässt ohne Kampf und Gefahr, magst du es auch mit einem Schwächeren zu tun haben! Mag er dir gefesselt überliefert werden, mag er ganz deiner Willkür preisgegeben sein und sich alles gefallen lassen müssen: Oft hat die übertriebene Gewaltsamkeit dem Schlagenden ein Gelenk verrenkt oder eine Sehne an eben den Zähnen, die er

eingeschlagen hatte, zerrissen. Manche hat die Zornsucht zu Krüppeln gemacht, manche hat sie entkräftet, auch wenn ihnen kein Widerstand geboten wurde. Dazu bedenke, dass von Natur nichts so schwach ist, dass es ohne Gefahr für den Zerstörungssüchtigen zugrunde ginge; auch Schwache macht hier der Schmerz, dort ein Zufall auch den Stärksten gleich. Und ist das meiste, was uns in Zorn versetzt, nicht derart, dass es uns wohl kränkt, aber uns nicht verletzt? Es ist doch ein großer Unterschied, ob sich einer meinem Willen tätlich widersetzt oder sich ihm nur entzieht, ob er mir etwas nimmt oder nicht gibt. Allein uns gilt es als gleich, ob man uns etwas wegnimmt oder uns etwas versagt, ob man uns die Hoffnung völlig abschneidet oder die Sache nur hinausschiebt, ob man gegen uns oder nur zu seiner Verteidigung handelt, ob aus Liebe zu einem anderen oder aus Hass gegen uns. Es gibt aber auch Fälle, wo der andere nicht nur gerechten, sondern auch ehrenwerten Grund hat, gegen uns aufzutreten: Der eine nimmt seinen Vater in Schutz, der andere seinen Bruder, der eine sein Vaterland, der andere seinen Freund. Gleichwohl verzeihen wir ihnen nicht, wenn sie tun, was sie nicht unterlassen konnten, ohne sich unsere Missbilligung zuzuziehen; ja, kaum zu glauben, oft haben wir Hochachtung vor einer Tat und Missachtung gegen den Täter. Doch wahrhaftig, ein großer und gerechter Mann blickt gerade auf den tapfersten unter seinen Feinden und auf den hartnäckigsten Verteidiger der Freiheit und Wohlfahrt seines Vaterlandes mit größter Hochachtung hin und wünscht sich solche Mitbürger, solche Soldaten.

29. Es ist unwürdig, einen zu hassen, dem man Lob schuldet; wieviel unwürdiger aber ist es noch, einen zu hassen aus einem Grund, der ihn vielmehr unserem Mitleid empfehlen sollte. Man nehme z. B. an, ein Gefangener, der, ehe er sich versah, das Sklavenjoch auf sich nehmen musste, kann sich nicht gleich der Freiheit völlig entwöhnen; er zeigt wenig Lust zu niedrigen und anstrengenden Diensten; oder ein durch Müßiggang träge Gewordener kann mit dem Pferd und Wagen des Herrn nicht gleichen Schritt halten; einen anderen, durch die täglichen Nachtwachen übermüdet, überfällt der Schlaf; oder ein anderer, aus städtischem Sklavendienst und Müßiggang in das harte Landleben versetzt, sträubt sich gegen die

schwere Arbeit oder nimmt sich ihrer wenigstens nicht wacker an. Da haben wir zu unterscheiden, ob einem solchen die Kraft oder der Wille fehlt. Gar manchen werden wir von Schuld freisprechen, wenn wir uns dazu gebracht haben, erst zu überlegen, ehe wir zürnen. Nun aber überlassen wir uns dem ersten Aufwallen und bleiben dabei, ungeachtet der Grundlosigkeit unserer Erregung, damit es nicht scheine, als hätten wir ohne Grund angefangen, und, was das schlimmste ist, die Ungerechtigkeit des Zorns macht uns nur noch verstockter; wir halten fest an ihm, als wäre es ein Beweis gerechten Hasses, wenn man recht gründlich hasst.

30. Wie viel besser ist es, gleich auf den ersten Anfang genau acht zu haben, wie geringfügig ist es, wie unschuldig ist er. Was du an den unvernünftigen Tieren wahrnimmst, das kannst du auch an den Menschen bemerken: Es sind Kleinigkeiten und Nichtigkeiten, durch die wir uns aufregen lassen. Den Stier versetzt die rote Farbe in Wut; gegen einen Schatten bäumt sich die Natter auf; Bären und Löwen reizt ein vorgehaltenes Tuch zur Wut. Alle Geschöpfe, die von Natur wild und mutig sind, werden durch nichtige Dinge in Schrecken gesetzt. Die gleiche Erscheinung findet sich bei unruhigen und beschränkten Geistern. Der leiseste Argwohn bringt sie auf falsche Fährte, in einem Maße, dass sie anspruchlose Wohltaten zuweilen für Beleidigungen erklären; und eben das ist, wenn nicht der häufigste, so doch der bitterste Anlass zur Zornsucht. Denn auch den besten Freunden zürnen wir, weil sie uns angeblich weniger haben zugute kommen lassen als wir erwarten durften und als uns andere erwiesen haben. Und doch liegt für beides die Abhilfe nahe. Man hat sich einem anderen gefälliger erwiesen: Wir sollen uns über das Unsrige freuen, ohne Vergleiche anzustellen; niemals wird glücklich sein, wer sich über einen Glücklicheren nicht beruhigen kann. Ich habe weniger erhalten, als ich gehofft hatte, aber vielleicht habe ich mehr gehofft als mir zustand? Dies ist der gefährlichste Punkt, das ist die Quelle des verderblichsten Zorns, der auch vor dem Heiligsten nicht zurückschrecken wird. Dem seligen Julius Cäsar haben nicht sowohl seine Feinde als seine Freunde den Garaus gemacht, deren unerfüllbare Hoffnungen er nicht erfüllt hatte. An gutem Willen fehlte es ihm nicht - denn nie hat es

einen uneigennützigere Sieger gegeben, der für sich nichts beanspruchte als das Recht auszuteilen - aber wie konnte er so unerhörten Wünschen entsprechen, da jeder so viel forderte, wie nur einer bekommen konnte? So musste er denn seinen Sessel von seinen Parteigenossen mit gezückten Schwertern umgeben sehen, unter ihnen den Tillius Cimber, seinen eifrigsten Parteigänger noch kurz vorher, sowie andere, die erst nach des Pompeius Tod Pompeianer geworden waren. Dies ist es auch, was die Waffen der Könige gegen sie selbst gekehrt hat und was die treuesten Anhänger dazu trieb, nach dem Tod derer zu trachten, für die und vor denen zu sterben sie gelobt hatten.

31. Wer nach Fremdem schießt, dem gefällt das Seinige nicht; daher zürnt mancher auch der Natur, dass ein anderer vor uns den Vorrang hat, und vergisst, wie viele er noch hinter sich hat und welcher ungeheure Schwall von Neid sich hinten an ihn anhängt, an ihn, der nur wenige Beneidete vor sich hat. Allein der Dünkel der Menschen geht so weit, dass, mögen sie auch noch so viel empfangen haben, sie sich doch für benachteiligt ansehen, wenn sie nicht alles bekommen, was sie hätten bekommen können. "Er<sup>368</sup> hat mir die Prätur verliehen, aber ich hatte auf ein Konsulat gehofft; er hat mir zwölf Fasces [Rutenbündel] gegeben, aber er hat mich nicht zum ordentlichen Konsul gemacht; er hat mich zu der Würde erhoben, nach deren Inhaber das Jahr benannt wird<sup>369</sup>, aber er verhilft mir nicht zur Priesterwürde; ich bin in ein Priesterkollegium aufgenommen, aber warum nur in eines? Er hat mich zur höchsten Würde erhoben, aber mein Vermögen ist dabei leer ausgegangen; er hat mir gegeben, was er irgend einem anderen auch geben musste, von dem Seinigen hat er nichts dazu getan. Danke doch lieber für das, was du bekommen hast; auf das andere warte und freue dich, dass du noch nicht alles hast. Es stimmt einen froh, noch weiter hoffen zu können. Hast du alle anderen hinter dir gelassen, so freue dich, dass du im Herzen deines Freundes<sup>370</sup> der Erste bist; sind dir viele voran, so denke daran, wieviel größer die Schar derer ist, die hinter dir stehen, als derer, die vor

<sup>368</sup> Fußnote Apelt: Nämlich der Kaiser.

<sup>369</sup> Fußnote Apelt: Das Konsulat.

<sup>370</sup> Fußnote Apelt: Dieser Freund ist wohl wieder der Kaiser.

dir stehen. Du fragst, welches dein größter Fehler ist? Du rechnest nicht richtig: Was du gibst, rechnest du hoch an, was du empfangst, niedrig.

32. Bei dem einen muss uns dies, bei dem anderen jenes vom Zorn abhalten, bei dem einen sei es die Furcht, bei dem anderen die Achtung, beim dritten die Verachtung. Es ist doch ohne Zweifel schon etwas ganz Erkleckliches, wenn wir einen armen Schelm von Sklaven ins Arbeitshaus stecken. Wozu die Eile, ihm sofort mit Schlägen zu kommen, ihm auf der Stelle die Knochen zu brechen? Deine Strafgewalt wird dir ja nicht genommen, wenn du sie nicht augenblicklich anwendest; lass ihr Zeit, bis nicht mehr der Zorn aus ihr spricht, sondern wir uns auf uns selbst besonnen haben und in solcher Verfassung befehlen. Ist der Zorn erst gewichen, dann wollen wir sehen, was es mit dem Handel eigentlich auf sich hat. Denn darin fehlen wir am meisten: Wir greifen zum Schwert, zu Todesstrafen und strafen mit Fesseln, Kerker und Hunger solche Vergehen, die mit ein paar leichten Schlägen abgetan gewesen wären.

Man entgegnet: „Sollen wir wirklich alles, wodurch wir verletzt zu sein meinen, für geringfügig, armselig und kindisch halten? Wie kannst du uns das zumuten?“ Nun, was mich betrifft, so scheint es mir der beste Rat, sich eine hochherzige Gesinnung anzueignen und sich klar zu machen, wie niedrig, verwerflich und für jeden, der sich höhere geistige Ziele steckt, verächtlich das ist, worum wir uns zanken, hin und her laufen, außer Atem geraten.

33. Um nichts macht man mehr Geschrei als um das liebe Geld: Dies lässt die Gerichtshöfe nicht zur Ruhe kommen, hetzt Väter und Kinder gegeneinander, schreckt vor Gift nicht zurück, drückt Mördern ebenso gut wie Legionen das Schwert in die Hand; an ihm klebt unser Blut; um seinetwillen streiten und zanken sich Eheleute ganze Nächte hindurch, drängen sich die Leute um die Tribunale der Obrigkeit, geraten Könige in Wut, werden zu Räubern und verwandeln Städte, an deren Aufbau Jahrhunderte gearbeitet haben, zu Trümmerhaufen, um in der Asche derselben nach Gold und Silber zu stöbern. Man hat seine Lust daran, Geldsäcke im Winkel liegen zu sehen; um ihretwillen strengt man die Stimme an, dass die Augen förmlich aus dem Kopf heraustreten, um ihretwillen hallen die

Gerichtsstätten wider von dem Lärm der Verhandlungen, sitzen Männer zu Gericht, die aus fernen Gegenden herbei beschieden worden sind, um zu entscheiden, wessen Habsucht die besser berechnete sei. Und wie vollends, wenn es sich gar nicht einmal um einen Geldsack handelt, sondern wenn um eine Handvoll Kupfergeld oder um einen Denar, den ein Sklave falsch auf Rechnung gesetzt hat, ein alter Mann, der ohne Erben sterben wird, vor Zorn sich nicht lassen kann? Wie, wenn wegen eines lumpigen Zinsrestes, eines Tausendstels, ein gelähmter Wucherer, dessen Hände beim Aufsetzen der Rechnung den Dienst versagen, ein Geschrei erhebt und allen Anfällen der Krankheit zum Trotz seine Pfennige von den Bürgen einkassiert? Häufe vor mir alles Geld aus sämtlichen Bergwerken auf, deren Ausbeutung wir so eifrig betreiben, breite vor mir alle Reichtümer aus, die in den Schatzhäusern geborgen sind, wo die Habsucht sie wieder wie unter der Erde ruhen lässt, aus der sie zum Unheil heraufbefördert wurden: Diese zusammengeraffte Masse ist es in meinen Augen nicht wert, dass ein braver Mann darüber die Stirn runzelt. Wieviel Grund haben wir doch, das zu belachen, was anderen Tränen auspresst!

34. Und nun weiter: Richte dein Auge auf das übrige<sup>371</sup>, auf Speise und Trank und all den Prunk, mit welchem die Eitelkeit sie ausstattet, achte ferner auf Sticheleien, auf unanständige Gebärden, auf störrische Zugtiere, auf faule Sklaven, auf Verdächtigungen sowie auf böswillige Auslegung der Worte anderer, die zur Folge hat, dass die dem Menschen verliehene Sprache wie ein Unrecht der Natur gegen uns erscheint. Glaube mir, es sind reine Lappalien, wegen deren wir uns so ernsthaft erbittern, Dinge wie die, um welche sich Knaben zanken und streiten. Nichts von dem, was wir mit so tiefer Ergriffenheit betreiben, ist wirklich ernst und groß. Eben darin liegt, behaupte ich, der Grund für euren Zorn und eure Sinnesverwirrung: Ihr achtet das Kleine für groß. Dieser wollte mich um eine Erbschaft bringen; jener hat mich vor Gericht gebracht wegen langjähriger aussichtsreicher Erbschleicherei; ein anderer hat es auf meine Geliebte abgesehen. Was ein Band der Liebe

<sup>371</sup> Fußnote Apelt: Auf die weiteren Ursachen zum Zorn.

sein sollte, das ist nun Ursache des Zerwürfnisses und Hasses, nämlich dass zwei dasselbe wollen. Ein schmaler Pfad bringt die auf ihm Gehenden leicht in Kollision und Streit miteinander, auf einer breiten und geräumigen Landstraße ziehen ganze Scharen dahin, ohne sich gegenseitig zu stören: Das, worauf ihr es abgesehen habt, führt zu Streit und Zank mit denen, die nach dem Gleichen trachten, denn es handelt sich um unbedeutende Dinge, die nicht an den einen gelangen können, ohne dem anderen entrissen zu werden.

35. Du ärgerst dich, dass dir ein Sklave oder ein Freigelassener, dass dir die Gattin oder ein Klient widersprochen habe, und es dauert nicht lange, so klagst du, dass im Staat die Freiheit nicht mehr gelte, die du im eigenen Haus zerstört hast. Andererseits, wenn einer, den du fragst, keine Antwort gibt, so nennst du es Trotz. Er mag reden, er mag schweigen, er mag lachen. „Vor seinem Herrn?“, entgegnest du. Ja sogar vor dem Hausvater. Was schreiest du? Was geiferst du? Greifst gar mitten während der Tafel nach der Peitsche, weil die Sklaven sich durch Sprechen bemerkbar machen, weil das Schweigen der Einsamkeit mit dem Gewühl einer Volksversammlung unvereinbar ist? Deine Ohren sind nicht dazu da, um nur melodische und durch Weichheit und Zartheit sich einschmeichelnde Musik zu hören; Lachen und Weinen musst du hören, Schmeichelworte und Scheltworte, Frohes und Trauriges, Stimmen von Menschen und Knurren und Bellen von Tieren. Schwächling du, was erschrickst du denn über das Geschrei eines Sklaven, über das Erklingen von Metall oder über das Anklopfen an der Tür? Du magst noch so reizbar sein, den Donner musst du doch anhören, Was für die Ohren gilt, das übertrage nun auch auf die Augen, die nicht weniger wählerisch sind, wenn man sie nicht in Zucht hält: ein Fleck, eine Verunreinigung genügt, sie zu beleidigen, Silber, das nicht blank geputzt ist, eine Pfütze, der man nicht bis auf den Grund sehen kann. Die gleichen Augen, die sich nur bunten und in frischem Glanz strahlenden Marmor gefallen lassen, die keinen Tisch sehen wollen ohne reichliche Maserung, die in ihrem Haus den Fuß nur auf einen Boden setzen wollen, der kostbarer ist als Gold, lassen draußen ihr Auge mit völligem Gleichmut über holprige und schmutzige Pfade gleiten, sowie über größtenteils unsaubere Gestalten, die ihnen

begegnen, auch über die verwitterten Wände der Miethäuser mit ihren Rissen und Unregelmäßigkeiten. Es liegt also nur an ihrer Stimmung, wenn sie draußen an nichts Anstoß nehmen, daheim dagegen in Aufregung geraten: Dort ist ihre Stimmung gleichmütig und duldsam, daheim mürrisch und verdrießlich.

36. Alle Sinne sind der Kräftigung bedürftig; sie sind von Natur fügsam, wenn nicht üble Neigung sie verdirbt, die täglich zur Rechenschaft gezogen werden muss. So machte es Sextius. Am Schluss jedes Tages, wenn er sich zur Ruhe begab, fragte er sich: „Welchen Fehler in dir hast du heute vermieden? Welchen Fehler hast du bekämpft? In welcher Beziehung hast du dich gebessert?“ Der Zorn wird geringer und maßvoller werden, wenn er weiß, dass er täglich vor den Richter gefordert wird. Was kann es Schöneres geben als diese Gewohnheit, den ganzen Tag zur Prüfung an sich vorüberziehen zu lassen? Und was für ein Schlaf folgt auf diese Selbstschau, wie ruhig, wie tief und frei, wenn die Psyche entweder ihr Lob oder ihre Ermahnung erhalten hat und als ihr eigener geheimer Beobachter und Richter sich Rechenschaft gegeben hat über ihr moralisches Verhalten! Ich [Seneca] mache von dieser Fähigkeit Gebrauch und verantworte mich täglich vor mir selbst. Wenn das Licht entfernt und meine Gattin, bekannt mit meiner Gewohnheit, verstummt ist, überschau ich meinen ganzen Tag und wäge meine Handlungen und Äußerungen ab; nichts bleibt mir verborgen, nichts übergehe ich. Warum sollte ich denn auch vor meinen Verfehlungen mich fürchten, da ich sagen kann: „Gib acht, dass du das nicht wieder tust; für diesmal sei es dir verziehen. Bei jenem Wortgefecht hast du dich von der Streitlust zu weit fortreißen lassen; lass dich nicht wieder in ein Gespräch mit Unkundigen ein; diejenigen sind unbeholfen, die nie Schüler sein wollten. Jenen hast du mit deiner Belehrung zu scharf angefasst; daher hast du ihn nicht gebessert, sondern beleidigt. Künftig sieh nicht nur darauf, ob es wahr ist, was du sagst, sondern ob der, dem es gesagt wird, die Wahrheit auch verträgt. Ein Gutgearteter lässt sich gern ermahnen; je schlechter einer ist, desto barscher ist sein Auftreten gegen den, der ihn belehrt.“

37. „Beim Gastmahl hast du dich durch die Witzeleien und Sticheleien gewisser Leute verletzt gefühlt: du musst dir eben sagen, dass

man gemeine Gesellschaften meiden soll; beim Wein erlaubt man sich mehr, denn schon im nüchternen Zustand geht vielen das Feingefühl ab. Du hast einen deiner Freunde über den Türhüter eines Rechtsanwaltes oder eines Reichen in Zorn gesehen, weil er ihm den Eintritt verwehrt hatte; und du grollst wohl auch selbst um seinetwillen dem elenden Sklaven? Du hast also über einen Kettenhund gegrollt? Wirf diesem nur ein paar Bissen hin, so beruhigt er sich trotz alles vorherigen Gebells. Wende den Rücken und lache! Bald ist es der Türhüter, der sich für wer weiß was hält, weil er eine Schwelle zu bewachen bat, die von einem Haufen Prozessierender umdrängt wird, bald ist es der drinnen weilende Hausherr, der überglücklich ist und sich als einen hochgeehrten und mächtigen Herrn ansieht, weil es nicht leicht ist, Zutritt zu ihm zu erhalten: Er weiß nicht, dass das ein Kerker ist, was sich am schwersten öffnen lässt. Du musst immer darauf gefasst sein, manches über dich ergehen zu lassen.

Wer wundert sich, dass er im Winter friert, dass er auf dem Meere seekrank wird, dass er auf der Straße angerannt wird? Diejenige Psyche kennt keine Furcht, die auf alles gefasst ist. Wenn man dir beim Gastmahl einen weniger ehrenvollen Platz anwies, so machtest du Miene, dem Gastgeber, dem Boten, ja sogar dem zu grollen, der dir vorgezogen wurde. Tor du! Was kommt darauf an, ob du einen Platz weiter oben oder unten sitzt? Kann ein Kissen deiner Ehre einen Zuwachs verschaffen oder ihr Abbruch tun? Du nimmst es einem übel, dass er sich unfreundlich über dein Talent äußerte. Soll das allgemeiner Grundsatz sein? Dann würde Ennius<sup>372</sup> dich hassen, weil du an ihm keinen Geschmack findest, und Hortensius würde dir Fehde ankündigen, wenn du mit seinen Reden nicht einverstanden wärst, und Cicero wäre dir Feind, wenn du dich über seine Gedichte lustig machtest. Bei Bewerbung um einen Amtsposten musst du dir die Abstimmung ruhig gefallen lassen.

38. Es hat dir jemand eine Schmach angetan. Etwa eine größere, als sie dem

---

<sup>372</sup> Fußnote Apelt: Berühmter Epiker um 200 v. Chr., der in seinem großen Epos >Annalen< die römische Geschichte bis zu seiner Zeit darstellte.

stoischen Philosophen Diogenes<sup>373</sup> widerfuhr? Als dieser gerade über den Zorn sprach, spuckte ihm ein frecher Bursche ins Gesicht. Er ließ das ruhig über sich ergehen, wie es einem Weisen ziemt, und sagte: „Ich zürne zwar nicht; aber vielleicht müßte ich doch zürnen.“ Wie viel besser noch unser Cato! Als dieser als Anwalt die Sache eines Klienten vertrat, spuckte ihn Lentulus an, jener herrschsüchtige und leidenschaftliche Parteimann zur Zeit unserer Väter, und zwar mitten auf die Stirn mit einer fetten, mit voller Anstrengung angesammelten Speichelmasse. Cato wischte sich das Gesicht ab mit den Worten: „Ich werde jedermann bezeugen, Lentulus, dass man im Irrtum ist, wenn man behauptet, du seist kein Großmaul.“

39. Wir sind nun schon so weit, mein Novatus, dass unsere Psyche sich in einer guten Verfassung befindet: Sie spürt entweder überhaupt keine Zornsucht mehr in sich oder ist Herr über sie. Sehen wir nun zu, wie wir den Zorn anderer beschwichtigen; denn wir wollen nicht nur gesund sein, sondern auch gesund machen.

Das erste Aufwallen des Zorns dürfen wir uns nicht zutrauen durch Vorhaltungen zu beschwichtigen; er ist da noch taub und unvernünftig; wir müssen ihm Zeit lassen. Wenn er nachläßt, dann erst sind Heilmittel am Platz. Geschwollene Augen betasten wir nicht, um sie nicht durch Bewegung zu reizen; und ebenso halten wir es mit den übrigen Fehlern, so lange sie noch in Hitze sind. Am Beginn der Krankheit ist Ruhe das Heilsamste. Du erwidert: „Was will denn dein Heilmittel besagen, wenn es nur den von selbst schon aufgehörenden Zorn beschwichtigt?“ - Nun, zunächst bewirkt es, dass er schneller aufhört; sodann beugt es einem Rückfall vor; ja auch dem Anfall selbst, den mit diesem Mittel zu lindern man sich nicht anheischig machen kann, wird er doch einen Streich spielen: Er wird alle Werkzeuge der Rache aus dem Wege räumen, wird sich selbst zornig stellen, um als scheinbarer Helfer und Schmerzensgenosse seinen Ratschlägen größeres Gewicht zu geben, wird immer neuen Verzug ausfindig machen, und scheinbar nach größerer Befriedigung der Rache suchend, wird er die augenblickliche hinauschieben. Alle Kunst wird er anwenden,

um der Wut Ruhe zu verschaffen. Ist sie sehr ungestüm, so wird er den, dem er nicht Widerstand leisten kann, bei der Ehre anpacken oder ihm Furcht einflößen; ist sie schwächer, so wird er Unterhaltungen anzuknüpfen wissen, die durch den Reiz und die Neuheit der Mitteilungen und durch Erregung der Wissbegierde ablenkend wirken. Man erzählt von einem Arzt, der die Tochter eines Königs heilen sollte und dies nicht ohne Anwendung des Messers tun konnte, er habe nach gelinder Erwärmung der geschwollenen Brust mit dem in einem Schwamm versteckten Messer die Operation vollzogen. Das Mädchen hätte sich gegen das Instrument gestäubt, wenn es unverdeckt gewesen wäre; so aber ließ sie sich den Schmerz gefallen, weil er unerwartet kam. Es gibt Fälle, in denen die Heilung nur durch Täuschung gelingt.

40. Zu dem einen wirst du sagen: „Nimm dich in acht, dass deine Feinde sich über deine Zornsucht nicht lustig machen.“ Zu dem anderen: „Sieh dich vor, dass du in der Wertschätzung derer nicht sinkst, die an deine psychische Größe und Kraft glauben. Ich bin wahrhaftig empört über das, was dir widerfahren ist, und kann nicht genug Schmerz darüber empfinden, aber es gilt eben die Zeit abzuwarten. Die Strafe wird nicht ausbleiben, bewahre es in deiner Psyche, wenn es in deiner Macht steht und die Gelegenheit kommt, wirst du es ihm heimzahlen.“ Den Wütenden aber züchtigen und deinerseits Zorn gegen Zorn zu stellen, heißt die Sache nur schlimmer machen. Du kannst verschiedene Wege einschlagen und schonend vorgehen, du müsstest denn etwa eine so erhabene Person sein, dass du den Zorn so demütigen kannst, wie es Augustus tat, als er bei Vedius Pollio zur Tafel war. Einer von dessen Sklaven hatte ein Kristallgefäß zerbrochen; da ließ ihn Vedius abführen zum Vollzug einer unerhörten Todesstrafe: Er sollte den Muränen vorgeworfen werden, von denen es in seinem Fischteich einige von gewaltiger Größe gab. Wer sollte glauben, das sei eine bloße Laune des Übermuts und der Üppigkeit? Nein, es war Grausamkeit. Der Bursche entschlüpfte den Häschern und warf sich dem Kaiser zu Füßen, mit keiner weiteren Bitte als der um eine andere Todesart: Nur den Fischen wollte er sich nicht zur Nahrung vorwerfen lassen. Der Kaiser war tief bewegt durch diese unerhörte Grausamkeit und befahl, ihn frei zu

<sup>373</sup> Fußnote Apelt: Diogenes Babylonius, Stoiker im 2. Jahrh. v. Chr.

geben, dagegen sämtliche Kristallgefäße vor seinen Augen zu zerschlagen und sie in den Fischteich zu werfen. Das war seitens des Kaisers die richtige Züchtigung für seinen Freund; er machte den rechten Gebrauch von seiner Macht. „Du gibst den Befehl, Menschen von der Tafel abzuführen und sie zur Strafe in unerhörter Weise zu zerfleischen? Wenn dir ein Becher zerbrochen wird, sollen die Eingeweide eines Menschen zerrissen werden? Bist du so selbstherrlich, dass du einen Menschen zum Tode abführen lässt in Anwesenheit des Kaisers?“ Hat einer so viel Macht, dass er den Zorn von höherer Stelle abfertigen kann, so mag er mit ihm übel ins Gericht gehen, aber nur mit einem Zorn von der eben beschriebenen Art, einem wilden, unmenschlichen, blutdürstigen Zorn, der bereits unheilbar ist, wenn er nicht irgend eine überlegene Macht fürchtet.

41. Geben wir denn unserer Psyche den Frieden, den ihr die beständige innere Beschäftigung mit heilsamen Lehren, redliches Handeln und eine stets nur auf Pflicht und Ehre bedachte Sinnesart verschaffen kann! Das Gewissen sei unser Leitstern, das Gerede der Leute kümmere uns nicht bei unserem Tun: Mag uns auch ein übler Ruf folgen, wenn wir uns nur wahrhaft verdient machen. „Aber der große Haufen bewundert die Draufgänger und die Kühnen stehen in Ehren, die friedlichen hält man für Schlafmützen, für müßige Träumer.“ Ja, vielleicht auf den ersten Blick; aber sobald das sich immer gleichbleibende Verhalten den Beweis geliefert hat, dass es nicht Geistesträgheit ist sondern innerer Frieden, so verehrt ihn die gleiche Volksmasse und erweist ihm ihre Hochachtung. Die hässliche und feindselige Leidenschaft des Zorns hat also nichts in sich, was irgend ersprießlich wäre, sondern, im Gegenteil, alle Übel, Schwert und Feuer. Sie tritt alles Ehrgefühl mit Füßen, besudelt die Hände mit Mord, schändet mit den zerstückelten Leichen der Kinder den Boden, lässt keinen Winkel frei von Verbrechen, hat keine Anerkennung für den Ruhm, keine Furcht vor der Schande, unverbesserlich, wenn sie sich aus Zorn in Hass verhärtet hat.

42. Halten wir uns frei von diesem Übel, säubern wir unseren Geist, rotten wir alles mit der Wurzel aus, was noch hängen geblieben ist; denn mag es auch noch so geringfügig sein, es wird doch wieder empor keimen und reifen!

Nicht mäßigen, nein, völlig verbannen müssen wir den Zorn, denn wie könnte es für das Schlechte überhaupt ein rechtes Maß geben? Und wir können es auch; nur dürfen wir es an Anstrengung nicht fehlen lassen. Dabei wird nichts uns bessere Dienste leisten als der Gedanke an unsere Sterblichkeit. Jeder sage zu sich wie auch zu dem anderen: „Was nützt es, als wären wir für die Ewigkeit geboren, uns mit Groll zu beflecken und unsere so kurze Lebenszeit zu vergeuden? Was nützt es, wenn wir die Tage, die wir in ehrbarer Freude verbringen könnten, dazu verwenden, anderen Schmerzen und Qualen zu bereiten? Jene ernsteren Dinge dulden keinen Abzug an Zeit, mit der man sparsam umgehen muss. Was stürzen wir uns in den Kampf? Warum machen wir den Streit zu unserem Lebensinhalt? Warum beladen wir uns, uneingedenk unserer Schwachheit, mit einer Bürde unsäglichen Hasses und machen uns, selbst so hinfallige Geschöpfe, daran, andere zu Fall zu bringen? Nicht lange und ein Fieber oder ein sonstiges körperliches Leiden wird der Fortsetzung dieser Feindseligkeiten, denen wir mit so hartnäckiger Unversöhnlichkeit nachgehen, ein Ende bereiten. Nicht lange und der Tod tritt trennend zwischen die grimmigsten Gegner. Was gebahren wir uns wie toll und machen das Leben zu einem heillosen Wirrsal? Es schwebt über unserem Haupt das Verhängnis, rechnet uns die verlorenen Tage an und kommt uns Schritt für Schritt näher. Du bestimmst einem anderen seine Todesstunde; wer weiß, ob es nicht deine eigene sein wird?

43. Warum hältst du nicht lieber das kurze Leben zusammen und machst es zu einer Quelle der Freude und Zufriedenheit für dich und die anderen? Warum lebst du nicht lieber so, dass dich alle lieb haben und nach deinem Ableben dich wieder zurück wünschen? Was trachtest du danach, den, der dich von oben herab behandelt, herabzuziehen? Warum suchst du deinen unbequemen Widersacher, diesen niedrigen und erbärmlichen Gesellen, der aber gegen seinen Vorgesetzten hämisch und unwirsch ist, durch deine Macht zunichte zu machen? Was zürnst du deinem Sklaven oder deinem Herrn oder deinem König oder deinem Klienten? Lass dir es nur eine kleine Weile gefallen. Sieh, da kommt der Tod, der euch gleichmacht. Bei den Morgenschauspielen im Amphitheater sehen wir oft dem Kampf der

aneinander gebundenen Stiere und Bären zu, die, wenn der eine dem anderen hart zugesetzt hat, den Todesstoß erhält von dem, der dazu bestellt ist, So ist es auch mit uns: Wir lassen an einem, den irgend ein Band an uns fesselt, unseren Grimm aus, während dem Sieger wie dem Besiegten das Ende unmittelbar bevorsteht. Sollten wir doch lieber in Ruhe und Frieden die kleine Spanne der uns noch vergönnten Zeit zubringen! Möchte unsere Leiche ungestört vom Hass irgend eines Menschen ruhen! Oft macht ein Feuerlärm in der Nähe einem Streit ein Ende und das Erscheinen eines Raubtiers scheucht den Räuber von dem Wanderer weg. Man hat nicht Zeit, sich mit kleinen Übeln herumzuschlagen, wenn ein größeres im Anzug ist. Wozu Streit und Nachstellungen? Kannst du dem, welchem du zürnst, mehr wünschen als den Tod? Er wird auch ohne dein Zutun sterben. Es ist verlorene Zeit, sich um das zu bemühen, was doch von selbst eintreten wird. Du erwidert: „Ich habe es

nicht auf den Tod abgesehen, sondern auf Verbannung, Schmach, Schaden, die sollen ihn treffen!“ - Ich finde es verzeihlicher, seinem Feind eine Wunde zu wünschen, als eine Pustel, denn dies zeugt nicht nur von boshafter, sondern auch von kleinlicher Gesinnung. Magst du es nun auf die härtesten oder auf geringere Strafen abgelegt haben: Wie rasch verfliegt die kurze Spanne Zeit, während der jenem die Qual der Strafe auferlegt und dir die boshafte Freude daran gegönnt ist! Wie bald werden wir den letzten Atemzug tun. So lange wir aber noch atmen, so lange wir noch unter Menschen sind, wollen wir auch Menschlichkeit üben: Niemandem soll Furcht vor uns, niemandem Gefahr von uns drohen. Beeinträchtigungen, Beleidigungen, Schmähungen, Sticheleien wollen wir verachten und frohen Mutes die kurzen Widerwärtigkeiten ertragen. Im Handumdrehen, so zu sagen, werden wir der Sterblichkeit unseren Tribut zahlen.

# Trostschrift an Mutter Helvia

## Ad Helviam matrem de consolatione

Übersetzung von O. Apelt, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche übertragen.

### Einleitung

Kap. 1 -3: Abwägung der Gründe, die für und die gegen die Ausführung seiner Absicht sprechen, ein Trostsreiben an die Mutter zu richten.

Kap. 4 - 5: Die Mutter hat keinen Grund, ihn zu betrauern. Er selbst ist seiner Schilderung nach durchaus nicht unglücklich, und mehr noch: er kann auch nicht unglücklich werden: davor bewahrt ihn sein bisheriger Bildungsgang, der ihn gelehrt habe, auf alles gefasst zu sein. Seine durchgebildete philosophische Überzeugung gehe dahin, dass, was man gewöhnlich wünsche oder fürchte, überhaupt kein Gut sei.

Kap. 6 - 9: Verbannung [Relegation, die mildere Form der Verbannung] ist nichts weiter als Ortsveränderung. Ortsveränderung aber ist allgemeines Menschenlos, wie es die Verhältnisse nicht nur der Einzelnen, sondern ganzer Völker durch ihre Wanderungen dartun. Beispiel: Bevölkerungswechsel in Korsika. Der Mensch findet einerseits überall die sich gleich bleibende Natur wieder und kann andererseits, was er Gutes in sich hat, überallhin mit sich nehmen. Er kann überall den Himmel, dies erhabenste Schauspiel, anschauen, und die Tugend findet überall eine ausreichende Wohnstätte, Beispiel des Marcellus.

Kap. 10 - 12: Armut ist keine Erschwerung der Verbannung. Der Arme ist eher fähig, sich in alles zu finden, als der Reiche. Hinweis auf die Genügsamkeit der Altvorderen. Beispiele von Armut großer Männer.

Kap. 13: Die Verbannung ist auch dann erträglich, wenn sie angeblich mit anderen Demütigungen verbunden ist, wie z. B. mit Schande; für den Weisen gibt es keine Erniedrigung: die Tugend steht siegreich gegen jeden Angriff.

Kap. 14 - 15: Auch um ihrer, der Mutter, selbst willen ist die Trauer nicht gerechtfertigt.

Die Mutter habe keinen Grund zu klagen, dass sie an ihm eine Stütze verloren hätte. Sie selbst sei immer die Wohltäterin ihrer Kinder gewesen, nicht umgekehrt. Aber auch an sich sei ihre Sehnsucht nach dem Sohne nicht unerträglich, denn sie habe eine lange Schule von Schmerzen durchgemacht, durch die sie gegen eine anhaltende Trauer gesichert sein müsste.

Kap. 16: Ihre Tugend und oft bewährte Kraft der Psyche überhebe ihn eigentlich der Aufgabe, durch Beispiele anderer Frauen sie von ihrer Trauer zu heilen. Doch verweise er auf Frauen wie Cornelia und Rutilia.

Kap. 17: Die wirksamste Hilfe gegen die Trauer liegt nicht in Zerstreung, sondern in gesammelter innerer Tätigkeit durch möglichst eindringliche Beschäftigung mit der Wissenschaft der stoischen Philosophie.

Kap. 18 - 19: Aber auch die äußeren Verhältnisse bieten Grund genug zum Trost: der Besitz ihrer übrigen Söhne, ihrer Enkel, ihres Vaters und vor allem ihrer

edlen Schwester, eines Musters von psychischer Kraft und aufopfernder Selbstlosigkeit.

Schon oft, liebste Mutter, nahm ich Anlauf, dir Trost zuzusprechen; aber immer wieder hielt ich damit zurück. Vieles forderte mich dazu auf, es zu wagen: Erstens wollte es mir scheinen, als würde ich all meines Ungemachs ledig werden, wenn ich deine Tränen, wenn auch nicht völlig zum Versiegen bringen, so doch einstweilen wenigstens abtrocknen könnte; sodann versprach ich mir auf das bestimmteste mehr Erfolg in meinem Bestreben dich aufzurichten, wenn ich selbst mich zuerst zu einem derartigen Schritt entschlösse; zudem fürchte ich, das von mir überwundene Schicksal könne sich dadurch rächen, dass es irgend einen von den Meinigen sich zu seinem Opfer ausersehen würde. Darum wollte ich unter allen Umständen, meine eigene Wunde mit der Hand zudeckend, mich leise daran machen, eure Wunden zu verbinden.

Diesen Vorsatz brachte manches wieder ins Stocken; deinem Schmerz, das wusste ich, darf man sich nicht entgegen stemmen, weil sonst die Trostmittel selbst ihn nur reizen und steigern, ist doch bei Krankheiten nichts verderblicher, als eine zur Unzeit gereichte Arznei, ich legte mich also aufs Warten, bis sich seine Kraft von selbst bräche und er, durch den Aufschub empfänglich gemacht für die Heilmittel, der Berührung und Behandlung zugänglich wäre. Zudem gelang es mir nicht, bei meinem Bemühen um Bekanntschaft mit sämtlichen Werken der hervorragendsten Geister, die auf Beruhigung und Linderung der Trauer abzielen, auch nur ein einziges Beispiel zu finden dafür, dass einer die Seinigen getröstet hätte, während er selbst Gegenstand der Trauer ihrerseits war. So war ich in diesem sonderbaren Ausnahmefall ratlos und musste befürchten, mein Vorgehen würde nicht auf Tröstung hinauslaufen, sondern nur ein Aufreißen der Wunde. Man bedenke: musste nicht ein Mensch, der mitten vom Scheiterhaufen sein Haupt erhebt, zum Troste

der Seinigen ganz neue, nicht der täglichen Umgangssprache entlehnte Worte wählen? Jeder gewaltige und maßlose Schmerz macht aber notwendigerweise unfähig zu sorgsamer Auswahl der Worte; benimmt er einem doch oft genug sogar die Stimme. Dem mag sein, wie ihm wolle, ich werde meine ganze Kraft einsetzen, nicht im Vertrauen auf mein Talent, sondern weil ich mit meiner eigenen Person Tröster sein kann an Stelle des wirksamsten Trostverfahrens. Ihm, dem du nichts abschlagen könntest, ihm wirst du, mag auch der Schmerz noch so trotzig und rücksichtslos sein, doch hoffentlich dein Einverständnis dazu nicht versagen, dass deiner Sehnsucht von mir eine Grenze gesetzt werde.

2. Entnimm daraus, wie viel ich mir von deiner Herzengüte verspreche; ich zweifle nicht, dass ich bei dir mehr vermögen werde als dein Schmerz, der bei Unglücklichen an Gewalt alles andere hinter sich lässt. Daher will ich auch nicht sofort den Kampf mit ihm aufnehmen, will ihm vielmehr erst zur Seite stehen und seine Ursprünge darlegen; ich werde alles vorbringen und auch wieder aufreißen, was schon vernarbt ist. Da wird einer sagen: „Was ist das für eine Art zu trösten, wenn man vergessene Leiden in der Erinnerung wieder auffrischt und die Psyche all ihr Ungemach wieder schauen lässt, sie, die doch kaum auch nur ein einziges über sich ergehen lassen mag?“ Indes, wer so fragt, mag bedenken, dass alles, was in dem Maße verderblich ist, dass es durch seine Kraft das Heilmittel abwehrt, häufig genug durch das Gegenteil geheilt wird<sup>374</sup>. Ich werde solchem Frager daher all seine Trauerfälle, all seine Leiden vorführen. Das heißt nicht auf sanftem Wege heilen, sondern durch Brennen und Schneiden. Und der Erfolg? Seine Psyche, die Siegerin über so zahlreiche Leiden, wird sich schämen, an einem so narbenreichen Körper über eine einzige Wunde so ungebärdig zu sein. Mögen daher diejenigen weinen und klagen, denen langandauerndes Glück ihr verzärteltes Gemüt entnervt hat, mögen sie beim leisesten Druck von Unbill in sich zusammensinken. Wen aber das Unglück Jahr für Jahr verfolgt hat, der vermag auch die schwersten Schicksalsschläge mit tapferer und

<sup>374</sup> Fußnote Apelt: Das Gegenteil ist hier die Gesamtheit gegenüber dem nur Vereinzelten, das hier in seiner Wirkung versagt.

unerschütterlicher Standhaftigkeit über sich ergehen zu lassen. Ununterbrochenes Unglück hat doch das eine Gute, dass es diejenigen, die es immer wieder heimsucht, schließlich hart macht. Dir hat das Schicksal keine Unterbrechung in den schmerzlichsten Trauerereignissen gegönnt. Selbst dein Geburtstag macht davon keine Ausnahme: Du hast deine Mutter gleich nach der Geburt verloren, vielmehr noch während deiner Geburt, und fürs Leben warst du gleichsam ein ausgesetztes Waisenkind. Aufgewachsen bist du unter einer Stiefmutter; du hast sie zwar durch volle Ergebenheit und kindliche Ehrfurcht, wie sie sogar an einer wirklichen Tochter sich sehen lassen kann, gezwungen, dir zur Mutter zu werden; indes wen gäbe es, dem nicht auch eine gütige Stiefmutter teuer zu stehen käme? Den gütigen Onkel<sup>375</sup>, diesen trefflichen und wackeren Mann, hast du verloren, als du seine Ankunft erwartetest, und, auf dass das Schicksal seine Grausamkeit nicht durch Verzug dir leichter mache, hast du kaum dreißig Tage danach deinen teuren Gatten<sup>376</sup>, von dem du Mutter von drei Kindern warst, zu Grabe getragen. Dir, der Trauernden, wurde der Trauerfall gemeldet in Abwesenheit aller Kinder, als ob absichtlich auf diese Zeit alle Schicksalsschläge zusammenträfen, auf dass du keinen Ruhepunkt fändest für deinen Schmerz. Ich übergehe die zahlreichen Gefahren und Beängstigungen, die du über dich ergehen lassen musstest, so wie sie unausgesetzt über dich hereinbrachen. Eben erst hast du in denselben Schoß, dem drei Kinder entstammten, die Asche dreier Enkel aufgenommen; zwanzig Tage, nachdem du meinen Sohn beerdigt hattest, der unter deinen Händen und Küssen gestorben war, erhieltest du die Kunde von meiner Verbannung; das hatte dir noch gefehlt, dass du um Lebende trauern musst.

3. Von allen Wunden, die deinen Körper jemals trafen, ist diese jüngste, ich gestehe es,

<sup>375</sup> Fußnote Apelt: Der Oheim oder Onkel des Seneca, Vetradius Pollio, der Gemahl der Schwester seiner Mutter Helvia, war sechzehn Jahre Präfekt von Ägypten und starb auf der Rückreise von da nach Rom. Näheres darüber findet sich am Schluss der Trostschrift an die Mutter.

<sup>376</sup> Fußnote Apelt: Das ist Senecas Vater, der Rhetor Seneca.

die schwerste; sie hat nicht nur die Haut geritzt, sondern hat sich tief eingebohrt in Brust und Eingeweide. Aber wie die jüngsten Soldaten schon bei leichter Verwundung laut aufschreien und die Hand des Arztes mehr noch fürchten als das Schwert, die Veteranen dagegen, wenn auch noch so schwer verwundet, geduldig und ohne jeden Seufzer, als ginge es sie nichts an, sich des Eiters entledigen lassen, so musst auch du jetzt tapferen Mutes die Heilung über dich ergehen lassen. Jammer, Wehgeheul und sonstiges stürmisches Gebahren, in denen der weibliche Schmerz sich gemeinhin austobt, bleibe fern von dir; denn umsonst wärest du ja von so zahlreichen Leiden heimgesucht worden, wenn du noch immer nicht gelernt hättest, Unglück zu ertragen. Bin ich etwa schüchtern mit dir verfahren? Ich habe dir keine deiner Heimsuchungen vorenthalten, habe sie vielmehr alle in voller Anzahl dir vor Augen gestellt.

4. Dazu gehört viel Mut; denn ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, deinen Schmerz völlig niederzukämpfen, nicht etwa, ihm nur Schranken zu setzen. Ich werde dies aber, denke ich, erreichen, wenn ich erstens zeige, dass mir überhaupt kein Leid widerfahren ist, wegen dessen ich unglücklich genannt werden könnte, geschweige denn, dass ich damit diejenigen unglücklich machen könnte, die mir nahe stehen; sodann werde ich mich dir zuwenden und dartun, dass auch dein Schicksal, das ganz von dem meinigen abhängt, kein unerträgliches ist.

Lass mich beginnen mit dem, was dein Mutterherz vor allem zu vernehmen verlangt, dass ich kein Unglück leide. Gelingt mir das, so werde ich beweisen, dass eben die Umstände, unter denen ich deiner Meinung zufolge zu leiden habe, nicht unerträglich sind. Kann ich aber damit keinen Glauben finden, so wird meine Achtung vor mir selbst nur steigen, insofern als ich mich glücklich fühle unter Verhältnissen, die sonst nur Unglück über die Menschen zu bringen pflegen. Was mich anlangt, so hast du nicht nötig, anderen zu glauben. Ich selbst gebe dir, um dir die Aufregung über haltlose Meinungsäußerungen zu ersparen, die Versicherung, dass ich nicht unglücklich bin. Und, damit du um so sorgloser bist, füge ich noch hinzu, dass ich überhaupt gar nicht unglücklich werden kann.

5. Was uns bei der Geburt mitgegeben wurde, ist gut, wenn wir dieser Mitgift nicht untreu werden. Die Natur hat Sorge getragen, dass es zu einem glücklichen Leben keiner großen Aufwendungen bedarf: Ein jeder kann sich selber glücklich machen. Auf äußere Zufälligkeiten kommt wenig an; weder nach der guten noch nach der schlimmen Seite hin haben sie viel zu besagen. Den Weisen macht weder das Glück übermütig, noch beugt ihn das Unglück nieder; denn all sein Bestreben ist darauf gerichtet, den eigenen Wert nach Kräften zu erhöhen und sich selbst zur Quelle aller Freude zu machen. Wie also? Gebe ich mich selbst für einen Weisen aus? Nichts weniger als dies<sup>377</sup>; denn könnte ich das von mir behaupten, so würde ich damit nicht nur leugnen, dass ich unglücklich sei, sondern mich als den allerglücklichsten Menschen preisen, als ein Wesen, das in die Nähe des Aether-Logos gerückt ist. Tatsächlich aber genügt es mir, zur Linderung aller Leiden mich der Führung weiser Männer anvertraut zu haben und, noch zu schwach zur Selbsthilfe, mich unter den Schutz anderer gestellt zu haben, solcher nämlich, denen es leicht fällt, sich und die Ihrigen zu schützen. Sie haben mir die Weisung gegeben, beständig wie auf [militärischen] Posten zu stehen und auf alle Anschläge des Schicksals, auf alle seine Angriffe im voraus gefasst zu sein, schon lange ehe sie wirklich erfolgen. Nur für diejenigen ist es verhängnisvoll, die sich von ihm überraschen lassen. Wer immer darauf vorbereitet ist, dem fällt es nicht schwer durchzuhalten. Streckt doch auch der Anmarsch der Feinde diejenigen zu Boden, die ahnungslos von ihm überrascht werden, während diejenigen, die sich längst vor dem Krieg für den kommenden Krieg gerüstet haben, in guter und wohlgefügter Ordnung den ersten und damit den stärksten Stoß leicht aufnehmen. Niemals habe ich dem Schicksal getraut, auch wenn es Frieden zu halten schien; allem, was es mir mit freundlichster Güte spendete, Geld, Ehrenstellen, Einfluss, habe ich einen Platz angewiesen, von dem es mir durch

<sup>377</sup> Fußnote Apelt: Das ist nicht die einzige Stelle, in der Seneca versichert, dass er weit entfernt sei, sich für einen vollkommenen Weisen zu halten oder auszugeben. Er gehört nach der Ausdrucksweise der Stoiker nicht zu den Weisen, sondern zu den ‚Fortschreitenden‘.

seine Hand wieder genommen werden konnte, ohne dass ich dadurch im geringsten beunruhigt wurde. Ich ließ einen großen Zwischenraum zwischen diesen Geschenken und mir; so hat es mir dieselben zwar weggenommen, aber nicht gewaltsam von mir losgerissen. Missgeschick beugt nur den, der sich durch Glück täuschen lässt. Diejenigen, welche die Gaben des Zufalls als ihr Eigentum und als dauernd betrachten und deshalb Anspruch auf besonders hohes Ansehen machen, fühlen sich wie vernichtet, wenn ihre eitlen und kindischen Psychen, denen jede echte Lust fremd ist, von ihren trügerischen und flatterhaften Belustigungen sich trennen müssen; wer dagegen durch das Glück sich nicht hat blenden lassen, den macht auch ein Glückswechsel nicht unglücklich. Gegen beide Möglichkeiten bewahrt er seine unüberwindliche Stärke der Psyche, deren Kraft fest erprobt ist; denn gerade im Glück erprobt er, was gegen das Unglück Stand hält. Daher habe ich immer geglaubt, dass dem, was Gegenstand allgemeinen Wunsches ist, nichts wahrhaft Gutes innewohnt: Vielmehr habe ich es als leer gefunden und als nur blendend, weil übertüncht mit glänzender Farbe, innerlich nichts in sich bergend, was dem äußerlichen Reiz entspräche: Jetzt bin ich soweit, dass ich in dem, was man Unglück nennt, nichts so Schreckliches und Hartes finde, wie es die herrschende Volksmeinung bedrohlich ankündigt. Das Wort selbst zwar hat infolge einer gewissen verführerischen Übereinkunft jetzt einen etwas harten Klang und schlägt an unser Ohr wie etwas Hartes und Verwünschenswertes: So hat es der Wille des Volkes entschieden; allein Volksbeschlüsse werden von den Weisen meistens nicht als endgültig anerkannt.

6. Sehen wir also ab von dem Urteil der Mehrzahl, die sich durch den ersten äußeren Eindruck der Dinge, je nach dem, wie er sich einmal in der Meinung der Leute festgesetzt hat, bestimmen lässt, und untersuchen, was denn Verbannung tatsächlich sei. Sie ist nichts anderes als Ortsveränderung. Doch will Ich nicht den Schein erwecken, als wollte ich die Bedeutung des Wortes abschwächen und gerade das Schlimmste, was in ihm enthalten ist, in Abzug bringen; so füge ich denn hinzu: Diese Ortsveränderung [Relegation] bringt mancherlei Nachteile mit sich, als da sind [angebliche] Armut, Schande, Verachtung. Mit diesen

Nachteilen werde ich nachher abrechnen; für jetzt will ich zunächst die Aufmerksamkeit auf die Frage hinlenken, was denn die Ortsveränderung selbst für Bitternisse mit sich bringe.

„Das Vaterland zu missen ist etwas Unerträgliches.“ So sagt man. Nun schau doch hin auf dieses Gedränge des Volkes, dem die Häusermasse der unermesslichen Stadt [Rom] kaum genügt. Der größte Teil dieser Leute verzichtet auf sein Heimatland. Aus Munizipien und Kolonien, ja von allen Seiten des Erdkreises her sind sie [in Rom] zusammengeströmt; die einen hat der Ehrgeiz hergeführt, die anderen das Gebot des Staatsdienstes, andere wieder der Gesandtschaftsdienst, noch andere die Genusssucht, die für ihre Laster eine willkommene und reich ausgestattete Stätte sucht, andere der Trieb nach höherer Bildung, andere Schauspiel und Bühne; manche zog irgend ein Freundschaftsverhältnis hierher, manche ihre Geschäftsgewandtheit, die hier reiche Gelegenheit findet, ihre Vorzüge zur Geltung zu bringen; wieder andere bringen hier ihre Schönheit zu Markt, noch andere ihre Beredsamkeit; kurz, es gibt keinen Beruf, dessen Vertreter nicht in dieser Stadt zusammenströmten, die den Tugenden wie den Lastern hohe Preise aussetzt. Lass sie alle ihre Namen angeben, frage sie alle nach ihrer Heimat - du wirst sehen: weitaus die Überzahl bilden die, die ihre Heimat verließen, um in Rom ihr Fortkommen zu suchen, dieser zwar größten und schönsten Stadt, die aber nicht ihr Geburtsort ist.

Verabschiede dich also von dieser Stadt, die man gewissermaßen als Allerweltstadt bezeichnen könnte, und tritt eine Wanderung an durch alle sonstigen Städte: Du findest keine, die nicht ein gut Teil zugewanderten Volkes in sich birgt. Setze die Wanderung von solchen Orten, deren liebliche Lage und anmutige Umgebung größere Besucherscharen anlockt, weiter fort nach anders gearteten; schau dir öde Gegenden, raue Inseln, schau dir Skiathos und Seriphos an, Gyaros und Korsika<sup>378</sup> [Senecas Ort der Verbannung], du wirst keinen

<sup>378</sup> Fußnote Apelt: Ich lasse es bei der überlieferten Lesart Korsika bewenden, von der abzuweichen ich wenigstens keinen zwingenden Grund sehe.

Verbannungsort finden, wo nicht irgend jemand zu seinem Vergnügen sich aufhielte. Wo kann man sonst ein Gelände finden, so nackt, ringsum so steil ansteigend wie dieses Felsgebilde? Was gäbe es Armseliges in Bezug auf Lebensmittel? Was Unwirtlicheres für Menschen? Was Unerfreulicheres in Bezug auf das Landschaftsbild? Was Unregelmäßigeres bezüglich des Klimas? Gleichwohl finden sich hier mehr Fremde als Einheimische. Mit der Ortsveränderung an sich hat es also sowenig auf sich, dass selbst dieser Ort [die Insel Korsika] manch einen seiner Heimat abspenstig macht.

Es gibt meiner Erfahrung nach Leute, die behaupten, es wohne der Psyche ein gewisser natürlicher Reiz inne, den Wohnsitz zu verändern und sich anderwärts anzusiedeln; denn dem Menschen ist ein beweglicher und unruhiger Geist gegeben, er bindet sich nirgends, breitet sich aus und lässt seine Gedanken nach allem Bekannten und Unbekannten schweifen, unset, der Ruhe abhold und hocheifrig durch ungewöhnliche Eindrücke. Darüber wirst du dich nicht wundern, wenn du seinen ersten Ursprung betrachtest: er, der Geist, ist nicht erwachsen aus irdischer und schwerer Körpermasse, er ist hernieder gekommen aus jenem himmlischen Geist [dem Aether-Logos]. Das Himmlische aber ist seiner Natur nach immer in Bewegung; es ist flüchtig und enteilt in schnellstem Lauf. Schau hin zu den Sternen, die der Welt ihr Licht spenden; keiner von ihnen verharrt an derselben Stelle. Die Sonne ist in beständigem Lauf und wechselt ohne Unterlass ihren Platz; und obschon sie sich mit dem Himmel dreht, verfolgt sie doch zugleich eine der des Himmels selbst entgegengesetzte Richtung, durchläuft alle Zeichen des Tierkreises und hält nirgends Rast; sie ist in unaufhörlicher Bewegung und Wanderung begriffen von einer Stelle zur anderen. Alle Sterne vollziehen so immer ihren Kreislauf und kennen keinen Stillstand; wie es Gesetz und Naturnotwendigkeit anordnet, vollziehen sie ihren Lauf, jeder in seiner Bahn; haben sie in bestimmten Perioden ihre Kreisbahnen durchlaufen, so werden sie ihren Lauf durch die selben, bereits zurückgelegten Bahnen wiederholen. Nun wage es und komme mir mit der Meinung, der menschliche Geist, der aus den gleichen Keimen [dem logos spermaticos] zusammengesetzt ist, die sich im

göttlichen [im Aether-Logos] finden, widerstrebe dem Ortswechsel und dem Wandern in die Fremde, während die aetherische Natur an der beständigen und schnellen Veränderung ihre Freude hat und sich durch sie erhält!

7. Nun frisch ans Werk! Von den himmlischen Erscheinungen wende den Blick auf die der Menschenwelt. Da wirst du finden, dass ganze Stämme und Völkerschaften ihren Wohnsitz geändert haben. Was bedeutet für uns das Vorhandensein griechischer Städte inmitten barbarischer Länder? Was die mazedonische Sprache unter Indern und Persern? Das Skythenland und jener ganze Landstrich von wilden und ungebändigten Völkern zeigt uns griechische Gemeinden, die an den Küsten des Pontus sich angesiedelt haben. Weder des ewigen Winters Grimm noch die Sinnesart der Bewohner, abschreckend wie ihr Himmel, haben der Übersiedelung Einhalt getan. In Asien gibt es Athener in Menge. Milet hat einen Bevölkerungsstrom von fünfundsiebzig Städten in die verschiedensten Gegenden von sich ausgehen lassen. Die ganze Küste Italiens, die von dem unteren Meere umspült wird, war früher Großgriechenland. Die Etrusker gehören nach Asien. In Afrika wohnen Tyrier, in Spanien Punier; Griechen haben sich in Gallien angesiedelt, Gallier in Griechenland; die Pyrenäen haben den Übergang der Germanen<sup>379</sup> nicht unmöglich gemacht: durch unwegsame und unbekannte Länderstrecken hat die Menschen ihre bewegliche Leichtfertigkeit glücklich hindurch kommen lassen. Kinder, Frauen und greise Eltern schleppten sie mit sich<sup>380</sup>. Erschöpft von dem ewigen Umherirren wählten die einen ihren Wohnsitz nicht nach wohlüberlegtem Entschluss, sondern legten, wie die Müdigkeit es ihnen eingab, Beschlagnahme auf den ersten besten Landstrich; die anderen machten sich durch Waffenrecht zu Herren des fremden Landes; manche wurden auf der Fahrt nach unbekanntem Ländern von den Meereswogen verschlungen; wieder andere setzten sich da fest, wo der völlige Mangel an weiteren Hilfsmitteln sie zum Stillstand zwang.

<sup>379</sup> Fußnote Apelt: Eine Verwechslung mit den Galliern (Kelten).

<sup>380</sup> Fußnote Apelt: Dabei denkt Seneca wohl besonders an die Züge der Kimbern und Teutonen.

Auch zwang nicht alle der gleiche Grund, ihr Vaterland zu verlassen und ein neues aufzusuchen: Einige trieb die Zerstörung ihrer Städte durch Feindes Waffen, denen sie unter Verlust ihrer Habe entkommen waren, in ferne Länder; andere brachte heimischer Aufruhr auf die Beine; noch anderen wurde unerträglich wachsende Übervölkerung Anlass zum Verlassen der Heimat, um diese zu entlasten; wieder andere trieben Pest oder häufige Erdbeben oder irgendwelche unerträgliche Übelstände des unergiebigsten Bodens zur Auswanderung; einige ließen sich auch durch die unsichere Kunde von fruchtbaren und maßlos gepriesenen Landstrichen dazu verführen. Bei den einen war es dieser, bei den anderen jener Grund, der sie der Heimat entfremdete. So viel ist jedenfalls klar: nichts ist an seinem Ursprungsort stehen geblieben. Unaufhörlich zerstreut sich die Menschheit nach allen Richtungen; täglich spielen sich auf dem weiten Erdkreis Veränderungen ab: neue Städte werden gegründet, Völker mit neuen Namen tauchen auf nach Vertilgung der früheren oder nach ihrer Einverleibung in das Gemeinwesen eines stärkeren Volkes. Alle jene Umsiedelungen und Wanderungen der Völker, was sind sie anders als Massenverbannungen?

Doch wozu deine Geduld ermüden durch so lange Umschweife? Was hat es für einen Zweck, den Antenor dir vorzuführen, den Gründer von Patavium, und den Euander, der am Ufer des Tiber eine arkadische Herrschaft aufrichtete? Wozu den Diomedes und die anderen, welche der trojanische Krieg als Besiegte zugleich und als Sieger über fremde Länder zerstreute? Ehrt ja das römische Reich als seinen Stifter einen Verbannten, den nach dem Fall seiner Vaterstadt die Not und die Furcht vor dem Sieger als weit umherirrenden Flüchtling mit dem geringen Rest seiner Mannschaft nach Italien verschlug. Dies Volk, wieviele Kolonien hat es dann in alle Provinzen entsandt! Wo der Römer gesiegt hat, da hat er sich angesiedelt. Zu solcher Ortsveränderung meldete man sich gern aus freien Stücken, und selbst der Greis<sup>381</sup> trennte sich von seinen

<sup>381</sup> Fußnote Apelt: Der ‚Greis‘ hat hier mit Recht Befremden erweckt und manche Verbesserungsvorschläge hervorgerufen. Ich möchte glauben, dass für ‚senex‘ einzusetzen sei ‚fenisex‘ der ‚Landmann‘ oder der ‚Bauer‘, der

Hausaltären und folgte den Kolonisten über das Meer.

Es bedarf keiner weiteren Aufzählung; nur eines sei noch hinzugefügt, was sich meinem Blick aufdrängt: eben diese meine Insel [Korsika] hat schon oft ihre Bewohner gewechselt. Ich übergehe die Urzeiten, die im Dunkel fernster Vergangenheit liegen, und beginne mit den Griechen. Es waren die jetzigen Massiloten, die vor der Gründung von Massilia [heute Marseille] sich hier auf dieser Insel ansiedelten. Was sie von hier verscheucht hat, ist ungewiss, ob die Ungunst des Klimas oder der Blick auf das übermächtige Italien oder der Mangel an natürlichen Häfen; denn dass die Wildheit der Bewohner als etwaiger Grund nicht in Frage kommt, erhellt daraus, dass sie sich unter den gerade damals besonders wilden und aller Ordnung widerstrebenden gallischen Völkerschaften anzusiedeln wussten. Es hielten dann die Liguren ihren Einzug auf der Insel; auch Spanier siedelten auf sie über, wie sich an gewissen Bräuchen und Erscheinungen zeigt; denn sie haben dieselbe Kopfbedeckung und die gleiche Art von Schuhwerk wie die Cantaber; auch finden sich einige cantabrische Wörter bei ihnen, wenn auch nur in geringer Zahl; denn die Sprache im ganzen hat durch den Verkehr mit den Griechen und den Ligurern ihren ursprünglichen Charakter verloren. Späterhin sind zwei Kolonien römischer Bürger dahin geleitet worden, die eine von Marius, die andere von Sulla: so vielfachem Wechsel ist die Bevölkerung dieses dünnen und dornigen Felseneilandes unterworfen gewesen. Überhaupt findet sich wohl kaum ein Land, das auch jetzt noch seine Ureinwohner besitzt; alles ist durcheinander gemischt und mit Fremdartigem versetzt. Einer hat den anderen abgelöst: der eine hat mit aller Kraft erstrebt, was dem anderen ein Gräuelpiel war, und mancher ist aus einem Ort verjagt worden, von dem er andere verdrängt hatte. So hat es nun eben die Vorsehung gewollt, dass keinem Dinge ein Schicksal beschieden sei, das dauernden Bestand habe.

8. Was den Ortswechsel an und für sich anlangt, abgesehen von den sonstigen Unzuträglichkeiten, die eine Verbannung mit

sich den städtischen Kolonisten anschließt.

sich bringt, so hält Varro<sup>382</sup>, der größte römische Gelehrte, den Umstand für ein zulängliches Ausgleichsmittel, dass wir, gleichviel, wohin wir auch kommen, die Natur immer sich selbst gleich finden. Und Marcus Brutus glaubte, man könne sich zufrieden damit geben, dass, wer in die Verbannung geht, alles, was er innerlich Gutes in sich hat, mit sich nehmen könne<sup>383</sup>. Mag mancher auch der Meinung sein, eines dieser beiden Mittel sei nicht wirksam genug, den Verbannten zu trösten, so wird er doch zugeben müssen, dass beide vereint ihre Wirkung kaum verfehlen können. Denn wie gering ist doch alles das, was wir verloren haben! Zwei unvergleichlich herrliche Güter begleiten uns, wohin wir auch unsere Schritte wenden: die überall sich wiederfindende Natur und was wir persönlich Gutes in uns haben. Dies ist, glaube mir, das Ergebnis der Wirksamkeit jenes unergründlichen Wesens, das der Bildner des Weltalls ist, sei er nun ein allmächtiger Gott oder eine körperlose Vernunft als Schöpferin gewaltiger Werke, oder ein göttlicher Hauch, der Größtes und Kleinstes mit gleichmäßiger Stärke durchströmt, oder ein Fatum und eine unabänderliche Reihenfolge von unter sich zusammenhängenden Ursachen und Wirkungen: dafür, sage ich, ist gesorgt, dass nur die erbärmlichsten Kleinigkeiten von fremder Willkür abhängen. Alles, was für die Menschen von höchstem Wert ist, ist der menschlichen Willkür entrückt und kann weder gegeben noch genommen werden. Diese Welt, das größte und schönste aller Naturgebilde, und der Geist, der Betrachter und Bewunderer der Welt, ihr erhabenster Teil, sie gehören uns und bleiben uns treu und werden solange mit uns dauern als wir selbst dauern. Daher lass uns frisch und aufrecht, es sei wohin es wolle, unbeirrten Schrittes eilen, lass uns Land um Land durchwandern, soweit die Welt reicht, lässt sich kein wirklicher ‚Verbannungsort‘ finden; denn nichts, was innerhalb der Welt ist, ist dem Menschen fremd. Von welchem Standpunkt auch der Blick von der Erdoberfläche sich nach dem Himmel erhebt, in gleichem Abstand ist der Aether-Logos von

allem Menschlichen entfernt. Solange also meine Augen von jenem Schauspiel, an dem sie sich nicht satt sehen können, nicht gewaltsam abgelenkt werden, solange es mir noch gegönnt ist, Sonne und Mond anzuschauen, solange ich mich noch in die Betrachtung der übrigen Sterne [Planeten] vertiefen, solange ich ihrem Aufgang und Untergang, ihren Entfernungen voneinander und den Ursachen ihres schnelleren oder langsameren Umlaufes nachspüren kann, solange ich noch das die Nacht erleuchtende Sternenheer anblicke, die einen unbeweglich, die anderen nicht in weite Räume hinaus schweifend, sondern in ihren engen Bahnen sich bewegend, einige plötzlich aufflackernd, andere durch einen Feuerstrom die Augen blendend, als wollten sie herabfallen, oder mit langgezogenem, hellstrahlendem Lichtschweif schnell vorüberziehend, solange ich mit ihnen verkehre und mich, soweit es dem Menschen vergönnt ist, den Scharen der himmlischen Dinge beigeselle, solange ich meinen nach Betrachtung der ihm verwandten Dinge sich sehnenden Geist immer nach oben gerichtet halte, was macht es mir da aus, worauf mein Fuß tritt?

9. „Aber dieses Land hat keinen Boden für fruchtbringende oder sonst erfreuliche Bäume; es wird nicht bewässert durch große und schiffbare Flussläufe; es bringt nichts hervor, was für andere Völker begehrenswert wäre; kein kostbares Gestein wird hier gebrochen, kein Gold oder Silber gegraben.“ - Dürftig ist der Geist, der alle seine Freude am Irdischen hat: Man muss ihn hinleiten auf das, was überall in gleicher Gestalt erscheint, überall den gleichen Glanz zeigt. Auch das ist zu bedenken, dass diese [materiellen] Nichtigkeiten den wahren Glücks-Gütern im Wege stehen durch ihre Unwahrheit und dadurch, dass man ihnen verkehrterweise Ansehen schenkt. Je ausgedehntere Säulenhallen man errichtet, je höher man die Türme in die Höhe aufsteigen lässt, je breitere Straßen man anlegt, je tiefere Grotten man für die Sommerzeit anlegt, je größere Steinmassen man für den Bau der hohen Speisesäle verwendet, um so mehr verdeckt man sich die Aussicht auf den freien Himmel. Der Zufall hat dich in eine Gegend verschlagen, wo die glänzendste Unterkunft nur eine bescheidene Hütte ist. Wahrlich, es würde von kleinlicher Denkungsart zeugen, und es wäre ein dich entehrender Trost, wenn du dies

<sup>382</sup> Fußnote Apelt: M. Terentius Varro, der berühmte Zeitgenosse Ciceros.

<sup>383</sup> Fußnote Apelt: Wahrscheinlich in dem Buch >Über die Tugend<, das in Kap. 9, 4 zitiert wird.

nur aus dem Grund tapfer über dich ergehen lässt, weil dir die Hütte des Romulus<sup>384</sup> bekannt ist. Besser, du sprichst auf folgende Weise dir Trost zu: „Diese niedrige Hütte, bietet sie nicht den Tugenden Raum? So ist sie denn schöner als jeder Tempel, wenn man darin die Gerechtigkeit schaut, die Enthaltbarkeit, die Klugheit, Achtsamkeit, die rechte ordnende Übersicht über alle angemessenen Handlungen, die Einsicht in menschliche und natürliche Dinge. Kein Raum ist zu klein, der die ganze Schar dieser herrlichen Tugenden in sich fasst; keine Verbannung ist beschwerlich, die man mit einem solchen [geistigen] Gefolge antreten kann.“

Brutus sagt in seinem Buch >Über die Tugend<, er habe in Mytilene den Marcellus in der Verbannung gesehen, und dieser habe da, soweit es mit der Menschennatur vereinbar ist, das glücklichste Leben geführt und habe nie ein eifrigeres wissenschaftliches Interesse gezeigt als zu jener Zeit. Darum fügt er die Bemerkung hinzu, es sei ihm so vorgekommen, als ginge vielmehr er selbst, da er ohne jenen heimkehren sollte, ins Exil, als dass jener im Exil zurückbliebe. Wie viel glücklicher war doch Marcellus damals, wo er dem Brutus einen so günstigen Eindruck von seinem Exil gab, als damals, wo er als Konsul für das Gemeinwesen wirkte! Welche Größe wohnte doch dem Mann inne, der es zuwege brachte, dass einer sich wie ein Verbannter vorkam, weil er sich von einem Verbannten trennte! Welche Größe wohnte dem inne, der einen Mann zu seinem Bewunderer machte, der selbst von seinem Cato bewundert wurde! Derselbe Brutus erzählt, Caesar sei an Mytilene vorübergefahren, weil er es nicht über sich gewonnen hätte, den Mann so entehrt zu sehen. Für ihn, den Marcellus, setzte zwar der Senat die Rückkehr durch in einer infolge des allgemeinen flehentlichen Mitleides so besorgten und kummervollen Stimmung, dass es schien, als wären an jenem Tag alle [Senatoren] von des Brutus Gesinnung erfüllt und als bäten sie nicht für den Marcellus, sondern für sich, um nicht selbst verbannt zu sein, wenn sie seiner beraubt blieben; aber weit höher steht doch für ihn der Triumph des

<sup>384</sup> Fußnote Apelt: Diese alte Hütte des Romulus befand sich auf dem Palatinischen Hügel und war nach einem Brand wieder hergestellt worden durch die Pontifices.

Tages, wo Brutus sich von ihm nicht zu trennen, Caesar ihn nicht zu sehen vermochte. Denn beide traten für ihn als Zeugen auf: Brutus war voll Schmerz darüber, dass er sich von ihm trennen musste, Caesar voll Scham. Kannst du noch zweifeln, dass der große Marcellus<sup>385</sup> zur Beruhigung seines Gemütes aus Anlass der Verbannung häufig folgende Mahnungen an sich gerichtet habe: „Der Verzicht auf das Vaterland ist kein Unglück für dich. Du hast dich mit den Wissensschätzen vertraut genug gemacht, um dir zu sagen, dass für den Weisen jeder Ort sein Vaterland ist. Und wie? Der, der dich vertrieb, hat er nicht selber volle zehn Jahre hintereinander auf seine Heimat verzichtet? Allerdings zur Vergrößerung des Reiches<sup>386</sup>, aber es war doch eben auch ein Verzicht. Jetzt fordert Afrika sein Eingreifen, das an allen Ecken und Enden mit dem Wiedererwachen des Krieges droht, jetzt ebenso Spanien, das sich aus seinem Zusammenbruch und seiner Demütigung wieder zum Aufruhr erhebt, jetzt auch Ägypten, das treulose, kurz, der ganze Erdkreis, der auf die günstige Gelegenheit lauert, wo das Reich aus den Fugen zu gehen droht. Welcher Gefahr wird er zuerst begegnen? Welcher Partei entgegnet? Durch alle Länder wird ihn sein Siegeszug treiben. Mögen die Völker in Ehrfurcht zu ihm aufblicken und ihm huldigen, Du lebe zufrieden damit, dass Brutus dein Bewunderer ist!“

10. Vortrefflich ertrug Marcellus die Lage eines Verbannten und die Ortsveränderung änderte nichts an seiner Sinnesart, obschon sich Armut ihr zugesellte. Dass dies nicht eine Quelle des Unglückes ist, sieht jeder ein, der sich noch nicht dem Wahnwitz der alles untergrabenden Habsucht und Verschwendung hingegeben hat. Denn wie wenig reicht hin, um dem Menschen den nötigen Lebensunterhalt zu sichern. Und wem kann es daran fehlen, wenn er nur einigermaßen tüchtig ist? Was mich betrifft, so sehe ich klar: was mir fehlt, ist nicht der Reichtum, sondern die [sinnvolle]

<sup>385</sup> Fußnote Apelt: M. Claudius Marcellus, Anhänger des Pompeius, zog sich nach der Schlacht bei Pharsalus nach Smyrna zurück zu freiwilligem Exil. Im J. 46 v. u. Zr. auf Bitten des Cicero und des Senats von Caesar zurückgerufen, wurde er in der Nähe von Athen ermordet.

<sup>386</sup> Fußnote Apelt: Durch die Eroberung von Gallien.

geschäftige Tätigkeit. Der Körper hat nur geringe Bedürfnisse: er verlangt Schutz vor Kälte, Stillung von Hunger und Durst durch Nahrungsmittel; was außerdem begehrt wird, so gilt die Bemühung dafür nur den Lastern, nicht den Bedürfnissen. Nichts nötigt uns dazu, alle Tiefen zu durchsuchen oder Tiere umzubringen, um den Magen zu belasten, und Austern des fernsten Meeres an unbekanntem Küsten zu Tage zu fördern. Möge die Natur diejenigen dem Untergang weihen, deren schwelgerische Gier noch über die Grenzen eines so beneidenswerten Reiches hinausgreift! Durch Beute von jenseits des Phasis<sup>387</sup> her soll der Bedarf der ehrgeizigen Küche befriedigt werden, und man schämt sich nicht, Vögel herbeizuschaffen aus dem Lande der Parther<sup>388</sup>, denen wir noch unsere Rache schuldig sind<sup>389</sup>. Von allen Seiten schleppt man alles, Bekanntes und Unbekanntes, zusammen, dem verwöhnten Gaumen zu fröhnen.

Der fernste Ozean muss liefern, was der durch Üppigkeit zerrüttete Magen kaum vertragen kann. Man übergibt sich, um zu essen, und isst, um sich zu übergeben; und die Mahlzeiten, zu deren Bereitung man den ganzen Erdkreis durchsucht, hält man nicht einmal der Verdauung wert. Wer diesen Unfug verachtet, was kann dem die Armut anhaben? Ist jemand von Verlangen nach dergleichen Genüssen erfüllt, so ist ihm die Armut sogar von Nutzen, denn er wird wider Willen geheilt; und selbst wenn er sich nicht zwingen lässt zur Annahme der Gegenmittel, so ist er doch vor der Hand wenigstens, solange das Nichtkönnen andauert, dem einigermaßen ähnlich, der es nicht will.

Der Kaiser Gaius Caesar [Caligula], an dem, wie mir scheint, die schöpferische Natur zeigen wollte, was bei höchster Lebensstellung der höchste Grad von Verworfenheit vermöchte, hat an einem einzigen Tag zehn Millionen Sesterzien auf eine Mahlzeit verwendet, und obschon er die Hilfe aller erfinderischen Köpfe dazu in Anspruch nahm,

<sup>387</sup> Fluss am Schwarzen Meer, jetzt Rion ge-nannt.

<sup>388</sup> Fußnote Apelt: Wasservogel aus dem Partherland, Phaleriden genannt, waren beliebte Leckerbissen in Rom.

<sup>389</sup> Fußnote Apelt: Damit wird auf die vernichtende militärische Niederlage des Crassus gegen die Parther im Jahr 54 u. Zr. hingewiesen.

konnte er doch kaum das Rätsel lösen, den Tribut dreier Provinzen für eine einzige Mahlzeit zu verwenden. Wehe über die Erbärmlichen, deren Gaumen nur durch kostspielige Leckerbissen gereizt wird! Kostspielig aber macht sie nicht ein vorzüglicher Wohlgeschmack oder irgend ein besonderer Reiz für den Gaumen, sondern die Seltenheit und die Schwierigkeit der Beschaffung. Übrigens, wenn diese Feinschmecker nur zur Vernunft zurückkehren wollten, was bedarf es solcher Künste zum Dienste des Bauches?

Wozu die Vermittlungen des Handels? Wozu die Plünderung der Wälder? Wozu die Durchforschung der Tiefen? Allenthalben finden sich Nahrungsmittel von der Natur überallhin ausgestreut; aber daran gehen sie wie blind vorüber und durchschweifen alle Zonen, setzen übers Meer, und während sie den Hunger mit geringem Geldaufwand stillen könnten, reizen sie ihn durch wer weiß wie großen.

Ich möchte fragen: Wozu lasst ihr die Schiffe in See stechen? Wozu bewaffnet ihr eure Hände gegen Tiere und gegen Menschen? Wozu dies verworrene Treiben und Auseinanderlaufen nach den verschiedensten Richtungen? Wozu häuft ihr Schätze auf Schätze? Wollt ihr euch denn nicht besinnen auf das geringe Ausmaß eurer Körper? Ist es nicht Wahnsinn und äußerste Verblendung, bei so geringer Aufnahmefähigkeit so vieles zu wünschen? Vermehrt euer Vermögen auch noch so sehr, erweitert euren Landbesitz: ihr werdet doch eure Körper nicht geräumiger machen. Wenn das Handelsgeschäft gut abgelaufen, wenn der Kriegsdienst reiche Beute gebracht, wenn die von überall her aufgespürten Nahrungsmittel glücklich zusammengeschleppt sind, so wird euch der Raum fehlen, all die Vorräte zu bergen. Warum scharrt ihr so vieles zusammen? Ja, waren denn unsere Vorfahren, deren Tüchtigkeit wir es verdanken, dass wir auch jetzt noch bei aller Lasterhaftigkeit uns über Wasser halten, waren sie denn etwa unglücklich, sie, die sich mit eigener Hand ihre Mahlzeit bereiteten, die den Erdboden als Ruhebett benutzten, deren Häuser noch nicht in Goldschimmer glänzten, deren Tempel noch nicht von Edelsteinen funkelten? So schwur man denn damals heilige Eide bei Göttern, die aus Ton gebildet waren, und die, welche jene Götter angerufen haben, kehrten, um sich

keines Betrugs schuldig zu machen, zum Feind zurück, obschon des Todes gewiss<sup>390</sup>. Lebte etwa unser Diktator, der den Gesandten der Samniter Zutritt gewährte und sie anhörte, während er mit eigener Hand seinen bescheidenen Brei auf dem Herde umrührte, mit jener Hand, mit der er den Feind schon oft geschlagen und den Lorbeerkranz in den Schoß des Kapitolinischen Jupiter niedergelegt hatte, lebte er etwa weniger glücklich als Apicius<sup>391</sup> in unserer Zeit lebte, welcher in der Stadt, aus der einst die Philosophen als angebliche Jugendverderber ausgewiesen worden waren, die Wissenschaft der Kochkunst zu seinem Beruf machte und mit diesem seinem Wissensfach dem Zeitgeist seinen Stempel aufdrückte? Bemerkenswert ist das Ende, das es mit ihm nahm. Nachdem er hundert Millionen Sesterzien auf die Küche verwendet, nachdem er die zahlreichen Geschenke der Großen und das gewaltige Einkommen von dem Kapitol durch eine Reihe von Gelagen vergeudet hatte und sich mit Schulden überladen sah, verschaffte er sich nun zum ersten Mal notgedrungen Einsicht in den Stand seines Haushaltes: Die Rechnung ergab, dass ihm zehn Millionen Sesterzien übrig bleiben würden; es kam ihm vor, als sei ihm nunmehr ein bettelarmes Dasein beschieden, wenn er mit zehn Millionen auskommen musste, und so machte er seinem Leben durch Gift ein Ende. Wahrlich, der Gipfel der Genusssucht, wenn einem zehn Millionen Sesterzien wie Bettelarmut vorkommen! Nun sage einer noch, das Geld sei das Entscheidende fürs Leben, nicht der Geist! Zehn Millionen machten ihn bange; und was andere heiß ersehnen, dem wich er durch den Tod aus. Einem Menschen aber von so verdrehter Sinnesart war dieser letzte Trank der heilsamste. Er aß und trank Gift zu einer Zeit, wo er an unermesslichen Gastereien nicht nur seine Freude fand, sondern sich ihrer auch rühmte, wo er mit seinen Lastern prunkte, wo er seine Mitbürger mehr und mehr zu seiner Schwelgerei bekehrte, wo er die Jugend reizte, seinem Beispiel zu folgen, sie, die auch ohne böse Beispiele von selbst

<sup>390</sup> Fußnote Apelt: M. Atilius Regulus, der bekannte Heerführer im ersten Punierkrieg.

<sup>391</sup> Fußnote Apelt: Ein berühmter Schlemmer. Von den drei dieses Namens ist dieser der mittlere; er lebte unter Augustus und Tiberius.

schon gelehrt ist. So ergeht es denen, die über ihren Reichtum nicht nach Maßgabe der Vernunft verfügen, die ihre festen Grenzen einhält, sondern nach lasterhafter Gewohnheit, deren Willkür ins Maßlose und Unfassbare geht. Der Begierde ist nichts genug, der Natur genügt auch schon das Geringste. Die Armut also bringt dem Verbannten keinen Nachteil. Denn kein Verbannungsort ist so armselig, dass er nicht genügend fruchtbar wäre zur Ernährung eines Menschen.

11. „Aber Kleidung und Haus wird der Verbannte doch vermissen.“ - Auch das wird er sich nur nach Maßgabe des Bedürfnisses wünschen, und hält er es damit so, dann wird es ihm weder an Obdach noch an Kleidung fehlen; denn der Körper braucht eben so wenig zur Bedeckung wie zur Nahrung. Was die Natur dem Menschen unentbehrlich machte, dessen Erwerb hat sie ihm auch nicht mühevoll gemacht. Er verlangt nach einem mit echtem Purpur tief durchtränkten und goldstrotzenden Gewand mit allerlei buntfarbigen Stickereien und Künstlichkeiten: Es ist nicht die Schuld der Natur, wenn er arm ist, sondern seine eigene. Stellst du ihm auch alles wieder zu, was er verloren hat, du wirst damit nichts ausrichten; denn diese Wiederzustellung wird zur Folge haben, dass ihm von dem, was er wünscht, mehr fehlt als dem Verbannten von dem, was er hatte. Aber er will nicht verzichten auf den Besitz goldener Vasen für den Prunk des Haushaltes, auf Silberarbeiten von der Hand berühmter alter Künstler, auf ein Stück Bronze, das nur dem Wahnwitz einiger weniger Leute seinen Wert verdankt, auf eine Schar von Sklaven, die das Haus nur verengt, so groß es auch sein mag, auf Zugvieh mit rundem und zum Fettwerden gezwungenem Körper, auf die kostbaren Edelsteinen aller Völker: Mag ihm dies alles auch in Menge herbeigeschafft werden, es wird doch niemals seiner unersättlichen Gier Genüge tun, eben so wenig wie irgend ein Getränk hinreichen wird, denjenigen zu sättigen, dessen Verlangen nicht aus Mangel entsteht, sondern aus der Glut seiner brennenden Eingeweide; denn es ist nicht Durst, was ihn quält, sondern Krankheit. Und so geht es nicht nur mit Geld und Nahrung, nein, das Gleiche wiederholt sich naturgemäß bei jedem heißen Verlangen, sofern dasselbe seinen Grund nicht in wirklichem Mangel, sondern in fehlerhafter Gemütsanlage hat.

Komme dem Gierigen mit noch so reichlichen Mitteln entgegen, seine Begierde kennt keine Grenze, sondern nur Steigerung. Wer sich also innerhalb des natürlichen Maßes hält, der wird nichts von Armut verspüren; wer dagegen das natürliche Maß überschreitet, der wird auch bei größtem Reichtum die Armut zur Begleiterin haben. Zur Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse bieten auch die Verbannungsorte Mittel genug dar; für überflüssige reichen selbst Königreiche nicht aus. Der vernünftige Geist ist es, der reich macht; er begleitet uns in die Verbannung, und wenn er nur soviel findet, wie zur Erhaltung des Körpers gehört, so ist er auch in den rauesten Einöden überreich mit seinen eigenen [geistigen] Gütern beglückt und erfreut sich ihres Genusses. Mit Geld hat der Geist nichts zu schaffen, so wenig wie der Aether-Logos. Alles das, was einsichtslose und zu sehr an ihre Körper gebundene Geister hochhalten, Edelsteine, Gold, Silber und große polierte runde Tische, sind Bleigewichte, für die der schlichte und seiner eigenen Natur bewusste Geist sich nicht erwärmen kann, an sich selbst unbeschwert, leicht beweglich und, wenn er seiner Hülle ledig wird, dazu berufen, sich flugs zu den himmlischen Höhen [der Aetherregion] zu erheben. Einstweilen, soweit es die hemmenden Gliedmaßen und die beschwerliche Last der Körperlichkeit erlaubt, durchmustert er in raschem Gedankenflug die Fülle des Naturgesetzlichen. Darum kann er auch nie in Verbannung sein, er, der freie, aetherverwandte Logos, der jeder Welt und jeder Zeitdauer gewachsen ist; denn seine Vernunft umschwebt den ganzen Himmel und durchdringt jede vergangene und kommende Zeit. Dieser armselige Körper, Gefängnis und Fessel des Geistes, ist allen Zufälligkeiten preisgegeben; er muss die grausamsten Strafen, räuberische Überfälle und Krankheiten über sich ergehen lassen; der Geist selbst dagegen ist unantastbar und ewig und unnahbar für jeden, der ihm Gewalt antun will.

12. Glaube ja nicht, dass ich mich bei meinem Bemühen, die Misslichkeiten der Armut herabzusetzen, die niemand als schwer empfindet, außer wer sich dafür hält, nur auf die Lehren der Philosophen stütze. Wirf nur einen Blick auf die Masse der Armen; den weitaus größeren Teil derselben wirst du durchaus nicht trauriger und bekümmert finden als die Reichen; vielleicht sind sie sogar

um so froher gestimmt, je kleiner der Spielraum für ihre geistigen Regungen ist. Übergehen wir jene durch den Mantelsack bekannten, abgehärteten Philosophen<sup>392</sup> und wenden uns den Reichen zu. Wie vielerlei Umstände gibt es, unter denen sie den Armen ähnlich sind! Sind sie auf Reisen, so ist das Gepäck sehr beschränkt, und so oft die Reise eiliges Vorwärtskommen erfordert, wird die Schar der Begleiter entlassen. Leisten sie Kriegsdienste, welchen winzigen Teil ihrer Habe führen sie dann mit sich, da die Feldordnung alles Entbehrliche ausschließt! Und es sind nicht etwa nur die besonderen Zeitumstände oder der Mangel an Raum, die sie den Armen gleich machen: Sie setzen sich selbst gewisse Tage fest, an denen sie auf dem Erdboden speisen und unter Entfernung alles Goldes und Silbers sich irdener Gefäße bedienen. Die Toren! Was ab und zu für sie Gegenstand eifrigsten Begehrens ist, davor haben sie Angst, wenn es für immer gelten soll. Welche geistige Finsternis, welche Verachtung der Wahrheit macht diejenigen blind, die von der Furcht vor der Armut besessen sind, der Armut, die sie des Vergnügens wegen nachahmen!

Was mich betrifft, so schäme ich mich, so oft ich auf die Beispiele aus dem Altertum hinblicke, Trostgründe für die Armut geltend zu machen; denn die Üppigkeit unserer Zeit hat eine Höhe erreicht, dass das Reisegeld für Verbannte mehr beträgt, als früher der Wert eines prachtvollen Landguts war. Es ist bekannt genug, dass Homer einen einzigen Sklaven gehabt hat, Platon drei, Zenon, mit dem die strenge und mannhafte Philosophie der Stoiker beginnt, keinen. Wird darum irgend jemand behaupten, sie hätten unglücklich gelebt? Wird, wer dies sagt, nicht selbst auf alle den Eindruck eines höchst bedauernswerten Menschen machen? Menenius Agrippa, der zwischen Patriziern und Plebejern der Vermittler der öffentlichen Eintracht gewesen war, war so arm, dass seine Beerdigung nur durch Spendengelder bewerkstelligt werden konnte. Atilius Regulus, der Sieger in Afrika, teilte dem Senat in einem Schreiben mit, sein Tagelöhner

<sup>392</sup> Fußnote Apelt: Diese in den Handschriften stark verstümmelte Stelle, in der offenbar von einer allbekannteren Art stolzer Armut die Rede war, dürfte wahrscheinlich auf die Kyniker hinweisen.

sei ihm davongelaufen und sein Landgut entbehre nun seines Bearbeiters, worauf der Senat beschloss, solange Regulus noch abwesend wäre, solle die Sorge dafür dem Staat zufallen. War denn das Fehlen eines Sklaven eine so kostspielige Sache, dass das römische Volk als Knecht eintreten musste?

Scipios Töchter bekamen eine Mitgift aus der Staatskasse, weil der Vater ihnen nichts hinterlassen hatte. Es war wahrlich nicht mehr als gerecht, dass das römische Volk dem Scipio ein Mal den Tribut zukommen ließ, den es von Karthago immer forderte. Glückliche Männer dieser Mädchen, da das römische Volk für euch an die Stelle des Schwiegervaters trat!

Hältst du diejenigen, deren Tänzerinnen eine Million Sesterzien mit in die Ehe bringen, für glücklicher als den Scipio, dessen Kinder vom Senat, ihrem Vormund, schweres Kupfer als Mitgift empfangen? Wer könnte sich der Armut schämen, für die es so herrliche Vorbilder gibt? Wird ein Verbannter sich über Mangel beklagen, wenn es dem Scipio an Mitteln zur Mitgift, dem Regulus an einem Tagelöhner, dem Menenius an Geld zur Beerdigung fehlte, und wenn doch allen diesen das Fehlende darum in um so ehrenderer Weise gespendet wurde, weil es ihnen gefehlt hatte? Durch Berufung auf solche Männer erhält die Armut nicht nur Schutz, sondern auch Gewicht.

13. Dem lässt sich folgendes entgegenhalten: „Was trennst du mit aller Kunst Dinge voneinander, die einzeln ertragen werden können, vereint aber unerträglich sind? Ortsveränderung ist erträglich, wenn man nur den Ort wechselt; Armut ist erträglich, wenn keine Entehrung damit verbunden ist, die auch für sich allein schon als schwerster Druck auf der Psyche liegt.“ - Wer mich so durch Häufung der Übel schrecken will, gegen den werde ich mich durch folgende Entgegnung zur Wehr setzen: Hast du die Kraft, irgendwelchem einseitigen Angriff des Schicksals Widerstand zu leisten, so bist du auch allen Angriffen desselben gewachsen. Hat einmal die Tugend die Psyche gehärtet, dann macht sie sie allseitig unverwundbar. Hast du der Habsucht, dieser verheerendsten Pest der Menschheit, den Abschied gegeben, dann hast du vom Ehrgeiz nichts mehr zu fürchten; siehst du den letzten Tag nicht als eine Art Strafe, sondern als ein Naturgesetz an, so bist du sicher vor jeder Art von Furcht; denn keinerlei Furcht wird es

wagen, in deine Brust einzudringen, aus der du die Todesfurcht verbannt hast. Bedenkst du, dass die Geschlechtslust nicht zum Vergnügen, sondern zur Fortpflanzung gegeben ist, so ist doch klar: Wen dieses geheimnisvolle und uns so tief im Blut liegende Verderbnis nicht angesteckt hat, den wird auch jede andere Begierde unberührt lassen.<sup>393</sup> Nicht nur vereinzelt Laster, sondern alle insgesamt werden von der Vernunft zu Boden gestreckt; ihr einmaliger Sieg ist ein allgemeiner und endgültiger. Glaubst du, dass irgend ein Weiser sich durch eine Beschimpfung getroffen fühlen könne, er, der ganz auf sich selbst gestellt und jeder Gemeinschaft und den Vorurteilen der großen Masse entsagt hat? Mehr noch als eine Beschimpfung will ein schimpflicher Tod besagen. Und doch: Sokrates betrat mit derselben Miene, mit der er einst allein die dreißig Tyrannen zur Ordnung gewiesen hatte, den Kerker, dazu ausersehen, dem Ort das Entehrende zu nehmen; denn die Stätte, wo Sokrates weilte, konnte nicht mehr als Kerker gelten.

Wer kann gegen Erkenntnis der Wahrheit so verblendet sein, dass er meinte, die doppelte Wahlniederlage des Marcus Cato, bei Bewerbung zuerst um die Prätur, sodann um das Konsulat, sei ein Schimpf für diesen gewesen? Nein, ein Schimpf war diese Niederlage für die Prätur und das Konsulat, denen Cato nur Ehre gebracht hätte. Niemand wird von einem anderen verachtet, der nicht

---

<sup>393</sup> Fußnote Hrsg.: Diese Erwähnung könnte sich darauf beziehen, dass Senecas Ehefrau sich weigerte, ihrem Mann in die Verbannung zu folgen. Ich habe noch eine weitere Stelle gefunden, die dies vermuten lassen: >Von der Unerschütterlichkeit des Weisen<, VIII, 8: Wenn wir uns mit jener schwersten Prüfung, über die hinaus der Grimm der Gesetze und die Wut der Tyrannen uns nichts androhen kann, und mit der das Schicksal seinen höchsten Trumpf ausspielt, ruhigen und gelassenen Sinnes abfinden und zu der Überzeugung gelangt sind, dass der Tod kein Übel sei, und eben deshalb auch kein Unrecht, so werden wir viel leichter alles andere ertragen: Vermögenseinbuße, Schmerzen, Schmach, Verbannung, Verlust von Kindern, **Ehescheidung**, die den Weisen, auch wenn sie alle zusammen auf ihn einstürzten [wie im Fall von Senecas Verbannung auf die Insel Korsika], nicht zum Sinken brächten ...“

zuvor von sich selbst verachtet worden ist. Für eine niedrige und verworfene Psyche mag solche Schmach am Platze sein; wer sich aber gegen die grimmigsten Schicksalsanfalle mannhaft zur Wehr setzt und das Unheil, durch das andere überwältigt werden, zunichte macht, dem wird das Missgeschick selbst zum ehrenden Schmuck; denn wir Menschen sind einmal so angelegt, dass nichts bei uns größere Bewunderung erweckt als ein Mann, der tapfer dem Unglück die Stirn bietet. In Athen wurde Aristides<sup>394</sup> zur Vollziehung der Todesstrafe abgeführt; er, vor dem jeder, der ihm begegnete, die Augen niederschlug und seufzte, nicht als ob nur gegen einen gerechten Mann, sondern gegen die Gerechtigkeit selbst vorgegangen werden sollte. Gleichwohl fand sich einer, der ihm ins Gesicht spuckte. Er hätte das übel nehmen können, denn er wusste, dass kein reiner Mund sich so etwas gegen ihn herausnehmen würde; allein er wischte sich das Gesicht ab und sagte lächelnd zu dem ihn begleitenden Beamten: „Verwarne ihn, er solle künftig nicht wieder so heillos küssen.“ Das hieß der Beschimpfung selbst Schimpf antun. Ich weiß wohl: einige behaupten, nichts sei schwerer als Verachtung, der Tod habe in ihren Augen den Vorzug. Ihnen erwidere ich, auch die Verbannung bringe häufig keine Verachtung mit sich: Ist ein großer Mann zu Fall gekommen, so ist er trotz seines Falles noch groß und verfällt eben so wenig der Verachtung, wie den Tempeltrümmern Hohn angetan wird, die der Gläubige ebenso heilig hält, als wenn der Tempel noch stünde.

14. Was also mich anlangt, teuerste Mutter, so hast du keinen Grund zu endlosen Tränen; es müssen also die treibenden Gründe in dir liegen. Der Möglichkeiten aber sind hier zwei: Entweder fühlst du dich dadurch schmerzlich getroffen, dass du, deiner Meinung nach, einer Stütze beraubt worden seist, oder aber es ist die Sehnsucht an und für sich selbst, die du nicht ertragen kannst.

Die erstere Möglichkeit brauche ich nur kurz zu berühren; denn ich kenne dein Herz, das an den Seinen nichts anderes liebt als sie

<sup>394</sup> Fußnote Apelt: Das ist, wie Lipsius nachgewiesen hat, eine Verwechslung mit Phocion, von dem Plutarch ausdrücklich das hier Vorgetragene erzählt, während Aristides ein friedliches Ende gehabt hat.

selbst. Der Eigennutz würde nur für solche Mütter in Betracht kommen, die mit weiblicher Leidenschaftlichkeit sich in die Machtbefugnis ihrer Söhne eindrängen, die, weil es den Frauen nicht erlaubt ist Ehrenstellen zu bekleiden, ihre Söhne benutzen, um ihrem Ehrgeiz Genüge zu tun, die das Erbgut ihrer Söhne aussaugen und ihre Netze danach auswerfen, die durch ihr aufdringliches Geschwätz anderen zur Last fallen: Du hast an dem Hab und Gut deiner Kinder stets nur die größte Freude gehabt, ohne dabei an eigenen Nutzen zu denken; hast unserer Freigebigkeit immer Grenzen gesetzt, während du für die deinige keine Grenzen kanntest; hast, noch Tochter des väterlichen Hauses 23), deinen wohlhabenden Söhnen noch überdies mancherlei zufließen lassen; hast unser väterliches Erbgut so verwaltet, dass du dich dafür abmühtest, als wäre es dein eigenes, und dich enthaltsam zeigtest, als wäre es fremdes Gut; hast unseren Einfluss so wenig ausgenutzt, als läge die Sache dir ganz fern, und von unseren Ehrenstellen hast du nichts gehabt als die Freude und die Kosten: Niemals ist deine rührende Fürsorge auf den Nutzen bedacht gewesen. Du kannst also, nachdem man den Sohn von deiner Seite gerissen, in bezug auf ihn nicht das vermissen, was du, solange es ihm noch wohl erging, niemals als dir zugehörig angesehen hast.

15. All mein Bemühen um Trost für dich muss sich daher auf den eigentlichen Quell deines mütterlichen Schmerzes richten: „Ich soll also meinen teuren Sohn nicht mehr in meine Arme schließen dürfen, soll nicht mehr seines Anblicks, seines Gesprächs mich erfreuen! Wo ist er, bei dessen Erscheinen meine traurige Miene sich aufheiterte, dem ich all meine Kümernisse anvertraute? Wo ist seine Gabe der Unterhaltung, an der ich mich nicht satt hören konnte? Wo sind die Studien, denen ich mich an seiner Seite mit mehr als gewöhnlichem Fraueninteresse, mit mehr als mütterlicher Vertraulichkeit widmete? Wo die Begegnungen mit ihm? Wo seine kindliche Heiterkeit, sobald er der Mutter ansichtig wurde?“ Dazu gesellt sich noch der örtliche Einfluss, die Stätten der Bewirtungen und des geselligen Beisammenseins, sowie der Nachklang unserer letzten Unterhaltung, was selbstverständlich der Psyche besonders weh tun muss. Denn auch darin ist das Schicksal besonders grausam mit dir verfahren, dass es

dich zwei Tage, bevor mich das Ungewitter traf, ahnungslos und nichts Schlimmes dieser Art befürchtend von mir Abschied nehmen ließ. Es war ja eine Art Glück, dass uns die örtliche Entfernung getrennt hatte, ein Glück, dass dich [der Abschied für] eine mehrjährige Abwesenheit auf dieses Missgeschick vorbereitet hatte: du kehrtest (nach Rom) zurück, nicht, um dich deines Sohnes zu freuen, sondern um der Gewohnheit der Sehnsucht nach ihm zu verlieren. Hättest du dich lange vorher von ihm getrennt, so wärest du standhafter gewesen, indem die Entfernung die Sehnsucht gemildert hätte. Wärest du nicht [nach Spanien] abgereist, so hättest du wenigstens als letztes die Freude gehabt, den Sohn noch zwei Tage länger zu sehen: Nun aber hat es ein grausames Geschick so eingerichtet, dass du weder meinem Unglück beiwohntest, noch an meine Abwesenheit schon wieder gewohnt warst. Aber je härter diese Fügung ist, um so mehr Tapferkeit musst du aufbieten und wie mit einem wohlbekanntem und schon oft überwundenen Feind um so hartnäckiger kämpfen. Nicht aus unversehrtem Körper ist dies Blut geflossen: Es waren Narben, durch die des Feindes Waffe sich bohrte.

16. Du hast keinen Grund, dich auf deine Eigenschaft als Frau zu berufen, die ja fast ein förmliches Anrecht hat auf maßlose Tränen, aber doch kein unbegrenztes; und es haben unsere Vorfahren den um ihre Männer Trauernden darum einen Zeitraum von zehn Monaten gewährt<sup>395</sup>, um durch staatliche Anordnung der Hartnäckigkeit des weiblichen Trauerbedürfnisses eine Grenze zu setzen. Sie verhinderten die Trauer nicht, schränkten sie aber ein; denn wie es törichte Nachgiebigkeit ist, sich grenzenlosem Schmerz hinzugeben beim Verlust eines uns besonders werten Angehörigen, so ist es unmenschliche Härte, jeden Schmerz zu unterdrücken. Die beste Verbindung von treuer Liebe und Vernunft ist die, dass man ein Gefühl für die Sehnsucht hat, aber ihr nicht die Zügel schießen lässt. Du hast keinen Anlass, dich nach gewissen Frauen zu richten, deren Trauer, einmal im Herzen aufgekeimt, erst mit dem Tode aufhörte; du kennst einige, die nach dem Verlust ihrer Söhne das angelegte Trauerkleid nie wieder ablegten.

<sup>395</sup> Fußnote Apelt: Das war mehr Brauch als geschriebenes Gesetz.

Dein Leben zeigte von Anfang an größere Tapferkeit, darum stellt es auch höhere Anforderungen an dich; die Berufung auf weibliche Schwäche ist nicht statthaft für die, der alle weiblichen Untugenden fremd waren. Dich hat die schlimmste Krankheit unserer Zeit, die Schamlosigkeit, nicht angesteckt wie die meisten; nicht Edelsteine, nicht Perlen haben deine Gesinnung zu verändern vermocht; dein Auge ist nicht geblendet worden durch den Glanz des Reichtums, als wäre er das höchste Glücks-Gut der Menschheit; in einem alten und strengen Haus unter bester Erziehung aufgewachsen, hast du dich nie zu der auch tüchtigen Naturen gefährlichen Nachahmung des Schlechteren hinreißen lassen; niemals hast du dich deines Kinderreichtums geschämt, als ob dieser deinem Alter nicht mehr wohlanständig wäre; niemals hast du nach Art der anderen Frauen, die keinen anderen Ehrgeiz kennen als den einer schlanken Figur, deine Schwangerschaft verborgen, als wäre sie eine unschickliche Last; niemals auch hast du dem unter deinem Herzen aufkeimenden jungen Leben ein vorzeitiges Ende bereitet; dein Antlitz hast du nie durch Farbmittel und verführerische Künste beschmutzt; niemals hast du Gefallen gefunden an einem Gewand, das nichts mehr zu verhüllen hatte, wenn man es ablegte<sup>396</sup>; der einzige Schmuck, die herrlichste und dem Zahn der Zeit unzugängliche Schönheit, die größte Zierde war dir die Keuschheit. Du darfst dich also nicht zur Rechtfertigung deines Schmerzes auf dein weibliches Geschlecht berufen; deine Tugenden haben dir eine ganz andere Stellung angewiesen; von den Tränen der Frauen musst du dich ebenso fern halten wie von ihren Untugenden. Es wird selbst Frauen geben, die es nicht dulden wollen, dass du dich in deinem Schmerz verzehrst, die dich vielmehr mit freundlicher Miene<sup>397</sup> auffordern werden, den unerlässlichen Schmerz rasch abzutun. Du

<sup>396</sup> Fußnote Apelt: Diese durchsichtigen Gewänder sind mehrfach Gegenstand des Spottes und der Entrüstung seitens Senecas. So heißt es in der Abhandlung >Über die Wohltaten< VII, 9: „Da sah ich seidene Kleider, wenn man sie Kleider nennen kann, woran nichts ist, was den Körper oder gar nur die Scham bedecken könnte, womit angetan eine Frau nicht mit gutem Gewissen schwören kann, dass sie nicht nackt sei.“ Und ähnlich Epist. 90.

musst eben nur auf solche Frauen den Blick richten, die ihre anerkannte Tugend an die Seite der großen Männer stellt.

Cornelia<sup>398</sup> sah sich durch das Schicksal von dem Besitz von zwölf Kindern auf zwei noch lebende herabgebracht: willst du die Kinderverluste der Cornelia zählen, so hatte sie zehn verloren; willst du sie nach ihrem Wert schätzen, so waren es Gracchen, die sie verloren hatte. Gleichwohl untersagte sie ihrer weinenden und ihr Schicksal unter Verwünschungen beklagenden Umgebung, das Schicksal anzuklagen, das ihr ja doch Gracchen zu Söhnen gegeben habe. Diese Frau sollte dem das Leben geben, der in einer Volksversammlung sagte: „Du willst dir herausnehmen, die Frau zu beleidigen, die mich zur Welt gebracht hat?“ Weit hochherziger noch erscheint mir jenes Wort der Mutter. Der Sohn legte hohen Wert auf die Geburt aus dem Hause der Gracchen, die Mutter auch auf die Leichen. Rutilia folgte ihrem Sohn Cotta ins Exil und hing mit solcher Zärtlichkeit an ihm, dass sie lieber die Verbannung über sich ergehen lassen wollte als die Sehnsucht; und sie kehrte nicht eher zurück als der Sohn. Als er nach der Rückkehr, zu hohem Ansehen gelangt, starb, zeigte sie sich bei diesem Verlust ebenso tapfer wie vorher bei Begleitung in die Verbannung; niemand bemerkte nach vollzogener Beerdigung eine Träne in ihrem Auge. Bei der Verbannung zeigte sie ihre Tapferkeit, bei dem Verluste ihre Besonnenheit; dort hielt nichts sie von ihrer Kindesliebe zurück, hier vermochte nichts sie an unnötige und unkluge Trauer gefesselt zu halten. Mit diesen Frauen möchte ich dich in eine Reihe gestellt sehen. Du hast dir ihr Leben immer zum Vorbild genommen, und so wirst du auch gut tun, in Bekämpfung und Niederhaltung des Kummers ihrem Beispiel zu folgen.

17. Ich weiß recht wohl: Die Sache steht nicht in unserer Gewalt und keine heftige Gemütsregung will sich etwas befehlen lassen, am wenigsten die, welche dem Schmerz entstammt; denn sie ist ungestüm und störrisch gegen jedes Heilmittel. Wir wollen sie mitunter

<sup>397</sup> Fußnote Apelt: ‚Leniore‘ muss es meines Erachtens heißen für das unerklärbare ‚levior‘ der Handschriften.

<sup>398</sup> Fußnote Apelt: Cornelia, die Mutter der Gracchen.

verdecken und unsere Seufzer hinunterschlucken; aber wir mögen uns eine noch so gelassene Miene geben, durch alle Verstellung lassen sich die Tränen nicht zurückhalten. Wir versuchen bisweilen durch Besuch von Schauspielen und Gladiatorenkämpfen die Psyche abzulenken; aber mitten während des Schauspiels, das der Ablenkung dienen soll, wird sie von irgendwelcher leichten Sehnsuchtsanwandlung überfallen. Daher ist es besser, ihren Schmerz durch Kampf zu überwinden als ihr durch Täuschung beikommen zu wollen. Denn wer hintergangen und durch Belustigungen oder geschäftliche Pflichten abgelenkt worden ist, der richtet sich wieder auf und empfängt gerade durch die Ruhe den Antrieb zu neuem Wutausbruch; aber wer der Stimme der Vernunft folgt, der hat dauernden Frieden. Ich werde dich also nicht auf Mittel verweisen, die, wie ich weiß, von vielen gebraucht worden sind, werde dir also nicht raten, dir, sei es durch eine lange Reise Ablenkung zu schaffen oder durch einen reizvollen Ausflug Genuss zu bereiten, auch nicht, durch pünktliche Rechnungsführung und Verwaltung des Erbgutes deine Zeit reichlich zu füllen, auch nicht, dich fortwährend in neue Geschäfte zu stürzen: alles das nützt nur für kurze Zeit und ist nicht Heilung sondern nur Hemmung des Schmerzes.

Ich aber will lieber, dass er aufhöre, als dass er hintergangen werde. Daher weise ich dich dahin, wo alle ihre Zuflucht suchen mussten, die vom Schicksal verfolgt sind, auf die Beschäftigung mit den Wissenschaften [der Philosophie]: sie werden deine Wunde heilen, sie werden all deine Traurigkeit verscheuchen. Auch wenn du niemals mit ihnen Umgang gehabt hättest, müsstest du es jetzt tun; aber soweit meines Vaters altertümliche Strenge das zuließ, hast du alle Gebiete höherer Geistesbildung zwar nicht durchmessen, wohl aber berührt. Ach, hätte doch mein Vater, dieser treffliche Mann, der nur weniger an den Anschauungen und der Gewohnheit der Altvorderen hätte festhalten sollen, sich dazu verstanden, dass du nach den Lehren der Philosophie lieber erzogen worden wärst als nur davon zu kosten bekommen hättest! Dann brauchtest du dir Hilfe gegen das Schicksal nicht erst zu schaffen, sondern nur sichtbar zu machen. Wenn er dir weniger Freiheit zur

Pflege der Wissenschaften [der Philosophie] gewährte, so geschah das im Hinblick auf jene Frauen, die in den Wissenschaften nicht den Weg zur Weisheit, sondern nur eine Stütze und Zierde ihrer Üppigkeit sehen.

Jetzt kehre zu ihnen zurück, du wirst Schutz bei ihnen finden. Sie werden dir Trost, sie werden dir Freude gewähren; hast du sie vertrauensvoll in dich aufgenommen, so bist du weiterhin sicher vor jedem Schmerz, vor jedem Kummer, vor jeder unnützen Qual fruchtloser Niedergeschlagenheit; nichts von alle dem wird dich mehr anfechten; denn gegen sonstige Untugenden bist du ja längst gefeit. Dieser Wissensbesitz ist der sicherste Schutz; er allein vermag dich den Launen des Schicksals unzugänglich zu machen.

18. Bevor du in jenen Hafen gelangst, den dir der Wissensdrang in Aussicht stellt, bedarf es für dich gewisser Stützpunkte, und darum will ich dich einstweilen auf die Umstände hinweisen, die dir Trost gewähren können. Blick auf meine Brüder, deren Wohlergehen dir das Recht nimmt, das Schicksal anzuklagen: jeder von beiden hat, und zwar nach entgegengesetzter Richtung hin, seine besonderen Vorzüge, an denen du deine Freude haben kannst: Der eine hat durch seine rege Tätigkeit es zu Ehrenstellen gebracht, der andere hat sie mit gutem Bedacht verschmäht.

Lass dir die würdige Stellung des einen [Novatus, nach seiner Adoption Gallio genannt, trat in den Staatsdienst ein], die Ruhe des anderen [Mela, anscheinend ohne Beruf], die Liebe beider zum Trost gereichen! Ich kenne die Sinnesart meiner Brüder in ihren geheimsten Regungen: Des einen Ziel ist Würde, um dir Ehre zu machen, der andere hat sich für ein stilles und ruhiges Leben entschieden in der Absicht, sich dir zu widmen. Mit dieser verschiedenen Bestimmung deiner Söhne einerseits zu helfendem Beistand, andererseits zu erfrischender Geselligkeit hat es das Schicksal gut gemeint: Die Würde des einen kann dir Schutz, die Muße des anderen Genuss gewähren. Sie werden wetteifern in Dienstbeflissenheit gegen dich und die Sehnsucht nach dem einen [Seneca meint sich selber] wird durch die Liebe von zweien reichlich aufgewogen werden; ich darf, was deine Zukunft anlangt, kühn behaupten: Es wird dir nichts fehlen, abgesehen von der Zahl.

Von ihnen wende den Blick auch auf deine Enkel, auf Marcus<sup>399</sup>, diesen lieblichen Knaben, bei dessen Anblick jeder Trübsinn schwindet; mag unser Herz von noch so schwerer Last bedrückt, von noch so frischem Gewinn erfüllt sein, seine schmiegsame Zärtlichkeit beschwichtigt alles. Wessen Tränen würden nicht durch seine Heiterkeit gestillt? Wessen kummererfüllte Brust würde nicht freier atmen bei seinen sinnreichen Einfällen? Wen sollte seine Schelmerei nicht zu Scherzen aufgelegt machen? Wen sollte seine Geschwätzigkeit, an der man sich nicht satt hören kann, nicht für sich einnehmen und aus schweren Gedankengängen herausreißen? Möchte er, so hoffe ich inständig, uns doch erhalten bleiben! An mir möge des Schicksals Grausamkeit sich erschöpfen und dadurch zum Stillstand kommen. Was seine Mutter, was seine Großmutter leiden müsste, möge es alles auf mich abgeladen sein! Möge der übrige Familienkreis in seinem Bestand glücklich beharren; über meine Kinderlosigkeit, über meine Lebenslage soll kein Klagelaut über meine Lippen kommen; möge ich das Sühneopfer sein für die sonst von Schmerz verschonte Familie.

Halte treu zusammen mit Novatilla<sup>400</sup>, die dir bald Urenkel schenken wird. Ich hatte sie mir so nahe gebracht, sie mir so eng verbunden, dass es fast scheinen könnte, als wäre sie eine Waise geworden dadurch, dass sie mich verlor: Übertrage deine Liebe für mich auch auf sie! Erst kürzlich hat das Schicksal ihr die Mutter entrissen: Deine Liebe kann die Wirkung haben, dass sie den Verlust der Mutter nur betrauert, nicht aber die Folgen zu verspüren braucht. Gleich von jetzt an suche ihren Charakter zu bilden, ihr Leben zu regeln; tiefere Wurzeln schlagen die Lehren, die frühzeitig in die zarten Psychen gesenkt werden.

Möge sie sich an deinen Ton gewöhnen, nach deinem Urteil sich bilden: Du gibst ihr viel, auch wenn du ihr nichts gibst als dein Beispiel. Diese heilige Pflicht wird dir ein

<sup>399</sup> Fußnote Apelt: Dieser Marcus ist wahrscheinlich der spätere Dichter Marcus Annaeus Lucanus, der Sohn des Mela, der Verfasser der >Pharsalia<, eines großen uns erhaltenen Epos' über den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius.

<sup>400</sup> Fußnote Apelt: Tochter des Gallio (Novatus).

Trostmittel sein; denn nichts vermag das tief und aufrichtig trauernde Gemüt von dem Kummer abzulenken, außer entweder die Vernunft oder eine edle Beschäftigung. Zum Trost könnte dir neben dem, was sonst kräftigen Trost bietet, auch dein Vater<sup>401</sup> reichen, wenn er nicht in der Ferne weilte; doch auch so, wie die Dinge jetzt liegen, magst du aus deiner Gemütsstimmung entnehmen, wie es sich mit der seinigen verhält: Du wirst begreifen, wie viel vernünftiger es ist, dich ihm zu erhalten als dich mir zu opfern. So oft die Macht des Schmerzes überwältigend dich erfasst und dich in ihren Bann bringen will, denke an deinen Vater! Ihm hast du so viele Enkel und Urenkel geschenkt und dadurch bewirkt, dass du nicht die einzige seines Stammes bist; aber eins ins andere gerechnet hängt doch sein Lebensglück wesentlich von dir ab. Solange er lebt, tust du nicht recht daran zu klagen, dass du gelebt hast.

19. Noch habe ich derjenigen nicht gedacht, die dein größter Trost ist, deiner Schwester<sup>402</sup>, dieses dir unwandelbar treuen Herzens, dem alle deine Sorgen anvertraut werden, als wäret ihr eins; ihrer, die uns allen ihrer Gesinnung nach eine wahre [zweite] Mutter ist. Eure Tränen haben sich vereint, an ihrem Herzen hast du zuerst wieder aufgeatmet. Sie folgt zwar allen deinen Gemütsregungen; indem sie aber an meine Stelle tritt, beschränkt sie sich nicht etwa darauf, nur mit dir zu trauern. In ihren Armen bin ich nach Rom gebracht worden; lange Zeit kränkelnd bin ich unter ihrer treuen mütterlichen Pflege wieder genesen; für meine Bewerbung um das Quästoramt hat sie ihren ganzen Einfluss eingesetzt, und sie, die jeder Ansprache und jeder feierlichen Begrüßung schüchtern aus dem Wege ging, überwand mir zuliebe diese ihre Scheu. Ihre zurückgezogene Lebensweise, ihre ländliche Zurückhaltung inmitten einer dreisten Frauenwelt, ihr stilles Wesen, ihre zur Abgeschlossenheit und Muße neigenden Gewohnheiten, alles dies hinderte sie nicht, für mich sogar als Stimmenwerberin aufzutreten. Sie ist, teuerste Mutter, der Trost, an den du dich halten magst zu deiner Genesung; an sie

<sup>401</sup> Fußnote Apelt: Er lebte wohl in Corduba in Spanien.

<sup>402</sup> Fußnote Apelt: Die Gattin des Vetradius Pollio, der von ca. 16 bis 31 u. Zr. Präfekt von Ägypten war.

schließe dich so eng als möglich an, von ihren Armen lass dich fest umklammern.

Es pflegen die Trauernden das, was sie am meisten lieben, zu fliehen und freie Bahn für ihren Schmerz zu suchen: Enthalte ihr auch deine geheimsten Gedanken nicht vor; magst du nun dies dein Trauergewand beibehalten oder ablegen wollen, bei ihr findest du, sei es Beseitigung des Schmerzes, sei es tröstliche Begleitung; doch, wenn ich die Einsicht dieser unübertrefflichen Frau kenne, so wird sie nicht dulden, dass du dich in nutzloser Trauer verzehrst, und wird dir ein Beispiel erzählen, bei dem ich selbst Zuschauer war. Sie hatte auf der Seefahrt [von Ägypten nach Italien] ihren teuren Gatten, unseren Oheim, verloren, den sie als Jungfrau geheiratet hatte; doch sie ertrug zu gleicher Zeit Trauer und Angst und brachte nach überstandenen Stürmen seinen Leichnam aus dem Schiffbruch ans Land. Ach, wie vieler Frauen herrliche Taten liegen im Dunkel verborgen. Gehörte sie jenen alten Zeiten an, die eine schlichte Empfänglichkeit für Bewunderung der Tugenden hatte, wie würden die Talente wetteifern, die Gattin zu feiern, die, nicht achtend ihrer Schwachheit, nicht achtend der Schrecken des Meeres, gegen die auch die Stärksten nicht gefeit sind, ihr Leben jeder Gefahr aussetzte um eines Grabes willen und, ganz erfüllt von dem Gedanken an des Gatten Beerdigung, für sich selbst keine Gefahr kannte!

Alle Dichter singen den Preis der Frau, die sich selbst an Stelle ihres Gatten dem Tode geweiht hat<sup>403</sup>; aber mehr noch will es besagen, mit Nichtachtung des eigenen Lebens dem Gatten zu seiner Grabesruhe zu verhelfen; das ist die größere Liebe, die sich der gleichen Gefahr aussetzt für geringeren Vorteil. Daraufhin wird sich niemand wundern, dass sie sich während der ganzen sechzehn Jahre, während deren ihr Gatte Ägypten verwaltete, niemals in der Öffentlichkeit sehen ließ, keine Provinzialen in ihrem Haus empfang, nichts von ihrem Mann sich selbst zuwenden ließ, kein Bittgesuch anderer um Zuwendungen duldete. Daher blickte diese geschwätzig und in Schmähungen gegen ihre Statthalter erfinderische Provinz, in der auch völlig Schuldlose vor böser Nachrede nicht sicher

<sup>403</sup> Fußnote Apelt: Die Alkestis, Gemahlin des Admetos.

sind, wie zu einem einzig dastehenden Muster von Sittenreinheit mit Hochachtung empor, und - was denen, die auch auf einen gefährlichen Witz ungerne verzichten, besonders schwer fällt - enthielt sich jeder mutwilligen Äußerung gegen sie und wünscht sich noch heutzutage eine Frau ihrer Art für immer, obschon sie auf eine derartige Hoffnung verzichten muss. Es war schon viel, dass sie sich die Provinz [Ägypten] sechzehn Jahre lang gefallen ließ; mehr noch will es besagen, dass man sie überhaupt nicht zu sehen bekam. Das führe ich nicht deshalb an, um ihr das gebührende Lob zuteil werden zu lassen, das in so spärlicher Kürze nur eine Fälschung wäre, sondern um dir die Überzeugung beizubringen, das sei eine hochherzige Frau, die keinen Versuchungen des Ehrgeizes und der Habsucht, dieser verderblichen Begleiter aller Macht, erlag, und die angesichts des [während eines Sturms auf dem Mittelmeer] nach Entmastung des Schiffes drohenden Schiffbruches sich nicht abschrecken ließ, an ihrem entseelten Gatten hängend, nicht etwa darauf zu sinnen, wie sie selbst der Gefahr entrinnen, sondern wie sie ihn seiner Grabstätte zuführen könnte. Deine Aufgabe ist es nun, dich ihr an Mut gleich zu erweisen und dein Herz von der Trauer abzuwenden und dem Glauben der Leute vorzubeugen, du bereuest es, einen Sohn [wie mich] zu haben.

20. Indes, wenn du auch nichts verabsäumst zur Beschwichtigung deines

Schmerzes, so ist es doch unausbleiblich, dass deine Gedanken manchmal zu mir zurückkehren und dass keines deiner Kinder dir jetzt lebhafter und häufiger vor Augen stehe, nicht etwa, weil dir die anderen weniger lieb wären, sondern weil es natürlich ist, die Hand öfter an die schmerzhafteste Stelle zu legen. Darum vernimm denn, welche Vorstellung du dir von mir machen sollst: Froh und frisch musst du dir mich denken, wie in vollstem Glück; denn ich bin in einer Lage, wie sie besser nicht sein kann: Ist doch mein Geist, entbunden von jeder Berufstätigkeit, jetzt frei für die ihm eigens zukommenden Aufgaben: Bald erfreut er sich an leichteren Studien, bald erhebt er sich, von Wahrheitsdurst getrieben, zur Betrachtung der eigenen Natur sowie der des Alls. Zuerst schaut er aus nach den Ländern und deren Lage, darauf nach der Natur des sie umströmenden Meeres mit der wechselnden Ebbe und Flut; dann lenkt er den Blick auf alles, was zwischen Himmel und Erde sich furchterregendes abspielt, und durchforscht diese durch Donner, Blitz, Winde, sowie durch Ergüsse von Regen, Schnee und Hagel beständig beunruhigte Region; sodann, nach Durchwanderung der niederen Regionen, bahnt er sich den Weg zum Höchsten und schwelgt im Genuss des herrlichsten Schauspiels, des Anblicks des Himmlischen, der Aether-Region.

# Über die Unerschütterlichkeit des [stoischen] Weisen

## De constantia sapientis

Übersetzung von J. M. Moser, Stuttgart 1828, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

### Übersicht des Inhalts

Kap. 1 bis 2: Unterschied zwischen den Stoikern und anderen Philosophen. Erstere schlagen einen männlichen Weg ein, auf dem sie zur Weisheit und Erhabenheit der Gesinnungen gelangen. An Cato wird deutlich, dass bei der ihm widerfahrenen Zurücksetzung nicht er, sondern der Staat zu beklagen war, denn dem Weisen kann weder ein Unrecht noch eine Schmach zugefügt werden. Cato steht höher als Odysseus und Herkules.

Kap. 3: Einwurf, ob es nicht eine reine Begriffsverdrehung sei, dass der Weise nur über das Gefühl des Unrechts hinausgestellt werde, nicht aber über die Möglichkeit beleidigt zu werden. Im ersteren Falle hätte er nichts, als was alle schon durch Gewohnheit erhalten: Geduld. Wenn die stoische Philosophie etwas tauge, so müsse sie bewirken, dass dem Weisen keiner ein Unrecht zuzufügen versuche, nicht nur, dass er es nicht fühle. Senecas Erwiderung: Die stoische Philosophie stellt den Weisen so, dass keine Beleidigung an ihn kommen kann. Freilich, an alles Hohe und Ehrwürdige macht sich der Frevel, aber er wird dadurch nicht verletzt. Das ist das Kennzeichen des Weisen, und seine zuverlässigste Stärke.

Kap. 4: Eine ihm zuge dachte Beleidigung reicht nicht an den Weisen, wie das Himmlische von Menschenhänden nicht erreicht wird. Unterschied zwischen Beleidigungen durch Taten und Beleidigungen durch Worte. Jene ist schwerer, diese unbedeutender.

### I. Von der Beleidigung durch Taten

Kap. 5 bis 6: Ein Übel kann die Weisheit nicht treffen. Für sie gibt es nur ein Übel, die Schande, und für die ist Tugend und Ehre unerreichbar. Verlust kann den Weisen nicht treffen, weil er alles in sich hat, so wie er durch Glück nichts gewinnen kann. Das Unrecht kann nichts von dem verletzen, was des Weisen Eigentum ist. Beispiel des Megarischen Philosophen Stilpo, der ein Beispiel für die Unverletzbarkeit des Weisen ist.

Kap. 7 bis 9: Ein derartiger Weiser, das ist keine Einbildung der Phantasie, sondern er existiert wirklich, obwohl selten, wie alles Große.

Was verletzt, muss stärker sein als was verletzt wird. Der Weise ist von Schlechten nicht gefährdet, da sie schwächer sind als er. - Es kann mir einer ein Unrecht antun, ohne dass ich es erleide. Schon gewisse Umstände können Beleidigungen von mir fern halten, die mir zuge dacht wurden. - Dem Weisen kann eben so wenig jemand nützen als schaden. Auch das Schicksal kann dem Weisen nicht schaden. Beleidigungen erleidet nur der, auf dessen Gemüt die Empfindung derselben einen Eindruck macht. Davon weiß der Weise nichts. Beeinträchtigungen müssen ihm dienen, sich selbst zu heben, zu erproben. Bei dieser Freiheit des Weisen ist das Walten des Frevels in der Welt nicht geleugnet und aufgehoben.

### II. Von der Beleidigung durch Worte

Kap. 10 bis 14: Die Empfindlichkeit darüber beruht hauptsächlich auf verkehrten Ansichten. Der Weise kann sich nie verachtet fühlen. Für Beleidigungen solcher Art hat er gar keine Empfindung. Er steht höher als die, die ihn verachten. Die ihn beschimpfen wollen, verachtet der Weise als Kinder; nur bisweilen zeigt er ihnen den Ernst, nicht um sich zu rächen, sondern um sie zu bessern. Er benimmt sich, wie ein Arzt gegen Kranke und Schwachsinnige. Auch der Reichen und Mächtigen Höflichkeit oder Unhöflichkeit ist ihm gleichgültig. Durch Rache würde er dem Beschimpfenden einen Beweis von Achtung zu geben glauben. Frauen und Diener können ihn auch nicht beleidigen.

Kap. 15: Seine Tugend weist ihm den höchsten Standpunkt an. Epikur sagt, Beleidigungen seien für den Weisen erträglich. Der Stoiker behauptet, es gebe für ihn gar keine.

Kap. 16 bis 17: Der Weise ist nicht beleidigt, so lange die Tugend nicht angegriffen ist. Unverdiente Beschimpfung ist keine, verdiente ist ein Urteilsspruch. Wie nichtig gewöhnlich das ist, was man Beschimpfung nennt.

Kap. 18: Den Kaiser Gaius (Caligula) stürzte seine Schmähsucht ins Verderben. Er provozierte geradezu die Beleidigten, das Schwert gegen ihn zu ziehen.

Kap. 19: Freiheit besteht nicht darin, dass man sich nichts gefallen lässt, sondern dass man sich in sich selbst vergnügt und beruhigt. Wenn einer uns beschimpfen kann, kann es alle Welt. Verhaltensregeln für den noch nicht vollendeten Weisen.

(1) Nicht ohne Grund, mein Serenus, behaupte ich, es sei zwischen den Stoikern und den übrigen Philosophen ein Unterschied wie zwischen Mann und Frau. Jedes der beiden Geschlechter ist zum Miteinanderleben gleich wichtig, aber der eine Part ist mehr zum Passiven, der andere mehr zum Aktiven von seiner Natur bestimmt. Die anderen Philosophen sind sozusagen wie Hausärzte aus der Dienerschaft, welche die kranken Körper ihrer Herrschaft vorsichtig und gelinde behandeln, nicht auf dem besten und schnellsten Wege, sondern wie es eben so geht. Die Stoiker, einen männlichen [aktiven] Weg einschlagend, sorgen sich nicht darüber, ob er denen, die ihn betreten, angenehm vorkommt, sondern dass er uns so schnell als möglich herausreißt und auf jenen erhabenen Gipfel führt, der so sehr außer aller Schussweite liegt, dass er selbst über das Schicksal emporragt.

„Der Weg, den wir mit den Stoikern gehen sollen, ist steil und holprig.“ - Kommt man denn ebenen Pfades auf einen Gipfel? Dennoch ist der Weg nicht so steil, wie manche meinen. Am Anfang nur hat er Steine und Felsen und sieht ungangbar aus, wie manches, aus der Ferne betrachtet, abgerissen und zusammengedrängt erscheint, da die Weite das Auge täuscht. Kommt man sodann näher heran, so stellt sich allmählich als gangbar dar, was die Täuschung des Auges für unüberwindlich hielt. Man findet am Ende eine gemächlich ansteigende Höhe, was aus der Entfernung wie eine steile Wand erschienen war. Als neulich von Marcus Cato die Rede war, sprachst Du, da Du keine Unnachsichtigkeit leiden kannst, Deine Unzufriedenheit darüber aus, dass den Cato sein Zeitalter nicht genug zu schätzen wusste, dass es ihn, der über Pompejus und Cäsar stehe, unter Leute wie Vatinius<sup>404</sup> gestellt

<sup>404</sup> Fußnote Moser: Vatinius, ein hässlicher und nichtswürdiger Mensch, wurde dem Marcus Cato bei der Bewerbung um die Prätur vorgezogen. Vergl. Seneca >Über die Vorsehung<, Kap. 3; Seneca >Briefe an Lucilius<, Brief Nr. 14; Cassius Dio XXXVII, 22 und XXXVIII, 3.

hätte. Es schien Dir unwürdig, dass ihm, weil er gegen ein Gesetz stimmte, die Toga auf öffentlichem Marktplatz abgerissen wurde, und dass er von den Schiffsschnäbeln bis zum Bogen des Fabius [Arcus Fabianus in Rom] durch die Hände einer aufrührerischen Menge geschleppt, erniedrigende Reden, Bespeieung und was sonst eine tolle Menge für Schmach antut, zu ertragen gehabt hätte. Da habe ich Dir erwidert, der Republik wegen solltest Du aufgebracht sein, die bald ein Publius Clodius,<sup>405</sup> bald ein Vatinius und dann jeder heillose Geselle verkaufte, die von blinder Gier umnebelt nicht bemerkten, dass sie, indem sie die Republik verkauften, sich selbst verkauft haben.

(2) Für Cato, sagte ich, sollst Du ganz unbekümmert sein: Denn einem Weisen könne weder ein Unrecht noch eine Schmach zugefügt werden. An Cato hat uns die römische Geschichte ein unbestreitbares Muster von einem weisen Mann gegeben, wie den vergangenen Jahrhunderten an Odysseus und Herkules. Diese nämlich haben unsere Stoiker für Weise erklärt, da keiner Anstrengung erliegend, Verächter der Wollust und Überwinder jeglichen Schreckens. Cato hat nicht mit wilden Tieren gerungen, die zu erlegen Sache des Jägers ist und des Menschen auf primitiver Stufe. Auch hat er nicht Ungetüme mit Feuer und Schwert verfolgt. Ist er doch nicht in ein Zeitalter geboren worden, wo man glauben konnte, der Kosmos ruhe auf den Schultern eines Einzigen, denn unser Jahrhundert ist zu hoher Vernunft gelangt und man hat den alten Aberglauben abgeschüttelt. Seine Gegner waren der Ehrgeiz und die unbändige Gier nach Macht, dieses vielgestaltige Übel. Eine Gier, die der Weltkreis, unter drei Menschen aufgeteilt, nicht sättigen konnte. Gegen die Verderbnis eines ausartenden und durch die Schwere seiner Verbrechen zu Boden sinkenden Staates ist er allein aufgetreten; und hat die fallende Republik noch gehalten, so weit sie durch eine einzige Hand gehalten werden konnte, bis er entweder weggerissen oder weggezogen sich dem lange aufgehaltene Sturz zum Begleiter gab, und so miteinander erlosch, was nach einem heiligen Gesetz nicht zu trennen war.

<sup>405</sup> Fußnote Moser: Ein Feind Ciceros, der es dahin brachte, dass Cicero ins Exil gehen musste.

Weder hat Cato nach der Freiheit gelebt, noch die Freiheit nach Cato. Kannst Du demnach glauben, dass ihm vom Volk ein Unrecht geschehen konnte, wenn es ihm die Prätur verweigerte oder wenn es ihm die Toga herabriss oder wenn es dieses ehrwürdige Haupt mit dem Unrat ihres Mundes bespritzte? Der Weise ist gesichert und es kann ihm weder ein Unrecht noch eine Schmach zugefügt werden.

(3) Mir ist, als sähe ich Dich aufbrausen: „Gerade das ist es“, willst Du mir zurufen, „was Eure Lehren in Misskredit bringt! Ihr versprecht zu hohe Dinge, die man kaum wünschen, geschweige denn glauben kann. Dann macht ihr ein gewaltiges Wesen mit Worten, aber während ihr sagt, der Weise könne nicht arm sein, leugnet ihr nicht, dass es ihm hier und da an einem Gehilfen, an einem Kleid, an einem Dach, an einem Bissen Brot mangle. Während ihr [Stoiker] behauptet, der Weise sei nie ohne Besinnung, leugnet ihr doch nicht, dass er auch in Fieberträumen wohl einmal tolles Zeug redet und das tut, wozu ihn der Krankheitsanfall treibt. Während ihr behauptet, der Weise sei niemals ein Sklave, gebt ihr doch zu gleicher Zeit zu, es könne vorkommen, dass er verkauft werde, und er tue, zu was man ihm befohlen habe, und er einem Herrn knechtische Dienste leiste. So tragt ihr die Stirn sehr hoch und lasst euch doch in die gleichen Zustände herab wie die anderen, nur dass ihr den Dingen andere Namen gebt. So ungefähr, meine ich, wird es wohl auch bei dem sein, was dem ersten Anblick nach so schön und herrlich ist: Der Weise werde weder ein Unrecht noch eine Schmach erleiden. Es ist ein großer Unterschied, ob Du den Weisen über das Gefühl des Unrechts stellst oder über die Möglichkeit, beleidigt zu werden. Behauptest Du nämlich, er werde es mit Fassung ertragen, so hat er damit keinen Freibrief, dass ihm nicht das geschehen könnte, was allen geschehen kann, und was sich durch das anhaltende Ertragen von Beleidigungen von selbst erlernt: Geduld. Wenn Du die Behauptung aufstellst, dem Weisen werde kein Unrecht zugefügt werden, das heißt, es werde ihm keiner ein solches zuzufügen versuchen, dann lasse ich alles liegen und stehen und werde ein Stoiker.“

Gut, ich habe allerdings nicht im Sinn, den Weisen nur mit eingebildeter Ehre und mit Redensarten auszuschnücken, sondern ihn so

zu stellen, dass keine Beleidigung an ihn kommen kann.

Niemand wird sich an ihn machen? Niemand ihn antasten? Nichts in der Welt ist so ehrwürdig, dass es nicht einen Schänder fände. Aber darum ist das Ehrwürdige nicht weniger erhaben, wenn es Leute gibt, die nach einer sie weit überragenden Größe, obwohl sie sie nicht treffen können, dennoch zielen. Unverwundbar ist nicht das, wogegen kein Schlag geführt wird, sondern was nicht verletzt wird: Das ist das Kennzeichen, das ich Dir für den Weisen gebe. Ist es denn nicht klar, dass das eine zuverlässigere Stärke ist, wenn man nicht überwunden, als wenn man nicht angegriffen wird, da unerprobte Kraft zweifelhaft ist? Mit Recht gilt diejenige Festigkeit für die sicherste, an der alle Angriffe abprallen. So denke, dass der Weise viel besser daran sei, wenn ihm Beeinträchtigung, komme sie woher sie wolle, nicht schadet, so als wenn sie gar nicht vorfällt. So nenne ich den einen Helden, den Kriege nicht unterjochen, noch anrückende Feindesmacht schreckt. Nicht den, der unter tatenlosen Völkern in gewohnter Friedensruhe lebt. In diesem Sinne also behaupte ich, der Weise sei keiner Beeinträchtigung unterworfen. Es liegt demnach nichts daran, wieviele Geschosse gegen ihn geschleudert werden. Ist er doch fest gegen alle. Ebenso wie gewisse Steine eine unüberwindliche Härte gegen Stahl und Eisen haben, der Diamant nicht geschnitten, noch zerhauen, noch abgerieben werden kann, sondern alles, was ihn angreifen will, sofort abstumpft; ebenso wie manches durch Feuer nicht verzehrt werden kann, sondern von Flammen umlodert seine starre Natur und Gestalt behält; ebenso wie an dem in die See hineinragenden Fels sich die Meereswogen brechen und er sich, so viele Jahrhunderte von den Fluten gepeitscht, auch nicht eine Spur all jenes Tobens ansehen lässt: So ist das Gemüt des Weisen fest und hat so viel Stärke gesammelt, dass es vor Beeinträchtigung so sicher ist wie die erwähnten Dinge.

#### I. Von der Beleidigung durch Taten

(4) „Wie also? Wird keiner da sein, der dem Weisen eine Beleidigung anzutun versuchte?“ - Doch, aber sie wird nicht an ihn reichen. Denn er ist durch eine so große Kluft von der Berührung dessen, was unter ihm steht,

getrennt, als dass irgend eine schädliche Gewalt ihre Kraft bis an ihn bringen könnte. Auch wenn Gewaltige und Machthaber und die, die nach dem einstimmigen Urteil der Unterworfenen alles vermögen, ihm zu schaden gedenken, so werden alle ihre Anläufe ihre Kraft verlieren, ehe sie an den Weisen reichen, wie das, was mit Sehne und Geschütz in die Höhe geschleudert wird. Wenn es auch über unsere Blickweite hinausfliegt, so kehrt es doch um, ohne den Kosmos erreicht zu haben. Meinst Du denn, als jener wahnwitzige König durch die Menge der Pfeile das Tageslicht verdunkelte, es sei ein einziger Pfeil in die Sonne geflogen? Oder er habe den Neptun erreichen können, als er Ketten in die Tiefe werfen ließ? Wie das Himmlische von Menschenhänden nicht erreicht wird, wie der Gottheit nicht von denen geschadet werden kann, die Tempel zerstören oder die Götterbilder im Feuer schmelzen, so ist vergeblich versucht, was man gegen den Weisen in Mutwillen und Bosheit unternimmt.<sup>406</sup>

„Besser wäre es aber doch, wenn niemand so etwas tun würde!“ - Da wünschst Du etwas, was es bei der Menschheit nicht gibt: Enthaltung von allem Unrechten. Und dass es nicht geschehe, geht die an, die es tun wollen, nicht den, der dadurch nichts erleiden kann, auch wenn es geschieht. Ja ich weiß nicht, ob nicht die Weisheit die Kraft ihrer Ruhe mehr offenbart unter feindseliger Umgebung, wie es am meisten für einen Feldherrn spricht, wenn er mitten in Feindesland, durch Waffen und Mannschaft stark, in völliger Ruhe lebt.

Machen wir, mein Serenus, wenn es Dir gefällt, einen Unterschied zwischen Beleidigung durch Taten und Beleidigung durch Worte. Die erstere ist ihrer Natur nach schwerer, die letztere leichter, und nur dem Zartgefühl empfindlich, sofern es, obwohl nicht verletzt, doch aber angegriffen wird. Die Weichlichkeit und Eitelkeit ist jedoch bei

<sup>406</sup> Fußnote des Hrsg.: Seneca nahm bei dieser Metapher Rücksicht auf den Volksglauben. Unter Stoikern hätte er gesagt: Wie der Kosmos von Menschenhänden nicht erreicht wird, wie dem Aether-Logos nicht von denen geschadet werden kann, die irdische Tempel zerstören oder Götterbilder im Feuer schmelzen, so ist vergeblich versucht, was man gegen den stoischen Weisen in Mutwillen und Bosheit unternimmt.

manchen Gemütern so groß, dass sie nichts für bitterer halten. So findet man wohl Sklaven, die lieber Stockschläge als Backenstreiche aushalten wollen, Tod und Schläge für erträglicher halten als Schimpfworte. Man ist so albern geworden, dass man nicht nur durch Schmerz, sondern durch die Vorstellung von Schmerz gequält wird, so wie Kinder bereits ein Schatten, eine hässliche Maske oder ein verzerrtes Gesicht in Schrecken versetzt. Ja Tränen entlockt ihnen ein Name, den sie nicht hören mögen, ein Wink mit dem Finger und andere Dinge, wovor sie im Anfall eines grundlosen Wahnes zurück beben.

(5) Bei Beleidigung besteht die Absicht, jemandem ein Übel zuzufügen. Die Weisheit kann jedoch kein Übel treffen. Für sie gibt es nur ein Übel: die Schande. Diese kann da keinen Zutritt gewinnen, wo Tugend und Ehre bereits ist: Beleidigung reicht also nicht an den Weisen. Wenn empfangene Beleidigung ein Erleiden irgend eines Übels ist, der Weise aber kein Übel erleiden kann, so erreicht den Weisen keine Beleidigung. Jede Beleidigung ist Verringerung des Wohlseins dessen, gegen den sie gerichtet ist. Es kann keiner eine Beleidigung erhalten, ohne irgendeinen Verlust zu erleiden an Ehre oder körperlichem Wohlsein oder anderen äußerlichen Dingen: Der Weise aber kann nichts verlieren. Er hat alles in sich bewahrt. Er vertraut nichts dem Glück an. Er ist mit seinen Gütern geschützt, eingeschränkt auf die Tugend, die des Zufälligen nicht bedarf. Und eben darum kann er weder etwas gewinnen noch etwas verlieren. Wer das Höchste erreicht hat, für den gibt es keinen Zuwachs mehr.

Das Schicksal nimmt nichts, was es nicht gegeben hat. Weisheit kann es ihm nicht schenken, so kann es die Weisheit ihm auch nicht nehmen. Die ist frei, unverletzlich, unveränderlich, unerschütterlich, gegen Zufälle verwahrt sie sich so, dass sie nicht einmal gebeugt, geschweige denn überwunden werden kann.

Unter den Zurüstungen alles Schrecklichen wendet die Weisheit die Augen nicht ab; sie verändert die Miene nicht, man mag ihr Hartes oder Erfreuliches vorhalten. Darum wird der Weise auch dann nichts verlieren, wenn der Verlust ihm zu Herzen ginge. Denn die Weisheit allein ist sein Besitztum; und aus dem kann er nicht

vertrieben werden. Alles andere betrachtet er so, als ob es nicht sein Eigentum wäre. Wen könnte der Verlust einer Sache schmerzen, die ihm nicht gehört? Wenn nun das zugefügte Unrecht nichts von dem verletzen kann, was des Weisen Eigentum ist, weil es seiner Natur nach unverwundbar ist, so kann dem Weisen folglich keine Beleidigung zugefügt werden.

Demetrios, mit dem Beinamen Poliorcetes<sup>407</sup>, hatte Megara erobert. Als er den Philosophen Stilpo fragte, ob er etwas verloren hätte, erwiderte dieser: „Nichts. Alles was mein ist, ist bei mir.“ Und doch war sein Vermögen als Kriegsbeute weggenommen worden, seine Töchter hatte ihm der Feind geraubt, und seine Vaterstadt war unter fremde Herrschaft gekommen. Jene Frage richtete an ihn der König, von erhöhtem Standort, umgeben von den Waffen eines siegreichen Heeres. Er aber entwand ihm den Sieg, und bewies, dass er, obwohl die Stadt erobert war, nicht nur unüberwunden, sondern sogar ohne Schaden geblieben sei. Hatte er doch in sich die wahren Güter, an die niemand Hand anlegen kann. Das aber, was zerstreut, geraubt und weggerissen worden war, das betrachtete er nicht als sein Eigentum, sondern als Zufallsgaben, vom Wink des Schicksals abhängig: Darum hing sein Herz nicht daran, als ob es sein Eigen gewesen wäre. Denn der Besitz alles dessen, was von außen her zufließt, ist schlüpfrig und unzuverlässig. Erwäge nun, ob ihm ein Dieb, ein Verleumder, ein mächtiger Nachbar, ein reicher Erblasser, der die Tyrannei des kinderlosen Alters ausübt, ihm eine Kränkung zufügen kann, da ihm der Krieg und der Feind, der ein Meister im Städtezertrümmern war, nichts nehmen konnte? Unter ringsum blinkenden Schwertern, unter dem Lärm plündernder Krieger, unter Flammen und blutiger Niederlage einer aufgeschreckten Stadt, unter dem Krachen der über ihren „Göttern“ einstürzenden Tempel besaß noch ein einziger Mensch Friede.

<sup>407</sup> Fußnote Moser: Poliorcetes = der Städteeroberer. Einer von den Nachfolgern Alexanders des Großen. Er hatte die attische Stadt Megara erobert im zweiten Jahr der 118. Olympiade. - Stilpo war der Lehrer des Krates und Zenon. - Bei einer früheren Eroberung von Megara durch Ptolemäus Soter war derselbe Philosoph weder durch Geld noch durch Bitten des Eroberers zu bewegen, die unglückliche Vaterstadt zu verlassen.

(6) Halte es also nicht für ein keckes Versprechen, da ich Dir, wenn Du mir nicht glauben willst, einen Bürgen stellen will. Denn Du glaubst es wohl kaum, dass so viel Stärke und solche Größe bei einem Menschen zu finden wäre. Wie aber, wenn einer auftritt und sagt: „Du darfst nicht zweifeln, ob einer, der als Mensch geboren ist, sich über das Menschliche erheben kann. Ob er Schmerzen, Verluste, Geschwüre, Wunden und mächtig um ihn her tobenden Aufruhr furchtlos ansehen und das Elend mit Gelassenheit, das Glück mit Mäßigung ertragen könne. Ob er weder jenem weichend, noch auf dieses pochend unter allem Wechsel stets derselbe bleibe. Ob er nichts für sein halte, als sich selbst gerade dem Teil seines Wesens nach, durch den er die höchsten Vorzüge gegenüber anderen besitzt. - Siehe, ich bin da, um Euch zu beweisen, dass unter jenem Städtezertrümmerer, durch den so viele Festungswerke wankten, Türme durch verborgene Gräben plötzlich einstürzten, Dämme brachen, dass aber keine Maschinen erfunden werden können, ein festgefügtes Gemüt zu erschüttern. Eben bin ich aus dem Schutt der Häuser hervorgekrochen und unter ringsum leuchtendem Feuer, durch Blutströme hindurch den Flammen entgangen. In welches Geschickes Hand meine Töchter sind, ob in eines noch schlimmeren als die Stadt, weiß ich nicht. Kinderlos in hohen Jahren, nichts als Feindliches um mich her erblickend, versichere ich dennoch: Unangetastet und unversehrt sind meine Schätze. Ich halte, ich habe, was ich Eigenes hatte. - Glaube nicht, ich sei besiegt und Du der Sieger: Gesiegt hat nur Dein Glück über das meinige. Wo das Hinfallige, das oft den Besitzer Wechselnde ist, weiß ich nicht. Was mein Eigentum betrifft, so ist es bei mir und wird bei mir bleiben. Verloren haben die Reichen ihr Erbgut, die Lebemänner ihre unter Aufopferung ihrer Ehre geliebten Dirnen, die Ehrgeizigen ihre Curie, ihr Forum, die Plätze, die für die öffentliche Ausübung ihrer Niederträchtigkeiten geschaffen wurden. Die Wucherer haben ihre Schuldscheine verloren, unter denen die Habsucht in nichtiger Freude sich Reichtümer vorstellt. Ich für meine Person besitze alles unverletzt, unberührt. Frage jene, die ein Geheul, ein Jammergeschrei von sich geben, die ihren entblößten Oberkörper den gezückten Schwertern anbieten, ihrem geliebten Golde wegen, und mit vollgestopften Taschen

vor den Feinden davonrennen. So lass Dich überzeugen, mein Serenus, dass jener vollkommene Mann, mit seiner Fülle von beinahe übermenschlichen Tugenden, nichts verlieren kann. Seine Güter sind mit festen und unübersteiglichen Bollwerken verschanzt. Nicht kannst Du damit Babylons Mauern vergleichen, in welche Alexander eindrang, nicht Carthagos oder Numantias Stadtwälle, die eine und dieselbe Hand eroberte. Nicht das Kapitol oder die Burg: Da sind Spuren feindlicher Fußtritte. Dasjenige, was den Weisen schützt, ist sicher vor Brand und Sturm. Es besitzt keinen Eingang, hoch erhaben ist es und nicht zu erstürmen, dem Aether-Logos gleich.

(7) Du kannst nicht einwenden, wie Du es zu tun pflegst, dieser Weise, wie ich ihn schildere, sei nirgends zu finden. Ich erdichte nicht ein eitles Schauspiel menschlicher Geisteskraft. Ich entwerfe nicht ein gewaltiges wesenloses Bild, sondern wie ich ihn als wahrhaftig annehme, so habe ich ihn Dir vorgeführt und werde ihn weiterhin vorführen. Selten, das mag sein, ist er zu finden, und es mag manches Menschenalter dazwischen verflossen sein, denn das Große, Ungewöhnliche und Erhabene tritt nicht oft hervor. Übrigens weiß ich nicht, ob nicht gerade Cato, von dessen Erwähnung diese Abhandlung ausging, noch über diesem unserem Musterbilde steht.

Schließlich muss das, was verletzt, stärker sein als was verletzt wird. Es ist jedoch die Schlechtigkeit nicht stärker als die Tugend. Folglich kann der Weise nicht verletzt werden. Beleidigung gegen die Guten wird einzig von den Schlechten versucht; die Guten haben unter einander Frieden. Die Schlechten sind es, die den Guten so verderblich sind wie einander selbst. Kann nun ein Schwächerer verletzt werden, und ist der Schlechte schwächer als der Gute, so haben die Guten keine Beleidigung zu befürchten, außer von jemandem, der ihnen nicht ebenbürtig ist: So kann Beleidigung dem Weisen nichts anhaben. Denn darauf brauche ich Dich nicht erst aufmerksam zu machen, dass niemand gut ist als der Weise.

„Wenn Sokrates“, entgegnest Du, „ungerechter Weise verurteilt wurde, so hat er ein Unrecht erlitten.“ - Hier müssen wir bedenken, dass es sich wohl fügen kann, dass mir einer ein Unrecht tut, ich es aber doch nicht erleide. So wie wenn einer etwas aus meinem

Landgut entwendet hat und es in mein Haus legt: Obwohl er einen Diebstahl begangen hat, habe ich doch nichts eingebüßt. Es kann auch einer schändlich sein, obwohl er keine Schande begangen hat. Wenn einer mit seiner Frau schläft mit dem Gedanken, es sei eine andere, so ist er ein Ehebrecher, obgleich sie keine Ehebrecherin ist. Es gibt mir einer Gift, jedoch durch die Vermischung mit Speise hat es seine Kraft verloren. Indem er mir Gift gab, hat er ein Verbrechen auf sich geladen, obwohl er keinen Schaden angerichtet hat. Ebenso ist einer ein Straßenräuber, auch wenn seine Mordwaffe, durch das Kleid abgelenkt, abgelenkt. Jedes Verbrechen ist bereits, ehe es ins Werk gesetzt wird, insofern vollendet, als die volle Schuld begründet ist. Manche Dinge sind von der Art und stehen in solchem Wechselverhältnis, dass das eine ohne das andere sein kann, aber das andere nicht ohne das eine. Was ich damit meine, will ich klar zu machen versuchen: Ich kann die Füße bewegen, ohne dass ich laufe. Laufen aber kann ich nicht, ohne die Füße zu bewegen. Ich kann im Wasser sein, ohne zu schwimmen. Wenn ich aber schwimme, muss ich notwendig im Wasser sein. So ungefähr ist es mit dem, wovon die Rede ist. Habe ich eine Beleidigung empfangen, so muss sie notwendig ausgeübt worden sein. Ist sie ausgeübt worden, so ist es nicht notwendig, dass ich sie erlitten habe. Es kann ja manches eintreten, was die Beleidigung nicht an mich herankommen lässt. Wie ein Zufall die aufgehobene Hand sinken lässt, und den abgeschossenen Pfeil abwenden kann, so kann irgend ein Umstand Beleidigungen, seien sie, welche sie wollen, ablenken und auffangen, dass sie auf der einen Seite verübt, auf der anderen nicht empfangen worden sind.

(8) Überdies kann die Gerechtigkeit nichts Ungerechtes erleiden, denn Gegensätze vereinigen sich nicht. Eine Beleidigung kann aber nicht verübt werden, außer auf ungerechte Weise. Daher kann dem Weisen keine Beleidigung zugefügt werden. Wundere Dich nicht, dass ihm niemand eine Beleidigung zufügen kann: Es kann ihm auch niemand nützen. Dem Weisen fehlt nichts, was er wie ein Geschenk bekommen könnte. Ein Unvollkommener kann einem Weisen nichts geben. Muss er es doch erst haben, ehe er es geben kann. Er hat aber nichts, was den Weisen freuen könnte, so es auf ihn übertragen würde.

Dem Weisen kann keiner weder schaden noch nützen, gleichwie die „Götter“ weder Unterstützung brauchen noch verletzt werden können. Der Weise aber steht auf einer Stufe mit den „Göttern“, ja er ist, von der Sterblichkeit abgesehen, ihnen gleich. Strebend und seinen Lauf richtend nach dem Erhabenen, Geordneten, Unerschütterlichen, in gleichmäßiger, ungehindert verlaufender Bahn, dem Sicherem, Wohltätigen zugeneigt, wird er, ein Glücksfall der Welt, sich und anderen zum Wohle leben. Nicht wird er etwas Niedriges wollen noch beweinen, weil er, auf die Vernunft gestützt, vernünftigen Sinnes durch die Geschicke der Menschheit hindurch wandelt. Es gibt nichts, wodurch ihm Beeinträchtigung zukommen könnte. Ich meine nicht nur von keinem Menschen, auch vom Schicksal nicht, das, so oft es mit der Tugend den Kampf wagte, nie ohne zu unterliegen davonkam. Wenn wir jene höchste Idee, über die keines Gesetzes Härte, keines wütenden Tyrannen Drohung hinauskommt, und wo des Schicksals Macht sich fruchtlos in die Brust wirft, in das ruhige, gelassene Gemüt aufgenommen haben, und wissen, dass der Tod kein Übel ist, und eben deshalb nicht einmal eine Beeinträchtigung darstellt, so werden wir viel leichter alles andere ertragen, wie Verlust, Schmerz, Schmach, Verbannung, Kinderlosigkeit und Trennung.<sup>408</sup> Drängte sich auch dies alles zusammen um den Weisen, es brächte ihn nicht zum Sinken, geschweige denn, dass die Angriffe des einen oder anderen Unglücks ihm Gram schaffen könnten. Und wenn ihn die Schicksalsfälle nicht aus der Fassung bringen, wieviel weniger die Wut der Mächtigen. Weiß er doch, sie sind nur Handlanger des Schicksals.

(9) Darum nimmt er alles so hin, wie den Frost des Winters, wie das Ungestüme der Witterung, wie Fieberhitze bei Krankheit und was sonst der Zufall bringt. Er traut keinem so viel zu, wer es auch sei, dass er dächte, er habe es mit Überlegung getan, denn die ist nur bei den Weisen. Alle anderen haben nicht wohlüberlegte Pläne, sondern Ränke, Hinterlist und wilde Leidenschaften. Diese verweist der

<sup>408</sup> Fußnote Hrsg.: Einige Seneca-Biographen werten diese Mitteilung als Indiz dafür, dass Senecas erste Frau ihn nicht in die Verbannung begleitete.

Stoiker in das Gebiet der Zufälle. Alles Zufällige aber reicht mit seinem Wüten und Toben nicht bis zu uns. - Er übersieht auch nicht, welch ein weites Feld für Rechtsbrüche sich in den Fällen eröffne, durch die man uns in Gefahren stürzen könnte. Wenn man zum Beispiel einen Ankläger gegen uns heimlich aufstellt oder falsche Beschuldigungen vorbringt oder die Leidenschaft der Gewaltigen gegen uns reizt und was es sonst für Schelmenstücke unter den Togaträgern gibt. Nicht selten ist auch das Unrecht, dass man einem einen Vorteil aus den Händen ringt oder eine Belohnung, nach der man lange getrachtet oder dass einem eine mühsam gesuchte Erbschaft weggefischt und die Gunst eines einträglichen Hauses entrissen wird. Davor hat der Weise nichts zu besorgen, denn er kennt kein Leben, das entweder aus Hoffnung oder aus Furcht besteht. Nimm nun noch hinzu, dass niemand Beleidigungen erleidet, ohne dass sie auf sein Gemüt einen Eindruck machten, sondern sie empfinden und aus der Ruhe kommen, ist eins. Von dieser Beunruhigung weiß er, der aufrecht stehende Stoiker, nichts. Er, der sich ganz in seiner Gewalt hat, der Mann der erhabenen Ruhe. Träfe ihn ein Unrecht, so regte es ihn auch auf und es wäre ihm störend. Jedoch der Weise ist ohne Zorn, der durch die Vorstellung erlittenen Unrechts erregt wird. Er könnte aber in keinem Fall von Zorn frei sein, wenn er nicht von Beleidigung frei wäre, die ihn nach seiner Überzeugung nicht treffen kann. Deshalb ist er unbeugsam und vergnügt, deshalb von beständiger Freude gehoben, bei jedem Anlass von Begebenheiten. Sogar von Menschen nicht beengt, so dass ihm selbst Beeinträchtigung dienen muss, sich selbst zu erproben und Versuche mit seiner Tugend anzustellen. - Lasst uns, um des Höchsten wegen, dieser Gesinnung nicht abhold sein, und ein geneigtes Ohr und Herz schenken, wenn der Weise von Beeinträchtigung ausgenommen ist: Es wird deshalb dem Mutwillen, den raubsüchtigen Begierden, dem blinden, rücksichtslosen Übermut des Volkes kein Abbruch getan. Ohne dass ihre Laster aussterben, erringt der Weise solche Freiheit. Es ist nicht gemeint, dass es ihnen nicht mehr möglich wäre, Unrecht zu tun, sondern dass der Weise das Unrecht Unrecht sein lässt und sich durch Geduld und Gemütsgröße auszeichnet. So haben in den heiligen Wettkämpfen manche

dadurch den Sieg errungen, weil sie in harter Geduld die Hände der auf sie Losschlagenden ermüdet haben. So stelle den Weisen in die Reihe derer, die durch lange und treue Übung es zu der Stärke brachten, dass sie jede feindliche Gewalt aushalten und ermüden.

## II. Von der Beleidigung durch Worte

(10) Den ersten Teil haben wir nun vollendet und gehen zum zweiten über, in welchem wir teils mit besonderen, meistens aber allgemeinen Gründen die Beschimpfung abhandeln wollen. Sie ist ein geringerer Grad von Unrecht, wodurch wir mehr unsere Unzufriedenheit äußern als uns Genugtuung verschaffen können, wie denn auch die Gesetze es nicht der Mühe wert achteten, eine Strafe darauf festzusetzen. Auf diese Weise wird ein kleinlicher, enger Geist empfindlich über eine ehrenrührige Handlung und Äußerung. Es hat mich einer heute nicht vor sich gelassen, obwohl er doch die Besuche anderer annahm. Er hat sich von meinen Worten entweder stolz weggewendet oder öffentlich darüber gelacht. Er hat mir nicht den Platz irgendwo in der Mitte angewiesen, sondern ganz unten. Und was dergleichen mehr ist. Wie soll ich das anders nennen, als Grillen eines kränkelnden Geistes, worin hauptsächlich verzärtelte Schooskinder des Glücks verfallen. Wer mit Ärgerem zu schaffen hat, findet keine Zeit, sich Kleinigkeiten zu Herzen zu nehmen. Weil sie zu viel Ruhe haben, werden Gemüter, die von Natur kraftlos und feminin sind, aus Mangel an wirklicher Kränkung in Weichheit verfallen, dass sie selbst solche Dinge aufregt, die hauptsächlich auf verkehrten Ansichten beruhen. Wen Beschimpfung kränkt, der legt an den Tag, dass er weder Klugheit noch Selbstwertgefühl besitzt. Ohne Zweifel fühlt er sich verachtet, und dies kränkelnde Gefühl ist immer mit einer gewissen Schwäche des Geistes verbunden, der sich selbst erniedrigt und herablässt. Der Weise aber ist von keinem verachtet. Er ist sich seiner Hoheit bewusst, und er entäußert sich selbst nie dergestalt, dass er einem anderen so viel Gewalt über sich einräumte. Und all jene - ich will nicht sagen Leiden des Gemüts, sondern Unannehmlichkeiten - er überwindet sie nicht, nein, er weiß nichts davon. Es gibt wohl andere Dinge, die den Weisen treffen, obwohl nicht umwerfen, z. B. körperlicher Schmerz und

Gebrechlichkeit, auch Verlust von Freunden und Kindern oder das Unglück der in Kriegsflammen lodernnden Vaterstadt. Ich sage nicht, der Weise empfinde es nicht. Ich will ihm nicht die Härte von Stahl und Stein zuschreiben. Das ist keine Stärke, wenn man etwas erträgt, was man nicht fühlt.

(11) Wie verstehe ich's also? Manche Schläge treffen ihn, und haben sie ihn getroffen, so verschmerzt er sie, macht sie wieder gut und unterdrückt sie. Aber Kleinigkeiten empfindet er nicht einmal. Gegen sie wendet er nicht die ihm zur Natur gewordene Kraft an, womit er sonst Hartes erträgt: Er achtet entweder nicht darauf oder es scheint ihn nur des Lachens wert. Zudem, weil Verunglimpfungen meistens von stolzen und übermütigen Menschen ausgehen, die das Glück nicht ertragen können, so weiß er den ihm zgedachten Angriff durch die herrliche Kraft seines gesunden Verstandes und seiner großartigen Gesinnung zurückzuweisen. Darüber, von welcher Art es auch sei, geht er hinweg wie über leere Traumbilder und nächtliche Phantasien, ohne Gehalt und Wirklichkeit. Dabei denkt er, sie stehen alle viel zu tief unter mir, als dass sie sich erdreisten könnten, auf das, was viel erhabener ist, verächtlich zu blicken. Schlechte Behandlung hat ihren Grund im Verachten, weil einer nur dem, den er verachtet, eine solche Beleidigung antut. Niemand verachtet aber einen Höheren und Besseren, es sei denn er täte dasselbe wie die, die andere verachten. Denn Kinder schlagen auch den Eltern ins Gesicht, die Kleinen zerzausen der Mutter die Haare und besudeln sie mit ihrem Speichel oder entblößen vor den Hausgenossen, was verdeckt sein sollte oder erlauben sich Schimpfworte: Bei einem Kind nennt es niemand eine Beschimpfung. Warum? Weil der, von dem es ausgeht, nicht verachten kann. Das ist auch der Grund, warum wir an dem Witz eines Untergebenen Spaß finden, der selbst gegen seinen Vorgesetzten anzüglich ist. Ihre Keckheit erlaubt sich erst dann etwas gegen die Gäste, wenn sie den Anfang gegen den Herrn gemacht hat. Je mehr einer verachtet und jedermanns Narr ist, desto ungebundener ist seine Zunge. Deswegen kaufen manche gerade die mutwilligsten Burschen und steigern ihre Unverschämtheiten und üben sie darauf ein, dass ihnen recht flüssig die Schimpfworte vom Munde abgehen. Das

nennt niemand Beschimpfung, sondern Witz und Spaß.

(12) Was ist das aber doch für ein Unsinn, einmal an einer Sache Spaß zu haben, ein andermal sich dadurch beleidigt zu fühlen? Was ein Freund sagt, für Schimpf zu nehmen, was aber ein närrischer Sklave spricht, für drollige Späße zu halten? - Was wir von Kindern denken, das denkt der Weise von all denen, die lange nach der Jugend und trotz grauer Haare Kinder geblieben sind. Oder sind diejenigen wirklich älter geworden, die an inneren Gebrechen leiden und an stets größeren Irrtümern, sich von Kindern durch nichts unterscheiden als durch Größe und Gestalt des Körpers, im übrigen aber nicht weniger schwanken und unsicher sind, nach Vergnügungen wahllos haschen, zaghaft und höchstens aus Furcht, aber nicht durch Vernunft ruhig. Es wird wohl niemand behaupten, es sei darum zwischen ihnen und den Kindern ein Unterschied, weil diese nach Würfeln, Nüssen und Spielgeld geizen, jene aber nach Gold, Silber und Städten. Weil diese obrigkeitliche Amtspersonen spielen, Amtskleider, Amtsstäbe und das Tribunal nachmachen, jene aber auf dem Schlachtfelde, auf dem Forum und in der Curie das Spiel im Ernst treiben. Diese am Meeresufer aus gehäuften Sand etwas wie Häuser aufbauen, jene aber, als ob sie etwas Großes täten, mit der Auftürmung von Steinmassen, Wänden und Häusern beschäftigt, nun in Gefahr umwandeln, was zum Schutze für den Körper erfunden wurde.<sup>409</sup> So haben denn die Jungen und die Alten die gleichen Torheiten, nur dass sie bei Letzteren sich anders gestaltet und ins Große geht. - Mit Recht nimmt daher der Weise ihre Beschimpfungen für Scherz. Nur manchmal zeigt er ihnen, wie Kindern, den Ernst an und mahnt und straft sie, nicht als hätte er eine Beleidigung empfangen, sondern, weil sie eine solche ausgeübt haben, damit sie es nicht wieder tun. So werden ja auch Tiere mit Schlägen gebändigt, wir werden jedoch nicht böse auf sie, wenn sie den Reiter nicht mögen, sondern wir bändigen sie durch Schmerz, der ihren Trotz besiegt. Du wirst erkennen, damit ist auch der Einwurf beantwortet, den man uns macht: Warum der

<sup>409</sup> Fußnote Moser: Seneca meint wohl die Einsturzgefahr, wenn die Häuser aus Profitgier zu hoch gebaut wurden.

Weise, wenn ihn Unrecht und Beschimpfung nicht berührt, er doch diejenigen bestraft, die es verübt haben? Antwort: Der Weise will nicht Rache für sich, sondern Besserung für die anderen.

(13) Warum aber solltest Du nicht glauben, dass dem Weisen diese Festigkeit des Gemütes zukomme, da Du bei anderen doch das Gleiche finden kannst, nur nicht aus demselben Grund? Wird wohl ein Arzt auf einen Wahnsinnigen böse? Wird er die Schimpfworte eines Fieberkranken, dem er das kalte Wasser verboten hat, übel nehmen? Wie ein Arzt gegen seine Patienten, so benimmt sich der Weise. Weigert der Arzt sich doch nicht, die Schamteile, wenn sie der Heilung bedürfen, zu berühren, noch den Stuhlgang und Urin zu besichtigen, noch die Schimpfworte auf sich zu nehmen, wenn die Kranken in Wut toben. Ist doch der Weise überzeugt, dass alle die, die in verbrämter Toga und im Purpurkleide einhergehen, so kräftig und blühend sie auch aussehen, nicht völlig gesund sind, und er sieht sie nicht anders an als Kranke, die sich nicht halten. Daher wird er nicht einmal unwillig, wenn sie in ihrem krankhaften Zustand sich ungebärdig stellen gegen den Arzt, und gleich wie er ihre Ehrenbezeugungen für nichts hält, so lassen ihn auch ihre Verunglimpfungen kalt, gleich wer es ist. Wie er sich nichts darauf einbildet, wenn ein Bettler ihm Komplimente macht, er es für keine Beschimpfung hält, wenn ihm ein Mensch aus dem Volke den Gruß nicht erwidert, so wird er sich auch dann nicht geehrt fühlen, wenn ihm noch so viele Reiche ihre Verehrung bezeugen. Er weiß, dass sie nichts voraus haben vor Bettlern, ja noch beklagenswerter sind, denn jene haben kleine, sie aber große Bedürfnisse. So wird's ihn auch nicht rühren, wenn auf seine Begrüßung der Mederkönig oder König Attalus, Asiens Herrscher, achtlos ohne ein Wort zu entgegnen mit anmaßender Miene vorbeigeht. Er weiß, dass deren Lage ebensowenig beneidenswert ist, als der Stand dessen, dem bei einer großen Dienerschar die Sorge obliegt, Kranke und Tolle in Zucht zu halten. - Soll es mich verdrießen, wenn mir einer von denen den Gruß nicht erwidert, die neben dem Castortempel lumpiges Sklavengesindel kaufen und verkaufen, ihr Gewerbe in Buden treiben, die von elenden Burschen wimmeln? Ich denke, nein. Denn was hat denn ein Mensch wohl

Gutes, wenn er nichts unter sich hat als schlechte Gesellen? Wie der Weise eines solchen Menschen Höflichkeit oder Unhöflichkeit in keinen Anschlag bringt, so auch die eines Königs nicht. Du hast unter Dir Meder und Parther und Baktrier, aber was für Leute? Solche, die Du nur durch Furcht in Schranken halten kannst. Um derentwegen Du in steter Spannung sein musst. Leute von der niedrigsten Art, käufliche Gemüter, die froh sind, wenn sie unter eine neue Herrschaft zu stehen kommen. - Darum wird Beschimpfung, von wem sie auch komme, keinen Eindruck auf den Weisen machen. Wohl sind sie untereinander verschieden. Er jedoch betrachtet sie alle als gleich, weil einer wie der andere ein Tor ist. Gäbe er sich so weit herab, dass Beleidigung oder Beschimpfung einen Eindruck auf ihn machte, so könnte er nie mehr ohne Sorgen sein: Freiheit von Sorge ist aber gerade das eigentümliche Gut des Weisen. Auch wird er sich nicht dazu verleiten lassen, aus Rache wegen einer ihm zugefügten Beschimpfung demjenigen, der es tat, einen Beweis seiner Verachtung zu geben. Denn freilich wäre es eine natürliche Folge, dass einer sich freuen würde, sich von dem anderen geachtet zu sehen, wenn es ihm nicht gleichgültig wäre, von demselben verachtet zu sein.

(14) Bei manchen geht die Tollheit so weit, dass sie meinen, sie könnten von einer Frau beschimpft werden. Was liegt daran, wie reich sie ist, wieviel Sänftenträger sie hat, wie schwer ihr Ohrgehänge ist, welch geräumiges Polster sie hat? So oder so, sie ist ein Geschöpf, dem es meist an Weisheit fehlt, und wenn ihr nicht viel Kenntnis und Bildung zuteil wurde, ist sie ein wildes, in Gemütsregungen unbändiges Geschöpf. Manche nehmen es übel, wenn sie vom Haarkünstler gezaust werden, und halten für Schimpf eines Türstehers Bedenklichkeiten, eines Anmelders Grobheit, eines Kammerdieners vornehme Miene. Wie sollte man doch über solche Dinge lachen, und welcher Seligkeit sollte das Gemüt voll sein, wenn es von dem unruhigen Treiben fremder Torheiten auf seine Ruhe schaut! - Soll also der Weise sich nicht einer Tür nähern, die ein grober Pfortner bewacht? - Freilich doch, wenn eine dringende Sache es erfordert, wird er es versuchen. Und dem Herrn da, sei er wie er wolle, wie einen bissigen Hund mit einem

dargebotenen Brocken kirre machen. Er wird es sich nicht verdrießen lassen, etwas aufzuopfern, um über die Schwelle zu kommen, bedenkend, dass man auch manchmal Brückengeld bezahlen müsse. So gibt er denn jenem, wer er auch sein mag, der dieses Besuchszollrecht ausübt. Was feil ist, kann er ja auch kaufen. Es verrät einen kleinen Geist, wenn einer sich darin gefällt, dass er einem Türsteher eine unerschrockene Antwort gibt oder ihm den Stab zerbricht oder zum Herrn geht, dass jenem das Leder gegerbt werde. Wer derart eindringt, macht sich zum Gegner, und, wenn er es auch durchsetzt, hat er sich eben jenem gleichgestellt.

„Wenn der Weise geschlagen wird, was wird er dann tun?“ - Was Cato tat, als er ins Gesicht geschlagen worden war. Er geriet nicht in Zorn, er rächte sich nicht für die Beleidigung, er verzieh sie nicht einmal, sondern er erklärte, es sei ihm keine zugefügt worden. Es war größer, dass er sie nicht anerkannte, als wenn er sie verziehen hätte. Das braucht kein langes Bedenken. Denn wer weiß nicht, dass von dem, was man für gut oder übel hält, dem Weisen nichts so vorkommt wie der Menge? Es kümmert ihn nicht, was die Leute für Schande oder für Unglück halten. Er geht nicht die Wege des großen Haufens, sondern, gleich wie die Gestirne eine der Welt entgegengesetzte Bahn ziehen, so geht er einen anderen Weg, als der Wahn der anderen führt.

(15) Frage also nicht weiter: „Erleidet der Weise eine Beleidigung, wenn er verwundet, wenn ihm ein Auge ausgeschlagen wird? Erleidet er keine Beschimpfung, wenn ihn ruchlose Schmähungen schändlicher Menschen über das Forum verfolgen, wenn er an eines Königs Tafel ganz unten am Tisch sitzen und mit den Geringsten essen muss? Oder wenn er sich irgendetwas gefallen lassen muss, was man etwa aussinnt, um seinem unbescholtenen Gemüt wehzutun?“ Das alles, mag es so viel oder so arg werden wie es will, ist in jedem Fall für den Weisen ohne Unterschied. - Rührt ihn das Kleine nicht, so tut ihm auch das Ärgste nichts. Rührt ihn das Wenige nicht, so tut ihm auch das Mehr nichts. Macht von eurer eigenen Schwachheit den Rückschluss auf seine Geistesgröße: Veranschlagt, wieviel ihr etwa aushalten zu können meint, rückt dann die Duldungsfähigkeit des Weisen noch weiter hinauf: Ihm hat seine Tugend in anderen

Gebieten der Welt den Standpunkt angewiesen. Er hat nichts mehr mit dem eurigen gemein. Mag das Geschick hart sein und noch so schwer zu erdulden, dass Ohr und Auge sich davon abwenden, es wird ihn auch die Menge davon nicht überwältigen. Er wird sich dem Ganzen so gut wie dem Einzelnen entgegenstellen. Wer behauptet, das eine sei dem Weisen erträglich, das andere unerträglich, wer Gemütsgröße innerhalb bestimmter Grenzen setzt, der irrt. Das Schicksal ist Herr über uns, wenn es nicht ganz von uns besiegt wird. Nenne das nicht stoische Unempfindlichkeit. Epikur, den ihr [zu Unrecht] zum Schutzherrn eurer Kraftlosigkeit nehmt, in der irrigen Meinung, seine Lehre führe durchaus zur Weichlichkeit, zur Tatenlosigkeit und zur Vergnügungssucht, tat den Spruch: „Selten tritt dem Weisen das Schicksal in den Weg.“ Das ist durchaus ein männliches Wort! Warum aber nicht noch kräftiger sprechen und das Schicksal ganz aus dem Weg räumen? Siehe da die Wohnung des Weisen. Sie ist bescheiden, ohne Pracht, ohne Lärm, ohne Aufwand, nicht von Türstehern bewacht, die mit den Leuten nach käuflicher Laune verfahren. Jedoch über diese leere, nicht bewachte Schwelle kommt das Schicksal nicht. Es weiß schon, dass es da nichts zu suchen hat, wo ihm nichts gehört. Wenn schon Epikur, der auf den Körper so viel hält, den Beeinträchtigungen nicht alle Macht lässt, was kann dann bei uns [Stoikern] unerträglich oder das Maß der menschlichen Natur überschreitend erscheinen? Er behauptet, Beleidigungen seien für den Weisen erträglich, wir sagen, es gibt für ihn keine.

(16) Du kannst nicht einwenden, das sei wider die Natur. Wir leugnen nicht, dass es etwas Unangenehmes ist, geschlagen zu werden, ein Glied zu verlieren. Aber wir behaupten, dass dies keine Beeinträchtigung ist. Wir leugnen nicht das Gefühl des Schmerzes, sondern den Namen Beeinträchtigung. Der kann nicht gelten, so lange die Tugend nicht angegriffen ist. In Hinsicht der Verachtung und der Beleidigung sind beide Schulen einig. Du fragst, worin der Unterschied besteht? - Es ist derselbe, wie zwischen zwei tapferen Gladiatoren, von denen der eine den Schmerz der Wunde verbeißt und standhaft bleibt, der andere sich an das aufschreiende Volk wendet und zu erkennen gibt, es sei nichts gewesen, damit der Kampf nicht unterbrochen wird. - Es

ist unbedeutend, worin wir abweichen. Worum es sich handelt, was wir einzig im Auge behalten wollen, machen beide Beispiele deutlich: Nämlich Beleidigungen zu verachten. Und, was ich nur den Schatten eines Gedankens von Beleidigung nennen möchte, nämlich Beschimpfungen. Auf diese verächtlich herabzublicken, ist nicht einmal ein weiser Mann erforderlich, sondern nur einer, der so viel Besinnungskraft hat, dass er sich fragt: Geschieht mir dies zu Recht oder zu Unrecht? Ist es zu Recht, so ist es keine Beschimpfung, sondern ein Urteilsspruch. Ist es zu Unrecht, so muss sich der schämen, der Unrecht tut. Und was ist das, was man Beschimpfung nennt? Es sind scherzhafte Bemerkungen gemacht worden über das Aussehen meines Kopfes, über meine Augenkrankheit, über meine dünnen Beine, über meinen Wuchs. - Ist denn das ein Schimpf, wenn ich hören muss, was in die Augen fällt? Über manches, wenn es nur in Gegenwart eines Einzigen gesagt wird, lachen wir. Ist es vor mehreren gesagt, so werden wir unwillig und räumen den anderen nicht die Freiheit ein, über Dinge zu reden, die wir wohl gegen uns selbst zu sagen pflegen. Gemäßigte Scherze belustigen uns, wenn sie zu weit gehen, werden wir böse.

(17) Chrysispos erzählt, es sei einer unwillig geworden, weil ihn jemand einen Seewidder genannt hatte. - Im Senat sah ich einst den Fidus Cornelius, Nasos Schwiegersohn, weinen, da ihn Corbulo einen federlosen Strauß genannt hatte. Gegen andere Schmähungen, die seinen Charakter und Lebenswandel angriffen, hat er keine Miene verzogen, bei jener Albernheit traten ihm Tränen in die Augen. So schwach sind die Gemüter, wenn die Vernunft von ihnen weicht. - Was macht es denn, dass wir uns beleidigt fühlen, wenn jemand unsere Sprechweise nachahmt, unseren Gang oder ein körperliches Gebrechen? Als ob es merklicher würde dadurch, dass ein anderer es darstellt, als wenn wir's selbst tun. Manche lassen sich nicht gerne ihr hohes Alter vorwerfen und ihre grauen Haare, was doch jeder zu erreichen wünscht. Manchem tut der Vorwurf der Armut weh. Er muss sie doch sich selbst eingestanden haben, wenn er sie zu verbergen sucht. Redest Du aber von selbst und zuerst davon, so ist den mutwilligen und feinen Spöttern der Stoff zum Lachen genommen. Es wird keiner ein

Gegenstand des Gelächters, wer über sich selbst zu lachen findet. Man erzählt von Vatinius, ein Mensch wie geboren zum Gelächter und zur Verabscheuung, er sei ein schnurriger und witziger Schalk gewesen. Er selbst scherzte viel über seine Füße und seinen am Kropf operierten Hals. So entzog er sich den Witzeleien seiner Feinde, von denen er noch mehr hatte als Krankheiten, hauptsächlich denen des Cicero.<sup>410</sup> Konnte jener dies tun, vermöge seiner frechen Stirn, er, der durch unaufhörlich empfangene Schmähungen alles Ehrgefühl abgelegt hatte, warum sollte es dann ein Mann wie Cicero nicht können, der es durch edle Studien und Übung der Weisheit bis zu einer beachtlichen Höhe gebracht hat? Und ist es nicht eine Art von Rache, wenn man dem die Freude des Schmähens nimmt, der uns Schmach zudachte? Da pflegen sie zu sagen: „O weh, ich glaube, er hat mich nicht verstanden.“ So geben sie zu, der Erfolg der Beleidigung hängt davon ab, ob der Beleidigte sie empfindet und sich darüber ärgert. Schließlich wird jener einmal seinen Beleidiger finden, der dich sozusagen rächen wird.

(18) Neben anderen Lastern, an denen Gaius Cäsar [Caligula] so überreich war, weiß man von ihm auch, wie außerordentlich schmähsüchtig er war. Jedem wusste er etwas zu geben, obwohl er selbst so reichen Stoff zum Lachen bot. Eine so abscheuliche Blässe, Zeugnis seines Wahnsinns, so grässlich verdrehte Augen unter einer faltigen Stirn versteckt, ein so missgestalteter Kahlkopf mit erbettelten Haaren besetzt, obendrein sein mit Haaren dicht bewachsener Nacken, die dünnen Schenkel und die übergroßen Füße! - Wollte ich alles einzeln aufzählen, wie dieser Mensch gegen seine Eltern und Vorfahren, wie er gegen alle Schichten des Volkes sein Lästermaul erhob, ich fände kein Ende. Nur das will ich erwähnen, was ihn ins Verderben gestürzt hat. Zu seinen engsten Vertrauten gehörte Asiaticus Valerius, ein trotziger Mann, nicht wohl geeignet, von irgend jemandem etwas Ehrenrühiges mit Gelassenheit anzuhören. Diesen neckte er bei der Tafel, ja sogar in

<sup>410</sup> Fußnote Moser: Cicero sagte in seiner Rede gegen diesen Vatinius: „Wenn ich schon wegen deiner Niederträchtigkeiten gegen mich an Verabscheuung gegen dich alle übertreffen sollte, so taten es mir darin doch fast alle zuvor.“

öffentlicher Versammlung, mit deutlichen Worten, dass seine Frau im Bett nichts Besonderes wäre. - Beim Kosmos! Das sollte der Mann sich sagen lassen! So weit sollte die Frechheit gestiegen sein? Ich will jetzt nicht an den gewesenen Konsul, nicht an das Freundesverhältnis denken, sondern nur an den Gatten, dass der Regent ihm nicht nur den Ehebruch seiner Frau erzählte, sondern auch noch, dass er mit ihr nicht zufrieden war! - Chaerea, der Tribun [der Prätorianer], war ein nicht sonderlich redegewandter Mann, nicht lebhaft und seine gebrochene Stimme machte ihn etwas verdächtig. Wenn dieser Mann nach dem Losungswort fragte, gab ihm Gaius bald das Wort Venus, bald Priapus, ihn, den Krieger, bald so bald anders als Weichling verhöhnd. Das erlaubte sich der prunkvoll geschmückte Pantoffelheld in seinem goldenen Schmuck. So zwang er jenen, das Schwert zu ziehen, damit er jene Losungsworte nicht noch öfters hören müsse. Er hat als erster unter den Verschwörern die Hand erhoben und er hat mit einem Hieb den Nacken durchgehauen. Dann erst erhoben sich von allen Seiten noch viele Schwerter, um öffentliches und privates Unrecht zu sühnen. Allein der zeigte sich zuerst als ein Mann, von dem man es am wenigsten gedacht hätte. - Dieser Gaius sah alles als Beleidigung an und beleidigte jeden, obwohl er eine Beleidigung zu ertragen am wenigsten fähig war. Wenn es galt, Beleidigungen zuzufügen, war er sogleich dazu bereit. - Er war voll Zorn auf Herennius Macer, weil er ihn mit Gaius grüßte; einem Hauptmann der ersten Garde ging es nicht ungestraft hin, dass er ihn Caligula genannt hatte. So hieß er nämlich, weil er im Heerlager geboren und ein Zögling der Legionen war, den Soldaten unter keinem anderen Namen bekannter. Freilich, da er den Kothurn trug, war ihm Caligula ein Schimpf- und Spottname. Wenn wir also gutmütig genug sind, uns nicht selbst zu rächen, so wird es uns zum Trost gereichen, dass einmal einer kommen wird, der den frechen, übermütigen Beleidiger zur Strafe zieht. Denn solche Frevel werden selten nur an einem Menschen und nur ein einziges Mal verübt. - Da gilt es, auf die Beispiele derer zu achten, an denen wir die Geduld preisen, wie an Sokrates, der die vor dem Volke aufgeführten und auf ihn gemünzten Spötteleien einer Komödie auf die leichte Schulter nahm und ebenso darüber lachte, wie wenn er von seiner Frau Xanthippe

mit schmutzigem Wasser begossen wurde. - Dem Antistenes hielt man vor, dass er eine Barbarin und Thrakerin zur Mutter habe. Er erwiderte, auch die „Göttermutter“ stamme vom Ida.<sup>411</sup>

(19) Zank und Streit muss man vermeiden, ja sich weit davon fernhalten und sich um das, was die Unvernünftigen tun, nicht bekümmern. Gegen Ehrenbezeugungen und Beleidigungen des Pöbels muss man gleichgültig sein. Weder über diese sich betrüben, noch über jene sich freuen. - Sonst bliebe wohl manches ungetan, sei es aus Furcht oder aus Abscheu vor Beschimpfung, und man könnte sich der zuweilen sehr wichtigen Pflicht für das Gemeinwohl entziehen, aus weibischer Besorgnis und aus Verzagtheit, man könnte etwas hören, was man nicht gerne hört. Ja man könnte, auf die Despoten wütend, zu ungünstiger Zeit seine freiheitliche Gesinnung kundtun. - Freiheit aber besteht nicht allein darin, dass man sich nichts gefallen lässt. Da würde man irren. Freiheit ist, wenn man sich dem Unrecht entgegenstellt und sich so einrichtet, dass man aus sich selbst alles nimmt, was Vergnügen bereiten kann. Wenn man alles Äußere von sich entfernt hält, sodass man kein unruhiges Leben führt, weder in Furcht vor der Welt Gelächter noch vor ihrem Geschwätz. Denn wie sollte nicht alle Welt uns Beschimpfung antun können, wenn es *einer* kann?

Der Weise und derjenige, der noch zur Weisheit strebt, haben verschiedene Mittel zur Hand. Den Unvollendeten nämlich und denjenigen, die sich noch nach dem Urteil der Welt richten, muss man zu bedenken geben, dass sie unter mancherlei Beeinträchtigungen und Verunglimpfungen einhergehen müssen. Alles ist weniger schwer, wenn man darauf gefasst ist. Je edler einer ist von Abkunft, gutem Ruf und geistigem Vermögen, desto mannhafter mag er sich zeigen; bedenkend, dass in vorderster Linie die Besten stehen. Er soll Verunglimpfungen, Schimpfworte, Schmähungen und was sonst als ehrenrührig gilt wie feindliches Geschrei und fliegende Geschosse ansehen, die ohne zu verwunden um die Helme schwirren. Beleidigungen fange er

wie Wunden auf, ohne zu wanken, ohne von der Seite zu weichen, mögen sie nur die Waffen oder mögen sie die Brust treffen. Magst Du auch bedrängt und durch Feindesgewalt in die Enge getrieben werden, zu weichen ist und bleibt eine Schande. Den Standpunkt zu behaupten, ist Weisung der Natur. Du fragst, was dies für ein Standpunkt sei? Der eines Mannes.

Der Weise hat eine Schutzwehr von ganz entgegengesetzter Art. Ihr seid noch im Kampfe begriffen. Er hat den Sieg bereits errungen. Ihr seid selber Gegner eures Besten und, bis ihr zur Erkenntnis gelangt seid, nährt ihr diesen Irrtum in Euren Gemütern. Harret freudig aus und strebt zum Besseren mit Zuversicht und Sehnsucht: Es gibt den Weisen, den nichts besiegt. Es gibt den Weisen, gegen den das Schicksal nichts vermag, das liegt verankert in der freien Staatsverfassung der Menschheit.

<sup>411</sup> Fußnote Moser: Cybele, die Mutter der griechischen Göttermythologie, war eine Phrygierin, also eine Nichtgriechin.

# Trostschrift an Polybius

## Ad Polybium de consolatione

Übersetzung von Otto Apelt, Leipzig 1923, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche übertragen.

### Einleitung von Otto Apelt

Unter den Abhandlungen des Seneca ist die vorliegende die einzige, die mit dem charakteristischen Grundton der anderen [angeblich] nicht in Einklang steht. Sie erweckt Zweifel an der Ehrlichkeit des sittlichen Pathos, das für diese Abhandlungen so bezeichnend ist; und ist danach angetan, einen Schatten auf den Charakter des Verfassers zu werfen. Die Schrift ist gerichtet an einen Mann, der als literarischer Beirat des Kaisers Claudius bei diesem in hohem Ansehen stand und der mit Narcissus und Pallas das Dreigestirn von griechischen Freigelassenen bildete, von denen man wenigstens den beiden letzteren alles andere eher als etwas Gutes nachsagte.

Das Schreiben ist einige Zeit nach Beginn der Verbannung abgefasst, jedenfalls aber noch vor dem britannischen Triumph, wie Kap. 13, 7 zeigt, also im Jahre 43 n. Chr. Seneca sucht darin dem mächtigen Günstling des Kaisers Trost zu spenden aus Anlass des schmerzlichen Verlustes, den er durch den plötzlichen Tod seines hochgeschätzten Bruders erlitten hatte.

Auch das stärkste Gemüt ist vor Anwandlungen von Schwäche nicht sicher. Man vergegenwärtige sich das Traurige eines dauernden Aufenthaltes auf einer, jeder höheren Kultur, jeder geselligen Anregung entbehrenden Insel. Es gehörte eine mehr als menschliche Kraft dazu, um nicht ab und zu in Schwermut zu verfallen. In einem Zustand solcher Depression kann auch ein schwacher Strahl von Hoffnung der Erwecker werden zu übereilten Handlungen. Die Nachricht von dem Tode des auch ihm nicht unbekanntem Bruders des einflussreichen Mannes, zu dem er selbst, wie es scheint, in näherer Beziehung stand, bot eine passende Gelegenheit zu dem Versuch, seinem Schicksal eine Wendung zu geben. Er rang sich also den gewiss nicht leicht gefassten Entschluss ab, den Polybius bei einem Anlass, wie er sich sobald nicht wiederfinden konnte, an sein, des Seneca, Schicksal zu erinnern mit dem kräftigen Winke, vor allem am Hof in versöhnlichem Sinne zu wirken.

Polybius mag seine großen Fehler gehabt haben ; aber von abschreckenden Freveltaten desselben wissen wir nichts. Sueton erwähnt ihn,

ohne ihn zu loben, aber auch ohne ihm Unwürdiges nachzusagen. Und was Dio Cassius (60, 29) über ihn mitteilt, ist weiter nichts als ein Vorgang, der zeigt, dass man in Volkskreisen nicht gut auf ihn zu sprechen war.

Der Anfang des Werkes ist in der Überlieferung verloren gegangen. Der Umfang des Fehlenden scheint aber nicht groß zu sein. Indes haben die Handschriften zum Teil die Abhandlung >Über die Kürze des Lebens< mit der vorliegenden in Verbindung gebracht, wie dies denn die ältesten Ausgaben getan haben. Daher die von der unsrigen abweichende Kapitelbezeichnung in den ältesten Ausgaben. Wir haben diese veraltete Einteilung durch umklammerte Zahlen angedeutet.

### Inhaltsübersicht

Kap. 1 - 4: Vergänglichkeit alles Menschenwerkes sowie alles Irdischen überhaupt. Der Schmerz darüber ist vergeblich, das Schicksal unbeugsam.

Kap. 6 - 8: Niemandem ist anhaltende Trauer in diesem Falle unerwünschter als dem Verstorbenen selbst. Polybius müsste den Geschwistern und sonstigen Hinterbliebenen ein Vorbild sein in ergebener Ertragung des Schmerzes und sich der Erhaltung der Zurückgebliebenen erfreuen. Seine wissenschaftlichen Studien böten ihm das beste Mittel, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, wobei er gut täte, auf ernste Lektüre auch leichtere folgen zu lassen.

Kap. 9: Nützlich sei es, an sich selbst die Frage zu richten, ob er um seinetwillen oder um des Dahingeshiedenen willen trauere. Das erstere wäre wenig löblich, das letztere stehe im Widerspruch mit dem Freisein der Toten von allem irdischen Leid.

Kap. 10 - 11: Man rufe sich alles Gute, dessen wir uns an dem Verstorbenen erfreuten, ins Gedächtnis zurück und betrachte das als einen Schatz, der uns nicht genommen werden kann. Die Erinnerung soll also ein Quell der Freude, nicht des Leides sein. Beispiel solcher Gefasstheit.

Kap. 12 - 13: Man sei dankbar für das, was einem geblieben, statt zu klagen über das, was einem genommen. Der Gedanke an die Geschwister, vor allem aber der Gedanke an den gütigen und gnädigen Kaiser Claudius müsste ihm über die Trauer hinweghelfen.

Kap. 12 - 16: Der Kaiser werde gewiss nicht verfehlen, ihn durch tröstende Ansprache aufzufrischen. Erdachtes Beispiel einer solchen Ansprache des Kaisers. Möge das Schicksal diesen edlen Kaiser noch lange erhalten.

Kap. 17: Beispiele aus dem Kaiserhaus für Ertragung von Familienleid. Das abschreckende Gegenbild zu würdiger Ertragung solches Leids bietet nur Kaiser Caligula.

Kap. 18: Trost kann Polybios vor allem finden in der Beschäftigung mit den Wissenschaften; am ratsamsten aber sei es, dass er selbst eine des Bruders würdige Schrift zu dessen Andenken abfasse; seine Befähigung dazu stehe durch seine bisherigen Leistungen außer Zweifel. Was sein - des Seneca - eigenes Trosts Schreiben anlange, so müsse der Unzulänglichkeit desselben die traurige Lage des Verbannten zur Entschuldigung dienen.

1. [20] [Verglichen mit unserer Lebensdauer zeigen gewaltige Bauwerke einen festen Bestand]<sup>412</sup> legt man aber den Maßstab der Natur an, die alles zerstört und in seine ursprünglichen Bestandteile wieder auflöst, so sind sie der Vergänglichkeit preisgegeben. Denn was wäre unsterblich, was sterbliche Hände geschaffen? Jene sieben Wunderwerke<sup>413</sup> und was sonst noch weit Wunderbareres der wetteifernde Ehrgeiz der Folgezeit geschaffen hat, wird dem Auge dereinst kaum noch eine Spur von sich zeigen. So ist es nun einmal: nichts ist ewig, wenig von langer Dauer; das eine zerbricht auf diese, das andere auf jene Weise, das eine hat diesen, das andere jenen Ausgang; soviel aber ist sicher: was einen Anfang gehabt hat, hat auch ein Ende. Selbst der Welt droht, wie manche behaupten, der

<sup>412</sup> Fußnote Hrg.: Der Anfang ist verloren.

<sup>413</sup> Fußnote Apelt: Diese sieben Wunderwerke des Altertums sind: die Mauern von Babylon, der Tempel der Diana zu Ephesus, die Statue des Olympischen Jupiter von Phidias, die Pyramiden, das Grabmal des Mausolus zu Halikarnass (Mausoleum), der Koloss von Rhodos und die hängenden Gärten der Semiramis.

Untergang; und der Tag wird kommen, der, wenn du diesen Glauben nicht für sträflich hältst, dies All, das alles Überirdische und Menschliche umfasst, zertrümmert und in die ursprüngliche Wirrnis und Finsternis zurücksinken lässt. Es komme mir nun einer mit Klagen über den Hingang einzelner, mit Jammern über die Asche Karthagos, Numantias und Korinths und was sonst noch Größeres dahingesunken ist, wenn sogar das untergehen wird, das keine Stätte hat, wohin es fallen könnte; es komme mir nun einer und beschwere sich darüber, das Schicksal werde niemals es sich herausnehmen, ihn nicht zu verschonen.

[21] Wer wäre so übermütig und so grenzenlos anmaßend, dass er angesichts der bestehenden Naturnotwendigkeit, die alles dem gleichen Ende zuführt, für sich allein eine Ausnahme gemacht und ein einzelnes Haus dem selbst dem Weltganzen drohenden Untergang entzogen sehen wollte? So liegt denn der wirksamste Trost darin, dass man sich sagt, es sei uns so ergangen, wie es allen ergangen ist und ergehen wird, und eben deshalb hat, wie mir scheint, die Natur das Schwerste, was sie über uns verhängt hat [das Sterben], zum Verhängnis für alle gemacht; in der gleichmäßigen Allgemeinheit soll der Trost liegen für die grausame Härte des Schicksals.

2. Auch wird es dir keinen unerheblichen Nutzen bringen, wenn du dir klar machst, dass dein Schmerz weder dem zugute kommt, den du vermisst, noch dir selbst; denn was vergeblich ist, dem wirst du doch keine lange Dauer wünschen. Ja, wenn wir durch Traurigkeit etwas ausrichten könnten, dann würden all die Tränen, die mir mein eigenes Missgeschick noch übrig gelassen, für das deinige vergossen werden; noch wird sich in meinem Tränenquell von dem durch den eigenen Jammer beinahe schon erschöpften Vorrat noch ein Übriges finden<sup>414</sup>, wenn es nur dir zugute kommen wird. Was zauderst du? Lass uns unsere Klagen vereinigen; ja ich will deinen Streit mit dem Schicksal zu dem meinigen machen:

*„O Schicksal, dessen Ungerechtigkeit in den Augen der ganzen Welt seinesgleichen nicht findet, bisher hatte es den Anschein, als*

<sup>414</sup> Fußnote Apelt: Das sticht sehr stark ab von dem, was er an seine Mutter Helvia aus der Verbannung über seine Stimmung schreibt.

wolltest du den Mann schonen, der dank deiner Gnade so hohe Verehrung genoss, dass, was selten irgend einem zu teil geworden, sein Glück keinen Neider fand. Da plötzlich hast du ihm den größten Schmerz auferlegt, der ihn, solange der Kaiser lebt, überhaupt treffen konnte, und nachdem du ihn von allen Seiten klüglich umlauert hattest, bist du dahinter gekommen, dass er deinen Schlägen nur auf dieser Seite eine Blöße bot. Denn wie solltest du ihm sonst beikommen? Solltest du ihm etwa sein Geld entreißen? Er hing niemals daran; auch jetzt noch meidet er, soweit es nur möglich ist, die Berührung damit, und mag die Gelegenheit zu weiterem Erwerb auch noch so reichlich sich bieten, sie ist ihm nur Anlass, das Geld zu verachten, eine Verachtung, die ihm der größte Gewinn ist, den er aus solcher Gelegenheit zieht.

Solltest du ihm seine Freunde abspenstig machen? Du wusstest ja doch, er sei so liebenswürdig, dass es ihm ein leichtes ist, die verlorenen durch andere zu ersetzen. Denn von allen mir bekannt gewordenen Männern, die bei Hofe Einfluss hatten, ist er der einzige, den zum Freunde zu haben zwar allen nützlich, aber mehr eine Herzenssache ist. Hättest du ihm die Gunst der öffentlichen Meinung entreißen können? Er darf fester auf sie bauen, als dass selbst deine Macht sie erschüttern könnte. Hättest du ihm seine Gesundheit rauben können? Du wusstest ja, dass sein Geist durch den Umgang mit den freien Wissenschaften, die ihm nicht nur als Nahrung gedient haben, sondern mit denen er von Geburt ab durch innerste Verwandtschaft verknüpft ist, eine so sichere Grundlage habe, dass er allen körperlichen Schmerzen überlegen ist. Hättest du ihm das Leben nehmen sollen? Wie wenig hättest du ihm damit geschadet! Die längste Dauer verspricht ihm der Ruf seines Talenten. Er selbst hat dafür gesorgt, mit dem besseren Teil seines Ich sieh der Welt dauernd zu erhalten und durch hervorragende literarische Werke<sup>415</sup> der Vergänglichkeit seines Namens vorzubeugen. Solange die Kraft der lateinischen und die Anmut der griechischen Sprache noch in Geltung bleibt, solange wird er leben im Verein

<sup>415</sup> Fußnote Apelt: Polybios übersetzte einerseits den Vergil ins Griechische, andererseits den Homer ins Lateinische.

mit den größten Männern, deren Größe er sich an die Seite gestellt, oder, wenn seine Bescheidenheit sich dagegen sträubt, sich genähert hat. [22]. Das also war der einzige Weg, den du ausfindig machtest, um ihm aufs empfindlichste beizukommen. Denn je höher einer an Tugend steht, um so mehr ist es ihm zur Gewohnheit geworden, deine rücksichtslos wütende und inmitten auch von Wohltaten furchtbare Gewalt über sich ergehen zu lassen. Es wäre dir doch ein Kinderspiel gewesen, den Mann vor solcher Unbill zu bewahren, dem, wie es schien, deine Gunst nicht blindlings nach deiner Gewohnheit zugefallen, sondern in wohlberechneter Absichtlichkeit zugewandt worden war.“

3. Fügen wir, wenn du willst, diesen Klagen noch die weiteren hinzu, dass die geistige Entwicklung des Jünglings selbst gleich in ihren ersten erfolgreichen Anfängen auf immer abgebrochen wurde. Er war würdig, dich zum Bruder zu haben, und du verdienst es gewiss in höchstem Maße, durch deinen Bruder nicht ins Leid zu geraten, selbst wenn er deiner nicht würdig gewesen wäre. Alle Welt urteilt gleich günstig über ihn; er wird vermisst zu deiner Ehre, gepriesen zu seiner Ehre.

Er hatte nichts in sich, was man nicht freudig anerkannt hätte. Du wärest zwar auch gegen einen minder tüchtigen Bruder gütig gewesen; aber an seiner Geistesart fand deine Bruderliebe den geeigneten Anhalt zu desto freierer Betätigung. Gegen niemanden hat er ja seine einflussreiche Stellung unbilliger weise ausgenutzt, niemals bat er sich zur Einschüchterung irgend jemandes auf dich, seinen Bruder, berufen. Nach dem Muster deiner Bescheidenheit hatte er sich gebildet und war sich bewusst sowohl der hohen Ehren, die den Deinigen durch dich zu Teil wurden, wie auch der schweren Pflichten, die ihnen dadurch auferlegt wurden; er hat sich dieser Last gewachsen gezeigt. O des harten und der Tugend abholden Schicksals! Noch ehe er recht zum Bewusstsein des eigenen Glückes gekommen, wurde er hinweg genommen. Ich weiß wohl, wie unzulänglich es um meine Entrüstung bestellt ist; denn nichts ist schwieriger, als zum Ausdruck eines erschütternden Schmerzes die entsprechenden Worte zu finden. Gleichwohl lass uns auch jetzt noch, wenn wir uns davon einen Nutzen versprechen können, gemeinsam unsere Klage

anstimmen: „Worauf hattest du es abgelegt, du ungerechtes und gewalttätiges Schicksal? Hast du so rasch Reue empfunden über deine Huld? Was soll diese Grausamkeit, mit der du rücksichtslos gegen den Bruderkreis losstürmst und die in so herrlicher Eintracht gehaltene Gemeinschaft durch einen so blutigen Raub in ihrem Bestand schwächst und die durch reichen Kindersegen beglückte Familie der trefflichen Brüder, deren keiner aus der Art geschlagen, in Angst und Verwirrung bringst und ihr ohne jeden ersichtlichen Grund Opfer abforderst? Was nützt nun alle in pünktlichster Gesetzestreue bewährte Unschuld, was die altväterliche Genügsamkeit, was die stets mit unverbrüchlicher Enthaltensamkeit verbundene, vom Glück umstrahlte Machtstellung, was die reine und ihrer selbst sichere Liebe zu den Wissenschaften, was das makellos reine Gewissen? In Trauer versenkt ist Polybios, und durch des einen Bruders Verlust zur Furcht auch hinsichtlich der übrigen gestimmt, bebt er um das Schicksal derer, die ihm Quelle des Trostes sein sollten. Empörendes Verfahren! Den Polybios lässt du trauern, und er muss Kummer über sich ergehen lassen trotz der gnädigen Gesinnung des Kaisers gegen ihn. Darauf, du heillooses Schicksal, hast du es zweifellos abgesehen, zu zeigen, dass niemand vor dir geschützt werden kann, selbst vom Kaiser nicht.“

4. [23]. Noch länger könnten wir Klage führen über das Schicksal; aber ändern können wir nichts daran: es bleibt hart und unerbittlich. Keinem Einzigen gewährt es Schonung, nie erlässt es uns etwas. Sparen wir also unsere Tränen, mit denen wir doch nichts ausrichten; denn eher wird der Schmerz uns in die Unterwelt bringen, als dass er uns die Verstorbenen wieder zurückgibt. Wenn er uns also quält, ohne uns zu helfen, so können wir uns nicht früh genug von ihm lossagen und unser Herz Abstand nehmen lassen von dem bitteren und dabei doch so leidenschaftlichen Trostverlangen. Denn unseren Tränen wird das Schicksal kein Ende machen, wenn es die Vernunft nicht tut. Halte Umschau über alle Menschenkinder: Allenthalben ist reicher und unablässiger Anlass zu Tränen; den einen ruft die arbeitgebietende Armut zum Tagewerk, dem anderen lässt der Ehrgeiz keinen ruhigen Augenblick, wieder ein anderer ist in Angst um seinen Reichtum, den er sich doch gewünscht

hatte, und sein Wunsch ist nun seine Plage; noch einem anderem wird die Einsamkeit, die für andere ein Labsal<sup>416</sup> ist, zur Qual, während wieder andere sich gequält fühlen durch die ihren Vorhof immer umdrängende Schar der Bittsteller; der eine jammert über den Besitz von Kindern, der andere über ihren Verlust: Eher werden sich uns die Tränen versagen als die Anlässe zum Schmerzgefühl. Siebst du nicht, zu welcher Art von Leben uns die Natur berufen hat, nach deren Willen die erste menschliche Äußerung bei der Geburt das Weinen ist? Das ist der Anfang unseres irdischen Erscheinens, und ihm entspricht die ganze Reihe der folgenden Jahre. So bringen wir unser Leben hin, und darum müssen wir maßvoll dasjenige tun, was uns häufig zu tun bevorsteht, und deshalb müssen wir im Hinblick auf das uns noch drohende Leid die Tränen, wenn nicht völlig abstellen, so doch aufsparen. Mit nichts muss man schonender umgehen als mit dem, dessen wir so häufig bedürftig sind.

5. Auch dadurch kannst du dir deine Lage wesentlich erleichtern, dass du dir sagst, niemandem sei dein Schmerz weniger erwünscht als dem, dem er zu gelten scheint. Dein qualvoller Zustand ist ihm entweder unwillkommen, oder er weiß überhaupt nichts davon. Was hat es also für einen Sinn, dich für denjenigen abzumühen, für den deine Hingabe an ihn, wenn er keine Empfindung mehr hat, nutzlos oder, wenn er noch Empfindung hat, unerwünscht ist? [24]. Ich behaupte kühn: niemand in der Welt überhaupt hat Freude an

<sup>416</sup> Fußnote Apelt: Die handschriftliche Überlieferung lautet: *alium sollicitudo alium labor torquet alium*. Hier hat Haupt mit vollem Recht für *sollicitudo* eingesetzt *solitudo*; wenn er aber die darauffolgenden, so wie sie dastehen allerdings unerträglichen Worte *alium labor streicht*, so fragt man sich vergebens, wie dieselben sich in den Text haben einschleichen können. Mir will es scheinen, als seien dieselben zu ersetzen durch die zu *solitudo* attributiv hinzugesetzten Worte *aliorum sapor*, „die für andere eine Wonne (ein Labsal) ist“, ein Zusatz, der nach Inhalt und Form ganz der Art des Seneca entspricht, der, wie die Abhandlung *>De otio<* und viele sonstige Stellen zeigen, für die Zurückgezogenheit geradezu schwärmt und in stilistischer Beziehung bekanntlich in Gegensätzen schwelgt.

deinen Tränen. Wie also? Traust du deinem Bruder eine Gesinnung zu, wie sie niemand gegen dich hegt, traust du ihm zu, dass er dir Qual und Schaden bereiten wolle, dass er dich von deinen Obliegenheiten und deinem Beruf ablenken wolle, von deinen wissenschaftlichen Bestrebungen und von den Dienstleistungen für den Kaiser? Das hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Denn er hat sich dir immer liebevoll erwiesen wie einem Bruder, hat dich immer verehrt wie einen Vater, dir immer Ehrfurcht erwiesen wie einem Höhergestellten. Was nützt es also, dich in Schmerz zu verzehren? Wohnt dem Toten noch Empfindung bei, was wünscht dein Bruder dann anderes als Beendigung dieses deines Schmerzes? Handelte es sich um einen anderen Bruder, um einen, dessen Gesinnung man weniger trauen könnte, so würde ich alles dies dahingestellt lassen und sagen: „Angenommen, dein Bruder wünschte dir eine endlose Tränenqual, dann wäre er deiner Zuneigung nicht würdig; angenommen aber, er wünschte das nicht, dann entsage dem Kummer, von dem ihr beide bedrückt werdet: ein liebloser Bruder verdient es nicht, so schmerzlich vermisst zu werden, und ein liebevoller wünscht es nicht.“ Bei diesem aber, dessen brüderliche Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist, darf es als ausgemacht gelten, dass ihm nichts schmerzlicher sein könne, als wenn dir sein Hingang schmerzlich ist, oder wenn er dir irgend welche Qualen schafft, oder wenn er die Ursache davon ist, dass deine Augen, denen solches Unheil durchaus erspart werden sollte, dir den Dienst versagen, sowohl zum Sehen wie auch zur Befriedigung deines endlosen Bedürfnisses nach immer neuen Tränen.

Nichts aber wird deine Bruderliebe in gleichem Maße von so nutzlosen Tränen ablenken, als wenn du dir sagst, dass du deinen Brüdern ein Beispiel geben musst für tapferes Ertragen einer solchen Schicksalsunbill. Wie große Feldherren in misslichen Lagen absichtlich eine heitere Miene zur Schau tragen und den bedenklichen Stand der Dinge durch scheinbaren Frohsinn verschleiern, um die Soldaten, wenn sie des Feldherrn Verzagtheit merken, nicht zu entmutigen, so musst du es jetzt halten: nimm eine Miene an, die mit deiner wahren Stimmung nichts gemein hat, wirf womöglich allen und jeden Kummer von dir oder verschließe ihn wenigstens in deinem

Inneren und lass nichts davon merken; und verabsäume nicht, deine Brüder zur Nachahmung anzuspornen, sie, die, was sie dich tun sehen, für geziemend erachten und aus deiner Miene Lebensmut schöpfen werden. Du musst ihnen Trost und Tröster sein; du kannst aber ihrer Niedergeschlagenheit nicht Einhalt tun, wenn du der deinen den Lauf lässt.

6. [25]. Auch folgender Rat kann deiner maßlosen Trauer Einhalt tun: Du musst dich selbst immer wieder darauf hinweisen, dass nichts, was du tust, sich den Blicken der Leute entziehen kann. Man hat dir eine hohe Rolle zuerteilt; sie musst du durchführen. Es umdrängt dich die große Schar der Beileid Bezeugenden; man erspäht dein Inneres und erforscht, welches Maß von Kraft deine Psyche gegen den Schmerz habe, und ob du nur im Glück eine gute Haltung zu bewahren weisst oder auch Unglück mannhaft zu tragen vermagst. Deine Miene wird scharf beobachtet. Diejenigen haben durchweg größere Freiheit, deren Gemütsregungen verborgen bleiben können: Du kannst nicht nach Gefallen über irgend ein Geheimnis verfügen. Das Schicksal hat dir eine lichtumstrahlte Stelle angewiesen; jedermann wird erfahren wie du dich bei diesem Schlag, der dich getroffen hat, gehalten hast, ob du nach empfangener Wunde sofort die Waffe gestreckt oder deinen Platz behauptet hast. Es ist nun schon lange her, dass dich die Liebe des Kaisers emporgehoben und deine wissenschaftlichen Bestrebungen dir einen Namen gemacht haben. Nichts Gemeines, nichts Niedriges darfst du dir erlauben. Was aber ist so niedrig und weibisch, als sich dem Schmerz zur Beute hingeben? Du darfst dir im Falle der Trauer nicht dasselbe erlauben wie deine Brüder. Gar manches gestattet dir nicht der Ruf, in dem du, was deine wissenschaftliche Bedeutung und deinen Charakter anbelangt, stehst; vieles fordert die Welt von dir, vieles erwartet sie. Wolltest du, dass dir alles erlaubt sei, dann hättest du nicht die Blicke auf dich lenken dürfen. Nun aber musst du leisten, was du versprochen hast. Alle diejenigen, die des Lobes voll sind für deine Geisteserzeugnisse, die deine Werke abschreiben, die, wenn sie auch dein Glück sich nicht zunutze machen wollen, doch auf deinen Geist nicht verzichten können - sie alle sind Beobachter deines Inneren.

Du kannst nichts tun, was der anerkannten Stellung eines vollkommenen und hochgebildeten Mannes unwürdig wäre, ohne dass viele von der gegen dich gehegten Bewunderung reuevoll zurücktreten würden. Du darfst dich maßlosem Tränenenerguss überlassen, und das ist nicht etwa das einzige, was dir nicht erlaubt ist: selbst deinen Schlaf darfst du nicht bis hoch in den Tag hinauf ausdehnen, darfst dich nicht aus dem verwirrenden Drang der Geschäfte in die ländliche Ruhe flüchten, darfst nicht deinen durch das anhaltende Ausharren auf deinem mühevollen Posten ermüdeten Körper durch eine Erholungsreise erfrischen, darfst nicht deinem Geiste durch Besuch von Schauspielen ab und zu eine Abwechslung gewähren oder nach Belieben über deinen Tag verfügen.

[26] Vieles ist dir nicht erlaubt, was den Niedrigsten und vom Schicksal Gedrücktesten erlaubt ist. Hoher Stand ist schwere Knechtschaft. In keinem Stücke darfst du der bloßen Laune folgen: so viele Tausende von Menschen musst du anhören, so zahllose Bittschriften erledigen. Eine so gewaltige Anhäufung von Anliegen aus allen Teilen der Erde muss so behandelt werden, dass alles in gehöriger Reihenfolge der Einsicht des erhabenen Kaisers vorgelegt wird. Du darfst dich, sage ich, den Tränen nicht hingeben. Um viele Weinende anhören zu können, um die Tränen vieler Unglücklicher zu trocknen, die der Gnade des mildherzigen Kaisers teilhaftig zu werden verlangen, musst du die eigenen Tränen trocknen.

7. Es gibt aber auch noch leichtere Mittel, von denen du dir Hilfe versprechen kannst: wenn du alles vergessen willst, denke an den Kaiser. Vergegenwärtige dir, welche Treue, welche hingebende Tätigkeit du ihm schuldig bist zum Dank für seine Huld: Dann wirst du die Überzeugung gewinnen, dass du ebenso wenig unter deiner Last einknicken darfst wie jener sagenberühmte Atlas, auf dessen Schultern die Welt ruht. Der Kaiser selbst, dem alles erlaubt ist, darf sich eben deshalb vieles nicht erlauben. Er nimmt sich des Schlafes<sup>417</sup> aller an durch seine eigene Wachsamkeit, hilft allen zur Muße durch seine Mühwaltung, zum Genuss durch seine Tätigkeit, zur Erholung

durch seine Arbeitslast. Seitdem er als Kaiser die Leitung des Weltreiches übernommen, hat er sich seiner selbst entäußert, und gleich den Gestirnen, die nimmer rastend ewig ihre Bahn durchlaufen, darf er niemals innehalten und seinem eigenen Nutzen dienen. Bis zu einem gewissen Grade wird auch dir dieser Zwang auferlegt: Du darfst nicht hinblicken auf den eigenen Nutzen, nicht hinblicken auf deine Lieblingsbeschäftigungen. Solange der Kaiser über dem Erdkreis waltet, kannst du dich weder der Lust noch dem Schmerz noch sonst irgendwelchem Reize hingeben: Du stehst ganz im Dienst des Kaisers. Zudem bedenke noch, dass es dir, der du immer erklärst, der Kaiser sei dir lieber als dein eigenes Leben, nun und nimmermehr zusteht, solange der Kaiser noch lebt, über dein Schicksal zu klagen. Ist er noch in voller Kraft, so sind die Deinigen wohl geborgen, du hast keinen Verlust zu beklagen, deine Augen müssen nicht nur tränenlos, sondern auch freudestrahlend sein. Er ist dir alles, er ist dir Ersatz für alles; du lässt es in Widerspruch mit deiner ehrbaren und aufrichtig ergebenen Sinnesart an Dankbarkeit fehlen gegen dein Glück, wenn du dir, solange er wohl auf ist, über irgend etwas zu weinen erlaubst.

8. Noch will ich dich auf ein zwar nicht wirksameres, wohl aber vertrauliches Heilmittel hinweisen. Ziehst du dich ab und zu in dein Haus zurück, dann ist zu befürchten, dass die Betrübnis über dich Herr wird. Denn solange du deinen göttlichen Herrn vor Augen hast, wird sie zu dir keinen Zugang finden; du wirst ganz nur dem Kaiser gehören; entfernst du dich aber von ihm, dann wird der Schmerz die Gelegenheit benutzen und einen Anschlag machen auf deine Einsamkeit und sich allmählich in dein von der Arbeit nicht mehr in Anspruch genommenes Innere einschleichen. Daher darfst du durchaus nicht, auch nur einen Augenblick, dir Ruhe gönnen in deinen wissenschaftlichen Bestrebungen: da mag dein so lange und so treu festgehaltener Eifer für die Literatur sich dir dankbar erweisen, da mögen sie, die Wissenschaften, als Retter ihres Priesters und Verehrers auftreten, da mögen Homer und Vergil viel bei dir weilen, sie, die sich um die Menschheit ebenso verdient gemacht haben, wie du nicht nur um sie sondern auch um alle dich verdient gemacht hast; sie, denen du einen größeren Leserkreis

<sup>417</sup> Fußnote Apelt: Hier ist mit Scriverius für domos zu schreiben somnos.

zuführen wolltest als den ursprünglich für sie bestimmten. Solange du dich mit ihnen beschäftigst, brauchst du keine Gefahr zu befürchten. Ferner mach dich mit aller Kraft an die Darstellung der Taten deines Kaisers, um durch ein heimisches Schriftwerk seinen Ruhm für alle Zeiten zu sichern; wird er dir doch selbst Stoff und Muster darbieten zu möglichst vollendeter Gestaltung und Schilderung seiner Taten.

[27.] Ich wage nicht, in dich zu dringen, dass du auch kleine Erzählungen und Äsopische Fabeln, eine Gattung, an der sich das Talent der Römer noch nicht versucht hat, mit dem dir eigenen feinen Geschmack zu einem Strauße vereinigt. Es fordert zwar für ein so tief erschüttertes Gemüt keine geringe Überwindung, sich so schnell diesen heiteren Studien zuzuwenden; du darfst es aber als Beweis einer bereits beginnenden Wiedererstarkung und Genesung ansehen, wenn sich dein Geist von jenen ernsteren Schriftwerken diesen freieren zuzukehren vermag. Denn bei jenen schwereren Studien wird der Ernst der behandelten Sachen ein Ableiter sein für das kranke und noch mit sich ringende Gemüt; mit diesen dagegen, die mit wolkenloser Stirn behandelt sein wollen, wird es sich nicht befreunden, es müsste denn schon seine vollkommene Fassung wiedergefunden haben. Deshalb musst du dich zunächst auf jene ernstere Materie legen und sodann durch die heitere das rechte Gleichmaß herstellen.

9. Auch das wird dir nicht geringe Erleichterung schaffen, wenn du folgende Fragen an dich richtest: „Trauere ich um meinetwegen oder um des Dahingeshiedenen willen? Ist es um meinetwillen, dann hat es keinen Sinn mehr, mit der Bruderliebe um mich zu werfen; der Schmerz hat dann mit der Liebe nichts mehr zu tun und hat nur noch die eine Entschuldigung, dass er mit der Ehrbarkeit nicht bricht, wenn er durch Nützlichkeitsrücksichten bestimmt wird. Nichts aber ist eines edlen Mannes unwürdiger als bei der Trauer um den Bruder Nutzen und Schaden abzuwägen. Trage ich Leid um seinetwillen, so ist notwendig eine von zwei Möglichkeiten entscheidend: hat der Verstorbene keine Empfindung mehr, dann ist mein Bruder aller menschlichen Unzulänglichkeiten überhoben und zurückversetzt in die Lage, in der er vor seiner Geburt war; jedem Übel entrückt bleibt

er unberührt von Furcht, von Begierde, von Leid. Was für ein Wahnwitz ist es, wenn ich ohne Unterlass für einen trauere, der keiner Schmerzempfindung mehr zugänglich ist? Haben aber die Toten noch irgend welche Empfindung, dann ist jetzt meines Bruders Geist einer langen Gefangenschaft ledig geworden, ist endlich zu seinem Entzücken Herr und Gebieter über sich selbst geworden, schwelgt im Anblick des Weltenschauspiels, blickt von seiner Höhe auf alles Menschliche herab, und was das Göttliche anlangt, dessen wahren Sinn er solange vergebens nachgespürt hatte, so betrachtet er es nun aus unmittelbarer Nähe. Was martere ich mich also mit der Sehnsucht nach ihm ab, nach ihm, der entweder glücklich ist oder nichts ist? Einen Glückseligen zu beweinen ist Neid, einen, der nichts ist, Wahnwitz.“

[28.] Oder fühlst du dich beunruhigt darüber, dass er sich, wie es scheint, von großem und und Welt ausgebreitetem Besitz hat trennen müssen? Denkst du an das Viele, was er verloren, so denke auch an das Zahlreichere, was er nun nicht zu fürchten hat: kein Zorn wird ihn quälen, keine Krankheit ihn aufs Lager werfen, keine Verdächtigung ihn reizen, kein gefräßiger und auf anderer Gewinn immer scheelsüchtig hinblickender Neid wird sich an ihn heften, keine Furcht ihn beunruhigen, kein Unbestand des mit seinen Gaben rasch wechselnden Glückes ihm die Ruhe rauben. Bei richtiger Rechnung ist ihm mehr erlassen als geraubt worden. Allerdings, er wird keinen Genuss haben von seinem Reichtum, von deinem und zugleich seinem Einfluss, er wird Wohltaten weder empfangen noch austeilen, aber hältst du ihn etwa für unglücklich, dass er darauf hat verzichten müssen, oder nicht vielmehr für glücklich, dass er all das nicht vermisst? Glaube mir, der ist glücklicher, der sich um das Glück nicht zu kümmern braucht, als der, dem es entgegenkommt. Alle jene Güter, die einen blendenden und trügerischen Lustreiz auf uns ausüben, Geld, Würden, Macht und was sonst noch das Anstaunen und die blinde Gier der Menschen auf sich lenkt - alles dies ist ein beschwerlicher Besitz, ein Gegenstand des Neides für die Blicke anderer, und für die scheinbar Beglückten eine drückende Last, mehr bedrohlich als nützlich, schlüpfrig und unsicher, niemals in festem Gewahrsam; denn gesetzt auch für die Zukunft

wäre nichts zu befürchten, so ist doch schon die bloße Behütung großen Glückes eine sorgenvolle Sache. Willst du denen glauben, die tiefere Blicke in die Wahrheit tun, so ist das Leben überhaupt eine Strafe. Gebannt an dies tiefe und ruhelose Meer mit dem Wechsel von Ebbe und Flut, das uns bald hoffnungsfreudig stimmt, bald uns um so mehr daniederwirft und uns beständig umhertreibt, finden wir niemals einen festen Standort; wir schweben und schwanken, stoßen einer auf den anderen, und Schiffbruch ist mitunter unser Los: zu fürchten haben wir ihn immer.

In diesem stürmischen und jedem Unwetter ausgesetzten Meere gibt es für den, der es befährt, nur einen Hafen, und das ist kein anderer als der Tod. Darum missgönne deinem Bruder nicht sein Glück. Er hat seinen Frieden; er ist endlich frei, endlich in Sicherheit, endlich der Ewigkeit teilhaftig. Ihn überlebt der Kaiser mit seinem ganzen Haus, ihn überlebst du in Gemeinschaft mit deinen Brüdern. Ehe noch das Glück in seiner Gunst gegen ihn nachließ, hat er sich von ihm losgelöst, als es noch Bestand hatte und seine Gaben mit voller Hand über ihn ausschüttete. Jetzt schwelgt er im Genuss des offenen und freien Himmels. Aus niedriger und kümmerlicher Stätte ist er aufgestiegen zu der Stätte, die, wie es auch um sie stehen mag, die von ihren Fesseln befreiten Psychen gütig in ihrem Schoße birgt; frei schweift er jetzt dort umher und überschaut mit Entzücken all die Herrlichkeiten der Natur. Du irrst: nicht verlustig gegangen ist dein Bruder des Lichtes, eines reineren Lichtes ist er teilhaftig geworden. Uns allen ist dieser Weg beschieden: warum weinen wir über das Verhängnis? Nicht verlassen hat er uns, er ist nur vorangegangen.

[29.] Ein großes Glück, glaube mir, liegt in der Notwendigkeit<sup>418</sup> des Todes. Es gibt keine Sicherheit, nicht einmal für einen vollen Tag. Wer traut sich angesichts der so dunklen und verhüllten Wahrheit ein Urteil darüber zu,

<sup>418</sup> Fußnote Apelt: Ich habe mich in meiner Übersetzung der von Hermes in den Text aufgenommen Konjektur Heylbut's „necessitate“ für überliefertes „felicitate“ angeschlossen, glaube aber, daß ein der Überlieferung näherliegendes „velocitate“ auch dem Sinn der Stelle nach besser entsprechen würde.

ob der Tod deinen Bruder aus Neid oder aus Wohlwollen abgerufen hat?

10. Bei deinem ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit in allen Dingen mußt du auch eine Stütze finden in dem Gedanken, dass dir kein Unrecht geschehen ist durch den Verlust eines solchen Bruders, dass dir vielmehr eine Wohltat erwiesen worden ist dadurch, dass du solange dich des Genusses seiner Liebe erfreuen durftest. Der Ungerechtigkeit zu beschuldigen ist der, der dem Spender eines Geschenkes nicht die freie Verfügung darüber überlässt, der Habgier der, der nicht für einen Gewinn erachtet, was er erhalten hat, sondern für einen Verlust, was er zurückgegeben hat. Es ist Undankbarkeit, das Ende einer Lustbarkeit als ein uns widerfahrenes Unrecht zu bezeichnen, und Torheit, nur das unmittelbar Gegenwärtige als Genuss gelten zu lassen und nicht auch in dem Rückblick auf vergangene Freuden Befriedigung zu suchen und das Dahingeschwundene für sicherer zu halten, weil da jede Angst vor etwaigem Verlust desselben ausgeschlossen ist. Man zieht seinen Freuden zu enge Grenzen, wenn man nur das, was man in Händen hat und mit Augen sieht, genießen zu können meint und das bereits Genossene für nichts achtet. Denn wie lange dauert es, so kehrt uns die Lust den Rücken: Rastlos fließt sie dahin und zieht vorüber, fast eher wieder verschwindend, als sie sich einfindet. Darum muss der Geist auf das Vergangene zurückgelenkt werden: Was uns jemals Freude gemacht hat, müssen wir ihm wieder zum Bewusstsein bringen und in häufigem Gedenken abermals durchlaufen; länger und treuer ist die Erinnerung an Freuden als ihre Gegenwart.<sup>419</sup> Also dass du einen trefflichen Bruder gehabt hast, das lass dir als hohes Gut gelten! Denke nicht daran, wie lange du ihn hättest haben können, sondern wie lange du ihn gehabt hast. Die Natur hat ihn dir nur geliehen; als sie es für gut befand, hat sie ihn wieder zurückgefordert, ohne dabei sich um Befriedigung deiner Wünsche zu kümmern, sondern nur ihrem eigenen Gesetze folgend. Wenn jemand seinen Arger darüber kundgibt, dass er geliehenes Geld wiedererstattet habe, noch dazu solches, für das er keine Zinsen zu zahlen brauchte, soll man den nicht für einen

<sup>419</sup> Fußnote Apelt: Vgl. dazu die Abhandlung >Über die Kürze des Lebens<, Kap. 10, 2 ff.

ungerechten Menschen halten? Die Natur hat deinem Bruder das Leben gegeben, hat es auch dir gegeben; wenn die Natur nun von ihrem Recht Gebrauch macht und, von wem es ihr nun eben gefällt, das Geschuldete ziemlich frühzeitig zurückfordert, so fällt das nicht ihr zur Last, da ihre Bedingungen ja bekannt waren, sondern den gierigen Ansprüchen der Menschen, die mitunter ganz vergessen, wie es mit der Natur eigentlich bestellt ist, und niemals ihres Loses eingedenk ist, außer wenn sie daran gemahnt werden. Freue dich also, einen so trefflichen Bruder gehabt zu haben, und rechne dir die Freude an seinem Umgang zum Guten, wenn sie für deinen Wunsch auch viel zu kurz war. Vergiss nicht, dass es ein unvergleichliches Glück war, ihn gehabt zu haben, und dass es Menschenlos ist, ihn verloren zu haben; denn es reimt sich doch schlecht zusammen, wenn man sich darüber nicht beruhigen kann, dass man einen solchen Bruder nicht lange genug gehabt hat, und nicht vielmehr sich zu freuen, dass man ihn doch überhaupt gehabt hat.

11. „Aber er ist mir wider alles Vermuten entrissen worden.“ - Einen jeden täuscht seine eigene Leichtgläubigkeit und das eigenwillige Hinwegsehen über seine Sterblichkeit, da, wo es sich um Lieblingwünsche für ihn handelt. Die Natur hat sich niemandem verpflichtet, irgend jemandem zuliebe von ihrer Notwendigkeit etwas nachzulassen. Täglich ziehen an unseren Augen Leichenzüge vorüber, handle es sich nun um Bekannte oder Unbekannte; unsere Gedanken aber weilen bei ganz anderen Dingen und halten das für eine Überrumpelung, was sich uns doch unser Leben lang als unvermeidlich kommend ankündigt. Es ist also nicht Ungerechtigkeit des Schicksals, sondern die Verkehrtheit der menschlichen Sinnesart, die nie genug bekommen kann und es sich nicht gefallen lassen will, von dem zu trennen, worauf sie doch durchaus keinen unwiderruflichen Anspruch hat.

[30]. Wie vorteilhaft sticht davon die Haltung jenes großen Mannes<sup>420</sup> ab, der die Nachricht vom Tod seines Sohnes mit den seiner Größe würdigen Worten aufnahm: „Als

<sup>420</sup> Fußnote Apelt: Nämlich Xenophon bei der Nachricht vom Tod seines Sohnes Gryllus, der in der Schlacht bei Mantinea den Heldentod fand. Vgl. Diog. Laert. II, 55.

ich ihn zeugte, wusste ich, dass er einmal sterben würde.“ Dass ihm ein Sohn geboren wurde, der ohne Zagen in den Tod gehen könne, das ist für niemanden ein Wunder. Für ihn hatte die Nachricht von dem Tod seines Sohnes nichts, was unerhört gewesen wäre; denn was ist es Unerhörtes, dass ein Mensch stirbt, dessen ganzes Leben nichts anderes ist, als eine Wanderung zum Tode? „Als ich ihn zeugte, wusste ich, dass er einmal sterben würde.“ Dem fügte er eine Äußerung hinzu, die von noch größerer Einsicht und innerer Fassung zeugt: „Und dazu eben wurde er mir ja geschenkt.“ Wir alle werden dazu geboren; wer ins Leben eintritt, ist zum Sterben bestimmt. Freuen wir uns also dessen, was uns gegeben wird, und geben es zurück, wenn diese Forderung an uns herantritt. Früher oder später erfasst das Geschick jeden; kein einziger entgeht ihm. Wohlverwahrt also sei dein Herz und ohne jede Furcht vor dem, was unabwendbar ist, dagegen stets gefasst auf das, was unabwendbar ist.

Was soll ich von Feldherren reden und deren Nachkommen, was von Männern, die, hervorragend als Konsuln oder als Triumphatoren, dem unerbittlichen Schicksal ihren Zoll bezahlen mussten? Ganze Reiche mitsamt ihren Königen, Völker mit ihren Herrschern haben das Schicksal über sich ergehen lassen: sehen doch alle, oder besser, sieht doch alles dem letzten Tag entgegen. Nicht allen ist das gleiche Ende beschieden: Den einen verläßt das Leben mitten in seiner Laufbahn, dem anderen entweicht es gleich beim Antritt, während es sich wiederum von einem anderen, der unter der Last der Jahre seufzt und gern von dannen scheiden möchte, nicht trennen will. Der eine heute, der eine morgen - alle sind wir auf dem Wege nach dem gleichen Ziel. Ich weiß nicht: ist es törichter, das Gesetz der Sterblichkeit mit Nichtachtung zu strafen, oder verwegener, sich dagegen zu stemmen?

Auf denn, nimm die Werke eines der beiden Dichter zur Hand, deren geistvolle Bearbeitung durch dich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sie hingelenkt hat (10), greife zu den Gedichten eines oder des anderen von beiden, die du so behandelt hast, dass trotz aller Umgestaltung der Reiz derselben der gleiche geblieben ist - denn du hast sie so von einer Sprache in die andere

übertragen, dass, was die Hauptschwierigkeit ist, keiner ihrer Vorzüge bei der Übertragung in die fremde Sprache verloren ging; du wirst in bei der Dichtungen keinen Gesang [kein Buch] finden, der dir nicht zahlreiche Beispiele böte vom Wechsel des Schicksals, von unberechenbaren Verhängnissen, von Tränen, die aus den mannigfachsten Ursachen vergossen werden.

Lies nur, wie feierlich du deine Stimme mit Donnerklang hast ertönen lassen, und es wird dich Scham beschleichen, dass du plötzlich so einknickst und aus so erhabener Tonart ins Kleinliche verfällst. Lass es nicht dahin kommen, dass irgend ein Bewunderer der Musterlehren, die du in deinen Übersetzungen gabst, die Frage aufwerfe, wie es komme, dass ein so schwaches Gemüt sich zu so erhabenen und kernigen Wahrheiten habe aufschwingen können.

12. Wende dich von den Qualen, die dich peinigen, doch lieber dem Tröstlichen zu, das dich in so reichem Maße umgibt: blicke hin auf deine trefflichen Brüder, auf deine Gattin, auf deinen Sohn, zu deren aller Heil das Schicksal so verhältnismäßig gnädig mit dir abgerechnet hat. Du hast viele, deren Nähe dir Beruhigung gewähren kann.

[31]. Meide den leicht zu übler Nachrede führenden Schein, als hätte jener einzige Schmerz mehr Gewalt über dich als dieser vielseitige Trost. Du siehst: Sie alle sind mit dir zugleich erschüttert und unfähig, dir aufzuhelfen; ja du findest es begreiflich, dass sie ihrerseits von dir Beistand erwarten. Je mehr sie an Bildung und Geist hinter dir zurückstehen, desto stärker bist du verpflichtet, dem gemeinsamen Leid Einhalt zu tun. Eben darin aber liegt an sich schon ein Trost, dass der Schmerz sich unter eine ganze Anzahl von Betroffenen verteilt; eben wegen dieser Verteilung auf mehrere darf er dich nur mit einem bescheidenen Teile in Anspruch nehmen.

Immer wieder muss ich dich auf dein Verhältnis zum Kaiser hinweisen: Solange er über dem Erdkreis waltet und zeigt, wieviel besser die Wohlfahrt des Reiches durch Wohlthaten gesichert wird als durch Waffen, solange er die menschlichen Angelegenheiten leitet, ist nicht zu befürchten, dass du dich von irgend einem Verlust betroffen fühlen könntest. Er allein reicht hin, dir Schutz, dir Trost zu gewähren. Ermanne dich, und sooft deinen

Augen Tränen entquellen wollen, richte deinen Blick auf den Kaiser; sie werden angesichts dieses mächtigen und über alles gepriesenen Schutzgeistes sich nicht hervorwagen. Sein Glanz wird so überwältigend wirken, dass dein Auge auf nichts anderes blicken kann, sondern ganz an ihm hängen bleibt. An ihm, der dir Tag und Nacht vor Augen steht, mit dem du dich immer geistig beschäftigst, muss dein Geist sich aufrichten; ihn musst du zu deinem Schutzherrn wider das Schicksal machen. Und kein Zweifel: er, der von so großer Mildherzigkeit und Liebe gegen alle die Seinigen erfüllt ist, hat gewiss deinem verwundeten Herzen schon manchen Trost gespendet, schon manches zur Linderung deines Schmerzes getan. Und wie? Gesetzt, es wäre nichts dergleichen seinerseits geschehen, muss nicht schon der bloße Anblick des Kaisers, ja der bloße Gedanke an ihn dir alsbald zum Trost gereichen? Möchten Götter und Göttinnen ihn noch lange dem Erdreich schenken. Möchte er an Taten dem seligen Augustus gleichkommen, an Jahren ihn übertreffen! Solange er unter den Sterblichen wandelt, möge er nicht zu fühlen bekommen, dass seine Familie sich aus sterblichen Wesen zusammensetzt. Möge er in andauerndem redlichen Bemühen dem römischen Reich in seinem Sohn einen Regenten heranziehen, und möge das Reich diesen als Mitregenten des Vaters sehen, ehe er sein Nachfolger wird! Spät und erst unseren Enkeln möge der Tag erscheinen, da ihn seine Ahnen in den Himmel aufnehmen!

13. [32]. Lass ihn, Schicksal, nicht deine Gewaltsamkeit fühlen, zeige ihm deine Macht nur von der guten Seite! Lass ihn die Wunden heilen, an denen die Menschheit lange schon leidet und sich verzehrt, lass ihn wieder gutmachen und wiederherstellen alles, was der verblendete Ingrim des vorhergehenden Herrschers [Kaiser Caligula] aus den Fugen gerissen hat. Dieser Stern, der dem in die Tiefe gestürzten und in Finsternis versunkenen Erdkreis aufgegangen ist, möge er immerdar leuchten! Möge unser Herrscher [Kaiser Claudius] in Germanien Ruhe schaffen, möge er uns die Wege in Britannien bahnen, möge er die hergebrachten sowie neue Triumphe feiern. Seine Gnade, diese hervorstechendste unter seinen Tugenden, lässt mich hoffen, dass auch ich Augenzeuge dieser Erfolge sein werde. Denn der Sturz, dem er mich aussetzte, sollte

nach seinem Willen eine Wiederaufrichtung nicht ausschließen; ja, es war überhaupt kein eigentlicher Sturz; vielmehr lag die Sache so, dass er sich meiner, des vom Schicksal Getroffenen und Sinkenden, annahm und den schon am Rande des Abgrundes Stehenden mit milder und schonender Hand in Sicherheit brachte, einem Gott gleich. Legte er doch beim Senat Fürbitte für mich ein und schenkte mir nicht nur das Leben, sondern erbat es auch für mich. Mag er es mit meiner Sache halten, wie er will; mag seine Gerechtigkeit sie für gut erkennen oder seine Gnade sie zur guten machen, in beiden Fällen wird seine Güte von gleichem Wert für mich sein; sei es nun, dass er von meiner Unschuld überzeugt ist, oder dass er mich unschuldig wünscht. Inzwischen ist es mir in meiner traurigen Lage ein erheblicher Trost, wie seine Barmherzigkeit sich über den ganzen Erdkreis erstreckt. Hat sie doch aus eben dem Winkel, an den ich gebannt bin, schon mehr als einen, der da im Schutt vieler Jahre begraben lag, ausgegraben und wieder ans Tageslicht gebracht; ich brauche also kaum zu befürchten, dass er mich allein übergehen wird. Er selbst aber kennt am besten den Zeitpunkt, in dem er einem jeden die Hand reichen kann; was mich anlangt, so werde ich es ihm nach besten Kräften ermöglichen, sich meiner anzunehmen, ohne dass er zu erröten braucht. Gesegnet sei deine Gnade, mein Kaiser, der wir es verdanken, dass unter dir Verbannte ein sichereres Leben führen können als kürzlich noch unter Gaius [Caligula] die Großen des Reiches. Nicht zittern sie [die Verbannten], nicht droht ihnen jede Stunde das Schwert, nicht beben sie beim Anblick jedes nahenden Schiffes; dir verdanken sie die Milderung eines grausamen Geschickes, sowie die Hoffnung eines besseren und die beruhigende Gegenwart. Du sollst wissen, dass Blitzschläge nur dann ganz gerecht sind, wenn auch die davon Getroffenen sie mit Ehrfurcht hinnehmen.

14. [33]. Dieser Fürst, der Menschheit zum Trost gegeben, hat, wenn mich nicht alles täuscht, deinen Mut schon wieder aufgerichtet und dein, wenn auch noch so tief verwundetes Herz durch überlegene Heilmittel glücklich behandelt. Er hat nichts versäumt, dich wieder gefasst zu machen, hat aus seinem treuen und umfassenden Gedächtnis dir alle Beispiele vorgehalten, die dir wieder zum Gleichmut verhelfen können, hat dir die Lehren aller

Weisen mit der ihm geläufigen Beredsamkeit zu Gemüte geführt. Niemand war ja doch besser dieser Aufgabe des Zuspruches gewachsen; seine Worte werden sich durch ihr Gewicht wie Orakelsprüche von denen anderer abheben. An seiner himmelhohen Größe wird alle Kraft deines Schmerzes zuschanden werden. Denke dir also, er spräche so zu dir:

*„Du bist nicht der Einzige, den sich das Schicksal zu schwerer Züchtigung ausersehen hat; es gibt kein Haus, und es hat keines gegeben auf dem ganzen Erdenrund, das nicht von tiefer Trauer heimgesucht worden wäre. Ich übergehe die Beispiele aus den Kreisen des niederen Volkes, die, wenn auch unbedeutender, doch zahllos sind; ich verweise dich auf die öffentlichen Aufzeichnungen und Jahrbücher. Siehst du sie, alle die Bilder, die die Eintrittshalle füllen? Keines ist darunter, an das sich nicht die Erinnerung an irgendwelches Familienleid knüpfte. Unter all diesen, ihren Glanz auf Jahrhunderte ausstrahlenden Männern ist kein einziger, den nicht entweder der sehnsuchtsvolle Schmerz um die Seinigen heimgesucht hätte, oder der von den Seinen nicht unter größten psychischen Schmerzen vermisst worden wäre. Soll ich dir etwa den Scipio Africanus aufführen<sup>421</sup>, dem die Nachricht von dem Tode seines Bruders in der Verbannung zugeht? Derselbe Bruder, der den Bruder dem Gefängnis entrissen hatte, konnte ihn nicht dem Tode entreißen. Und wie unduldsam Africanus selbst mit dem gemeinen Recht verfuhr, das zeigte sich aller Augen: denn an dem gleichen Tage, an dem er seinen Bruder den Händen des Gerichtsdieners entrissen hatte, legte er, der Privatmann, Protest ein gegen das Vorgehen des Volkstribuns. Mit gleicher Größe des Gemüts, wie er sie bei der Verteidigung seines Bruders gezeigt hatte, ließ er auch den schmerzlichen Verlust desselben über sich ergehen. Soll ich dir noch den Aemilianus Scipio<sup>422</sup> in Erinnerung bringen, der innerhalb weniger Tage den Triumph seines Vaters und den Tod zweier Brüder erlebte? Noch ein Jüngling, ja*

<sup>421</sup> Fußnote Apelt: Vgl. Livius 38, 50 ff. Gellius >Attische Nächte< VII 19.

<sup>422</sup> Fußnote Apelt: Der jüngere Scipio, der Eroberer von Karthago und Numantia, Sohn des Siegers von Pydna, der durch Adoption in die Familie der Seipionen aufgenommen worden war.

fast noch ein Knabe, ließ er inmitten der Triumphtage seines Vaters den plötzlich über die Familie hereinbrechenden, verheerenden Sturm mit so gefasstem Gemüt über sich ergehen, mit der ihn ein Mann ertragen musste, von dessen Geburt es abhing, ob die Stadt Rom einen Scipio erhalten oder ob Karthago unzerstört bleiben sollte.

15. [34] Soll ich dich etwa hinweisen auf den Eintrachtsbund der beiden Lucullus? Oder auf die Familie der Pompeier? Ihnen hat des Schicksals grausame Härte nicht einmal das gewährt, dass sie Opfer ein und desselben Zusammenbruchs wurden. Erst überlebte Sextus Pompeius seine Schwester, mit deren Tode das bis dahin feste Gefüge des Reichsfriedens sich löste<sup>423</sup>, und eben dieser überlebte seinen trefflichen Bruder, den das Schicksal nur dazu so hoch hatte steigen lassen, um ihn nicht weniger tief zu stürzen als seinen Vater; gleichwohl hat Sextus Pompeius auch nach diesem Unglück sich stark genug gezeigt nicht nur für Ertragung des Schmerzes, sondern auch für die Anforderungen des Krieges. Unzählige Beispiele von Todesfällen, durch welche Brüderpaare getrennt wurden, bieten sich dar, während umgekehrt sich kaum ein einziger Fall findet, dass ein Brüderpaar miteinander das Greisenalter erreichte. Doch will ich mich mit den Beispielen meines Hauses begnügen. Es wird doch wohl niemand so bar alles gesunden Gefühles sein, dass er sich übel' Todesfälle beklagen möchte, die über wer weiß wen verhängt sind vom Schicksal, von dem er doch weiß, dass es auch dem Kaiserhaus Tränen zgedacht hat. Der selige Augustus verlor seine geliebte Schwester Octavia; die Natur ersparte selbst dem nicht die unabwendbare Trauer, der für den Himmel bestimmt war, ja er wurde von Todesfällen aller Art heimgesucht und musste sogar den Verlust des Sohnes seiner Schwester über sich ergehen lassen, der zu seinem Nachfolger herangebildet worden war.

Doch ich will nicht alle Trauerfälle seines Hauses aufzählen; er verlor Schwiegersöhne, Kinder und Enkel, und niemand in der Welt hat mehr fühlen müssen, dass er Mensch sei, solange er unter den Menschen wandelte.

<sup>423</sup> Fußnote Apelt: Hier finden sich einige Ungenauigkeiten, wie nicht selten in den geschichtlichen Notizen des Seneca.

Gleichwohl wußte sich sein allen Ereignissen gewachsenes Gemüt in all diese trauervollen Lagen zu schicken, und der selige Augustus war nicht nur der Überwinder so zahlreicher auswärtiger Völker, sondern auch der Schmerzen. Gaius Caesar [Caligula], der Enkel meines Großoheims, des seligen Augustus, verlor in seinen Jünglingsjahren als Führer der jungen Mannschaft seinen geliebten Bruder Lucius, gleichfalls Führer der gleichen jungen Mannschaft, während der Vorbereitung zum Partherkrieg, eine Wunde, die sein Gemüt weit schwerer traf, als später die Verwundung seinen Körper; beides ertrug er ergebenen und tapferen Sinnes. Der Kaiser Tiberius, mein Oheim, verlor seinen jüngeren Bruder, meinen Vater, den Drusus Germanicus, unter seinen Umarmungen und Tränen, ihn, der das Dunkel lichtete, das über den innersten Teilen Germaniens lagerte, und die wildesten Stämme der römischen Herrschaft unterwarf; doch setzte er nicht nur sich, sondern auch den anderen ein Maß in der Trauer und wusste das gesamte Heer, das nicht nur schmerzerfüllt, sondern wie vom Donner gerührt war und den Leichnam seines Drusus für sich in Anspruch nahm, auf Einhaltung des römischen Trauerbrauches zu beschränken und hielt nicht mit seiner Meinung zurück, dass nicht nur für den Kriegsdienst sondern auch für die Trauer die strenge Ordnung einzuhalten sei. Wie hätte er den Tränen anderer Einhalt tun können, wenn er nicht zuerst die seinen unterdrückt hätte?

16. [35] Mein Großvater, Marcus Antonius, der es mit allen aufnehmen konnte, außer mit seinem Überwinder, erhielt damals, als er mit der neuen Staatsordnung beschäftigt war und, mit der Triumviratsgewalt ausgerüstet, nichts über sich, wohl aber mit Ausnahme seiner beiden Kollegen alles unter sich sah, die Nachricht von dem Tod seines Bruders. Welch grausames Spiel, unbändiges Schicksal, treibst du dir selbst zur Freude mit den Leiden der Menschen! Genau zu der Zeit, wo Marcus Antonius zu Gericht saß über Leben und Tod seiner Mitbürger, musste sich sein Bruder zur Todesstrafe abführen lassen! Doch ließ Marcus Antonius diese schmerzliche Wunde mit derselben Größe des Gemüts über sich ergehen, mit der er alle anderen Widerwärtigkeiten überstanden hatte, und seine Trauer bestand darin, dass er seinem Bruder

*mit dem Blute von zwanzig Legionen ein Totenopfer brachte. Aber um weitere Beispiele zu übergehen, so hebe ich auch von den Trauerfällen, die mich selbst betreffen, nur folgendes hervor: Zweimal hat mich das Schicksal mit der Trauer um einen Bruder heimgesucht, zweimal habe ich ihm, dem Schicksal, zu erkennen gegeben, dass ich verletzt, aber nicht überwunden werden könne. Ich habe meinen Bruder Germanicus verloren, an den mich eine Liebe fesselte, deren Stärke sicherlich jeder erkennt, der eine Vorstellung von treuester Bruderliebe hat. Allein ich habe meine Herzensbewegung dermaßen zu beherrschen gewusst, dass ich einerseits nichts verabsäumte, was man von einem guten Bruder verlangen darf, anderseits nichts tat, was man an einem Fürsten hätte tadeln können.“*

Das wären denn Beispiele, von denen du dir denken musst, dass sie der Vater des Staates dir vorführe und damit zugleich zeige, wie gleichgültig dem Schicksal alles Heilige und Unantastbare ist, das sich nicht scheute, ein Haus mit Todesfällen heimzusuchen, aus dem nach seinem Willen göttliche Wesen hervorgehen sollten. Da wundere sich niemand über etwaige Grausamkeiten oder Ungerechtigkeiten, die von ihm ausgehen. Denn wie könnte diese Schicksalsmacht gegen Privathäuser irgendwelche Gerechtigkeit oder irgendwelche Zurückhaltung kennen, deren unstillbare Wut selbst die Göttersitze entweicht? Mögen wir uns also noch so sehr in Schmähungen gegen sie ergehen, nicht nur der Einzelne sondern alle wie aus einem Mund es wird doch kein Wandel geschaffen; sie wird sich durchsetzen gegen alle Bitten und Klagen. So hat es immer mit dem Schicksal im Menschenleben gestanden, so wird es immer stehen: von nichts hält es die Hand zurück, nichts lässt es unberührt. Seiner Gewohnheit unverbrüchlich treu, wird es gewaltsam durch alles hindurch sich den Weg bahnen, kühn genug, auch in solche Häuser als Störenfried einzudringen, in die der Weg nur durch Tempel führt, und wird über die lorbeerbekränzten Pforten das Trauergewand hängen.

[36]. Das Einzige, was wir von ihm durch gemeinsame Gelübde und Gebete erlangen möchten, sofern es nicht schlüssig geworden ist das Menschengeschlecht zu vernichten, sofern es noch immer dem römischen Namen seine Huld bewahrt, ist dies: Möge es diesen der tief

gesunkenen Menschheit geschenkten Fürsten als unantastbar gelten lassen, wie er es in den Augen aller Sterblichen ist! Möge es von ihm Gnade lernen, möge es mildherzig sein gegen den mildherzigsten aller Kaiser.

17. Du musst also deine Blicke auf alle diejenigen richten, die ich soeben angeführt habe und die entweder in den Himmel aufgenommen worden sind oder in deiner nächsten Nähe weilen [wie Kaiser Claudius]; und musst mit Gleichmut das Schicksal auch nach dir seine Rand ausstrecken lassen, die selbst diejenigen nicht verschont, bei denen wir schwören. Ihrer Festigkeit in Ertragung und Überwindung der Schmerzen musst du nacheifern, musst, soweit es einem Menschen nur möglich ist, den [gleichsam] „göttlichen“ Spuren nachgehen. Mögen auch in anderer Hinsicht Würden und hohe Geburt große Unterschiede machen, die Tugend ist für jedermann zugänglich: Niemand wird von ihr zurückgesetzt, der sich ihrer nur würdig erachtet. Du wirst recht wohl es jenen Männern gleich tun können, die zwar darüber hätten ungehalten sein können, dass selbst ihnen dieses Leid nicht erspart wurde, aber gleichwohl es nicht für ein Unrecht hielten, in diesem einen Punkt mit den übrigen Menschen auf gleiche Stufe gestellt zu werden, vielmehr, was über sie verhängt war, weder in allzu verbitterter und gekränkter Stimmung noch in weibischer Schmiegsamkeit über sich ergehen ließen. Denn wie es nicht menschlich ist, für sein Leid überhaupt kein Gefühl zu haben, so ist es nicht männlich, es nicht zu tragen.

Wenn ich alle Kaiser aufgeführt habe, denen das Schicksal Brüder und Schwestern entrissen hat, so kann ich doch auch den nicht übergehen, der ganz aus der Reihe der Kaiser gestrichen werden müsste, ihn, den die Natur zum Verderben und zur Schande der Menschheit geschaffen hat, von dem das Reich in Grund und Boden ruiniert und heruntergebracht worden ist, das jetzt unseres mildherzigen Kaisers Huld wieder zu Kräften bringt. Gaius Caesar [Caligula], dieser Mensch, der weder in Schmerz noch in Lust einer fürstlichen Haltung fähig war, ging nach dem Tod seiner Schwester Drusilla jeder Begegnung und Unterhaltung mit seinen Mitbürgern aus dem Weg, wohnte der Totenfeier seiner Schwester nicht bei und erwies ihr nicht die letzte Ehre, vielmehr suchte er sich auf seinem

Albanum beim Würfel- und Brettspiel sowie durch Aufführung von Possen<sup>424</sup> und sonstigen Zeitvertreib das Leid des überaus schmerzlichen Todesfalle zu erleichtern. Welche Schande für das Reich! Dem um seine Schwester trauernden römischen Kaiser musste das Würfelspiel Trost gewähren! Dieser [Kaiser] Gaius ließ in wahnsinniger Launenhaftigkeit sich bald Bart<sup>425</sup> und Haupthaar wachsen, bald trieb er sich kreuz und quer an den Küsten Italiens und Siziliens umher, dass man nie recht wusste, ob er seine Schwester betrauert oder vergöttert sehen wollte; denn in der gleichen Zeit, wo er ihr Tempel und Kapellen errichtete, ließ er diejenigen, die ihm nicht traurig genug gewesen waren, mit den grausamsten Strafen belegen; zeigte er doch denselben Mangel an Selbstbeherrschung gegenüber den Schlägen des Unglückes wie im Rausche des Glücks, das ihn jedes menschliche Maß vergessen ließ. Lasse sich kein echter Römer durch dieses sein Beispiel dazu verleiten, seine Trauer durch unzeitige Spielereien zu verschleichen oder durch Schmutz und Nachlässigkeit in der Kleidung fühlbarer zu machen oder durch Leiden, die über andere verhängt werden, sich einen Trost zu verschaffen, der jeder Menschlichkeit spottet.

18. Du aber hast nicht nötig, in deiner Gewohnheit eine Änderung vorzunehmen; hast du doch immer mit Liebe dich der Beschäftigung mit denjenigen Wissensgebieten hingeeben, die, wie sie das Glück am besten erhöhen, so am leichtesten das Unglück mindern und dem Menschen zugleich der größte Schmuck und Trost sind.

[37]. Jetzt versenke dich tiefer in deine Studien, jetzt bedecke dich mit diesem psychischen Panzer, wie man es nennen kann,

<sup>424</sup> Fußnote Apelt: Für das unverständliche „pervocatis“ ist meines Erachtens zu lesen „personatis“, denn mit personatae sc. fabulae oder personati sc. Atellani bezeichnete man die Mimen und Possenspiele, die hier recht eigentlich am Platze sind. Vgl. Festus p. 217 ed. Otfried Müller und Freund, Lat. Wörterbuch s. u. personatus.

<sup>425</sup> Sich den Bart wachsen zu lassen, galt bei den Römern als ein Zeichen der Trauer, Trauerbart genannt. Auch Kaiser Nero wurde mit Trauerbart portraitiert, unter anderem wegen des Todes seiner Mutter Agrippina und seiner Gemahlin Poppaea.

auf dass der Schmerz nirgends einen Zugang finden kann! Auch deines Bruders Andenken sichere für die Zukunft durch irgend ein literarisches Werk deiner Hand! Denn das ist das einzige Menschenwerk, dem kein Unwetter etwas anhat, das dem Zahn der Zeit nicht erliegt. Alles, was es sonst durch das Gefüge von Steinen und Marmor Massen oder durch hochragende Erdaufschüttungen an Denkmälern gibt, verspricht keine lange Dauer, denn es geht selbst zugrunde. Unsterblich ist nur ein geistiges Denkmal. Das stifte deinem Bruder, dort weise ihm seinen Platz an! Besser ist die Weihe, die du ihm durch ein unvergängliches Geisteswerk gibst, als die vergebliche Trauer, die du an ihn verschwendest. Was das Schicksal selbst betrifft, so kann man zwar jetzt nicht für die Sache desselben eintreten - denn alles, was es an Gaben gespendet hat, ist eben deshalb, weil es etwas entrissen hat, uns zuwider - aber die Zeit, für dasselbe einzutreten, wird dann gekommen sein, wenn dich die Zeit zu einem gerechteren Richter gemacht hat; dann wirst du dich mit ihm versöhnen können. Denn es hat mancherlei Anstalten getroffen, diese Unbill auszugleichen, und auch jetzt noch wird es nicht mit Mitteln geizen, den Schaden wieder gutzumachen. War ja doch schließlich eben das, was es dir geraubt hat, ein Geschenk aus seiner eigenen Hand. Mache also deine Geisteskraft nicht zur Waffe gegen dich selbst, gib dich nicht zum Gehilfen deines Schmerzes her! Gewiss, deine Beredsamkeit ist imstande das Kleine zum anscheinend Großen zu machen und andererseits das Große abzuschwächen und es als Kleinstes erscheinen zu lassen; aber sie spare dies ihr Talent für andere Zwecke auf und mache es sich jetzt zur einzigen Aufgabe, dich zu trösten. Gleichwohl ist bei näherem Umsehen auch eben dies vielleicht überflüssig; denn einen gewissen Tribut fordert die Natur von uns, aber das meiste tut doch die Einbildung dabei. Niemals aber werde ich von dir verlangen, dass du überhaupt auf jede Trauer verzichtest. Ich weiß zwar, es gibt Männer, die als Vertreter einer mehr harten als eigentlich tapferen Weisheit behaupten, der Weise werde nie Schmerz empfinden. Es will mir scheinen, als wären diese niemals in eine derartige Lage gekommen, sonst hätte das Schicksal ihnen ihre hochfahrende Weisheit gründlichst ausgetrieben und sie allen Sträubens ungeachtet zum Geständnis der Wahrheit

genötigt. Die Vernunft leistet genug, wenn sie sich darauf beschränkt, das Übermaß und die Überspannung des Schmerzes auszuschneiden; dass sie überhaupt kein Schmerzgefühl aufkommen lassen wolle, darf niemand weder hoffen noch wünschen. Nein, sie soll vielmehr jenes Maß wahren, das sich gleich weit entfernt hält von völliger Stumpfheit des Gefühls wie von rasender Leidenschaftlichkeit und uns eine Haltung verleiht, die von einem warmen, aber dabei doch nicht leidenschaftlich erregten Herzen zeugt. Mögen die Tränen fließen, aber mögen sie auch wieder aufhören, mögen sich die Seufzer aus tiefster Brust hervorringen, aber mögen sie auch ihr Ende finden. Beherrsche dein Gemüt so, dass du sowohl vor Weisen wie vor deinen Brüdern damit bestehen kannst! Lass in dir den Wunsch rege sein, oft deines Bruders zu gedenken, in der Unterhaltung mit anderen sein Lob zu erneuern und dir sein Bild immer wieder in die Erinnerung zurückzurufen! Das wird dir nur dann gelingen, wenn du dir das Andenken an ihn mehr erfreulich als trauervoll machst; denn es ist ein natürlicher Trieb, das Gemüt möglichst abzuwenden von

dem, was uns traurig macht, wenn wir zu ihm zurückkehren. Denke an seine Bescheidenheit, an sein Geschick in Behandlung der Geschäfte, an seine Betriebsamkeit in ihrer Ausführung, an seine Zuverlässigkeit bei Versprechungen! Was er Bemerkenswertes sagte oder tat, das teile anderen mit und halte es dir selbst in Erinnerung! Denke, was er war und was man von ihm hoffen durfte; denn was hätte man von diesem Bruder sich nicht mit Sicherheit versprechen können.

Dies habe ich, so gut es gehen wollte, niedergeschrieben in einer Geistesverfassung, die jeder Frische und Regsamkeit schon längst entbehrt. Wenn es dir einen deiner geistigen Regsamkeit wenig entsprechenden oder zur Linderung deines Schmerzes wenig geeigneten Eindruck macht, so bedenke, wie wenig ein Mensch, der ganz von seinem eigenen Unglück in Beschlag genommen ist, danach angetan ist, andere zu trösten, ferner wie wenig geläufig der lateinische Wortschatz demjenigen ist, den das wirre und selbst den gebildeteren Barbaren anstößige Geschnatter der Barbaren umschwirrt.

# Über die Kürze des Lebens - An Paulinus

## De brevitae vitae

Übersetzung von L. Rumpel, Leipzig 1884, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

### Übersicht des Inhalts

Kap. 1 - 3: Klage der Menschen über die Kürze des Lebens. Hippocrates. Aristoteles. Grundlosigkeit dieser Klage. Die Menschen machen sich das Leben selber kurz durch allerlei Verkehrtheiten. Sie kommen nicht zu sich selbst, weil sie sich zu viel für andere einlassen und sich nicht mit sich selbst beschäftigen mögen. Weniger gern geben sie ihre Habe hin, als sich und ihre Lebenszeit. Von der längsten Lebenszeit gehört ihnen selbst gar wenig, und sie sterben, ohne für den Tod gereift zu sein.

Kap. 4 - 6: Sie vergessen, wie nahe der letzte Tag sein kann. Für sich zu leben schieben sie hinaus, als ob sie die Zahl ihrer Lebensjahre bestimmt wüßten. Den besten Teil des Lebens leben sie nicht sich selbst. Mächtige wünschen oft in die Muße herabzusteigen von ihrer Höhe. Beispiel des Augustus, des Cicero, des Livius Drusus. Bei verkehrter Anwendung des Lebens ist auch das längste kurz. Die Zeit, weil sie so flüchtig ist, muss man ergreifen. Das versäumen auch die, die in Trunk und Wollust leben. Wer sich in viele Geschäfte einlässt, versteht nicht zu leben.

Kap. 7 - 8: Leben und Sterben ist eine Kunst. Es gehört dazu, dass man keine Zeit verlorengelassen lässt, sondern sie für sich nützt. Nicht durch Überdruß der Gegenwart das Leben schneller dahineilen lasse, sondern dass man jeden Tag so ordne, als ob er das Leben wäre. Nicht die Zahl der Tage macht ein langes Leben aus. Nichts halten die meisten Menschen für weniger wertvoll, als ihre Lebenszeit; weil sie ja nichts kostet. Erst in der Nähe des Todes beginnt sie ihnen wertvoll zu werden. Indessen vergeht die Zeit unaufhaltsam, und zum Sterben muss man sich Zeit nehmen.

Kap. 9: Viel entzieht man sich vom Leben, wenn man nur auf die Zukunft rechnet, hinausschiebt, zögert und zaudert. So wird man sich des Lebens und seiner Flucht nicht bewusst.

Kap. 10 - 15: Einteilung der Zeit in Gegenwart, die kurz ist, in Vergangenheit, die gewiss ist, in Zukunft, die zweifelhaft ist. In die Vergangenheit zurückzuschauen haben die immer Geschäftigen teils keine Zeit, teils kann ihnen die Erinnerung nicht angenehm sein. Die kurze Gegenwart, die ihnen gehört, nützen sie nicht für

sich. Wie kurze Zeit sie leben, sieht man auch daran, dass sie so lange leben wollen, ja über ihr Alter sich selbst täuschen. Lang genug ist das Leben demjenigen, der es ganz nützt. Selbst bei einem zurückgezogenen Leben sind indessen manche nicht Herren ihrer Zeit, wenn sie sich einer nichtsnutzigen Geschäftigkeit ergeben, sich auf Spiele, eitlen Putz, Vergnügungen oder zwecklose Untersuchungen und Grübeleien einlassen. Die allein leben in Muße, die ihre Zeit der Weisheit schenken. Ihnen gehören alle Jahrhunderte und das Edelste, was sie hervorbrachten. Die Weisen aller Zeiten stehen, ohne sie abzuweisen, immer zu ihren Diensten bereit. Die Beschäftigung mit den Werken dieser Geistesgrößen ist das einzige Mittel, die Sterblichkeit weiter hinauszurücken, ja in geistige Unsterblichkeit [gemeint ist: in Berühmtheit, die weit über unseren Tod hinausdauert] zu verwandeln. Dabei machen wir jede Zeit zu unserem Eigentum: Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft.

Kap. 16 - 17: Die Geschäftigen wünschen sich bisweilen den Tod. Daraus folgt nicht, dass sie ein langes Leben haben, so wenig wie aus ihrer Langeweile. Sie wissen nur nicht, was sie mit Muße und Zwischenperioden anfangen sollen. Die Zeit ihrer Freudengenüsse scheint ihnen kurz, die des Wartens lange. Ihre Freuden sind ängstlich, weil sie gehaltlos sind. Elendig ist das Leben derer, die mit großer Beschwerde dasjenige erringen, was sie mit noch größerer Beschwerde besitzen werden.

Kap. 18: Ermahnung an Paulinus zum Rückzug ins Privatleben. Nicht zu träger und tatenloser Ruhe, sondern zum Betreiben wichtigerer und würdigerer Gegenstände als die Verwaltung der öffentlichen Getreidevorräte. Er möge nun Abrechnung halten über sein eigenes Leben. Dazu fordern ihn die Studien seiner Jugend auf. An tüchtigen Verwaltungsbeamten werde es dem Staat nicht fehlen. Wie beschwerlich, ja gefährlich sein bisheriges Amt gewesen sei. Beispiel aus der Zeit, da Caligula starb. Ruhiger und großartiger sei die Beschäftigung mit den erhabenen Problemen der Philosophie. Die noch frische Lebenskraft sei dazu erforderlich. Torheit derer, die bis zu ihrem Tod nicht zur Muße kommen wollen.

(1) Die Mehrzahl der Sterblichen, lieber Paulinus, klagt über die Missgunst der Natur, dass wir für eine so kurze Lebenszeit geboren werden, dass so rasch, so reißend die Frist der uns vergönnten Lebenszeit ablaufe, dass, wenige ausgenommen, den meisten mitten unter den Vorbereitungen für das Leben das Leben zu Ende gehe. Über dieses allgemeine Übel, wofür man es hält, pflegt nicht nur der große Haufe des unverständigen Pöbels zu jammern, auch berühmte Männer hat dieser Umstand zu Klagen veranlasst. Daher jener Ausruf des größten der Ärzte<sup>426</sup>: „Das Leben ist kurz, lang die Kunst.“ Und Aristoteles<sup>427</sup> - mit der Natur hadernd - tat die einem Weisen am wenigsten geziemende grollende Äußerung: Sie sei gegen Tiere so gütig gewesen, dass manche bis zu fünf oder zehn Jahrhunderte leben dürften; dem Menschen aber, zu so Vielem und Großem geboren, sei ein bedeutend kleineres Ziel gesteckt.

Wir haben nicht zu wenig Zeit, sondern viel vergeht ungenutzt. Lang ist das Leben und zur Vollbringung der größten Dinge reichlich genug bemessen, würde es nur gut angewendet werden. Aber wenn man es achtlos und gleichgültig dahinfließen lässt, wenn es zu nichts Edlem verwendet wird: So merkt man erst, wenn die letzte Not drängt, es ist vorüber. Ohne dass man es bemerkt hat, ist es dahingegangen. So ist es in Wirklichkeit: Nicht kurz ist das Leben, sondern wir haben es kurz gemacht; und nicht sind wir gering damit bedacht worden, sondern wir sind verschwenderisch damit umgegangen. Wie große und königliche Schätze, wenn sie an den unrechten Herrn fallen, im Augenblick vergeudet sind, mäßiger Wohlstand dagegen durch den richtigen Gebrauch unter der Hand eines guten Haushälters sich vermehrt, so hat unsere Lebenszeit, wenn man gut damit haushält, keineswegs eine geringe Länge.

(2) Was klagen wir über die Natur? Sie hat sich freigebig erwiesen. Das Leben, wenn

<sup>426</sup> Hippocrates, am Beginn seiner Aphorismen.

<sup>427</sup> Seneca irrt sich möglicherweise in der Person. Es könnte auch Theophrast sein, der sterbend sich über die Natur beklagt haben soll, dass sie den Hirschen und Krähen, denen nichts am Leben liege, eine lange Lebensdauer gegeben habe, den Menschen aber, für die es so wichtig wäre, ein so kurzes Leben. Vergl. Cicero, Tusc. III,28.

man es richtig zu gebrauchen versteht, ist lang. Jedoch den einen hält unersättliche Gier gefangen, den anderen emsige Geschäftigkeit in unsinnigen Dingen. Der eine wird vom Wein nicht trocken, der andere dämmert träge dahin. Der eine müht sich ab, ehrstüchtig auf fremdes Urteil gespannt, den anderen treibt, in Hoffnung auf Gewinn, die Habgier in alle Länder und auf allen Meeren umher. Einige quält Kriegslust und sie sind immer entweder auf fremde Gefahr aufmerksam oder durch eigene in Unruhe. Auch gibt es Leute, welche undankbarer Dienst gegen Höhere in selbstgewählter Sklaverei aufzehrt. Viele hält das Streben nach dem Glück anderer außer Atem oder der Ärger über das eigene Geschick. Die meisten, die kein festes Ziel vor Augen haben, jagt eine ewig schwankende mit sich selbst unzufriedene Unbeständigkeit von einem Plan zum anderen. Manchen gefällt keine bestimmte Lebensrichtung, sondern während sie schlafen und gähnen ergreift sie der Tod. Somit muss es wahr sein, was einer der größten Dichter orakelhaft sagt: „Nur ein kleiner Teil des Lebens leben wir.“ Alles andere ist nur Lebenszeit, nicht wahres Leben. Von allen Seiten drängen sich Fehler heran. Diese lassen es nicht zu, dass man sich aufraffe und zur Prüfung der Wahrheit die Augen erhebe, sondern man muss sie niederschlagen und auf die Begierden richten. Nie können solche Leute zu sich selber kommen, auch wenn sie einmal eine ruhige Stunde hätten. Wie auf der hohen See, wo es noch immer wogt, auch wenn der Wind nachgelassen hat, schwanken sie, und ihre Begierden lassen ihnen keine Ruhe. Und meinst du, ich rede nur von denen, die man allgemein für unglücklich hält? Betrachte doch die, über deren Glück alles zusammenströmt: Sie ersticken in ihrem Reichtum. Wie vielen wird ihr Reichtum zur Last; wie viele werden brustleidend bei ihrer Beredsamkeit, da sie täglich ihren Geist leuchten lassen wollen. Wie viele sehen übel aus in Folge von zu reichlichen Genüssen; wie vielen lässt der Schwarm von Klienten, welcher sie umgibt, keine freie Zeit mehr! Gehe alle durch, vom niedrigsten bis zum höchsten: Der eine sucht einen Anwalt, der andere gibt sich dazu her, der eine ist in Gefahr, der andere verteidigt ihn, ein Dritter spielt den Richter. Niemand gehört sich selbst, einer verzehrt sich im Dienst des anderen. Frage nach denen, deren Namen auswendig gelernt werden. Die sie unterscheidenden Merkmale, wirst du

finden, sind die: Der eine lebt für diesen, der andere für jenen, jedoch keiner lebt für sich selber. Und wie töricht ist der Ärger mancher Menschen. Sie klagen über Zurücksetzung seitens Höhergestellter, wenn diese ihren Besuch ablehnten. Kann jemand es wagen, über Hochmut eines anderen zu klagen, wenn er für sich selber niemals zu Hause ist? Jener hat dich doch irgend einmal angeblickt, wenn auch geringschätzig; jener hat doch einmal deinen Worten sein Ohr geliehen: Du selber aber hast dich nie für wert gehalten, auf dich zu blicken und dich anzuhören.

(3) Du hast somit keinen Grund, deine Dienste irgend jemandem anzurechnen, weil du, während du die Leistung erbrachttest, einem anderen dienen wolltest, also mit dir selbst nichts anzufangen wusstest. Alle großen Geister werden sich nie genug über diese Verblendung der Menschheit verwundern können: Ihre Landgüter darf ihnen niemand nehmen. Wenn ein kleiner Streit entsteht über Grenzsteine und Grenzverlauf, so greifen sie zu Steinen und Waffen. In ihr Leben jedoch gestatten sie jedem Eingriff, ja viele nötigen andere sogar, es ihnen abzunehmen. Sein Geld wird gewiss niemand austeilen; sein Leben teilt jeder aus und an wieviele! Mit dem Zusammenhalten des Vermögens ist man genau, mit der Lebenszeit dagegen sehr verschwenderisch, während hierbei der Geiz eine Tugend wäre. Greifen wir einen aus der Schar der Greise heraus: Du bist, wie wir sehen, zur höchsten Stufe menschlichen Daseins gelangt; hundert Jahre oder mehr lasten auf deinem Rücken. Wohlan, lege einmal Rechnung ab von deinem Alter. Sage uns, wieviel von deiner Lebenszeit dir die Gläubiger weggenommen haben, wieviel die Geliebte, wieviel der Kaiser, wieviel die Klienten, wieviel häuslicher Zwist, wieviel das Geschäft mit den Bediensteten, wieviel geschäftiges Umherrennen in der Stadt? Rechne die selbstverschuldeten Krankheiten dazu und was ungenutzt brach lag, so wirst du feststellen, dass du in Wirklichkeit nicht so alt bist, als du sagst. Erwinnere dich, wann du fest in deinen Entschlüssen wurdest, wieviele Tage du so zubrachtest, wie du es dir vornahmst, welchen Genuss du von dir selber hattest, wann deine Miene ausgeglichen, dein Gemüt frei von Furcht war, was du in einem so langen Leben geleistet hast, wieviele dein Leben plünderten, ohne dass du den Verlust merktest; wieviel

vergeblicher Schmerz, törichte Freude, blinde Begierde, schmeichlerischer Umgang dir geraubt haben, wie wenig dir von deinem Selbst geblieben ist: So wirst du zu der Erkenntnis kommen, du bist, wenn der Tod eintritt, noch nicht ganz zur Reife gelangt.

(4) Was ist schuld daran? Ihr lebt, als wäret ihr ewig da; nie fällt euch eure Endlichkeit ein. Ihr bemerkt nicht, wieviel Zeit schon verstrichen ist. Ihr tut, als dürftet ihr immer aus dem Vollen schöpfen, während doch vielleicht gerade der Tag, den ihr an irgend jemanden oder an irgendetwas wegschenkt, eurer letzter sein kann. Alles haltet ihr fest und doch müsst ihr sterben. Alles begehrt ihr, als könntet ihr ewig leben. Da hört man viele sagen: „Mit fünfzig ziehe ich mich ins Privatleben zurück“ oder „im sechzigsten Jahr lasse ich mich pensionieren.“ Was für einen Bürgen hat man, dass man älter wird? Wer soll das gerade so kommen lassen, wie du es vorausplanst? Schämst du dich nicht, nur den Rest des Lebens dir selber zu reservieren? Nur *die* Zeit zur Veredlung deines Geistes zu benutzen, die du zu sonst nichts mehr gebrauchen kannst? Wie spät ist es, *dann* erst mit dem Leben anfangen zu wollen, wenn man damit aufhören muss! Wie töricht ist es, so gar nicht an den Tod zu denken und kluge Pläne aufzuschieben auf das fünfzigste oder sechzigste Jahr! Das Leben beginnen zu wollen an einem Punkt, den wenige erreichen! Sehr mächtige und hochgestellte Männer lassen zuweilen Worte fallen, in welchen sie sich Muße wünschen, sie preisen, ja sie allen ihren Gütern vorziehen. Sie möchten gern einmal von ihrer Höhe herabsteigen, wenn es ohne Gefahr geschehen könnte. Denn wenn auch nichts von außen quält oder erschüttert, ihr scheinbares Glück bewirkt, dass sie sich aufreiben.

(5) Der hochbeglückte Augustus hat nicht aufgehört, sich Ruhe und Befreiung von den Staatsgeschäften zu wünschen. Seine Rede kam immer wieder auf das eine zurück: dass er sich Muße erhoffe. Mit diesem süßen Trost, dass er einmal auch sich selber werde leben dürfen, erleichterte er sich seine Amtsbürde. In einem an den Senat gerichteten Schreiben, da er versprochen hatte, er werde sich mit Würde und im Einklang mit seinem früheren Ruhm zurückziehen, fand ich die Worte: „Doch dies lässt sich eher rühmlich tun als versprechen. Mich hat die Sehnsucht nach der so

erwünschten Zeit vorwärts geschoben, so dass ich, weil ich diese Freude in Wirklichkeit noch nicht habe, mir im voraus einen süßen Genuss verschaffe, indem ich davon rede.“ Eine solch herrliche Sache schien ihm die Muße zu sein, dass er sie in Gedanken vorausgenoss, weil er sie in Wirklichkeit noch nicht haben konnte. Er, von dem alles abhängig war, der einzelnen Menschen und ganzen Völkern ihr Geschick bestimmte, dachte voll Freude an den Tag, da er seine Größe werde ablegen dürfen. Er hatte erfahren, mit wieviel Beschwerde jenes durch alle Länder strahlende Glück verbunden ist, wieviel geheime Sorge es zudeckt. Genötigt, zuerst mit seinen Mitbürgern, dann mit Amtsgenossen, zuletzt mit Verwandten Krieg zu führen, vergoss er Blut zu Wasser und zu Lande. Durch Makedonien, Sizilien, Ägypten, Syrien, Asien und fast an allen Küsten im Krieg umhergetrieben, führte er die vom Römermord ermüdeten Heere zu auswärtigen Kriegen. Während er die Alpen bezwang und Feinde niederschlug, die mitten im Frieden ins Reich eindringen, während er über Rhein, Euphrat und Donau die Grenzen erweiterte, wurden in der Stadt selbst von einem Murena, Caepio, Lepidus, den Egnatiern die Dolche gegen ihn geschärft. Noch war er diesen Nachstellungen nicht entronnen, als seine Tochter und viele Jünglinge von Adel, durch unzüchtigen Umgang wie durch einen Eid mit ihr verbunden, den schon stark alternden Mann in Schrecken setzten, eine Frau, durch die Verbindung mit einem Antonius doppelt furchtbar. Nachdem er diese Geschwüre mit den Gliedern selbst abgeschnitten hatte, wuchsen andere nach, wie an einem mit Blut überfüllten Körper bald da, bald dort eine Wunde aufbricht. Daher wünschte er Ruhe. An sie nur denkend, auf sie hoffend, ließ er nach in seinen Anstrengungen. Das war der höchste Wunsch dessen, der anderen Wünsche erfüllen konnte.

Marcus Cicero, unter Leuten wie Catilina und Clodius, Pompeius und Crassus, teils offenen Feinden, teils zweifelhaften Freunden, hin- und hergeworfen, schwankend mit dem Staat und den sinkenden haltend, endlich freigeworden, im Glück nicht ruhig, im Unglück nicht geduldig genug, wie oft hat er sein Konsulat verwünscht, das nicht ohne Grund, aber übermäßig gepriesen wird. Wie kläglich spricht er sich aus in einem Brief an

Atticus, damals, als Pompeius, der Vater, schon besiegt war, der Sohn aber in Spanien das Waffenglück wiederherzustellen versuchte. Er schreibt: „Du fragst, was ich tue? In meinem Tusculum sitze ich, ein Halbfreier.“ Er fügt dann noch einiges bei, klagend über die frühere Zeit, unzufrieden mit der Gegenwart, an der Zukunft verzweifelnd. Einen Halbfreien nennt sich Cicero! Wahrlich, der Weise wird sich nie einen so niedrigen Namen beiliegen; er wird nie halbfrei sein! Nein, sondern immer in ungeschmälerter, vollkommener Freiheit wird er sich befinden, ganz frei, sein eigener Herr, erhaben über die anderen. Denn wer könnte höher sein als derjenige, der über dem Schicksal steht?<sup>428</sup>

(6) Livius Drusus, ein leidenschaftlicher, heftiger Mann, der im Anschluss an die große Gemeinschaft von ganz Italien die neuen Gesetze und die Gracchischen Unruhen im Schilde führte, wobei er nicht absah, wie die angefangene Sache, die er doch auch nicht aufgeben konnte, zu Ende gebracht werde, soll sein von Jugend auf so unruhiges Leben verwünscht und gesagt haben, ihm allein seien nicht einmal im Knabenalter Ferien vergönnt gewesen. Bereits als Knabe, mit der Toga prätexta bekleidet, unternahm er es, Angeklagte vor den Richtern zu verteidigen und sich für sie auf dem Forum so nachdrücklich zu verwenden, dass, wie man weiß, mehrere Entscheidungen von ihm durchgesetzt wurden. Wohin musste ein so früher Ehrgeiz führen? Offenbar musste eine so unreife Keckheit für ihn und für den Staat zu großem Unheil ausschlagen. Zu spät klagte er, er habe keine Ferien gehabt, er, der schon als Knabe ein unruhiger Kopf war und überflüssig auf dem Forum. Es ist ungewiss, ob er eines natürlichen Todes gestorben ist. Er brach nämlich plötzlich zusammen in Folge eines Stichs in den Unterleib. Einige glauben, er

<sup>428</sup> Dieser kleine „Seitenhieb“ Senecas gegen Cicero rührt wohl daher, weil Cicero sich anfänglich etwas mehr zur Schule der Peripatetiker als zu der der Stoiker bekannte. Siehe dazu das Werk „Über das höchste Glücksgut und [größte] Übel“, III. und IV. Buch. Jedoch im V. Buch >Gespräche in Tusculum< (Kap. 33) bekennt sich Cicero zu der ethisch strengeren stoischen Philosophie: Die Tugend allein genügt zum vollkommen glücklichen Leben. Das Vorbild des Brutus überzeugte Cicero schließlich von der Überlegenheit der stoischen Philosophie.

sei freiwillig gestorben, jedermann aber war der Meinung, er sei rechtzeitig gestorben.

Es ist nicht nötig, noch weitere Beispiele anzuführen von Leuten, die völlig glücklich schienen, die aber über sich selber ein wahreres Zeugnis ablegten, indem sie ihren ganzen Lebenslauf für wertlos erklärten. Mit solchen Klagen haben sie aber weder sich selber noch sonst jemanden geändert. Kaum ist die Klage ausgesprochen, kehrt schon die alte Gewohnheit wieder. Eure Lebenszeit schrumpft wahrlich eng zusammen, wenn sie auch auf mehr als tausend Jahre sich beliefe. Eure Verkehrtheiten verschlängen ein Jahrhundert um das andere. Der Zeitraum aber, den die Vernunft größer macht, obgleich er von Natur auch vergänglich ist, muss euch gar schnell entschwinden. Ihr ergreift ihn ja nicht, ihr haltet ihn nicht und lasst ihn nicht verweilen, sondern ihr lasst ihn wie etwas Überflüssiges, Wiedererreichbares verfließen. So besonders diejenigen, welche dem Wein und der Wollust fröhnen. Nichts ist schändlicher als das. Andere, ob sie gleich auch einem Trugbild nachjagen, haben doch noch einen Schein für sich. Die Geizigen, Zornsüchtigen oder diejenigen, welche ungerechten Hass und Feindschaft ausüben, sie alle haben doch noch etwas Männliches bei ihren Fehlern. Die Sklaven des Bauches und der Lust aber leiden an einer ganz unanständigen Seuche. Gehe die ganze Lebenszeit solcher Menschen durch; siehe, wie lange sie rechnen, wie lange sie lauern, fürchten, aufwarten oder sich aufwarten lassen, wie viel sie mit eigenen und fremden Bürgschaften beschäftigt sind und mit Gastmählern, die auch wieder ein Dienst sind: Du wirst finden, dass sie vor lauter Übel oder Gütern nicht zu Atem kommen können. Schließlich ist man darüber einig, dass man nichts richtig tun kann, wenn man von etwas anderem in Anspruch genommen ist, weder in der Beredsamkeit noch in den freien Wissenschaften, weil ein zerstreuter Geist nichts in sich aufnimmt, sondern alles, was man in ihn hineinstopft, wieder auswirft. Am wenigsten aber kann so ein zerfahrener Mensch recht leben, denn das ist eine zu schwere Kunst.

(7) Meister von vielerart Künsten gibt es überall in Menge. Einige Künste haben bereits Knaben so gut erfasst, dass sie Lehrmeister sein konnten. Aber an der Kunst zu leben hat man das ganze Leben hindurch zu lernen, und was

dich vielleicht noch wunderlicher scheint: Das ganze Leben lang muss man sterben lernen. Eine Menge von großen Männern hat alles Hinderliche bei Seite gesetzt, Reichtum, Dienstpflichten, Vergnügungen entsagt und bis ins höchste Alter sich hauptsächlich darauf gelegt, richtig leben zu lernen. Die Mehrzahl von ihnen aber ist aus dem Leben geschieden mit dem Geständnis, es noch nicht recht zu verstehen. Wie sollten es da jene anderen können!

Aufgabe eines großen, über menschliche Irrtümer erhabenen Mannes ist es, glaube mir, von seiner Lebenszeit sich nichts entschließen zu lassen. Deswegen hat der am längsten gelebt, der ganz sich selbst gelebt hat. Nichts davon blieb brach liegen, über nichts hatte ein anderer zu verfügen. Nichts hat er gefunden, das er, ein gar sparsamer Haushälter, mit seiner Lebenszeit hätte eintauschen mögen. Und darum hatte er genug Zeit. Denjenigen muss es an Lebenszeit fehlen, denen die Menge viel davon stiehlt. Und man darf nicht meinen, diese würden den Schaden nicht erkennen, den sie erleiden. Gewiss, die meisten von denen, die ein großes Glück beschwert, kann man inmitten der Schar ihrer Klienten oder bei ihren Rechtshändeln und anderen „ehrevollen“ Erbärmlichkeiten zuweilen rufen hören: „Ich kann gar nicht für mich selber leben!“ Warum nicht? Weil alle, welche sich an dich wenden, dich dir selber entziehen. Jener Angeklagte, dieser Kandidat, jene alte Frau, müde vom Begraben ihrer Erben, jener, der sich krank stellte, um die Habsucht der Erbschleicher zu reizen, jener mächtige Freund, der dich nicht wegen der Freundschaft, sondern nur zum Angeben einladet: Wieviel Zeit haben sie dir schon weggenommen? Gehe deine Lebenstage durch und zähle die auf, in denen du wirklich gelebt hast; wenige sind es in Wirklichkeit. - Einer der die Fasces [das Konsulat] erlangt hat, wünscht sie wieder niederzulegen und seufzt manchmal: „Wann wird dies Jahr zu Ende sein?“ Ein anderer veranstaltet [als Prätor] die Spiele, von denen er gar sehr gehofft hat, dass sie ihm durch Los zufallen möchten, klagt aber dann: „Wann werde ich frei davon sein?“ Einer wird auf dem ganzen Forum als Patron gesucht und alles kommt um seinetwegen in Bewegung, dass es fast nicht anzuhören ist, er aber ruft: „Wann kommt es endlich zur Vertagung?“ Jeder beschleunigt sein Leben und leidet an der

Sehnsucht nach der Zukunft, wodurch die Gegenwart ihm zerrinnt.

Wer aber jeden Augenblick recht für sich nutzt, wer jeden Tag so ordnet, als ob er das ganze Leben wäre, der wünscht sich den folgenden Tag nicht herbei und fürchtet ihn auch nicht. Denn welchen neuen Genuss könnte ihm wohl irgend eine Stunde bringen, den er jetzt nicht hätte? Er kennt alles und hat alles zur Genüge gekostet; über das andere mag das Schicksal verfügen wie es will. Sein Leben ist bereits in Sicherheit. Hinzukommen kann noch manches, entrissen kann ihm nichts werden. Hinzukommen kann es nur so, wie wenn einer, der schon satt aber noch nicht gerade voll ist, noch etwas Speise zu sich nimmt, ohne dieser eben bedürftig zu sein.

(8) Man darf also nicht meinen, jemand habe lange gelebt, weil er grau und runzelig ist: Er hat nicht lange gelebt, er ist nur lange dagewesen. Oder hat der eine weite Seereise gemacht, den, als er den Hafen verließ, wildes Wetter umhertrieb und den die Winde im Kreis herum wieder an dieselbe Stelle brachten? Solch einer ist nicht weit gefahren, sondern nur viel umhergetrieben worden. Ich muss mich wundern, wieviel Zeit von anderen in Anspruch genommen wird und wieviel man ihnen davon gewährt. Auf das sehen beide: Wozu die Zeit verlangt wird. Auf die Zeit selber keiner von beiden. Man bittet um sie und gibt sie her, als wäre sie nichts wert. Man spielt mit der wertvollsten Sache!<sup>429</sup> Man täuscht sich leicht mit ihr, weil die Zeit etwas Unkörperliches ist. Weil man sie nicht sehen kann. Darum wird sie so gering oder fast für nichts geachtet. Jährliche Spenden nehmen selbst die berühmtesten Männer an und leisten dafür Arbeit, Dienst und Sorgfalt. Niemand aber bringt die Zeit in Anschlag, damit geht man ganz verschwenderisch um, weil sie nichts kostet. Aber betrachte die gleichen Leute, wenn eine lebensgefährliche Krankheit sie erfasst hat, wie sie die Knie der Ärzte umfassen, weil sie am Leben bestraft zu werden fürchten. Wie sie bereit sind, alles aufzuopfern, um das Leben zu retten. So widersprüchlich sind sie gesinnt. Könnte die Zahl der vergangenen Jahre so auch die der künftigen für jeden Menschen genau

<sup>429</sup> Für Theisten ist die Zeit die wertloseste Sache der Welt, da sie wähnen, sie hätten noch eine ganze „Ewigkeit“ an Zeit vor sich.

angegeben werden, wie würden diejenigen zittern, die nur noch einen kleinen Rest vor sich sähen, wie würden sie damit geizen! Es ist aber doch leicht, etwas Bestimmtes, auch wenn es gering ist, einzuteilen. Dasjenige, von dem man nicht weiß, wann es aufhört, muss man um so sorgfältiger in Acht nehmen. Wissen die Menschen doch, wie wertvoll die Zeit ist. Sie sagen zu denen, welche sie am meisten lieben, sie seien bereit, ihnen einen Teil ihrer Jahre zu schenken. Sie verschenken im Unverstand; sie geben so, dass sie sich selbst etwas wegnehmen, ohne dass jene dadurch etwas gewinnen. Aber gerade das, dass sie sich etwas wegnehmen, merken sie nicht. Deswegen verschmerzen sie den Schaden so leicht, weil ihnen der Verlust gar nicht zu Bewusstsein kommt. Niemand kann dir deine Jahre wiedererstaten, niemand kann dich dir selber wiedergeben. Die Zeit wird vergehen, wie sie anfang. Sie wird ihren Lauf nicht rückwärts nehmen und nicht hemmen. Sie wird keinen Lärm machen und dich mit nichts an ihre Schnelligkeit erinnern; still wird sie dahin fließen. Weder der Befehl eines Königs, noch Volkes Wille kann sie verlängern; wie sie von Anfang an ausgesandt wurde, wird sie verlaufen; nirgends wird sie einkehren, nirgends sich aufhalten. Was wird geschehen? Du bist beschäftigt, das Leben eilt; indessen kommt der Tod heran, für den du Zeit haben musst, du magst wollen oder nicht.

(9) Kann das einer von denen, die sich für klug halten, die aber so sehr in Geschäften befangen sind, dass sie nicht recht zu leben vermögen? Auf Kosten des Lebens richten sie das Leben ein und beschäftigen sich mit weitläufigen Plänen. Der größte Verlust für das Leben aber ist das lange Hinausschieben. Dies lässt die früheren günstigen Tage vergehen und entreißt die Gegenwart, indem man ständig auf die Zukunft hofft. Das größte Hindernis für das Leben ist die Erwartung, die vom morgigen Tag abhängig macht. Mit dem, was in der Hand des Zufalls liegt, macht man Pläne. Darüber lässt man fahren, was man selber in der Hand hat und verliert so das Heute. Wo blickst du hin? Wonach strebst du? Alles, was in der Zukunft liegt, ist ungewiss: Lebe in der Gegenwart! Ein großer Dichter singt begeistert den wahren Spruch: „Eben der gute Tag entflieht uns Armen am schnellsten.“ Was zögerst du, was säumst du, will er damit sagen. Wenn du den

Tag nicht ergreifst, so entflieht er. Flüchtig ist er ja, auch wenn du ihn ergriffen hast. Darum muss man mit der Schnelligkeit der Zeit wetteifern, indem man sie rasch gebraucht. Wie aus einem brausenden Wasserfall, der nicht immer fließen wird, muss man schnell schöpfen. Dass der Dichter nicht vom ganzen Leben spricht, sondern von „einem guten Tag“, das ist ein besonders feiner Tadel des weitläufigen Plänemachens. Wie sicher und wie langsam, trotz der schnellen Eile der Zeit, erhoffst du dir, je nach deinem gierigen Herzen, eine lange Reihe von guten Monaten und Jahren! Und doch spricht er mit dir von „einem Tag“ und zwar von einem „flüchtigen“. Das ist gewiss, dass eben der gute Tag den armen Menschen am schnellsten entflieht, besonders den Vielbeschäftigten. Ehe sie recht der Kindheit entwachsen sind, übereilt sie das Alter, in das sie unvorbereitet und ungerüstet hineinkommen. Für nichts ist gesorgt; plötzlich, unerwartet geraten sie ins Alter hinein; dass es täglich näher rückte, merkten sie nicht. Wie ein Gespräch oder eine Lektüre oder tieferes Nachdenken uns unterwegs so beschäftigen kann, dass man erst aufwacht, wenn das Ziel erreicht ist, so merken die Vielbeschäftigten nichts von der ununterbrochenen, raschen Lebensreise, die wir schlafend und wachend gleichmäßig fortsetzen bis das Ende da ist.

(10) Wenn ich meine Behauptung im einzelnen beweisen wollte, so böte sich mir Vieles zum Beweis an, dass das Leben der Vielbeschäftigten sehr kurz ist. Fabianus<sup>430</sup>, keiner von unseren Kathederphilosophen, sondern ein echter, alter, pflegte zu sagen, gegen die Gemütseregungen müsse man nicht sanft, sondern mit Gewalt ankämpfen; und nicht mit leichten Waffen, sondern mit Sturm ihren Angriff zurückweisen. Ihre Neckereien sollen nicht mit Neckerei erwidert, sondern völlig zum Schweigen gebracht werden.

Wenn jenen Vielbeschäftigten ihr Irrtum vorgehalten werden soll, muss man sie belehren, nicht nur über sie klagen. In drei Zeiten teilt sich das Leben: In Gegenwart,

<sup>430</sup> Fußnote Apelt: Über diesen von Seneca selbst gekannten und gehörten Philosophen von der Schule der Sextier siehe Zeller III, 1, 600, Anm. 6. In den >Briefen an Lucilius< erwähnt er Fabianus mehrmals. Auch in diesem Dialog wird er noch einmal am Schluss von Kap. 13 genannt.

Vergangenheit und Zukunft. Die Zeit, in welcher wir leben, ist kurz; die Zukunft ist ungewiss; nur die Vergangenheit ist gewiss. Über sie hat das Geschick seine Macht verloren, sie kann in keines Menschen Willkür zurückgebracht werden. Auch die Vergangenheit verlieren die Vielbeschäftigten, denn sie haben keine Zeit, in die Vergangenheit zurückzuschauen. Und hätten sie Zeit, so wäre die Erinnerung an etwas, das man bereuen muss, unangenehm. Ungern denken sie an die übel zugebrachte Zeit zurück und wagen nicht, das wieder aufzufrischen, was offensichtlich als verfehlt dasteht, auch wenn es durch den Reiz einer augenblicklichen Lust anfangs nicht so aussah. Niemand wendet sich gerne in die Vergangenheit zurück, außer wer immer unter untrüglicher Selbstkontrolle handelte. Wer ehrgeizig strebte, hochmütig verachtete, gewalttätig kämpfte, listig erschlich, habsüchtig an sich riss, verschwenderisch vergeudete, der muss notwendigerweise sein eigenes Gedächtnis fürchten. Die Vergangenheit ist der unantastbare vollendete Teil unseres Lebens, allen menschlichen Wechselfällen entnommen, dem Reich des Zufalls entrückt, die weder Mangel, noch Furcht, noch Krankheit beunruhigt. Sie kann nicht mehr getrübt und nicht geraubt werden; dieser Besitz ist beständig und beruhigend. Die Gegenwart besteht nur aus einzelnen Tagen; und auch diese nur aus Momenten. Die Tage der Vergangenheit aber werden, so oft du es haben willst, von dir zurückgerufen, nach deinem Belieben betrachtet und festgehalten, wozu die Geschäftigen keine Zeit haben. Ein sorgenfreier, ruhiger Geist geht in alle Einzelheiten des Lebens ein; die Gemüter der Vielbeschäftigten sind gleichsam unter einem Joch; sie können sich nicht umwenden und nicht zurückblicken. Ihr Leben versinkt ins Bodenlose. Wie beliebiges Nachsinnen nichts hilft, wenn nicht unten etwas ist, was aufnimmt und hält, so nützt auch alle gegebene Zeit nichts, wenn sie nirgends haften bleibt; durch schadhafte, törichte Gemüter rinnt sie durch. Die Gegenwart ist sehr kurz, so dass sie den Menschen wie nichts erscheint. Immer ist sie im Lauf, im Fluss, im Sturz. Kaum ist sie da, ist sie auch bald wieder fort. Es ist in ihr so wenig Stillstand als im Weltall oder in den Gestirnen, die immer rastlos sich bewegen und nie an der gleichen Stelle bleiben. Die Gegenwart allein

gehört den Geschäftigen; diese aber ist so kurz, dass man sie nicht fassen kann. Selbst die entgeht ihnen, weil sie von zu vielerlei Dingen in Anspruch genommen sind.

(11) Wenn du erkennen willst, wie kurz solche Leute leben, so sieh nur, wie lange sie zu leben begehren. Abgelebte Greise erbetteln mit Gelübden eine Zulage von einigen Jährchen. Sie lügen sich selbst vor, sie seien jünger. Sie betrügen sich selber und glauben, sie könnten auch das Schicksal betrügen. Und wenn irgend ein Schwächeanfall sie an ihre Sterblichkeit erinnert, wie zaghaft sterben sie. Nicht wie diejenigen, die aus dem Leben hinausgehen, sondern als würden sie hinaus gezerrt werden. Toren seien sie gewesen, rufen sie dann aus, dass sie nicht richtig gelebt haben; und wenn sie nur diesmal noch davonkommen, dann wollen sie gewiss in Muße leben. Da fällt es ihnen ein, wie unnützlich sie das erworben haben, was sie nicht genießen können, und wie alle ihre Mühe umsonst war. - Führt man aber sein Leben fern von solchem Treiben, ist es dann nicht lang genug? Nichts davon wird verstellt oder verstreut, nichts wird dem Zufall überlassen oder geht durch Nachlässigkeit verloren. Nichts wird durch Verschenken abgezogen oder ist überflüssig. Es bringt sozusagen die höchsten Zinsen. Sei es so kurz wie es wolle, es genügt vollkommen. Darum wird der Weise nie zaudern, festen Schrittes in den Tod zu gehen. Der letzte Tag mag kommen, wann er will.

Du fragst vielleicht, wen ich zu den Vielbeschäftigten rechne? Nicht nur diejenigen, welche sich durch die losgelassenen Hunde aus den Basiliken treiben lassen. Die man entweder mit stattlichem Gefolge oder in Verachtung mit einem Zuge laufend von dort im Gedränge wegkommen sieht. Die ihr Geschäftseifer aus dem Haus treibt und sie an fremde Türen klopfen heißt. Denen eine öffentliche Versteigerung im Sinn liegt mit schändlichem Gewinn, der zuweilen schlecht ausfällt. Nein, manche sind auch in der Muße vielbeschäftigt. Auf ihrem Landgut, auf ihrem Ruhepolster, mitten in der Einsamkeit, wenn sie sich auch von allem zurückgezogen haben, sind sie sich selber zur Last. Das Leben mancher Menschen kann man nicht ein müßiges nennen, sondern nichtstuende Geschäftigkeit.

(12) Du meinst, der lebe in Muße, der mit ängstlicher Genauigkeit korinthische Gefäße

ordnet, die hohen Wert haben in Folge der Tollheit einiger Sammler? Oder der, der den größten Teil seiner Zeit mit rostigen Metallblättchen zubringt. Oder der, der auf dem Sportplatz ringenden Knaben zuschaut? Denn, o Schande, es sind nicht einmal römische Fehler, an denen wir leiden. Oder der, der die Menge der Sieger im Wettkampf einteilt in Paare, nach Alter und Farben. Oder der, der die berühmtesten Athleten beköstigt? Solche Leute, meinst du, leben in Muße, denen viele Stunden beim Frisör zerrinnen, bis abrasiert ist, was in der letzten Nacht wuchs, bis man Rat gehalten hat über jedes Härchen, bis das verworrene Haar gelichtet ist und kahle Stellen bedeckt sind durch Haar, das man von überall her gegen die Stirn gekämmt hat? Wie werden sie wütend, wenn der Frisör nicht pünktlich ist, weil er denkt, er habe es ja mit einem Mann zu tun. Wie ereifern sie sich, wenn an ihren Haaren etwas weggeschnitten wird, wenn etwas unordentlich ist oder nicht in Locken herabfällt. Wer unter diesen möchte nicht lieber den Staat in Unordnung sehen als sein Haar! Um den Schmuck ihres Kopfes sind sie ängstlicher besorgt, als um das Wohl des Staates. Lieber wollen sie geputzt erscheinen als ehrenhaft. Kann man von denen sagen, die sich lieber mit Kamm und Spiegel beschäftigen, sie leben in Muße? Oder von denen, die sich mit dem Komponieren, dem Anhören und Vortragen von Liedern beschäftigen? Die die Stimme, deren rechtmäßigen Ton die Natur so schön und einfach gebildet hat, durch den Zwang unnützer Modulationen verdrehen. Deren Finger immer skandieren und Takt schlagen und die selbst bei ernsten und traurigen Anlässen immer eine Melodie hören lassen? Solche leben nicht in Muße, sondern in tatenloser Geschäftigkeit. Nicht einmal ihre Gastmahle kann man zu den freien Stunden rechnen. Sieht man doch, wie ängstlich sie ihr Silberbesteck ordnen, wie sie sich ereifern, ob der Koch das Schwarzwildragout richtig zubereitet habe, ob die Kellner schnell genug beim Auftragen sind, ob das Geflügel kunstgerecht zerlegt werde, dass die Portionen nicht zu groß sind und dergleichen mehr. Solche Dinge begründen den Ruf, man stelle ein elegantes und geschmackvolles Haus dar. Und diese Verkehrtheiten erstrecken sich in alle anderen Lebensverhältnisse, sodass sie selten essen und

trinken ohne berechnende Absichten damit zu verbinden.

Auch diejenigen kann man nicht zu den Leuten rechnen, die in Muße leben, die sich in Sesseln und Sänften da- und dorthin tragen lassen. Die bei dieser Fortbewegung sehr aufmerksam sind, als dürfte nichts unterbleiben. Die man daran erinnern muss, wann sie baden, schwimmen und essen sollen, die so schlaff und blasiert sind, dass sie nicht mehr selber wissen, ob sie Hunger haben. Ich hörte von einem solchen Genussmenschen - wenn man das Verlernen menschlicher Gewohnheiten noch Genuss nennen kann - als man ihn auf den Händen aus dem Bad gehoben und auf einen Sessel niedergesetzt hatte, wie er fragte: „Sitze ich jetzt?“ Glaubst du, dass dieser Mensch, der nicht wusste ob er sitzt, wusste ob er lebt? Glaubst du, dass der Muße hatte? Man weiß nicht, ob man ihn mehr bedauern soll, weil er das wirklich nicht wusste oder weil er sich nur so stellte, als wüßte er es nicht. Vieles vergessen diese Leute wirklich; oft auch tun sie nur so. An manchen Schwachheiten haben sie Vergnügen, wie als Beweise für ihre glückliche Lage. Es scheint ihnen zu sehr den gewöhnlichen Mann zu verraten, wenn man immer weiß, was man tut. Da darf man tatsächlich nicht mehr meinen, die Schauspieler stellten die Sache übertrieben dar, um den Luxus der Reichen zu tadeln. Sie übergehen eher, als dass sie dazudichten. Die Menge unglaublicher Schwachheiten ist in unserer erfinderischen Zeit so groß geworden, dass man schon den Schauspielern der Vorwurf machen kann, sie tun im Vergleich zur Realität zu wenig. Sollte man glauben, dass ein Mensch so tief in Verweichlichung versinken könne, dass man ihm sagen muss: „Du sitzt!“

(13) Solch einer lebt nicht in Muße. Anders muss man es bezeichnen: Krank ist er oder noch richtiger tot. In Muße lebt nur der, der sich des Lebens bewusst ist. Jemand, dem man sagen muss, wie er sich befindet, lebt nur halb. Wie kann ein solcher Mensch je Herr sein über seine Zeit? Es wäre langweilig, einige aufzuzählen, die ihr Leben mit Brett- oder Ballspielen hinbrachten oder ihren Körper zu sonnen. Auch die leben nicht in Muße, deren Vergnügungen viele Geschäfte mit sich bringen. Auch die sind offenbar geschäftsvolle Nichtstuer, die sich mit zwecklosen literarischen Studien abgeben. Von diesen gibt

es auch bei uns Römern bereits eine große Schar. Ursprünglich war es eine griechische Krankheit, zu untersuchen, wie viele Ruderer Odysseus hatte, ob die Ilias oder die Odysse früher geschrieben sei und ob beide den gleichen Verfasser haben. So gibt es noch Vieles, dessen Kunde nichts wert ist, und durch dessen Mitteilung man nicht gelehrt, sondern lästig erscheint, eben weil es wertlos ist. Auch uns Römer hat die eitle Sucht ergriffen, unnötige Dinge zu erlernen. Dieser Tage hörte ich einen solchen Gelehrten einen Vortrag halten über die Frage, was ein jeder der römischen Feldherren zuerst getan habe: Zum Beispiel, dass Duillius zuerst in einer Seeschlacht siegte, Curius Dentatus zuerst Elefanten im Triumphzug mitführte. Zum wahren Ruhm kommt das für den Autor nicht in Betracht, doch es sind Beispiele von Taten unserer Mitbürger. Nützlich ist ein solches Wissen nicht, es unterhält uns höchstens mit glänzenden Nichtigkeiten. Auch diejenige Forschung halten wir [Stoiker] für wertlos, wer zuerst den Römern den Rat gegeben habe, ein Schiff zu besteigen. Das war Claudius, den man deswegen Caudex nannte. Caudex hieß nämlich bei den Alten eine Zusammenfügung von Brettern und die öffentlichen Gesetzestafeln hießen codices. Auch nennt man die Schiffe, die nach alter Gewohnheit auf dem Tiber Güter transportieren, noch jetzt „Caudicariae“. - Eben dahin mag gehören, dass Valerius Corvinus zuerst Messana bezwang und der erste aus der Familie der Valerier war, der den Beinamen der eroberten Stadt erhielt: Messana. Woraus später im Volksmund mit Veränderung eines Buchstabens „Messalla“ wurde. Auch darüber hat jemand Nachforschungen angestellt, dass L. Sulla zuerst freilaufende Löwen im Circus zeigte, die von den Wurfspießschützen erlegt wurden, die ihm König Bochus geschickt hatte. Auch das ist nicht wichtig. Und welchen Wert hat das Wissen, dass Pompejus als erster einen Kampf mit achtzehn Elefanten im Circus gab, den Verbrecher austragen mussten nach Art eines Kriegskampfes. Der erste Mann im Staat, sonst, wie es heißt, unter den Großen der Vergangenheit durch Güte ausgezeichnet, hielt es für ein besonderes Schauspiel, auf noch nie dagewesene Art Menschen umzubringen. Ringen oder zerfleischt werden ist zu wenig, sie müssen zertreten werden von dem gewaltigen Gewicht der Tiere. Es wäre besser gewesen,

dieses Wissen in Vergessenheit geraten zu lassen, damit nicht später irgend ein Mächtiger daraus lernte und Lust bekäme, solche Unmenschlichkeiten nachzumachen.

(14) Welche Verblendung verursacht das höchste Glück bei den Menschen! Jener hielt sich erhaben über die Natur, als er Scharen von unglücklichen Menschen wilden Tieren vorwarf, die unter einem anderen Himmelstrich geboren waren. Als er Kämpfe zwischen so ungleichen Geschöpfen austragen ließ, als er vor den Augen des römischen Volkes viel Blut vergoss, der es bald wagte, das Volk selbst zu noch größerem Blutvergießen anzustiften. Und gerade er, durch Treulosigkeit bei Alexandria getäuscht, bot sich hernach einem elenden Sklaven dar, dass er ihn durchbohre, jetzt erst die eitle Prahlerei seines Beinamens erkennend.

Doch um zu meinem Gegenstand zurückzukehren: Andere Beispiele zeigen, wie kleinlich die Sorgfalt mancher ist. Der schon Erwähnte berichtet weiter, Metellus, der die Punier in Sizilien besiegte, sei der Einzige unter den Römern gewesen, der bei seinem Triumph 720 gefangene Elefanten seinem Wagen habe vorausgehen lassen. Sulla sei der letzte unter den Römern gewesen, der die Stadtmauern erweiterte, die man nach alter Sitte nie bei der Eroberung einer Provinz erweiterte, sondern nur wenn italischer Boden hinzukam. Solches zu wissen nützt doch noch mehr, als die Behauptung eines gewissen Autors, der Aventinus sei außerhalb der Mauern, entweder weil das Volk dahin ausgezogen ist oder weil bei den Auspizien des Remus die Vögel nicht für jenen Ort gestimmt haben. So gibt es unzählige Dinge, die entweder erdichtet sind oder einer Lüge gleichen. Denn auch zugegeben, dass das, was jene erzählen, zuverlässig sei und dass sie nach guten Quellen berichten, frage ich dennoch: Wer wird dadurch freier von Irrtümern? Wer wird dadurch ein Herr seiner Begierden? Wen macht es tapferer, gerechter, wohlthätiger? Unser Fabianus sagte zuweilen, er wisse nicht, ob es nicht besser wäre, gar kein Studium zu betreiben, als mit einem solchen [wie dem jetzigen] sich einzulassen.

Diejenigen allein leben in Muße, die ihre Zeit der Weisheit widmen. Sie allein leben wahrhaft, denn sie nutzen nicht nur ihre eigene Lebenszeit gut, sondern sie machen sogar jedes frühere Zeitalter zu dem ihrigen. Alle Jahre, die

vor ihnen gelebt wurden, gehören ihnen ebenfalls. Wenn wir nicht ganz undankbar sind, so sind jene berühmten Philosophen für uns geboren und haben uns den Weg zum rechten Leben gebahnt. Zu dem Schönsten, was aus der Finsternis ans Licht kam, werden wir durch die Arbeit anderer geführt. Kein Jahrhundert ist uns verschlossen, zu allen haben wir Zutritt. Und wenn wir hohen Sinnes über die Grenzen menschlicher Schwachheit hinausgehen wollen, können wir eine große Strecke Zeit durchwandern. Wir können diskutieren mit Sokrates, zweifeln mit Karneades, zurückgezogen leben mit Epikur, die menschliche Natur mit den Stoikern überwinden, mit den Kynikern hinter uns lassen, mit der Natur und jedem Zeitalter in Gemeinschaft wandeln. Warum sollten wir uns nicht von dem unbedeutenden, vergänglichen Augenblick wegwenden und ganz versenken in die unermessliche Ewigkeit, die wir mit den Edelsten gemeinsam haben?

Diejenige, welche umherrennen und anderen aufwarten, sich und anderen keine Ruhe lassen, wenn sie es recht unsinnig getrieben haben, wenn sie täglich an allen Türen angeklopft und an keiner offenen Pforte vorbeigegangen sind, wenn sie in den verschiedenen Häusern ihre bezahlte Aufwartung gemacht haben: Wie manchen trafen sie nicht an in der riesigen, von so mancherlei Bestrebungen in Anspruch genommenen Stadt! Bei manchen wurden sie nicht vorgelassen, weil sie schliefen oder schwelgten oder aus Unfreundlichkeit. Mancher, der lange auf sich warten ließ, gab endlich doch keine Audienz, angeblich wegen dringender Geschäfte. Mancher vermeidet es durch den mit Klienten vollgestopften Vorhof zu gehen und schleicht sich lieber durch Nebenausgänge hinaus, als wäre es weniger unhöflich, die Leute zu betrügen als sie abzuweisen. Wieviele werden, von dem gestrigen Rausch noch halb betäubt, mit schwerem Kopf und kaum geöffneten Lippen den vielmals geflüsterten Namen mit stolzern Gähnen aussprechen, während jene Armen ihren Schlaf unterbrechen, um den eines anderen abzuwarten.

Von solchen aber kann man sagen, sie beschäftigen sich mit etwas Rechtem, die jeden Tag einen Zenon, Pythagoras, Demokrit oder einen anderen Lehrer edler Wissenschaften, die

einen Aristoteles und Theophrast zu Freunden haben. Von diesen wird sich keiner mit Mangel an Zeit entschuldigen. Keiner wird einen Besucher entlassen, ohne ihn durch reiche Liebe beglückt zu haben. Keiner wird irgend jemanden mit leeren Händen gehen lassen. Bei Tag und bei Nacht kann man zu ihnen kommen. Von diesen wird dich keiner zu sterben zwingen, lehren werden es dich alle. Von ihnen wird keiner dich um deine Lebensjahre betrügen, die seinigen wird er dir mitteilen. Ihre Reden werden dir keine Gefahr bringen, ihre Freundschaft wird dir nicht das Leben kosten, noch die Aufmerksamkeit für sie dir großen Aufwand verursachen.

(15) Von ihnen kannst du bekommen, was du willst. An ihnen wird es nicht fehlen, dass du nicht gewinnst, so viel du fassen kannst. Welches Glück, welches schönes Greisenalter erwartet den, der sich unter solche Schutzherrschaft gestellt hat! Mit ihnen kann man sich beraten über das Kleinste wie über das Größte. Täglich darf man sie zu Rate ziehen über sich selber. Von ihnen kann man ohne Beleidigung die Wahrheit hören, Lob annehmen ohne Schmeichelei, nach ihrem Vorbild sich bilden. Man pflegt zu sagen, die Wahl der Eltern sei uns nicht frei gestanden, sie seien uns gegeben durch das Geschick. Aber wir können nach freier Wahl ins spätere Leben treten. Es gibt Familien der edelsten Geister. Wähle, in welche du aufgenommen werden willst. Du wirst nicht nur ihren Namen bekommen, sondern auch ihre Erbgüter. Und die brauchst du nicht mit schmutzigem und böartigem Geiz zu hüten. Sie vermehren sich, indem du sie verteilst. Jene werden dir den Weg zur Ewigkeit zeigen und dir zu einem Platz verhelfen, von dem dich niemand verdrängen kann. Das ist das einzige Mittel, die Sterblichkeit weiter hinauszurücken, ja sie in [geistige] Unsterblichkeit zu verwandeln. Ehren und Denkmäler, was der eitle Sinn in Gesetzen verordnet oder in Werken errichtet hat, fällt schnell zusammen. Alles wird mit der Zeit zerstört, was unantastbar schien, zerfällt. Der Weisheit aber kann nichts schaden. Die Gegenwart vernichtet sie nicht; die Zukunft vermindert sie nicht. Im Gegenteil, sie erscheint mit der Zeit immer ehrwürdiger, denn das Naheliegende ist dem Neid ausgesetzt, das Fernstehende wird aufrichtig bewundert. Das Leben des Weisen erstreckt sich somit weithin.

Ihn umschließen nicht die selben Grenzen, wie die anderen. Er ist erhaben über die gewöhnlichen menschlichen Gesetze. Alle Jahrhunderte dienen ihm wie einem „Gott“. Ist eine Zeit vergangen: In der Erinnerung hält er sie fest. Ist sie da: So nützt er sie. Wird sie erst kommen: Er genießt sie im voraus. Weil er alle Zeiten zusammenfasst in eine, darum ist sein Leben lang. Wer die Vergangenheit vergisst, die Gegenwart nicht nutzt, die Zukunft fürchtet, der hat ein kurzes, sorgenvolles Leben. Wenn das Ende da ist, sehen die Armen zu spät ein, dass sie lange Zeit beschäftigt waren, ohne etwas Rechtes getan zu haben.

(16) Dass manche zuweilen den Tod herbeiwünschen, darf man nicht als Beweis ansehen, dass ihr Leben lang sei. Es quält sie ihre Torheit und ihre schwankende Leidenschaft, die gerade auf das sich richtet, was sie fürchten: Den Tod wünschen sie, weil sie ihn fürchten.

Ebensowenig ist das ein Beweis für ein langes Leben, dass ihnen oft ein Tag lang wird, dass sie klagen, die Stunden gingen so träge dahin, bis die zum Essen bestimmte Zeit kommt. Wenn sie einmal keine Beschäftigung haben, so ist ihnen ganz unbehaglich in ihrer Muße. Sie wissen nicht, was sie mit der Zeit anfangen und wie sie sie ausfüllen sollen. Darum suchen sie immer eine Zerstreuung und alle Zwischenzeit ist ihnen lästig. Wenn für Fechtspiele ein bestimmter Tag angekündigt ist oder wenn sonst ein Schauspiel oder Vergnügen in Aussicht steht, möchten sie über die dazwischen liegende Zeit hinwegspringen. So oft sie auf etwas warten, wird ihnen die Zeit lang. Aber die Zeit, die sie gerne haben, die ist ihnen kurz und rasch vergangen; und sie selbst sind Schuld daran, dass sie noch kürzer wird, denn sie rennen immer hin und her und können nicht bei einem Wunsch bleiben. Nicht lang sind ihnen die Tage, sondern verhasst.

Den Tag bringen sie zu in Erwartung der Nacht, die Nacht in Furcht vor dem Tag. Auch ihre Vergnügungen sind ängstlich, beunruhigt durch mancherlei schreckliche Ereignisse, und im Augenblick der höchsten Freude kommt der ängstliche Gedanke: „Wie lange wird es noch dauern?“ In solcher Stimmung haben Könige ihre Macht beweint. Die Größe ihres Glücks hat ihnen keine Freude bereitet, denn das drohende Ende hat sie erschreckt. Als der übermütige Perserkönig sein Heer auf den weiten Ebenen

ausbreitete, vergoss er Tränen bei dem Gedanken, dass in hundert Jahren von diesem riesigen Heer niemand mehr da sein werde. Und doch war er es, der Weinende, der den persischen Männern das Verhängnis schneller bereitete, sie zu Lande, zu Wasser, im Kampf oder auf der Flucht zu Grunde richtete und diejenigen in kürzester Zeit umbrachte, für die er auf hundert Jahre hinaus fürchtete.

(17) Und warum sind auch die Freuden der Mächtigen mit Furcht vermischt? Weil sie auf keiner sicheren Basis ruhen. Durch die gleichen Nichtigkeiten, aus der sie entstehen, werden sie auch getrübt. Wie schlimm müssen die Zeiten sein, von denen sie selber sagen, sie seien schlecht. Wenn selbst die guten Zeiten, deren sie sich rühmen, nicht ungetrübt sind. Je größer der Besitz, desto größer die Sorge. Gerade dem größten Glück darf man am wenigsten trauen. Um die günstige Lage zu behaupten, braucht man noch mehr Glück. Und kaum ist ein Wunsch befriedigt, kommen neue Wünsche. Alles Zufällige ist unbeständig. Je höher etwas ist, desto eher kann es einstürzen. Was aber vom Einsturz bedroht ist, das kann keinem Menschen Freude bereiten. Sehr elendig, nicht nur sehr kurz, muss somit das Leben derer sein, die mit großer Mühe erwerben, was sie mit noch größerer Mühe erhalten müssen. Mit großer Anstrengung erreichen sie, was sie begehren, mit noch mehr Angst halten sie fest, was sie erreicht haben. Indessen bedenken sie nicht, dass die Zeit nie wiederkehrt. Neue Beschäftigungen treten an die Stelle der alten; eine Hoffnung erzeugt die andere, eine Nichtigkeit die andere. Sie suchen nicht das Ende des Elends, sondern nur eine Änderung in dem, woraus es entsteht. Haben uns unsere eigenen Ehrenstellen gequält, fremde werden uns noch mehr Zeit wegnehmen. Haben wir aufgehört, uns mit Kandidaten abzumühen, so fangen wir für andere wieder an. Haben wir das lästige Amt des Anklägers aufgegeben, so machen wir uns ans Richteramt. Hat einer aufgehört Richter zu sein, so leitet er Untersuchungen. Ist einer als bezahlter Gutsverwalter alt geworden, so fesselt ihn nun sein eigenes Vermögen. Mit dem niederen Dienst ist Marius fertig, nun sucht er das Konsulat. Quintius eilt, die Diktatur niederzulegen, bald holt man ihn wieder vom Pflug weg. Gegen die Punier, noch nicht ganz einer solchen Aufgabe gewachsen,

zieht Scipio, der Besieger des Hannibal und des Antiochos, die Zierde seines eigenen Konsulats, der Bürge für das seines Bruders. Neben Jupiter hätte man ihn gestellt, wenn er nicht selber Einspruch eingelegt hätte. Jedoch bürgerliche Unruhen richteten sich gegen den Retter, der als Jüngling „Götter“gleiche Ehren zurückgewiesen hatte. Als Greis wird es ihm eine Freude sein, trotz in die Verbannung zu ziehen. Nie wird es, weder im Glück noch im Elend, an Sorgen fehlen. Durch Geschäftigkeit wird man sich der Zeit berauben; nie wird man handeln, immer nur wünschen.

(18) Darum entziehe dich der Menge, lieber Paulinus, und rette dich endlich in den Hafen der Ruhe, statt dich lebenslang auf hoher See umhertreiben zu lassen. Bedenke, wie lange du den Wogen bereits ausgesetzt warst, wieviele Stürme teils in deinem Privatleben, teils im Dienst über dich gezogen sind. In Arbeit und Unruhe hat deine Kraft sich schon genug erprobt, erprobe jetzt, was sie in der Muße vermag. Der größere Teil deiner Lebenszeit, der bessere jedenfalls, war dem Staatsdienst gewidmet. Etwas von deiner Lebenszeit behalte auch für dich. Nicht will ich dich zu träger, tatenloser Ruhe veranlassen. Nicht sollst du deinen lebhaften Geist in Schlaf und Genüssen ersticken, wie es der Pöbel liebt; das heißt nicht in Muße leben. Du wirst in deiner stillen Zurückgezogenheit noch Wichtigeres finden, als was du bisher mit Eifer betrieben hast. Du führst zwar die Rechnung des Weltreiches so uneigennützig, als man Fremdes verwalten kann, dabei so pünktlich, als wäre es dein Eigentum, und so gewissenhaft, wie der Staatsdienst es erfordert. Liebe erwirbst du dir in einem Dienst, in welchem es schwer ist, dem Hass zu entgehen. Dennoch, glaube mir, ist es nützlicher, über sein eigenes Leben Buch zu führen, als über Getreidevorräte. Widme deine geistige Regheit, die dich zu allem Großen fähig macht, nach diesem ehrenvollen, aber wenig befriedigenden Dienst dir selber. Bedenke, dass es bei dir von Jugend an mit all deinem Studium edler Wissenschaften nicht darauf abgesehen war, dass man dir einige tausend Scheffel Getreide mit Vertrauen übergeben könne: Du hast Größeres und Höheres versprochen. Es gibt noch andere ehrliche und zuverlässige Leute, die solch einen mühsamen Dienst übernehmen können. Zum Tragen von Lasten ist langsames

Zugvieh geeigneter als edle Pferde: Wer wollte die edle Behendigkeit niederdrücken durch schwere Lasten. Bedenke außerdem, wie beängstigend es ist, sich zu einem solch schwierigen Geschäft herzugeben. Mit dem Magen der Menschen hast du es zu tun. Ein Volk, das hungert, nimmt keine Vernunft an, hört nicht auf Gründe der Nachsicht und lässt sich auch nicht durch Bitten bewegen. Vor nicht langer Zeit, in den Tagen als Gaius Caesar [Caligula] starb - der, wenn Verstorbene noch etwas wissen, sich hauptsächlich darüber ärgern wird, dass er sterben musste, obwohl das römische Volk noch existiert - war nur noch für sieben, höchstens acht Tage Lebensmittelvorrat vorhanden. Während er riesige Schiffsbrücken bauen ließ und mit den Schätzen des Reiches spielte, war das Schlimmste eingetreten, was gewöhnlich nur bei einer Belagerung geschehen kann: Mangel an Lebensmittel. Die Nachahmung eines tollen, fremdländischen, zu seinem eigenen Schaden übermütigen Königs [Xerxes] hatte somit beinahe Hungersnot und was damit zusammenhängt, allgemeines Verderben, zur Folge. Wie mag damals den Männern zu Mute gewesen sein, denen die Sorge für das Getreide der Stadt anvertraut war. Mit großer Verstellungskraft verbargen sie den höchsten inneren Notstand. Sie setzten sich dabei der Verfolgung mit Schwert, Stein und Feuer aus, aber sie taten recht daran, denn manche Übel muss man heilen, ohne dass der Patient etwas davon merkt. Die Kenntnis einer Krankheit hatte bei manchen schon den Tod zur Folge.

(19) Zieh dich zurück in die sichere, edle Ruhe. Hältst du es für gleichbedeutend, ob du dafür sorgst, dass das Getreide nicht durch Betrug oder Nachlässigkeit der Lieferanten Einbuße erleidet, dass es in die Lagerhallen geschafft wird, damit es nicht durch Feuchtigkeit und daraus entstehende Hitze verdorben wird, dass es das rechte Maß und Gewicht habe oder ob du dich mit den wichtigen, erhabenen Fragen beschäftigst, wie das Wesen der Erhabenen sei, welche Genüsse ihnen zukommen, welches ihr Zustand und ihr Erscheinungsbild sei? Was für ein Geschick deinen Geist erwartet? Wo die Natur uns wohl hinführt, wenn wir unseren Körper abgelegt haben? Was die ungeheuer schweren Weltkörper im Gleichgewicht erhält, das Leichte über sie schweben lässt, zum höchsten

Licht sie emporhebt, die Gestirne zu ihrem Lauf antreibt und was es sonst noch überall für Wunderdinge gibt. Willst du, die Erde zurücklassend, im Geist dich dorthin erheben? Jetzt, so lange das Blut noch warm zirkuliert in frischer Lebenskraft, muss man sich an das Edle machen. Es erwartet dich bei dieser Lebensweise eine Menge edler Wissenschaften: Liebe zur Tugend, Übung derselben, Vergessen der Begierden, die rechte Weisheit zum Leben und zum Sterben, eine erhabene Gemütsruhe. Bedauernswert sind die Vielbeschäftigten alle, besonders diejenigen, die sich nicht einmal mit ihren eigenen Angelegenheiten abmühen. Sie schlafen, wenn andere schlafen, gehen, wenn andere gehen, essen nach dem Appetit anderer, Liebe und Hass, die persönlichsten Gefühle, lassen sie sich befehlen. Wollen sie wissen, wie kurz ihr Leben sei, so mögen sie bedenken, welcher kleiner Teil davon ihnen selber gehört. Wenn du siehst, dass sie eine hohe Stellung erlangt haben, so dass man ihren Namen häufig auf dem Forum nennt, du wirst sie darum nicht beneiden. Sie haben es mit Verlust ihres Lebens erworben. All ihre Jahre vergeuden sie daran, dass ein Jahr ihren Namen trägt. Manchen, die nach dem Höchsten ehrgeizig strebten, ist das Leben zu Ende gegangen, während sie noch auf den unteren Stufen kämpften. Anderen, nachdem sie sich durch tausend Unwürdigkeiten zu hoher Würde hinaufgearbeitet hatten, kam die deprimierende Erkenntnis, sie haben sich abgearbeitet für einen Titel auf ihrem Grabstein. Manche sind in hohem Alter, während sie in kindischem Übermut neue Pläne schmiedeten, mitten unter ihren großen, törichten Unternehmungen kraftlos zusammengebrochen.

(20) Schande über den, dem der Atem ausgeht, während er hochbetagt für ganz obskure Prozesskrämer spricht und nach dem Beifall einer unverständigen Menge hascht. Schmach dem, der eher des Lebens als seines Treibens satt, mitten in seinem Umherirren zusammensinkt. Schande dem, den ein Erbe, den er lange hinhielt, auslacht, wenn er inmitten seiner Rechnungen endlich stirbt. Turannius war ein pünktlicher, fleißiger alter Herr. Er erhielt nach vollendetem neunzigstem Lebensjahr von Gaius Caesar ohne sein Ersuchen die Entlassung von seinem Amt als Getreideverwalter. Da legte er sich auf das Bett und die ganze umstehende Hausgemeinschaft

musste ihn wie einen Toten beklagen. Das ganze Haus musste trauern über die Muße des alten Herrn, und man hörte nicht eher auf mit der Komödie, bis er wieder in sein mühevolltes Amt eingesetzt war. Ist es denn so schön, bis in den Tod hinein mit Geschäften beladen zu sein? So denken viele. Ihr Verlangen nach Arbeit ist größer als ihre Leistungsfähigkeit. Sie kämpfen mit der Schwäche ihres Körpers. Das Greisenalter halten sie hauptsächlich darum für beschwerlich, weil es sie in den Hintergrund treten heißt. Vom Kriegsdienst ist man vom fünfzigsten, vom Senat vom sechzigsten Jahr an dispensiert. Weniger leicht erlangen die Menschen Muße von sich selber als vom Gesetz. Indessen, während man sich hinreißen lässt und andere hinreißt, während einer dem anderen die Ruhe raubt, während man gegenseitig unglücklich ist, hat man ein Leben ohne Gewinn, ohne Genuss, ohne allen geistigen Fortschritt geführt. Niemand will an den Tod denken, jedermann trägt sich mit weitläufigen Plänen. Manche ordnen sogar noch an, was über ihr Leben hinausgeht: Großartige Grabbauten, Stiftung öffentlicher Gebäude, Geschenke an ihrem Scheiterhaufen und ein prunkvolles Leichenbegängnis. Wahrhaftig, die Begräbnisse solcher Menschen, die so wenig gelebt haben, sollte man, wie bei Kinderbegräbnissen, bei Fackelschein und Talglicht vornehmen.<sup>431</sup>

---

<sup>431</sup> Kinderleichen wurden in der Antike bei Nacht, also bei Fackelschein und Talglicht, zu Grabe getragen. Deswegen wurde auch Britannicus, der Sohn des Kaisers Claudius, bei Nacht beerdigt. Es war ganz einfach die Sitte der damaligen Zeit, kein Indiz für einen Mordanschlag Kaiser Neros gegen seinen Adoptivbruder.



Seneca und Kaiser Nero  
von Eduardo Barrón

# Über die Milde - An Kaiser Nero

## Neronem Caesarem - De clementia

Übersetzung von J. M. Moser, Stuttgart 1828, und nach der anonymen Übersetzung mit Titel >Ein Fürstenspiegel aus der Vorzeit für die Jetztzeit: Des Lucius Annäus Seneka zwei Bücher von der Gnade an Kaiser Nero<, Moritz Katz Verlag Dessau 1851, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

### Erstes Buch

Kap. 1 - 2: Milde gewährt herrlichen Genuss im eigenen Bewusstsein. Diesen Genuss habe Kaiser Nero. Vorteil daraus für ihn und für den Staat. Notwendigkeit der Milde selbst für Schuldlose; übrigens soll sie auch Schranken haben.

Kap. 3 - 4: Disposition für die Abhandlung:

1. Einleitung.
2. Natur und Kennzeichen der Milde.
3. Mittel, sie sich eigen zu machen.

Die Milde ist der menschlichen Natur gemäß; am meisten ziemt sie Herrschern, deren sicherste Schutzwehr sie ist, da das Volk, seinen Regenten schützend, zugleich für seine eigene Sicherheit sorgt. Der Regent ist der Geist des Staates, das Volk der Körper.

Kap. 5 - 6: Eben daraus geht hervor, wie notwendig die Milde sei, und wie wichtig, da sie so Vieles erhalten und retten, des Herrschers Grausamkeit aber so Vieles verderben kann. - Hoher Stand finde seine höchste Würde in der Milde, im Erhalten. Milde ist auch notwendig wegen der Menge der Unvollkommenen, und weil das Irren in der menschlichen Natur liegt.

Kap. 7 - 10: Hochgestellten ist nicht erlaubt, was man Niedrigen und Geringen hingehen lässt. Sie sind überall beobachtet. - Härte ist für einen Herrscher gefährlich, Milde nicht; Beispiel von Kaiser Augustus, den seine Milde zu Wohlfahrt und Sicherheit führte.

Kap. 11 - 12: Unterschied zwischen Königen und Tyrannen; es kommt nicht auf den Namen an, sondern auf das Verfahren. Vergleichung zwischen Dionysios (dem älteren) und Sulla. Tyrannengrausamkeit steigert die Entschlossenheit der Gedrückten und vertreibt die Furcht, wenn man nichts mehr zu verlieren hat.

Kap. 15 - 18: Ein Tyrann verwickelt sich immer tiefer in Grausamkeit; ein beklagenswerter Zustand; Glück des milden Herrschers; seine Wirksamkeit ist derjenigen guter Eltern ähnlich; mit der gelindesten Art von Bestrafung begnügt er sich; kein Untertan ist ihm so gering, dass er ihn nicht als einen Teil seines Reiches betrachtete. - Vergleichung des Herrschers mit einem Vater,

einem Lehrer, einem Vorgesetzten der Soldaten und mit einem, der Tiere abzurichten hat. Am meisten macht Strenge den Menschen störrisch; auch einem Arzt sei der Herrscher gleich; hartes Verfahren erwirbt ihm keinen Ruhm; er herrsche nicht wie über Sklaven, wiewohl auch ihnen das Recht der Menschheit gilt.

Kap. 19: Je höher die Macht ist, desto schöner und herrlicher die Milde. Dass der Machthaber grausam sei, ist gegen die Natur und ihm selbst gefährlich. - Nur durch gegenseitige Sicherstellung wird ein sicherer Zustand hervorgebracht. - Der Regent gilt für den Größten, wenn er für den Gütigsten gilt.

Kap. 20 - 21: In welchen Fällen ein Regent strafen müsse, und wie dabei die Milde wirksam sein könne. Eigene Beleidigungen dürfen ihn weniger reizen als fremde. - Doppelter Zweck der Rache: a) Genugtuung und b) Sicherheit für die Zukunft; ein Regent braucht das nicht, weder Geringeren gegenüber noch solchen, die ihm ehemals gleich waren. Hat er über solcher Leben und Geschick zu entscheiden, so bereitet ihm Großmut den höchsten Triumph.

Kap. 22 - 26: Rache für andere hat einen dreifachen Zweck: Besserung, Abschreckung anderer, Sicherheit durch Hinwegschaffung der Schlechten. Geringere und seltene Bestrafung bessert eher; richtet mehr aus als Grausamkeit. Schilderung der Grausamkeit; diese reizt am Ende alles zur Empörung auf; ihr Walten ist aber in jedem Fall schauerlich. Retten und erhalten ist beglückend.

(1) Über die Milde, Kaiser Nero, habe ich zu schreiben mich entschlossen, um Dir wie ein Spiegel zu dienen, und Dich Dir zu zeigen, wie Du auf dem Weg bist, zur Wonne aller Wonnen [für die Menschheit] zu werden. Denn obgleich der wahre Lohn guter Taten darin liegt, dass man sie getan hat, und es keinen würdigen Preis für die Tugend gibt, außer ihr selbst, so gewährt es doch ein erhebendes Gefühl, in das Bewusstsein des Guten hineinzuschauen und es von allen Seiten zu erforschen, danach aber

seinen Blick auf diese unzählige, zwieträchige, unruhige, leidenschaftliche Volksmenge zu richten, die, wenn sie ihr Joch zerbräche, sich selber und andere gleichermaßen ins Verderben stürzen würde, und so bei sich selbst zu sprechen:

„Ich bin unter allen Sterblichen privilegiert und auserwählt, um gleichsam auf Erden der Götter Stelle zu vertreten, den Völkern ein Richter zu sein über Leben und Tod. Welch ein Los und Geschick einem jeglichen zukommen soll, in meine Hand ist es gelegt. Was das Schicksal einem jeden Sterblichen zugeteilt hat, das spricht es durch meinen Mund aus: Ich bin das Orakel, aus dessen Spruch Völker und Städte die Ursachen ihres Jubels schöpfen. Nirgendwo gelangt etwas zur Blüte, außer mit meinem Willen und meiner Gunst. Viele tausend Schwerter, die mein Frieden in der Schwertscheide hält, werden auf einen Wink von mir gezückt werden. Welche Nationen mit der Wurzel ausgerottet, welche in andere Länder umgesiedelt, welchen die Freiheit gegeben, welchen sie genommen werden sollen, welche Könige zu Sklaven werden, um welches Haupt der Königsschmuck gewunden werden müsse, welche Städte fallen, welche entstehen sollen, darüber gebietet mein Urteil. Bei dieser so großen Machtvollkommenheit hat mich nicht Zorn zu ungerechten Bestrafungen verleitet, nicht jugendliche Hitze, nicht der Menschen Verblendung und Trotz, wodurch oft, auch den ruhigsten Gemütern, die Geduld entwunden wurde, nicht die schreckliche, aber bei großer Herrschaft keineswegs seltene Sucht, Macht durch ein Schreckensregiment kund zu tun. Verborgен, ja gefesselt liegt bei mir das Schwert, die größte Schonung wird auch gegen das Blut des Geringsten geübt; ein Jeglicher, wenn ihn auch sonst nichts empfiehlt, er steht bei mir in Gunst, weil er den Namen *Mensch* trägt. Die Strenge ist bei mir weit weg gelegt, nur die Milde ist bei der Hand. Ich wache so über mich, als ob ich vor den Gesetzen, die ich aus Moder und Dunkel ans Licht gezogen habe, Rechenschaft zu geben hätte. Bei dem einen rührt mich die Tugend, bei dem anderen das Alter. Dem einen erweise ich eine Wohltat, da ich ihn in Würden setze, dem anderen, da ich ihn in niedrigem Stand belasse. Wo ich keinen Grund zur Barmherzigkeit auffinde, lasse ich Schonung eintreten, mir selbst zuliebe. Heute noch bin ich bereit, den „Unsterblichen“, wenn

sie Rechenschaft von mir fordern, das Menschengeschlecht vorzuzählen.“

Kühn kannst du, mein Kaiser, dies behaupten: Von all dem, was in den Schutz Deiner Obhut kam, erwächst dem Staat kein Nachteil durch dich, weder gewaltsam noch heimlich. Nach dem seltensten Ruhm, der noch keinem Regent zugestanden wurde, strebst Du: Dass keinem durch Dich ein Leid geschehe. Du strebst nicht fruchtlos und Deine ausgezeichnete Güte hat nicht undankbare oder böartige Beurteiler gefunden; es wird Dir gedankt. Nie war ein einziger Mensch einem einzelnen Menschen so teuer, als Du dem Römischen Volk: Du, sein hohes Glück auf lange Zeit. Aber eine gewaltige Last hast Du Dir auferlegt. Keiner spricht mehr von dem vergöttlichten Augustus, noch von den ersten Zeiten des Kaisers Tiberius; niemand sieht sich nach einem Muster um, das man von Dir nachgeahmt wissen möchte. Man wünscht Deine weitere Regierung, wie sie dies erste Jahr uns schmecken ließ. Das wäre freilich kaum möglich gewesen, wenn Dir diese Güte nicht natürlich wäre, sondern nur auf eine gewisse Zeit angenommen, denn niemand kann lange eine Maske tragen. Was nur erheuchelt ist, fällt bald in seine eigentliche Natur zurück. Wo aber Wahrheit zu Grunde liegt, und was, wenn ich so sagen soll, aus dem ganzen Wesen herauswächst, rückt mit der Zeit selbst zum Größeren und Besseren vor. Das Römische Volk spielte ein gewagtes Spiel, da niemand wissen konnte, auf welche Seite sich alsbald Dein ausgezeichnetes Naturell schlagen würde; nun sind des Volkes Wünsche gewährleistet, denn es besteht wohl keine Gefahr, dass Du auf einmal Dich selbst vergessen könntest. Zwar macht allzu großes Glück begehrlieh und nie sind die Begierden so gemäßigt, dass man bei dem, was uns beglückt, stehen bliebe. Es geht stufenweise vom Großen zum Größeren; und wem Unverhofftes zuteil wurde, der gibt sich oft maßlosen Hoffnungen hin. Im gegenwärtigen Augenblick jedoch sehen alle Deine Mitbürger sich ein doppeltes Geständnis abgenötigt, dass sie glücklich sind und dass zu diesem ihrem Glück nichts hinzukommen könne, als dass es beständig wäre. Viele Umstände nötigten sie zu diesem Geständnis, an das der Mensch am allerschwersten kommt: Die tief begründete, Wohlstand verbreitende Sicherheit und der gegen jede Beeinträchtigung

feststehende Rechtszustand. Man nimmt mit Augen die beglückende Staatsverfassung wahr, der zur höchsten Freiheit nur das fehlt, dass Du ihre Zerrüttung nicht möglich werden lässt. Die Hauptsache ist aber, dass die Niedrigsten wie die Höchsten Deine Milde in gleichem Maße zu bewundern bekommen. Die übrigen Vorteile nämlich genießt oder erwartet, je nach dem Verhältnisse seiner Lage, ein jeglicher in höherem oder geringerem Grade. Aus Milde erwächst aber allen dieselbe Hoffnung. Es gibt keinen, der so selbstgefällig auf seine Unschuld blickte, dass er sich nicht darüber freuen sollte. Da ihm die Milde vor Augen steht, die der menschlichen Schwachheit entgegenkommt.

(2) Indessen weiß ich wohl, es sind manche der Ansicht, durch Milde würden gerade die Schlechtesten bevorteilt, weil sie nur *nach* Verbrechen eintreten kann, und weil die Tugend der Milde die einzige ist, die unter Unbescholtenen gar nicht vorkommt. Allein so wie Arzneimittel nur bei Kranken angewendet werden, aber darum doch auch bei Gesunden in Ehren sind, so wird die Milde, obwohl nur von Strafwürdigen angefleht, dennoch auch von den Schuldlosen gewürdigt. Sodann findet sie auch auf die Schuldlosen ihre Anwendung, weil manchmal das Schicksal wie Schuld gilt, und nicht nur der Unschuld kommt die Milde zustatten, sondern oft auch der Tugend, weil nämlich, je nachdem es die Zeiten mit sich bringen, manches vorkommt, was man loben und doch strafen könnte. Nimm hinzu, dass ein großer Teil der Menschen zur Tugend zurückkehren kann.

Dennoch darf man das Verzeihen nicht zur Regel machen. Denn wo der Unterschied zwischen Guten und Schlechten aufgehoben ist, tritt Verwirrung ein und alle Laster walten frei. Darum muss Einschränkung sein und man muss Gemüter, die zu heilen sind, von Unverbesserlichen zu unterscheiden wissen. Die Milde, die man walten lässt, darf weder willkürlich und allgemein, noch auf einmal abgeschnitten sein. Denn allen zu verzeihen ist ebenso grausam als keinem. Wir müssen Maß halten; allein weil der Mittelweg zu treffen schwer ist, so schlage alles Zweifelhafte auf die Seite der Milde, wenn es auch über die Rechtmäßigkeit hinausgehen würde.

(3) Doch davon wird später an geeigneter Stelle die Rede sein. Jetzt will ich meinen ganzen Stoff in drei Teile zerlegen. Der erste

soll die Einleitung enthalten, der zweite die Beschaffenheit und die Erweisungen der Milde darstellen; denn da es manche Fehler gibt, welche den Schein von Tugenden annehmen, so kann man sie nicht unterscheiden, wenn man ihnen nicht Merkmale aufdrückt, daran sie erkannt werden. Im dritten Teil wollen wir untersuchen, auf welchem Weg das Gemüt zur Tugend geleitet wird, wie es sich darin befestigt und sich durch Übung fest aneignen kann.

Dass unter allen Tugenden keine dem Menschen mehr ansteht, weil keine menschlicher ist, das muss einmal ausgemacht sein, nicht nur unter uns [Stoikern], die wir den Menschen, als ein geselliges Wesen, für das allgemeine Wohl geboren angesehen wissen wollen, sondern auch unter denen, die dem Menschen das Vergnügen als Zweck zugestehen, und deren Reden und Tun durchaus nur auf den eigenen Vorteil hinausgeht. Denn wenn es ihm um Ruhe und Muße zu tun ist, so wird ihm ja derjenige Vorzug für seine Natur zuteil, der den Frieden liebt und sich der Gewalttätigkeit enthält. Keinem jedoch unter allen geziemt die Milde mehr als einem König oder Prinzeps. Alsdann nämlich ist hohe Macht ehrenvoll und rühmlich, wenn, was sie vermag, zum Vorteil aller angewendet wird. Zum Schaden aller stark zu sein, das ist verderbliche Macht. Dann erst hat die Größe eines Menschen Bestand und Grund, wenn alle von ihm überzeugt sind, er sei nicht so sehr *über* ihnen als *für* sie; wenn es sich täglich erzeigt, dass seine Sorgfalt über dem Wohl der Einzelnen und auch des Ganzen wacht; wenn man ihm nicht aus dem Weg geht, als erhöbe sich irgend ein böses oder schädliches Tier von seinem Lager, sondern wie zu einem hellen und wohlthätigen Gestirn wetteifernd herbeieilt, froh bereit, sich für ihn den Schwertern derer entgegen zu stellen, die ihm nach dem Leben trachten, und sich auf den eigenen Körper treten zu lassen, wenn ihm der Rettungsweg nur über Leichen gebahnt werden kann. Seinen Schlaf sichern sie durch nächtliche Wachposten; um ihn sich drängend und reihend sind sie ihm eine Schutzwehr; Gefahren, die auf ihn anstürmen, stellen sie sich entgegen. Nicht ohne Grund gewahrt man bei Völkern und Städten solches Zusammenhalten, um die Regenten zu schützen und zu lieben, sich und das Seine hinzugeben, wo es des Herrschers Rettung erfordern mag. Nicht, als ob sie sich gering achteten oder von

Sinnen wären, dass um ein einziges Haupt so viele Tausende sich das Schwert in die Brust stoßen lassen, und mit vielen Toten ein einziges Leben erkaufen, zuweilen sogar das eines greisen, kraftlosen Mannes. Gleich wie der ganze Körper dem Geist dient und - obwohl jener so viel größer und ansehnlicher ist, dieser aber unscheinbar im Verborgenen bleibt, dass man den Ort nicht weiß, wo er stecken mag - dennoch Hände, Füße und Augen ihm zu Gebote stehen, die Haut ihn schützt, wir auf sein Geheiß uns legen oder rastlos umherlaufen; gleich wie wir, wenn er es befiehlt, falls er ein habsüchtiger Gebieter ist, des Gewinnes halber das Meer durchkreuzen oder falls er ruhmstüchtig ist, schon längst die rechte Hand über das Feuer gehalten<sup>432</sup> oder freiwillig uns [in den See] gestürzt<sup>433</sup> haben, so wird diese zahllose Menschenmasse, um eines Einzelnen Leben sich herandrängend, von seinem Atem regiert, von seinem Gedanken gelenkt, denn sie würde sich erdrücken und zunichte machen mit ihrer eigenen Kraft, wenn sie nicht durch seinen Geist gehalten würde.

(4) Es ist demnach Liebe zur eigenen Sicherheit, wenn man für einen Einzigen zehn Legionen in die Schlacht führt, wenn man in den vordersten Reihen steht und die Brust den Wunden geradezu darbietet, auf dass die Fahnen des Imperators nicht sinken mögen. Denn er ist das Band, durch welches der Staat zusammenhält. Er ist der Lebensatem, den diese Menge von Tausenden einzieht, die für sich selbst nichts anderes wäre als Masse und Beute, wenn ihr der leitende Geist entzogen würde.

Solange der König lebt, ist alles eines Sinns;

Ist er tot, liegt die Treue darnieder.<sup>434</sup>

Solch ein Fall wird der Friedensruhe Roms ein Ende bereiten, das Glück des so mächtigen Volkes in Trümmer stürzen. So lange wird dies Volk vor solcher Gefahr bewahrt bleiben, als es

<sup>432</sup> Anspielung auf Mucius Scaevola, der im Lager des Porsena seine Hand ins Feuer streckte, dem feindlichen König zu zeigen, dass ein Römer den Schmerz nicht achtet.

<sup>433</sup> Anspielung auf Curtius, der, um die Vaterstadt zu sühnen nach dem Raub der Sabinerinnen, sich mit seinem Pferd in den See stürzte, der von ihm den Namen „See des Curtius“ bekam; vgl. Liv. I.13.

<sup>434</sup> Fußnote Apelt: Vergil, >Vom Landbau<, IV, 212.

vernünftig genug sein wird, die Zügel sich gefallen zu lassen. Wirft es sie einmal ab oder wenn sie durch irgend einen Zufall zerrissen werden würden und lässt es sich diese nicht wieder anlegen, so wird diese Einheit und dieses Band eines so großen Reiches in viele Teile auseinanderfallen und das Herrschertum dieser Stadt wird zugleich mit dem Gehorsamen enden.

Darum darf man sich nicht wundern, wenn Regenten und Könige, und wer sonst die Beschützer des Bestandes der öffentlichen Dinge sind, wohl noch mehr Liebe finden als es in den engsten Verbindungen des Privatlebens zu geschehen pflegt. Denn wenn dem Vernünftigen das Öffentliche mehr gilt als das Einzelne, so ist die Folge, dass er auch denjenigen am teuersten hält, der des Staates Mittelpunkt ist. Denn seit langer Zeit sind Kaiser und Staat so eng miteinander verflochten, dass ein Bestandteil vom anderen nicht getrennt werden kann, ohne dass beide zu Grunde gehen; denn so wie der eine [der Prinzeps] Kräfte braucht, so braucht der andere [das Staatswesen] ein Haupt.

(5) Vielleicht denkst Du, mein Vortrag sei etwas zu weit vom Ziel abgegangen, aber fürwahr, er greift tief in die Sache selbst ein. Denn wenn, was aus dem Bisherigen folgert, Du [Kaiser Nero] der Geist des Staates bist und er Dein Körper, so erkennst Du daraus, denke ich, wie notwendig die Milde ist. Du schonst nämlich Dich selbst, während Du einen Anderen zu schonen scheinst. Zu schonen sind daher auch solche Untertanen, die man nicht gutheißen kann, gerade wie man kranke Glieder schonst. Und wenn es je nötig wird, Blut zu vergießen, so ist darauf zu achten, dass man nicht tiefer schneidet als es sein muss. Es steht also die Milde, wie ich sagte, der Natur der Sache nach an jeglichem Menschen gut an, hauptsächlich jedoch bei Herrschern, je mehr dadurch in ihren Verhältnissen zu retten ist, und je größer das Feld, auf dem ihre Wirksamkeit sich zeigt. Denn welcher kleinen Schaden richtet die Grausamkeit eines Privatmannes an; doch wenn ein Regent wütet, das ist wie Krieg. Wenn aber schon unter den Tugenden Übereinstimmung ist, und nicht etwa ob die eine trefflicher oder edler als die andere ist, so ist doch manche für gewisse persönliche Verhältnisse mehr geeignet. Hochherzige Gesinnung zielt jeden Sterblichen, auch den,

der nichts unter sich hat. Denn was ist erhabener oder heldenmütiger, als dem Unglück seinen Stachel zu nehmen? Doch diese großartige Gesinnung hat bei großen Glücksumständen einen noch weiteren Spielraum und tritt noch herrlicher auf dem Tribunal hervor als unten [wo das Volk steht]. Jedes Haus, in das die Milde einzieht, wird durch sie beglückt und ruhig werden, aber im Königspalast ist sie seltener und desto bewundernswürdiger. Denn was ist merkwürdiger, als wenn der, dessen Zorn nichts im Wege steht, dessen Ausspruch, auch wenn er hart ist, selbst die, die sein Opfer werden, gut heißen; der niemand Rede zu stehen, ja wenn er auch in heftiger Leidenschaft handelt, nicht einmal abzubitten hat, wenn dieser sich selbst Einhalt tut und seine Macht zu Güte und Sanftmut anwendet, den einen Gedanken hochhaltend: Töten, dem Gesetz zuwider, kann jeder; am Leben erhalten jedoch niemand als ich. - Hohem Stand ziemt hoher Sinn; und wenn sich dieser nicht zu jenem erhebt und höher stellt, so zieht er auch jenen tiefer zur Erde herab. Einer großen Psyche aber ist es eigen, sanft zu sein und ruhig, Beeinträchtigungen und Beleidigungen zu verachten. Weibisch ist es, im Zorn zu toben; wilden Tieren aber kommt es zu, diejenigen, die ihnen vorgeworfen werden, zu zerfleischen und zu quälen. Elefanten und Löwen gehen vorüber, wenn sie etwas erschreckt hat; die unedle Bestie ist widerspenstig. Einem König ziemt nicht wilder und unerbittlicher Zorn, da steht er ja nicht mehr viel über dem, dem er sich eben dadurch gleichstellt, wenn er zürnt. Aber wenn er Leben schenkt, wenn er Ehre verleiht denen, die in Gefahr sind oder verdient haben ihre Ehre zu verlieren, so tut er, was niemand kann, außer ein Mächtiger. Das Leben nehmen kann man ja auch einem Höheren; schenken kann ich es nur einem, der unter mir steht. Leben erhalten, das kommt nur denen als eigentümlich zu, die das Schicksal auf eine ausgezeichnete Höhe gestellt hat, und diese Höhe ist von keiner Seite mehr zu verehren, da sie in dem Fall ist, zu können, was gleichsam Göttern zukommt. Ein Regent sollte sich daher die Gesinnungen einer Gottheit zu eigen machen: Auf die einen von seinen Untertanen, weil sie nützlich und gut sind, blickt er mit Lust; andere betrachtet er als die Zahl

ausfüllend. Über die einen freut er sich, dass er sie hat, andere sind von ihm geduldet.

(6) Denke Dich in diese Stadt [Rom] hinein, wo die auf den breiten Straßen endlos hinströmende Volksmenge sich drängt. Wo so oft etwas in den Weg kommt, was ihren Lauf, wie den eines reißenden Waldstroms, hemmen möchte. Wo man zu derselben Zeit auf dem Weg nach drei Theatern Platz haben will. Wo alles verzehrt wird, was der Feldbau aus allen Ländern der Welt hervorbringt. Was würde da bald für eine menschenleere Einöde sein, wenn niemand bleiben dürfte als nur der, den ein strenger Richter freigesprochen hat? Wie wenige mögen unter den untersuchenden Richtern sein, die nicht selber dem gleichen Gesetze verfallen sind, nach welchem sie untersuchen? Wieviele Ankläger mögen wohl rein sein von Schuld? - Und ich meine fast, es ist niemand weniger geneigt, Nachsicht eintreten zu lassen, als wer schon oft darum zu bitten hatte. Gefehlt haben wir alle, der eine schwerer, der andere leichter, der eine vorsätzlich, der andere vom Zufall getrieben oder durch eines anderen Schlechtigkeit verführt. Manchmal sind wir bei guten Absichten nur nicht standhaft genug gewesen, haben gegen unseren Willen und mit Widerstreben die Unschuld verloren. Nicht nur, dass wir Fehltritte getan haben, wir werden straucheln bis zum äußersten Lebensalter. Wenn einer auch sein Herz so gut gereinigt hat, dass ihn zukünftig nichts mehr irre machen kann: Zu einem untadeligen Leben hat er es doch nur durch Irrtümer gebracht.

(7) Weil ich eben die Götter [der ungebildeten Masse] erwähnte, so wird es wohl das Beste sein, wenn ich einem Regenten zum Vorbild aufstelle, dass er von sich selbst verlange, er solle gegen seine Untertanen so sein, wie er wünsche könnte, dass die Götter gegen ihn sind. Wäre es wohl gut, wenn wir Götter hätten, die gegen Übeltaten und Verirrungen unerbittlich wären? Wäre es gut, wenn sie bis zu unserer gänzlichen Vernichtung hart mit uns verfahren würden? - Wo wäre da ein König sicher, dass nicht die Blitzedeuter<sup>435</sup> seine Gliedmaßen zur Beisetzung sammelten?

<sup>435</sup> Die Haruspices hatten die Pflicht, Menschen, die vom Blitz getötet wurden, nach Aufsuchung der Spuren des Blitzes an der Stelle zu begraben, wo jene vom Blitz erschlagen worden waren.

Wenn nun aber die Götter, wie es gerechter wäre, die Vergehungen der Mächtigen nicht sogleich mit dem Donnerkeil strafen, wieviel gerechter ist es dann, wenn ein Mensch, über Menschen gesetzt, milden Sinnes seine Herrschaft ausübt, und bedenkt, dass die Welt nicht angenehmer und schöner für das Auge aussieht als an einem heiteren und reinen Tag, nicht wenn es ständig von vielen Donnerschlägen kracht und ständig Blitze die Luft durchkreuzen. - Der Anblick einer ruhigen und gemäßigten Regierung ist gerade so wie der eines heiter strahlenden Himmels. Eine grausame Herrschaft ist trüb in Dunkel gehüllt, alles zittert und bebt vor dem jähen Donnerschlag, und selbst der bleibt nicht unerschüttert, der alles in Unruhe bringt. - Leuten, die keine öffentliche Wirksamkeit haben, verzeiht man es leichter, wenn sie hartnäckig auf Rache bestehen, denn sie können verletzt werden und ihre Empfindlichkeit kommt von erlittenem Unrecht; überdies fürchten sie, verachtet zu werden. Dem nicht zu vergelten, der beleidigt hat, gilt für Schwäche und nicht für Milde. Dagegen der, dem es ein Geringes wäre Rache zu nehmen, der erlangt, wenn er sie verschmäht, das unstreitige Lob der Sanftmut. Menschen in niedrigem Stand geht es viel eher hin, Streit zu führen, um sich zu schlagen, in Streit zu geraten und ihrem Zorn den Willen zu lassen. Nicht so sehr von Bedeutung sind Streiche, wenn man sich ebenbürtig ist. Mit eines Königs erhabenem Stand will sich schon das Schreien nicht vertragen und dass er seinen Worten den Lauf lässt.

(8) Du entgegnest: „Es ist hart, dass den Regenten der freie Gebrauch der Rede genommen ist, den doch die Niedrigsten haben. Das sei Sklaverei, nicht Herrschergewalt!“ - Freilich! Ja merkst Du es nicht, dass wir die Herren sind, Du der Sklave? - Es ist ganz etwas anderes mit denen, die in dem großen Haufen stecken, aus dem sie nicht herauskommen; bei diesen haben auf der einen Seite die Tugenden lange genug zu tun, bis sie ans Licht treten; auf der anderen Seite bleiben aber auch ihre Fehler im Dunkeln. - Deine Taten und Worte fängt das Gerücht auf; und darum hat niemand sich so sehr darum zu kümmern, was man für einen Namen hat, wie diejenigen, bei denen er in jedem Falle groß ist, mögen sie nun einen guten oder einen schlechten verdienen. - Wieviel ist

Dir nicht erlaubt, was uns gestattet ist; und zwar, weil wir es Dir zu verdanken haben. Ich kann in jedem Teil der Stadt ohne Besorgnis allein gehen, ohne dass mir ein Begleiter folgt, ohne dass ich ein Schwert zu Hause oder an der Seite habe: Du musst im Frieden, der Dein Werk ist, in Waffen leben. Du kannst nicht einen Schritt tun außerhalb der Bahn Deines Amtes. Es umlagert Dich, und, wohin Du gehst, es geht mit Dir und macht große Umstände. Das ist die Sklaverei der höchsten Höhe, dass man nicht kleiner werden kann. Übrigens ist Dir dieser Zwang mit dem Aether-Logos gleich. Auch ihn hält der Kosmos gefesselt, und herabzusteigen ist ihm so wenig vergönnt als er für Dich sicher ist. Auf Deinem Gipfel bist Du angeschmiedet. Unsere Bewegungen sind von wenigen bemerkt, wir können ausgehen und heimkehren und unsere Lage verändern, ohne dass die Welt davon weiß. Dir wird eben so wenig als der Sonne das Glück zuteil, in Verborgenheit zu weilen. Ein Meer von Licht verhindert es. Aller Augen sind auf Dich gerichtet. Meinst Du, Du gehst aus? Auf gehst Du! Reden kannst Du nicht, ohne dass Deinen Laut die Völker um Dich her auffangen. Zürnen kannst Du nicht, ohne das alles zittert. So kannst Du auch keinem einen Streich versetzen, ohne dass alles umher erschüttert wird. So wie die Blitze herabfallen, wenigen gefährlich aber alle ängstigend, so sind die Strafverhängungen der Hohen und Gewaltigen mehr erschreckend als schmerzhaft, nicht ohne Grund. Denn man denkt bei dem, der alles kann, nicht daran, was er getan hat, sondern was er hätte tun können. - Nimm nun noch dazu, dass Privatpersonen, wenn sie sich empfangenes Unrecht gefallen lassen, sich der Gefahr aussetzen, noch mehr Unrecht zu erleiden: Königen dagegen wird durch ihre Milde nur zuverlässigere Sicherheit zuteil. Weil häufiges Strafen bei den wenigsten den Hass dämpft, jedoch bei den meisten ihn anfacht, so muss die grausame Gesinnung nicht erst da aufhören, wo kein Anlass mehr ist. Gleich wie man Bäume deswegen unter der Schere hält, damit sie recht viele Zweige treiben, und wie manche Saatfrüchte deswegen abgeschnitten werden, damit sie dichter werden, gerade so vergrößert eines Königs Grausamkeit die Zahl der Gegner dadurch, wenn er sie aus dem Weg räumt. Denn Eltern und Kinder, Verwandte und Freunde treten an die Stelle derer, die getötet wurden.

(9) Wie wahr dies sei, will ich Dir an einem Vorfall in Deiner eigenen Familie zeigen. Der vergöttlichte Augustus war ein milder Regent, wenn man ihn seit seiner Alleinherrschaft an zu beurteilen anfängt. Bei der gemeinsamen Staatsverwaltung [während des Triumvirats] führte er das Schwert. Als er in dem Alter war, worin du jetzt stehst, da er das achtzehnte Jahr vollendet hatte, steckten seine Dolche bereits in den Busen seiner Freunde; da hatte er schon meuchlerisch dem Konsul Marcus Antonius das Schwert in die Seite stoßen wollen; da war er bereits ein Genosse der Proscription gewesen. Aber als der das vierzigste Jahr überschritten hatte und in Gallien weilte, kam ihm die Anzeige zu, dass Lucius Cinna, ein Mann von schwachem Geiste, ein Attentat auf ihn vorbereite. Es wurde ihm angesagt, wo und wann und wie er es beginnen wollte; einer von den Mitwissenden verriet alles. Der Kaiser beschloß, sich gegen den Anschlag sicherzustellen und beriet sich mit seinen Vertrauten. Er hatte eine unruhige Nacht, denn er bedachte, dass ein Jüngling von edler Geburt, der sonst keine Schuld auf sich geladen, ein Enkel des Cneus Pompejus, verurteilt werden sollte.<sup>436</sup> Kaum war er noch fähig, einen einzigen Menschen zu töten, während er früher den Proscriptionsbefehl dem Marcus Antonius bei der Tafel diktierte. Unter Seufzern ließ er hier und da verschiedene, sich selber widersprechende Worte fallen: „Meinen Mörder soll ich sicher neben mir stehen lassen, während ich selber in Sorgen schwebe? Der soll ungestraft bleiben, der mich wie ein Opfertier zu schlachten gesonnen war, der mein Haupt bedrohte, das in so vielen Bürgerkriegen, in See- und Landschlachten unverletzt geblieben war?“ Denn während einer Opferhandlung hatte Cinna ihm den Streich zu versetzen beschlossen. - Nach einer Pause wiederum zürnte er mit viel lauterer Stimme gegen sich selbst, mehr als gegen Cinna. „Was? Warum lebst Du denn noch länger, wenn so vielen daran liegt, dass Du tot seiest? Wie werden die Hinrichtungen enden und das Blutvergießen? Ich soll ein Haupt sein, den Jünglingen des Adels dargeboten, für das sie ihre Dolche

<sup>436</sup> Cinnas Mutter war eine Tochter des großen Pompejus und Gattin des Cornelius Faustus, der ein Sohn des Diktators Sulla war.

schärfen? - Das Leben hat keinen Wert mehr, wenn so vieles zu Grunde gehen muss, damit ich nicht umkomme.“ Endlich nahm seine Gemahlin Livia das Wort. „Magst du einmal den Rat einer Frau vernehmen? Mach es, wie es die Ärzte zu tun pflegen, die, wenn die gewöhnlichen Mittel nicht anschlagen, zu den entgegengesetzten greifen. Durch Strenge hast Du bisher nichts ausgerichtet. Dem Salvidienus tat es Lepidus nach, dem Lepidus Muraena, dem Muraena Caepio, dem Caepio Egnatius, anderer nicht zu gedenken, bei denen es schon ein Schimpf ist, dass sie sich so etwas nur erfrechten. Versuche nun, wie es Dir mit der Milde gelingt. Verzeihe dem Lucius Cinna. Er ist verhaftet. Schaden kann er Dir nicht mehr; nur fördern kann er Deinen Ruhm.“ Voll Freude, dass er eine Fürsprecherin gefunden, dankte er seiner Gemahlin; den Freunden, die er zu Rate ziehen wollte, ließ er sogleich absagen und Cinna allein zu sich kommen. Nachdem er allen befohlen hatte aus dem Zimmer zu gehen und Cinna zum Sitzen genötigt hatte, sprach er: „Nur das eine verlange ich von Dir, dass Du mich im Sprechen nicht unterbrichst und nicht in meine Rede schreist. Du wirst nachher Gelegenheit erhalten, wo Dir zu reden frei steht. - Als ich Dich, Cinna, im Lager meines Feindes Sextus Pompejus fand, habe ich Dir, meinem geborenen Feind, das Leben geschenkt und ich habe Dir all Dein Erbgut gelassen. Noch heute bist Du so glücklich, so reich, dass den Besiegten die Sieger beneiden. Als Du Dich um das Priesteramt bewarbst, habe ich, mit Übergehung mehrerer anderer, deren Väter mit mir im Felde dienten, es Dir gegeben. Obwohl ich mich also um Dich verdient gemacht habe, bist Du gesonnen, mich zu ermorden!“ Da Cinna auf dies Wort hin ausrief, solcher Wahnsinn sei fern von ihm, entgegnete Kaiser Augustus ihm: „Du hältst nicht Wort, Cinna. Es war ausgemacht, Du solltest mir nicht hineinreden. - Du gehst, sagte ich, damit um, mich zu ermorden.“ Der Kaiser nannte ihm dazu den Ort, die Genossen, den Tag, den verabredeten Gang des Mordanschlags und wer das Schwert führen sollte. - Und da er nun sah, wie jener betroffen dastand, und jetzt nicht mehr leugnen konnte, weil ihn das schlechte Gewissen plagte, fragte er: „Was ist der Grund dafür gewesen? Wolltest Du selbst Herrscher sein? Wahrlich, da steht es um das römische Volk schlimm, wenn Dir, um Imperator zu sein,

nichts im Wege steht als ich. Deine eigenen Angelegenheiten kannst du nicht wahrnehmen. Es ist noch nicht lange her, dass Du in einer Privatklage vor Gericht durch die Klugheit eines Freigelassenen den Kürzeren gezogen hast. Natürlich ist Dir nichts leichter, als gegen den Kaiser etwas zu unternehmen. Sage mir doch einmal, wenn ich allein Deinen Hoffnungen im Wege stehe, ob Dich wohl ein Paulus und Fabius Maximus, die Cossier und die Servilier dulden werden, und die mächtige Schar der Adelligen, die nicht nur eitle Namen zur Schau tragen, sondern Männer sind, die ihren Ahnen Ehre machen.“ - Ich will nicht durch Aufzeichnung seiner ganzen Rede meinem Buch zu viel Raum wegnehmen, denn man weiß, dass er länger als zwei Stunden mit Cinna sprach, da er die Strafe, mit der er sich allein zu begnügen gesonnen war, in die Länge zog. „Das Leben“, schloß er, „schenke ich Dir, Cinna, zum zweiten Mal; erst dem Feind, nun dem Meuchel- und Kaisermörder. Mit dem heutigen Tag fange unter uns ein Freundschaftsverhältnis an; lass uns wetteifern, ob redlicher ich Dir das Leben geschenkt habe oder Du es mir verdankst.“ Darauf übertrug er ihm das Konsulat und beklagte sich, dass er es nicht zu verlangen gewagt hätte. Von da ab hatte er an ihm den besten, treuesten Freund; jener machte ihn zu seinem einzigen Erben. Von keiner Seite mehr wurde Kaiser Augustus fernerhin nach dem Leben getrachtet.

(10) Verzeihen hat Dein Vorvater den Besiegten. Hätte er nicht verzeihen, über wen hätte sein Szepter gebieten können? Den Sallust, die Coccejer und Dellier, die ganze Schar [von Freunden] ersten Ranges hat er aus dem Lager seiner Gegner gewonnen. Dann die Domitier, Messaller, Asinier, Ciceronen und was sonst die Zierden des Staates waren, hatte er seiner Milde zu verdanken. Mit Lepidus selbst, wie lange hatte er Geduld bis dieser starb. Er ließ es sich gefallen, dass dieser viele Jahre den höchsten Ehrentitel des Pontifex Maximus behielt. Erst nach dessen Tod ließ er sich die höchste Priesterwürde übertragen; denn er wollte, dass man sie eine Ehre nenne, nicht eine Beute. Diese seine Milde führte ihn zu Wohlfahrt und Sicherheit. Sie war es, die ihn beliebt machte und überall begünstigte, obgleich er auf den Nacken der Republik, bevor sie unters Joch gebracht worden war, seine Hand gelegt hatte. Die Milde ist es, die ihm

auch noch heute einen Namen sichert, wie ihn ein Herrscher kaum zu seinen Lebzeiten gewinnt. [...] Wir gestehen, dass Augustus ein edler Regent war, und dass der Name eines Vaters wohl auf ihn passte; aus keinem anderen Grund, weil er auch erlittene Schmähungen, wofür Regenten empfindlicher zu sein pflegen als für tätliche Beleidigungen, nichts weniger als mit Grausamkeit bestrafte, weil er zu Schmähworten lächelte, die man sich gegen ihn erlaubte. Weil man offenbar sah, dass es ihm eine Strafe sei, wenn er strafte. Weil er an all denen, die er des Ehebruchs mit seiner Tochter [Julia] schuldig verurteilt hatte, die Todesstrafe vollziehen zu lassen so weit entfernt war, dass er ihnen, da sie verbannt wurden, Sicherheits- und Postscheine ausstellte. Das heiße ich verzeihen, wenn Du bei der Gewissheit, dass sich viele finden werden, die gerne für Dich zürnen und sich Dir mit fremdem Blute gefällig machen möchten, den Verurteilten nicht nur das Leben schenkst, sondern auch dafür Sicherheit leistest.

(11) So war Augustus im Greisenalter oder in den Jahren, die sich bereits ins Greisenalter hinüber neigten. In jüngeren Jahren war er hitzig, zornglühend und tat manches, worauf er ungern den Blick zurückwandte. Es wird niemand einfallen, zwischen Deiner Milde und der des Augustus einen Vergleich anzustellen, wenn auch die Jahre des Jünglings sich mit dem mehr als gereiften Greisenalter messen sollte. - Mag er immerhin gemäßigt und milde gewesen sein, freilich erst nach dem vom Römerblut gefärbten Meer bei Actium<sup>437</sup>, nach den bei Sizilien vernichteten Flotten<sup>438</sup>, nach den blutigen Altären von Perusia<sup>439</sup> und nach den Proscriptionen; ich kann es nicht Milde nennen, wenn die Grausamkeit sich müde gewütet hat. - Das, mein Kaiser, ist wahre Milde, wie Du sie übst. Die sich nicht von da herschreibt, wo man des Wütens satt wurde: Da muss kein Flecken sein, kein vergossenes Bürgerblut. Das ist bei der höchsten Gewalt die wahrhaftigste

<sup>437</sup> Seeschlacht gegen Antonius und Cleopatra bei dem Vorgebirge Actium in Epirus.

<sup>438</sup> Im Krieg gegen Sextus Pompejus.

<sup>439</sup> Nachdem er die Stadt Perusia in Etrurien belagert, erobert und geschleift hatte, errichtete er dem Julius Cäsar Altäre und opferte (nach Sueton, Octavian, Kap. 15) dreihundert, nach Dio Cassius sogar vierhundert auserlesene Männer aus der eroberten Stadt.

Mäßigung, Liebe zur Menschheit und zu dem gemeinsamen, Dir nun anvertrauten Vaterland, dass man von keiner Leidenschaft, keiner Verblendung sich reizen lässt, dass man nicht, angesteckt von dem Beispiel voriger Herrscher, eine Probe machen und versuchen will, wieviel man sich gegen seine Bürger erlauben könne, sondern dass man seiner Regentschaft selbst die Schärfe nimmt. Du hast, mein Kaiser, den Staat in einen Zustand gesetzt, wo kein Blut fließt; und, wessen Du Dich so hohen Sinnes rühmst, „dass Du im ganzen Reich nicht einen Tropfen Blut vergossen habest“, das ist um so größer und bewundernswerter, weil keinem Caesaren je das Schwert früher in die Hände gegeben wurde.

Die Milde erwirbt also nicht nur hohe Ehre, sondern auch hohe Sicherheit, und, was der Schmuck des Herrschers ist, auch zugleich zuverlässige Wohlfahrt. - Denn wie kann es geschehen, dass Regenten in hohes Alter kommen und Kindern und Enkeln den Thron übergeben, Tyrannengewalt aber fluchwürdig und kurz ist? Worin liegt der Unterschied zwischen einem Tyrann und einem Regent? Das Äußere ihres Standes und ihre Machtvollkommenheit sind ja gleich; nur dass Tyrannen zu ihrer Lust hart sind, Regenten nur aus Ursache und aus Zwang.

(12) Du magst entgegnen: „Wie denn? Pflegen nicht auch Könige zu töten?“ - Ja, so oft das Gemeinwohl solches zu tun ihnen zur Pflicht macht; den Tyrannen dagegen ist hartes Verfahren ein Vergnügen. Der Unterschied zwischen einem Tyrann und einem Regent beruht auf dem Verfahren, nicht auf dem Namen. Denn auf der einen Seite kann der ältere Dionysios nach Recht und Verdienst manchen Regenten vorgezogen werden; auf der anderen Seite, was hindert uns, den Lucius Sulla einen Tyrann zu nennen, der zu morden nicht eher aufhörte, bis es keinen Feind mehr für ihn gab? Mag er von seiner Diktatur abgetreten sein und die Toga wieder angezogen haben: Wann noch hat jemals ein Tyrann so gierig Menschenblut getrunken als er, der siebentausend römische Bürger an einem Ort köpfen ließ? Und da er in der Nähe, beim Tempel der Bellona sitzend, das Schreien so vieler Tausende und ihre Todesseufzer hörte, der Senat darüber schauderte, sprach er: „Zur Tagesordnung, versammelte Väter! Es ist nichts, nur dass etliche Aufrührer auf meinen

Befehl getötet werden!“ - Da hat er nicht gelogen; einem Sulla musste es vorkommen, als seien es nur etliche. - Aber bald darauf sprach jener Sulla: „Lasst uns daran festhalten, wie man Feinden zürnen müsse, namentlich wenn Mitbürger und die, die sich von dem Staatsverband losgerissen, zu Feinden des Vaterlandes geworden sind.“

Indessen macht, wie ich sagte, die Milde den großen Unterschied zwischen dem Regent und dem Tyrann aus, da beide auf gleiche Weise von Waffen umwehrt sind. So hat der eine die Waffen, um sie zur Bewahrung des Friedens zu gebrauchen, der andere, um mit großem Schrecken den Ausbruch unsäglichen Hasses zu unterdrücken. Ja auch die Hände derer, denen er sich anvertraut hat, sieht er nicht ohne Sorgen an. Es ist da eine Wechselwirkung von Gegensätzen: Er ist nämlich verhasst, weil er gefürchtet ist, und er will gefürchtet sein, weil er verhasst ist. Der fluchwürdige Spruch, der schon viele gestürzt hat, wird zum Grundsatz:

„Lass sie hassen, wenn sie mich nur fürchten.“

Er bedenkt nicht, was für eine Wut ausbricht, wenn der Hass über die Maßen gewachsen ist. Gemäßigte Furcht hält die Gemüter dagegen in Schranken. Ist sie aber unablässig, angespannt und zum Äußersten getrieben, so stachelt sie die Unterdrückten zu Wagstücken auf und treibt sie an, alles zu versuchen. So kannst Du wilde Tiere wohl mit Seilen und bunten Federn eingeschlossen in Furcht halten; kommt aber von hinten der Reiter mit Geschossen auf sie zu, so werden sie mitten durch das rennen, was sie gescheut hatten, und die Flucht versuchen, ihre Furcht überwindend. Die Kraft ist zum höchsten gesteigert, wenn sie von der äußersten Not verursacht wird. Die Furcht muss noch einen Sicherheitspunkt haben und mehr Hoffnung als Gefahr besitzen, sonst bekommt man Lust, wenn man im Ruhezustand gleichviel zu fürchten hat, in Gefahren zu rennen und fremdes Leben für nichts zu achten. Einem sanften und milden König ist seine Gefolgschaft treu, und er kann sie zu seiner und aller Sicherheit verwenden. Der Soldat macht sich eine Ehre daraus. Er denkt nämlich der öffentlichen Sicherheit zu dienen, so dass er sich mit Freuden jeder Anstrengung unterzieht, wie wenn er einen Vater bewachte. Ist jener

aber hart und blutgierig, so werden ihm seine Untergebenen freilich nicht zugetan sein.

(13) Es kann einer unmöglich an denjenigen treue und anhängliche Diener haben, deren er sich bei Torturen, Folterungen und Mordmaschinen bedient, denen er Menschen vorwirft wie wilden Bestien. Denn indem er Menschen als Zeugen und Rächer seiner Untaten zu fürchten hat, wird er in jeder Hinsicht schuldbeladener und beunruhigter. Es kommt mit ihm dahin, dass er seinen Charakter nicht mehr ändern kann. Denn neben anderem ist wohl das das Ärgste an der Grausamkeit, dass man damit fortfahren muss, die Umkehr zum Besseren nicht freisteht. Müssen doch Schandtaten durch weitere Schandtaten verdeckt werden: Was aber kann unglücklicher sein als ein Mensch, der nicht mehr anders als böse sein kann. O der Beklagenswerte. Denn es wäre wohl Frevel, wenn andere ihn bemitleideten, da er seine Gewalt zu Mord und Raub anwandte, da er sich allen verdächtig machte, sowohl nach draußen als daheim. Da er die Waffen fürchtet, ungeachtet er zu den Waffen seine Zuflucht nimmt, und weder an Freundestreue noch an Kindesliebe glaubt. Und wenn er auf alles hinblickt, was er getan und noch zu tun im Sinn hat, und wenn er sich sein Inneres, von Schandtaten und Qualen erfüllt, aufschließt, da fürchtet er oft den Tod, öfter noch wünscht er ihn, sich selbst noch verhasster als seinen Sklaven. Wie anders der, dem alles am Herzen liegt, obwohl er sich um das eine mehr, um das andere weniger annimmt. Das gesamte Gemeinwesen umsorgt er, so als ob es ein Teil von ihm selbst wäre. Zur Milde geneigt zeigt er, obwohl das Strafen in der Regel sein muss, wie ungerne er zu harten Mitteln greift; und nichts Feindseliges, nichts Rohes ist in seiner Gesinnung. Wer seine Macht milde und heilsam ausübt und danach trachtet, dass den Untertanen seine Herrschaft lieb werde, der scheint sich überglücklich, wenn er sein eigenes Glück zum allgemeinen machen kann. Freundlich in der Unterredung, leicht zugänglich, im Blick, der wohl besonders das Volk an sich fesselt, liebenswürdig, gerechten Wünschen entgegenkommend, ja auch ungerechte nicht hart abweisend, ist er von dem ganzen Staat geliebt, geschätzt, geehrt. Im Geheimen oder in der Öffentlichkeit - man spricht von ihm überall dasselbe. Da wünscht man Kinder zu haben, und geht ab von dem

Gelübde der Unfruchtbarkeit, das man in unheilvollen Zeiten des Staatswesens abgelegt hat. Keiner zweifelt, ob seine Kinder es ihm verdanken werden, dass er ihnen solch ein Jahrhundert gezeigt. - Solch ein Regent ist durch sein beglückendes Walten geschützt. Er braucht keine Leibgarde; Waffen hat er nur zur Zierde.

(14) Worin besteht nun seine Wirksamkeit? Worin die guter Eltern besteht, welche ihren Kindern manchmal freundlich, manchmal drohend die Unarten vorzuhalten, zu Zeiten sie auch mal mit Schlägen zurechtzuweisen pflegen. Wird wohl ein Vernünftiger seinen Sohn auf die erste Unart hin enterben? Wenn nicht große und viele Frevel die Geduld ermüdet haben, wenn nicht, was er zu besorgen hat, mehr ist als was er bestraft, so schreitet er nicht zum Verhängen des Äußersten. Erst versucht er Vieles, um die gefährliche und schon verdorbene Natur noch auf den rechten Weg zu bringen; erst wenn alle Hoffnung verloren ist, greift er zum Letzten. Kein Vater geht an die härtesten Strafen, bevor er alle Mittel erschöpft hat. Was ein Vater, das hat auch der Regent zu tun, dem wir ja nicht aus leerer Schmeichelei den Titel „Vater des Vaterlandes“ gegeben haben. Die anderen Beinamen hat man ihm um der Ehre wegen gegeben. Wir haben den einen Herrscher „den Großen“, den anderen „den Beglückten“, einen dritten „den Erlauchten“ genannt. Auf die ehrsüchtige Majestät haben wir so viele Titel als möglich gehäuft, und ihnen damit unsern Tribut gezahlt: Jedoch den Namen „Vater des Vaterlandes“ haben wir gewählt, um ihm ans Herz zu legen, dass ihm eine väterliche Gewalt übertragen sei; denn nur diese ist voll Mäßigung für die Kinder besorgt, und um derentwegen sich selbst bei Seite setzend. Schwer geht ein Vater daran, Glieder seines Hauswesens abzuschneiden; ja wenn er sie bereits abgeschnitten hat, wünscht er sie doch wieder anzufügen, und wohl während des Abschneidens seufzt er, nachdem er viel und lange gezögert hat. - Denn es fehlt viel, wer schnell und gerne verurteilt. Es liegt wohl nahe beieinander: Wer zu viel straft, straft ungerecht. - Es geschah zu unserer Zeit, dass über den Erixo, einem römischen Ritter, weil er seinen Sohn zu Tode gequält hatte, das Volk auf dem Forum mit den eisernen Griffeln hergefallen ist. Mit Mühe nur hat ihn das Ansehen des Kaisers

Augustus den feindlichen Händen, sowohl der Väter als auch der Söhne entrissen.

(15) Den Titus Arius<sup>440</sup>, der seinen nach versuchtem Vatermord ergriffenen Sohn nach vorangegangener Untersuchung zum Exil verurteilte, hat jedermann deswegen geachtet, weil er den Vatermörder nur mit dem Exil auf Massilia bestrafte und ihm den jährlichen Unterhalt in demselben Maße wie vor dem Verbrechen ausbezahlte. - Diese Großzügigkeit bewirkte, dass in der Stadt, wo es doch den Schlechten nie an Verteidigern fehlt, keiner zweifelte, dass der Beschuldigte mit Recht verurteilt worden wäre, da ihn ein Vater verurteilte, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu hassen. Gerade mit diesem Beispiel stelle ich Dir vor, wie ein guter Regent mit einem guten Vater verglichen werden kann.

Als Titus Arius über seinen Sohn richten musste, zog er den Kaiser Augustus zu Rate. Dieser kam zu der Familienangelegenheit, er saß dabei und nahm an der Beratung teil, die ihn persönlich nichts anging. Er sagte nicht: „Kommt in mein Haus!“ Wäre das geschehen, so wäre ein Urteilsspruch des Kaisers, nicht die des Vaters herausgekommen. - Nachdem der Tatbestand der Sache vorgenommen und alles untersucht war, sowohl das, was der junge Mensch zu seiner Entschuldigung vorgebracht hatte, als auch das, wodurch er angeklagt war, so verlangte der Kaiser, dass jeder sein Urteil schriftlich abgeben solle, damit nicht des Kaisers Urteil zur Ansicht aller würde. Daraufhin, bevor die Zettel eröffnet wurden, schwur er, dass er von der Erbschaft des Titus Arius, der ein reicher Mann war, nichts haben wolle. Es könnte jemand sagen, das wäre kleinlich. Der Kaiser war jedoch besorgt, es könnte den Anschein haben, als ob er durch die Verurteilung des Sohnes einer bestimmten Hoffnung für sich Raum geben wollte. Meine Ansicht ist: unter Gleichen kann man sich gegen blödsinnigen Verdacht mit seinem guten Gewissen trösten, jedoch die Regenten müssen manches auch der öffentlichen Meinung zuliebe tun. Der Kaiser schwur, dass er nichts von der Erbschaft wolle. Arius verlor dadurch am gleichen Tag auch den zweiten Erben: Aber der Kaiser erkaufte so, seiner Überzeugung nach,

<sup>440</sup> Zweifellos derselbe, der unter dem Namen Arius in der Trostschrift >An Marcia<, IV,2 erwähnt wird.

die Unbefangenheit; und nachdem er bewiesen hatte, dass seine Strenge frei von Rücksicht auf Vorteil sei, woran einem Regenten stets gelegen sein muss, tat er den Richterspruch: Der Sohn solle an einen Ort verwiesen werden, den der Vater für gut erachte. - Nicht auf den Sack, nicht auf die Schlangen, nicht auf den Kerker erkannte er, bedenkend nicht über wen er urteilte, sondern wer ihn zu Rate gezogen hatte. Mit der gelindesten Art der Bestrafung, sagte er, müsse sich ein Vater begnügen gegenüber einem Sohn in den Jünglingsjahren, der zu einem Verbrechen verleitet worden wäre, bei welchem er sich, was an Schuldlosigkeit grenze, zurückhaltend benommen habe; aber dass er aus der Stadt und den Augen des Vaters entfernt werde, das müsse sein.

(16) Ja, er [Kaiser Augustus] verdiente, von Vätern zu Rate gezogen zu werden, der war es wert, dass sie ihn zum Miterben einsetzten, wenn auch auf ihren Kindern keine Schuld lastete. Solche Milde ziemt dem Herrscher, auf dass er, wohin er kommt, alles sanftmütiger mache.

Einem Prinzeps sei kein Mensch noch so gering, dass ihm dessen Untergang nicht fühlbar wäre. Wer er auch sei, er ist ein Teil seines Reiches. Für die großen Herrschergewalten wollen wir Vorbilder wählen aus den kleinen. Es gibt mehrere Arten des Regierens: Ein Regent herrscht über seine Bürger, ein Vater über seine Kinder, ein Lehrer über seine Schüler, ein Tribun oder Centurio über seine Soldaten. Wird man nicht denjenigen für den schlechtesten Vater halten, der seine Kinder auch bei den geringfügigsten Veranlassungen mit unaufhörlichen Schlägen zur Ordnung bringen will? Welcher Lehrer schickt sich besser für die Wissenschaften: Einer, der die Schüler quält, wenn sie etwas nicht im Gedächtnis behalten oder wenn das Auge, nicht gewandt genug, beim Lesen anstößt oder einer, der lieber durch Winke und Anstöße des Ehrgefühls bessern und belehren will? - Stelle einen schonungslosen Tribun oder Centurio auf, er bewirkt, dass es viele Deserteure gibt; und es ist denjenigen sogar noch verzeihlich. - Ist es rechtschaffen, wenn ein Mensch drückender und härter beherrscht wird, als man über unvernünftige Tiere herrscht? Zum Beispiel ein Reiter, der ein Pferd zu bändigen versteht, der bringt es nicht durch häufige Schläge in Angst; es muss ja scheu und

störrisch werden, wenn man es nicht mit Sanftmut behandelt. Auch der Jäger macht es so, der die jungen Hunde abrichtet zum Aufspüren, oder schon geübte nimmt, die das Wild aufscheuchen und verfolgen. Er wendet nicht oft Drohungen an, sonst würde er ihnen alle Lust nehmen. Alle gute Veranlagungen, die sie haben, würde durch ein unnatürlich verängstigtes Wesen verringert werden. Deshalb lässt er ihnen aber doch nicht die Freiheit da- und dorthin zu schweifen, wohin sie wollen. Vergleiche damit auch die, die schwerfälliges Zugvieh treiben, das, wenn es auch zu harter Behandlung und Elend geboren ist, durch allzugroße Grausamkeit gezwungen wird, sich gegen das Joch zu sträuben.

(17) Kein Lebewesen ist störrischer, keines will mit mehr Kunst behandelt sein als der Mensch; keines muss mehr geschont werden. Denn was ist törichter, als dass man sich schämt, an Zugvieh und Hunden seinen Zorn auszulassen, der Mensch aber, unter Menschen stehend, am schlimmsten daran ist? Krankheiten heilen wir und zürnen ihnen nicht; aber auch hier ist ein krankhafter Zustand des Gemüts vorhanden, der eine milde Arznei will und einen Arzt, der auf den Kranken nicht böse ist. Die Hoffnung aufgeben, dass die Heilung gelinge, das verrät nicht den besten Arzt. So muss auch bei denen, deren Psyche nicht im gesunden Zustand ist, derjenige, dem das Heil aller anvertraut ist, nicht alsbald die Hoffnung aufgeben und die Krankheitserscheinungen für tödlich erklären. So kämpfe gegen die Gebrechen und leiste Widerstand. Den einen sage ins Gesicht, wo es ihnen fehlt, die anderen täusche mit sanfter Kur, wenn man sie durch unmerkliche Heilmittel schneller und besser heilen kann. Ein Regent Sorge nicht nur für die Rettung, sondern auch, dass keine entstellende Narbe zurückbleibe. Kein König erwirbt sich Ruhm durch hartes Verfahren. Denn wer glaubt denn nicht, dass es in seiner Gewalt liege? Den größten Ruhm aber gewinnt er, wenn er seine Macht in Schranken hält, wenn er viele dem Zorn anderer entreißt, keinen seinem eigenen opfert.

(18) Die Herrschaft über Sklaven mit Mäßigung ausüben, das gereicht zum Lob; man muss auch bei einem Sklaven bedenken, nicht wie viel man ihm ohne Rüge antun könne, sondern wie viel die Natur an Rechtmäßigkeit und Gerechtigkeit erlaube, die auch die

Gefangenen und Erkauften schonend zu behandeln gebietet. Mit wieviel mehr Recht verlangt eine Regentschaft daher, dass freie, ehrbare Menschen nicht wie Sklaven behandelt werden, sondern als solche, über denen Du zwar eine Stufe höher stehst, die Dir jedoch nicht zur Knechtschaft, sondern zum Schutz übergeben sind. - Sklaven dürfen zu einer Bildsäule flüchten; obwohl gegen einen Sklaven alles erlaubt ist, so gibt es doch etwas, was durch das gemeinsame Recht jedes Lebenden gegen einen Menschen nicht erlaubt ist, weil er derselben Natur ist wie Du. Wer hasst nicht den Veditius Pollio noch ärger als seine Sklaven ihn hassten, weil er seine Muränen mit Menschenblut mästete, und diejenigen, die sich im geringsten verfehlt hatten, in das Becken werfen ließ, das nichts anderes als eine Schlangengrube war? - O des tausend Tode verdienenden Menschen! Mochte er nun seine Sklaven den Muränen vorwerfen, um diese für seine Tafel zu mästen oder mochte er sie nur zu dem Zweck halten, um sie auf diese Weise zu füttern. Gleich wie man schon auf grausame Hausherren in der ganzen Stadt mit Fingern zeigt und sie hasst und verabscheut, so dehnt sich bei Regenten ihre Gewalttätigkeit und ihr übler Ruf noch weiter aus; und der Hass gegen sie pflanzt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort. - Lieber nicht geboren sein, als denen beigezählt zu werden, die zum Unglück der Welt geboren wurden!

(19) Es wird niemand etwas ausdenken können, was einem Herrscher schöner anstünde als Milde; gleich in welchem Ausmaß und mit welchen Rechten er über die anderen gestellt sein mag. Um so schöner und herrlicher, werden wir eingestehen, müsse dieser sein, in je höherer Macht er steht, welche nicht schädlich wirkt, wenn sie nach dem natürlichen Recht gehandhabt wird. Denn das Königtum ist ein Gebilde der Natur, was man teils an anderen Tieren, teils an den Bienen sehen kann, deren König<sup>441</sup> die geräumigste Zelle hat, im mittleren und sichersten Raum. Außerdem ist er von Lasten frei, während er von den anderen Arbeit verlangt. Wenn der König verloren ist, löst sich

<sup>441</sup> Bei den Alten heißt die Bienenkönigin immer König; nur Aristoteles behauptete, der König habe einen Stachel, was Plinius unentschieden lässt, Seneca aber mit den Neueren übereinstimmend leugnet.

der ganze Schwarm auf. Auch dulden sie nie mehr als einen König, und lassen es auf einen Kampf ankommen, wer der Beste sei. Überdies hat der König eine bevorzugte Gestalt, nicht wie die anderen, sowohl in Hinsicht der Größe als auch des Glanzes, doch unterscheidet er sich hauptsächlich durch letzteren. Sehr zornig und, wie es bei solchem Körper angehen mag, sehr streitlustig sind die Bienen; jedoch der König ist ohne Stachel. Die Natur wollte einerseits nicht, dass er grausam sei, andererseits nicht, dass er Rache nehme, die ihm teuer zu stehen käme; sie hat ihm daher die Waffe versagt und seinen Zorn wehrlos gelassen. Ein großartiges Vorbild für mächtige Könige. So pflegt die Natur ihren Willen im Kleinen kund zu tun, und für große Dinge gar kleine Lehrmeister aufzustellen. Es würde uns nicht zur Ehre gereichen, wenn wir von den kleinen Geschöpfen nichts lernen wollten, da der Menschen Sinn um so gemäßigter sein sollte, je größer der Schaden ist, den er anrichten könnte. Möchte doch dem selben Gesetz der Mensch unterworfen sein und zugleich mit seiner Abwehr der Zorn brechen.<sup>442</sup> Könnte es ihm doch nicht möglich sein, öfter als ein einziges Mal zu schaden, und nicht fremde Kräfte zu Werkzeugen seines Hasses zu machen. Leichter wohl würde seine Wut ermüden, wenn er sich durch sich selbst Genugtuung verschaffen und mit Gefahr seines eigenen Lebens seine volle Kraft dazu verwenden müsste. Doch auch so wie es ist, lässt er seiner Leidenschaft nicht ohne Gefahr den Lauf. Denn in demselben Grad muss er fürchten, wie er gefürchtet sein will; muss allen auf die Hände sehen, auch zu der Zeit, wo man ihm nichts anhaben will, denken, es sei etwas gegen ihn im Werk; und keinen Augenblick darf er sich der Furcht überhoben glauben. Und solch ein kümmerliches Leben kann ein Mensch ertragen, während es nur auf ihn ankäme, unschädlich für andere und deswegen sorglos das beglückende Recht zur Zufriedenheit aller zu handhaben. Denn man irrt, wenn man meint, da wo nichts vor dem König sicher ist, sei der König allein sicher. Durch gegenseitige Sicherstellung ist ein sicherer Zustand bedingt. Es ist nicht nötig, hohe Burgen aufzutürmen, schwer zu ersteigende Hügel zu befestigen, noch

<sup>442</sup> Gemeint ist: wie der Stachel der Biene herausbricht, wenn sie gestochen hat.

Bergseiten abzugraben und sich hinter dreifache Türme und Mauern zu verschanzen: Auf offener Fläche wird die Milde einen König beschützen. Es gibt eine einzige Feste, die nicht zu erstürmen ist - die Liebe der Untertanen. Was ist schöner, als wenn alle wünschen, dass er lebe, und wenn das Flehen für ihn kein befohlenes Flehen ist? Wenn das Wanken seiner Gesundheit nicht Hoffnung unter dem Volk erregt, sondern Besorgnis? Wenn einem jeden nichts so kostbar ist, dass er nicht sein Leben für das Leben seines Gebieters hingeben möchte. Und jedermann all das, was diesen betrifft, wie sein eigenes Geschick betrachtet? Da zeigt sich, was er durch ununterbrochene Beweise seiner Milde bewiesen hat, dass nämlich nicht der Staat ihm, sondern er dem Staat gehört. Wer könnte es wagen, einem solchen Regenten Gefahr zu bereiten? Wer sollte nicht wünschen, wenn es möglich wäre, auch dem Schicksal seinen Einfluss zu nehmen auf den Mann, unter welchem Gerechtigkeit, Friede, Anstand, Sicherheit und Ehre blüht; unter dem der beglückte Staat reichen Vorrat an allen Gütern hat? Und mit derselben Gesinnung schauen wir diesen Regenten an, wie in früheren Zeiten das ungebildete Volk seine Götter ansah. Steht uns nicht derjenige am nächsten, der gleichsam ein übermenschliches Wesen in seinem Benehmen zeigt; heilsam, wohlthätig und für die edelsten Zwecke mächtig? Danach geziemt dem Regent zu trachten, darin den Weisen nachzustreben, damit er für den Größten gelte, indem er zugleich für den Gütigsten gilt.

(20) In zwei Rücksichten pflegt ein Gebieter zu strafen: Wo er es nämlich sich selber schuldig ist oder einem anderen. Zuerst rede ich von dem Fall, der ihn selber berührt. Es ist allerdings schwerer, sich da zu mäßigen, wo man die Rache der eigenen Empfindlichkeit wegen schuldig ist, als da, wo man sie des Beispiels wegen notwendig glaubt. Ich brauche hier nicht zu erinnern, dass er die Sache nicht zu leicht nehmen, der Wahrheit auf den Grund kommen, der Unschuld hold und dienstwillig sein und nicht vergessen soll, dass an dem Beteiligten nicht weniger gelegen sei als an dem Richter. Dies ist Sache der Gerechtigkeit, nicht der Milde. Jetzt legen wir ihm ans Herz, dass er, im Falle er offenbar beleidigt ist, sein Gemüt in seiner Gewalt haben und die Strafe erlassen soll, wo es ohne Gefahr für ihn

möglich ist. Im anderen Falle mildere er sie, und sei weit eher zu erweichen, wenn er selbst als wenn andere Unrecht erlitten haben. Denn so wie nicht derjenige Großmut übt, der mit fremdem Eigentum freigebig ist, sondern der sich selbst etwas entzieht, was er dem anderen schenkt, so heißt mir nicht derjenige milde, der es bei dem, was ein anderer litt, nicht so genau nimmt, sondern derjenige, welcher nicht auffährt, obwohl ihn der eigene Rachesporn antreibt. Großmut ist, wenn man bei der höchsten Macht Unrecht erträgt. Nichts ist ruhmvoller als ein Regent, der ungestraft beleidigt wurde.

(21) Die Rache hat zwei Zwecke: Entweder sie gibt demjenigen Genugtuung, der Unrecht litt, oder sie gewährt ihm Sicherheit für die Zukunft. Ein Regent steht zu hoch, als dass er Genugtuung bedürfte. Seine Macht liegt zu sehr am Tage, als dass er durch das Leiden anderer seine Gewalt erst ins Ansehen zu bringen brauchte. Dies gilt für den Fall, dass er von Geringeren angegriffen und beleidigt worden wäre. Denn wenn er die, die ihm zu einer gewissen Zeit gleich waren, unter sich sieht, so ist er bereits hinlänglich gerächt. Ein Sklave hat wohl auch schon einen König getötet, so wie eine Schlange oder ein Pfeil; am Leben erhalten jedoch niemand, der nicht größer war als der Gerettete. Darum muss ein Mächtiger das hohe Geschenk der „Götter“, ein Leben zu schenken oder zu nehmen, in hohem Sinn gebrauchen; hauptsächlich solchen gegenüber, von denen er weiß, sie haben einmal auf einer ähnlichen Höhe gestanden. Ist es dahin gekommen, dass er darüber entscheiden kann, so ist seine Rache vollständig, und er hat es so weit gebracht, als es für die eigentliche Strafe genug war. Denn der hat das Leben verloren, der es einem anderen zu verdanken hat. Wer von seiner Höhe herabgestürzt wurde zu des Gegners Füßen, wer den Urteilsspruch eines anderen über Thron und Leben zu erwarten hatte, der lebt seinem Retter zum Ruhm. Unverletzt geblieben macht er den Namen des Siegers größer, als wenn er aus dem Wege geräumt worden wäre. So ist er ein ewiges Schauspiel von der Größe des anderen, im Triumph wäre es schnell vorübergegangen. War es aber möglich, dass ihm auch sein Thron ohne Gefahr gelassen werden konnte, und er wieder an die Stelle gesetzt werden konnte, von der er herabgestürzt war, dann steigt in

mächtigem Wachstum der Ruhm dessen, der sich damit begnügte, von einem besiegteten König nichts zu nehmen als den Ruhm. Das nenne ich über den Sieg den Triumph feiern; da erklärt der Sieger vor der Welt, dass er bei den Besiegten nichts gefunden habe, das des Siegers würdig wäre. Mit Untertanen, Leuten ohne Namen und Niedrigen ist um so mehr gemäßigt zu verfahren, je weniger Wert es hat, ihnen wehgetan zu haben. Manche magst Du mit Liebe schonen, an manchen mag es Dir zu gering sein, Rache zu nehmen; und es ist an sie ebensowenig Hand anzulegen als an kleine Tiere, die den verunreinigen, der sie zertritt. Bei denen aber, auf deren Rettung oder Bestrafung das Auge der ganzen Stadt gerichtet ist, ist die Gelegenheit zu ergreifen, die sich darbietet, damit man Deine Milde kennenlerne.

(22) Gehen wir zu dem Unrecht über, das andere erlitten haben. Bei dessen Bestrafung hat das Gesetz drei Zwecke im Auge, die auch der Regent zu berücksichtigen hat: Entweder den, den das Gesetz straft, zu bessern; oder durch seine Bestrafung andere besser zu machen; oder durch Hinwegschaffung der Schlechten das Leben der anderen zu sichern. Was sie selbst betrifft, so wirst Du sie eher bessern durch geringere Strafen. Denn man wendet mehr Sorgfalt auf das Leben, wenn man noch etwas hat, das unverletzt ist. Niemand sieht auf Ehre, wenn sie einmal dahin ist. Es ist eine Art von Freibrief, wenn man nicht weiter bestraft werden kann. Die Sitten des Staates gewinnen mehr, wenn man mit Strafen sparsam ist. Macht ja doch die Menge der Frevler das Freveln so gewöhnlich, und weniger bedeutend ist die gerichtliche Beschimpfung, wenn ein ganzer Schwarm von Verurteilten sie zu einer Kleinigkeit macht. Die Strenge, wenn sie gar nicht nachlässt, verliert ihre Heilsamkeit, das Ansehen. - Es fördert ein Regent das Ethischgute im Staat und rottet Fehler aus, wenn er mit den Frevlern Geduld hat, nicht als ob er sie billigte, sondern weil er ungerne und zu seiner eigenen großen Plage zur Züchtigung schreitet. Gerade die Milde des Herrschers macht, dass man sich vor Übertretungen scheut. Viel gewichtiger erscheint die Strafe, wenn sie von einem milden Herrn verhängt wird.

(23) Du wirst finden, dass gerade dasjenige häufiger verübt wird, je häufiger man es

bestraft. Dein Vater<sup>443</sup> hat in fünf Jahren mehr Elternmörder in den ledernen Schlauch einnähen lassen, als man aus allen vorigen Jahrhunderten weiß. Viel weniger wagten es Kinder, diesen äußersten Frevel zu begehen, so lange es für dieses Verbrechen kein Gesetz gab. Mit hoher Klugheit wollten die größten und am tiefsten in die Menschennatur hineinblickenden Männer darüber als über eine gleichsam nicht glaubliche Freveltat, die gar nicht gewagt werde, lieber stillschweigend hinweggehen, als durch Strafgesetz auf die Möglichkeit solchen Frevels aufmerksam zu machen.<sup>444</sup> Und so haben denn die Vatermörder erst mit dem Gesetz angefangen, und die Strafe hat sie die Tat erst gelehrt. Es stand jedoch sehr schlecht mit der kindlichen Liebe, seitdem man mehr Lederschläuche als Kreuze sah. Wo in einem Staat selten jemand bestraft wird, da vereinigt sich alles zu einem unsträflichen Leben, und hält darauf, als auf ein gemeinsames Gut. Es nehme ein Staat an, er sei unsträflich, und er wird es sein. Er wird auf die, die von der allgemeinen Rechtlichkeit abfallen, mehr zürnen wenn er sieht, es seien ihrer wenige. Gefährlich wär es, glaube mir, dem Staate vor Augen zu bringen, wie groß die Zahl der Schlechten ist.

(24) Es wurde einmal vom Senat der Vorschlag gemacht, dass die Sklaven sich von den Freien durch ihre Tracht unterscheiden sollten;<sup>445</sup> später erkannte man, was dadurch für eine Gefahr drohte, wenn unsere Sklaven anfangen, ihre Herren zu zählen. Das Gleiche ist wohl auch zu befürchten, wenn keinem verziehen wird: Da wird bald am Tage liegen, wie sehr der schlechtere Teil der Bürgerschaft überwiegt. Dem Regent reichen viele Todesstrafen ebensowenig zur Ehre, als einem Arzt viele Leichen. Dem gelinden Herrscher gehorcht man lieber. Das menschliche Gemüt ist von Natur widerspenstig und zum Verbotenen und Gefährlichen neigend; es läuft

<sup>443</sup> Kaiser Claudius ist gemeint, der nach seiner Eheschließung mit Agrippina Nero adoptierte.

<sup>444</sup> Von Solon wird erzählt, dass er auf die Frage, warum er auf den Vatermord keine Strafe gesetzt habe, er geantwortet habe: „weil dies Verbrechen gar nicht vorkommt“. Vgl. auch Cicero für den Roscius Amerinus 25.

<sup>445</sup> Die Tunika trugen sowohl Sklaven als auch Freigelassene. Die Toga trugen für gewöhnlich nur die Vornehmen.

lieber langsam hinterher, als dass es sich nach vorne schieben lässt. Und so wie treffliche und edle Pferde besser mit einem leichten Zügel gelenkt werden, so geht freiwillig und aus eigenem Antrieb der Milde ein unsträfliches Verhalten zur Seite. Die Bürger halten es der Mühe wert, sich dieselbe zu bewahren. Darum wird auf diesem Wege mehr ausgerichtet. Grausamkeit ist ein gar nicht menschliches Übel, und mit einer so milden Psyche unverträglich. Bestienwut ist es, an Blut und Wunden seine Lust zu finden und, den Menschen ablegend, sich zu einem Tier des Waldes zu verwandeln.

(25) Sage mir, Alexander, was ist es für ein Unterschied, ob Du den Lysimachus dem Löwen vorwirfst oder ob Du ihn selber mit Deinen Zähnen zerreißt?<sup>446</sup> Ist es doch Dein Mund, Deine Tiernatur. O wie wünschtest Du doch, dass lieber Du die Klauen hättest, lieber Du den Rachen, der groß genug ist, Menschen zu verschlingen! Wir verlangen ja nicht von Dir, dass diese Hand dem vertrauten Freund gewisses Verderben, irgend einem anderen zum Glück gereichen werde, dass dies wilde Gemüt, ein Völker verschlingendes Übel, ohne Blut und Mord gesättigt werde: Es galt bei Dir schon für Milde, wenn der Henker zu des Freundes Ermordung nur aus der Zahl der Menschen gewählt wird. Das ist der Grund, warum die Grausamkeit aufs Tiefste zu verabscheuen ist, die alle Grenzen überschreitet, zuerst die gewohnten, dann die der Menschlichkeit. Neue Todesstrafen sucht sie aus, zieht den Erfindungsgeist zu Rate, sinnt Werkzeuge aus, den Schmerz abzuwechseln und zu steigern, und findet ihre Augenweide an dem Unglück der Menschen. Alsdann steigt jene grauenhafte Krankheit des Geistes bis zur äußersten Tollheit, wenn nämlich die Grausamkeit zur Wollust geworden ist, und man schon Freude daran findet, einen Menschen zu töten. Einem solchen Mann folgt Zerstörung, Hass, Gift und Dolch auf dem Fuß nach; es dringen so viele Gefahren auf ihn ein, als er selbst vielen gefährlich ist; bisweilen wird er von den Anschlägen Einzelner, ein andermal von der allgemeinen Empörung umringt. Wo das

<sup>446</sup> Weil Lysimachus den von Alexander grausam getöteten Calisthenes bedauerte, wurde er den Löwen vorgeworfen. Vgl. auch Seneca >Über den Zorn< III, 17 und III, 22.

Verderben nicht allzu groß ist und es nur Einzelne trifft, da stehen nicht ganze Städte auf; wer aber weit umher zu wüten angefangen hat und auf alle losgeht, auf den richten sich die Geschosse von allen Seiten. Kleine Schlangen sind unmerklich und man geht nicht scharenweise aus sie zu erlegen; wenn aber eine ungewöhnlich groß und zu einem Ungethüm herangewachsen ist, wenn sie Quellen vergiftet und mit ihrem Hauch alles, wo sie wandelt, versengt und zerstört, da geht man ihr mit schwerem Wurfgeschütz nach. Kleine Übel können täuschen und durchkommen; gegen große setzt man sich zur Wehr. So bringt ein einziger Kranker nicht einmal sein Haus in Lärm, aber wo durch häufige Todesfälle offenbar wird, dass die Pest ausgebrochen ist, da kommt die Stadt in Aufruhr und Flucht; selbst an die „Götter“ legt man Hand an. Wenn in einem einzelnen Haus Feuer ausbricht, so schleppt das Gesinde und die Nachbarschaft Wasser herbei. Aber eine weit ausgebreitete Feuersbrunst zu tilgen, die schon viele Häuser zerstört hat, dazu wird ein ganzes Viertel der Stadt aufgeboten.

(26) An Privatpersonen nehmen manchmal auch Sklavenhände Rache für Grausamkeit, selbst bei der Gefahr der Kreuzigung. Gegen Tyrannenwut, um ihr ein Ende zu machen, stehen Nationen und Völkerschaften auf, mochte das Übel unter ihnen sein oder ihnen auch nur bevorstehen. Manchmal hat sich schon die ganze Leibwache gegen sie erhoben und Treulosigkeit, Frevel, Unmenschlichkeit und was sie sonst noch von ihnen gelernt hatte, an ihnen selbst verübt. Denn was kann ein Mensch von demjenigen erwarten, den er schlecht zu sein gelehrt hat? - Die Schlechtigkeit leistet nicht lange ihre Dienste und begeht nicht so viele Frevel, als man haben will. - Doch setze den Fall, die Grausamkeit habe keine Gefahr: Von welcher Art ist ihre Herrschaft? Nicht anders als der Zustand erobelter Städte und der Schreckensanblick allgemeiner Furcht. Alles ist niedergeschlagen, zaghaft, verwirrt; selbst die Gedanken sind durch die Furcht gehemmt. Da geht man nicht sorglos an die Tafel, wo man auch in Nüchternheit die Zunge ängstlich bewahren muss, noch zum Schauspiel, aus dem Stoff zu Beschuldigung und Gefahr gesucht wird. Mag man es auch mit großem Aufwand veranstalten, mit königlicher Pracht und durch gefeierte Künstlernamen: Wen vermögen Spiele

im Kerker zu erfreuen? Was ist das für ein elendes Leben, zu morden, zu wüten, an dem Geklirre der Ketten Lust zu haben, die Köpfe der Bürger abhauen und wohin man kommt Blutströme fließen zu sehen; durch diesen Anblick in Schrecken und Flucht versetzt zu werden. Wäre es denn anders, wenn Löwen und Bären regieren würden? Wenn Schlangen und den verderblichsten Tieren Gewalt über uns eingeräumt würde? Jene vernunftlosen Geschöpfe, die um ihrer Grausamkeit wegen von uns verworfen sind, machen sich doch nicht an ihre Artgenossen, sind sogar unter vielen wilden Tieren sicher. Einzig der Mensch scheut in seiner Wut auch die nächsten Angehörigen nicht, sondern Fremde und Eigene gelten ihm gleich viel, auf dass er um so geübter von dem Mord an Einzelnen zur Vernichtung ganzer Völker übergehen kann. Feuerbrände in Häuser zu werfen und über alte Städte den Pflug gehen zu lassen, das scheint ihm Macht zu sein. Befehl zur Hinrichtung des einen oder anderen zu geben, hält er nicht für angemessen genug. Wenn nicht zur selben Zeit eine ganze Schar von Elenden den Streichen ausgesetzt dasteht, meint er in seiner Grausamkeit beschränkt zu sein.

Das aber heiße ich Glückseligkeit, vielen Rettung zu gewähren und sie vom Tod ins Leben zurückzurufen: Die Bürgerkrone<sup>447</sup> verdienen durch Milde. - Kein Ehrenzeichen ziemt dem erhabenen Stand eines Prinzeps besser, nichts ist schöner als jene Krone für die Erhaltung der Bürger. Nicht dagegen feindliche Waffenrüstungen, die den Besiegten abgenommen wurden, nicht blutbefleckte Streitwagen barbarischer Völker, nicht im Krieg errungene Siegesbeute. Das ist gleichsam „göttliche“ Macht, in großem Umfang und für das Ganze ein Retter zu sein. Jedoch viele zu töten und ohne Unterscheidung, das ist die Macht einer Feuersbrunst oder eines einstürzenden Hauses.

## Zweites Buch

Kap. 1 - 2: Anlass zu dieser Schrift ist Neros Äußerung: „Ich wollte, dass ich nicht schreiben

<sup>447</sup> Die Bürgerkrone, ein Kranz aus Eichenlaub, schmückte die Tür im Vorhof der Kaiser, wenn ihnen die Rettung und Erhaltung von Bürgern verdankt wurde. Für militärische Siege aber wurde die Tür mit Lorbeeren geschmückt.

könnte!“, als von ihm verlangt wurde, Todesurteile zu unterschreiben. Der natürliche und milde Zug des Herzens, der hier bei dem jungen Kaiser waltet, soll Grundsatz werden.

Kap. 3 - 6: Feststellung des Begriffs von Milde; mehrere Definitionen; der Gegensatz von Milde ist nicht Strenge, sondern Härte, Grausamkeit. - Milde ist nicht Weichherzigkeit; diese ist eine Schwäche des Gemütes, eine Verstimmung, die dem Weisen nicht ziemt, welcher zwar nicht mitleidig ist, aber hilfreich, ein Vermittler gegen das Missgeschick.

Kap. 7: Feststellung des Begriffs von Verzeihung; dass sich der Weise nicht ohne weiteres darauf einlässt, wohl aber schont und bessert: Milde tut nicht mehr und nicht weniger als was gerecht ist; sie handelt in der Absicht, dass das, was sie tut, das Gerechteste ist.

(1) Dass ich über die Milde schreibe, Kaiser Nero, dazu bewog mich eine Äußerung von Dir. Es ist mir noch im Gedächtnis, dass ich sie, als Du den Ausspruch tatest, es nicht ohne Bewunderung hörte und es anderen erzählen musste. Ein edles, hochherziges und gar mildes Wort, das ohne Absicht und nicht auf die Ohren von anderen berechnet, sondern vom Augenblick eingegeben war und Deine mit Deinem Amt ringende Herzensgüte offenbarte. Als Dein Präfekt Burrus, ein trefflicher und Dir gänzlich ergebener Mann, Desserteure bestrafen sollte, die man eingefangen hatte, so verlangte er von Dir, Du solltest Dich erklären, welche Du bestraft wissen wolltest und aus welchem Grund. - Nachdem Du dies oft hinausgeschoben, drang er darauf, dass eine Entscheidung erfolge. Als er mit widerstrebendem Gefühl Dir das Papier übergab, das Du nicht annehmen wolltest, da riefst Du aus: „Ich wollte, dass ich nicht schreiben könnte!“ Diese Worte hätten alle Völker hören sollen, die im römischen Reich wohnen, und auch diejenigen, die in schwankender Freiheit daran grenzen und sich mit Macht oder in Gedanken dagegen erheben! Diese Worte sollten in eine Versammlung der ganzen Menschheit gesendet werden, Regenten und Könige sollten darauf ihre Eide ablegen! Worte, ganz passend für jenen allgemeinen schuldlosen Zustand des Menschengeschlechts, dem das goldene Zeitalter wieder zurückgeführt werden soll. Nun wahrlich wäre es die rechte Zeit, dass alles sich zur Rechtschaffenheit

vereinigte, und die Begierde nach fremdem Eigentum vertrieben würde, aus der jegliches Übel der Psyche erwächst; dass frommer und redlicher Sinn, mit Treue und Bescheidenheit im Bund, wieder auflebte, und die Laster, nachdem sie lange die Herrschaft geführt, endlich einmal glücklichen und veredelten Zeitaltern Platz machten.

(2) Dass es so kommen werde, o Kaiser, möchte ich in mancher Beziehung hoffen und behaupten: Die Milde Deiner Gesinnung wird sich nach und nach verbreiten und in den ganzen Körper des Reiches eingehen; alles wird sich Dir nachbilden. Vom Haupt aus verbreitet sich Wohlbefinden, deswegen ist auch alles rührig und munter oder in Schläffheit versunken, je nachdem ob einer von Willen kräftig ist oder schlaff. Und es werden die Bürger, es werden die Bundesgenossen mit solcher Güte nicht im Widerspruch stehen und in das ganze Reich wird Rechtschaffenheit zurückkehren. Überall wird man die Hände unbefleckt bewahren. Lass mich hier länger bei Deinem Wesen verweilen, nicht dass ich Deinen Ohren schmeichle, es ist dies gar nicht meine Art, lieber wollte ich durch Wahrheit anstoßen als durch Schmeichelei gefällig werden.

Was will ich damit sagen? Dass ich Dich recht vertraut wissen möchte mit dem, was du Edles getan und gesprochen hast, damit das, was jetzt Natur und Drang Deines Herzens ist, bei Dir Grundsatz werde. Ich erwäge bei mir selber, dass manches große, aber fluchwürdige Wort in die Welt ausgegangen und im Volksmund ist, wie jenes: „Lass sie hassen, wenn sie nur fürchten!“ Und ein sinnverwandter griechischer Vers, in welchem einer ausspricht: „Wenn ich tot bin, möge die Erde sich mit Feuer vermischen.“ Und was sonst derlei Art ist. Ich weiß nicht, warum nur gefühllose und verhasste Naturen so reichen Stoff finden, sich in kräftigen und schlagenden Sprüchen auszudrücken. Noch nie habe ich einen gewaltigen Spruch aus dem Mund eines Guten oder Mildern vernommen. Was willst Du also sagen? Obwohl selten, ungerne und mit vielem Zögern musst Du doch manchmal etwas [nämlich ein Todesurteil] unterschreiben, was Dir die Buchstaben verhasst gemacht hat. Jedoch so, wie Du es früher tatest: Mit vielem Zögern, unter mancherlei Aufschub.

(3) Damit uns aber nicht etwa der gefällige Name der Milde täuschen und wohl einmal auch ganz irreführen möge, so lass uns zuerst untersuchen, was Milde genannt zu werden verdient, wie sie beschaffen sein soll und was für Schranken sie haben soll. - Milde ist Mäßigung des Gemüts, wo man Macht hätte, Rache zu nehmen; oder Mäßigung eines Höheren gegen einen Niedrigeren in Festsetzung von Strafen. Es ist sicherer, mehr als eine Begriffsbestimmung anzugeben, nur eine einzige würde die Sache nicht genügend umfassen und sozusagen nicht bei der Rechtsformel bleiben. Man kann daher auch sagen: Milde ist die Neigung, im Strafen sanft zu sein. Diese Definition wird wohl Widerspruch finden, obgleich sie ziemlich zutreffend ist.

Wenn wir behaupten, Milde sei Milderung, die von der verdienten und verschuldeten Strafe etwas nachlässt, so wird man einwenden können, das sei keine Tugend, wenn man irgend etwas nicht ganz so tut, wie es sein sollte. Allein es sieht jedermann ein, dass es Milde ist, wenn man nicht so weit geht, als man mit Recht gehen könnte. Ihr entgegengesetzt denken sich diejenigen, die es nicht verstehen, die Strenge. Aber es kann nicht eine Tugend der anderen entgegengesetzt sein.

(4) Was ist nun das Gegenteil von Milde? Grausamkeit. Grausamkeit, welche nichts anderes ist als Härte im Strafen. - Manche sogar strafen nicht und sind doch grausam; zum Beispiel diejenigen, welche Unbekannte und ihnen in den Weg kommende Menschen nicht eines Vorteils, sondern des Tötens wegen ermorden. Und nicht zufrieden mit dem Morden, üben sie noch dazu Grausamkeiten aus, wie jener Sinis und Procrustes, und diejenigen Seeräuber, welche ihre Gefangenen schlugen und lebendig ins Feuer warfen. Dies ist nun zwar Grausamkeit, aber weil es ihr weder um Rache zu tun ist, denn sie ist ja nicht Folge einer Beleidigung, noch ist sie über irgend einen Frevel erzürnt, denn es ist kein Verbrechen vorausgegangen, so geht sie über unsere Begriffsbestimmung hinaus, nach welcher jene ein Mangel an Mäßigung im Strafen sein sollte. Man kann sagen, das ist nicht Grausamkeit, sondern tierische Wildheit, der das Wüten eine Lust ist; man könnte es sogar Wahnsinn nennen. Davon gibt es verschiedene Arten, und keine gehört gewisser

dazu, als die, die ans Morden und Zerfleischen von Menschen geht. Grausam möchte ich daher diejenigen nennen, die zwar einen Grund zum Strafen, aber kein Maß darin haben, wie das bei Phalaris<sup>448</sup> war, von dem es heißt, er habe zwar nicht gegen Unschuldige, aber auf eine unmenschliche und nicht zu billigende Weise seinen grausamen Sinn ausgelassen. Um den Spitzfindigkeiten auszuweichen kann man den Begriff auch so bestimmen: Grausamkeit ist eine Neigung zu härteren Maßregeln. - Davon ist die Milde himmelweit entfernt: Wiewohl sich offenbar Strenge mit Grausamkeit ganz gut verträgt. Hier ist auch der Ort, sich darüber zu verständigen, was Weichherzigkeit ist. Die Meisten nämlich preisen sie wie eine Tugend und nennen den Weichherzigen einen guten Menschen. Jedoch ist sie nur eine Schwäche der Psyche. Es ist sowohl bei der Strenge wie auch bei der Milde etwas, das wir vermeiden müssen. Auf der einen Seite, dass wir nicht unter dem Schein von Strenge in Grausamkeit, auf der anderen Seite, dass wir nicht unter dem Schein der Milde in Weichherzigkeit verfallen. Im letzteren Falle ist die Verirrung weniger gefährlich; aber so oder so, Irrtum ist es allemal, wenn man vom rechten Weg abweicht.

(5) Milde und Sanftmut werden alle Guten beachten, Weichherzigkeit jedoch vermeiden. Denn sie ist das Gebrechen einer kleinen Psyche, die beim Anblick fremder Leiden mutlos wird. Darum ist Weichherzigkeit den feigen Gemütern am meisten eigen. Es sind alte, schwache Weiblein, die von den Tränen der Schuldigen gerührt werden, und, wenn sie könnten, den Kerker aufbrächen. - Die Weichherzigkeit sieht nicht auf den Grund einer Sache, sondern nur auf den Zustand; die Milde hält sich an die Vernunft. - Ich weiß wohl, dass die Schule der Stoiker bei den Unkundigen in dem üblen Ruf steht, als sei sie allzu hart, und gebe namentlich Königen und Regenten nicht den besten Rat. Man wirft ihr vor, dass sie behaupte, der Weise kenne kein Mitleid, er verzeihe nicht. - Wenn dies so für sich ausgesprochen wird, lautet es verhasst: Denn sie erscheint so, als ließe sie menschlichen Verirrungen keine Hoffnung mehr, zöge alle Vergehungen zur Strafe. Wäre dem so, warum sollte dann eine Weisheit nicht verhasst sein,

<sup>448</sup> Über Phalaris vgl. Seneca >Über den Zorn<, II, 5.

die da möchte, dass man Mensch zu sein verlernt, und die den Hafen verschließen will, auf den man sich für hilfreiches Entgegenkommen gegen das Schicksal noch einzig verlassen konnte?

Es ist keine [philosophische] Schule gütiger, milder, keine menschenfreundlicher und mehr auf das allgemeine Beste bedacht [als die Stoa], so dass sie recht eigentlich darauf ausgeht, dienstfertig und hilfreich zu sein, und nicht nur für sich, sondern für alle und für jeden Einzelnen zu sorgen. Weichherzigkeit ist eine Verstimmung der Psyche beim Anblick fremden Elends. Oder eine Traurigkeit, durch fremdes Leiden verursacht, von dem man glaubt, es hätte den Einzelnen ohne sein Verschulden getroffen. Verstimmung aber kommt bei dem Weisen nicht vor. Seine Psyche ist heiter, und es kann nichts eintreten, was sie umwölken könnte. Und nichts ist so ehrenhaft als eine große Psyche. Sie kann aber nicht groß sein, wenn Furcht und Kummer sie zerschlägt, den Sinn umdüstert und einengt. Das wird dem Weisen nicht einmal bei seinen eigenen Unglücksfällen begegnen, sondern er wird jede Bitterkeit des Schicksals abwehren und an sich zerbrechen lassen. Er wird immer das selbe ruhige, unerschütterliche Antlitz behalten: Das wäre jedoch nicht möglich, wenn er Traurigkeit über sich kommen ließe. Bedenke dazu, dass der Weise vorwärts schaut und um Rat nicht verlegen ist. Aus trübem Grund kommt nie etwas Klares und Reines. Die Traurigkeit ist unfähig, die Umstände zu erwägen, das Zweckmäßige zu finden, das Gefährliche zu vermeiden, über das Rechte zu entscheiden. Er [der Weise] ist also nicht mitleidig, weil das nicht angeht ohne ein Leiden der Psyche. Ansonsten wird er alles, was die Mitleidigen zu tun pflegen, ebenfalls mit Freuden tun, jedoch mit ganz anderer Gemütsstimmung als diese.

(6) Den Tränen anderer wird der Stoiker abhelfen, nicht die seinen damit vereinigen. Die Hand geben wird er dem Schiffbrüchigen, Herberge geben dem Vertriebenen, seine Spende dem Dürftigen geben, nicht jene schmäbliche, wodurch die Mehrzahl derer, die da barmherzig scheinen wollen, den Bedürftigen mit Ekel von sich weist und seine Berührung scheut, sondern geben wird er vom Gemeingut, wie ein Mensch dem Menschen. Der weinenden Mutter wird er den Sohn schenken und seine Ketten lösen lassen, ihn

vom Tiergefecht [in der Arena] befreien und auch den Leichnam eines Schuldigen begraben lassen. Er wird dies tun mit ruhigem Gemüt, mit unveränderter Miene. So wird der Weise nicht weichherzig sein, aber hilfreich, hilfsbereit, geschaffen zur Stütze für alle und für das allgemeine Wohl eines jeden Menschen; auch auf solche Unglückliche wird er seine Milde ausdehnen, die nach den Umständen zurechtgewiesen und von Fehlern zurückgebracht werden müssen. Denen aber, die vom Schicksal geschlagen sind und im Leiden einen kräftigen Sinn bewiesen haben, wird er mit mehr Freude beispringen. Wo es möglich ist, wird er den Vermittler gegen das Missgeschick spielen. Denn wo wird er lieber seine Güter oder seine Macht anwenden, als wo die Schläge eines Zufalls wieder gutzumachen sind? Seinen Blick wird er nicht niederschlagen, noch sein Gemüt, wenn ein Mitbürger abgekehrten, zerlumpten, mageren Aussehens betteln geht oder ein Greis am Bettelstab schleicht. Übrigens wird er jedem Würdigen dienen und auf die Elenden mit Milde schauen. Mitleid ist nicht weit vom Leiden, es nimmt und zieht etwas davon an sich. Du weißt wohl, es sind schwache Augen, die sich beim Weinen anderer selbst mit Tränen füllen; wahrlich ebenso wie es eine Krankheit ist und keine Heiterkeit, wenn man mit Lachenden immer mitlacht, und dort wo alle gähnen selbst auch den Mund aufreißt. Weichherzigkeit ist eine Schwäche der Psyche, die für Leidende allzu sehr eingenommen sind; wenn man diese dem Weisen zumutet, so fehlt nicht viel, dass man von ihm Jammerklage und Schluchzen bei Leichen verlangt, die ihn nichts angehen.

(7) Nun will ich aber erklären, warum der Stoiker nicht verzeiht. Wir wollen zuerst definieren, was Verzeihung ist, damit wir uns überzeugen können, sie dürfe vom Weisen nicht erteilt werden. Verzeihung ist Erlass verdienter Strafe. Warum der Weise sich dazu nicht verstehen darf, darauf lassen sich diejenigen ausführlicher ein, die sich das zum Zweck gemacht haben. Um darüber kurz zu sein, weil es eigentlich nicht meine Sache ist, sage ich nur: Verziehen wird einem, der bestraft werden sollte. Der Weise aber tut nichts, was er nicht soll, und unterlässt nichts, was er tun soll. Darum erlässt er die Strafe nicht, die er auszuüben verpflichtet ist, sondern was nach

Deinem Wunsch durch Verzeihung erreicht werden soll, lässt Du ihm auf einem ehrenvollen Weg zukommen: Der Weise schont, berät und bessert. Er handelt gerade so, als ob er verzeihen würde, aber verzeiht doch nicht; denn derjenige, welcher verzeiht, gesteht ein, dass er etwas unterlassen habe, was hätte geschehen sollen. Den einen wird er nur mit Worten warnen, nicht mit Strafe belegen, indem er sein besserungsfähiges Alter in Betracht zieht; einem anderen, der offenbar ein verhasstes Verbrechen auf sich geladen hat, wird er sagen, es solle ihm nichts geschehen, weil er im Irrtum handelte oder in Trunkenheit fehlte. Feinde wird er unverletzt, manchmal sogar mit Lob entlassen, wenn sie in ehrlicher Fehde, dem gegebenen Wort, dem Bund, der Freiheit wegen in den Krieg gezogen sind. Das alles sind nicht Erweisungen von Verzeihung, sondern von Milde. Milde hat freien Willen, sie urteilt nicht nach Rechtsformeln, sondern nach Rechtmäßigkeit und Güte. Sowohl freizusprechen steht ihr zu, als, wie hoch sie auch sei, Strafe anzusetzen. Nichts was sie hierin tut, ist so, als ob sie weniger täte als was gerecht ist, sondern in der Ansicht, dass das, was sie bestimmt, das Gerechteste ist. Verzeihen aber heißt, dasjenige nicht strafen,

was man für strafenswert erkennt. Verzeihung ist Erlass verschuldeter Strafe. Die Milde stellt sich vor allem darin sicher, dass sie erklärt, es wäre nicht recht gewesen, wenn denen, die sie freilässt, etwas anderes geschehen wäre. Sie ist also vollständiger und rechtlicher als die Verzeihung. Es ist nach meiner Ansicht hier ein Streit um Worte, in der Sache selbst sind wir einig. Der Weise wird vieles erlassen; viele von nicht gesunder aber heilungsfähiger Gemütsart wird er erhalten. Guten Gärtnern wird er es nachmachen, die nicht nur gerade und schlanke Bäume aufziehen, sondern auch denen, die irgendein Umstand verkrüppelt hat, Stützen geben, um sie gerade zu machen. Die einen beschneiden sie, damit die Äste den schlanken Wuchse nicht beeinträchtigen; den anderen, die wegen schlechter Lage nicht gedeihen wollen, geben sie nahrhaften Boden; wieder anderen, die unter fremden Schatten verkümmern würden, befreien sie zu Licht und Luft. Demgemäß wird der vollendete Weise darauf achten, auf welche Art und Weise diese oder jene Gemütsart zu behandeln sei, und wie das Krumme zurechtgebogen werde.

[Hier brechen die Manuskripte ab.]

# Über das glückliche Leben

## De vita beata

Übersetzung von L. Rumpel, Leipzig 1884, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

(1) Glücklich leben, mein Bruder Gallio<sup>449</sup>, wollen alle; aber was zu einem glücklichen Leben gehört, das ist den meisten unklar oder verborgen. Es ist nicht einfach, zu einem glücklichen Leben zu gelangen; verfehlt man den rechten Weg, so kommt man immer weiter davon ab, je rascher man darauf zuzueilen glaubt. Wenn man gar in die entgegengesetzte Richtung rennt, macht die Eile die Entfernung doppelt schnell größer. Deswegen muss man sich zuerst darüber klar werden, was man eigentlich erstrebt; dann muss man sehen, auf welchem Weg man sein Ziel am schnellsten erreicht. Bereits auf dem Weg dahin, wenn er der richtige ist, wird man erkennen, wie weit man täglich voran kommt, und um wieviel man dem Ziel nähergekommen ist, zu dem uns ein natürliches Verlangen hintreibt. So lange man orientierungslos umherirrt, durch Lärm und Geschrei anderer bald dahin und bald dorthin gezogen, zerrinnt unser kurzes Leben unter vielen Irrtümern, auch wenn man sich Tag und Nacht um eine gute Gesinnung bemüht hat.

Man muss sich daher zuerst entscheiden, was man will und auf welchem Weg man es erreichen kann. Aber nicht ohne einen erfahrenen „Reiseleiter“, der unser Ziel genau kennt; denn hier ist es nicht so, wie auf einer richtigen Reise. Wenn man auf der Straße bleibt und die Leute fragt, die am Ziel wohnen, so kann man kaum den richtigen Weg verfehlen; hier aber täuscht gerade der ausgetretene, viel befahrene Weg am meisten. Vor nichts muss man sich mehr hüten, als dass man wie Herdentiere den Vorausgehenden nachläuft. Nicht darf man dahin gehen, wo die Menge hinzugehen pflegt, sondern dahin, wohin es die Vernunft gebietet. Nichts verwickelt uns in größere Übel, als wenn wir uns nach dem Gerede der Leute richten und das für das Beste halten, was mit großem Beifall der Menge angenommen wird, wovon man viele Beispiele

kennt. Wir müssen nach unserem eigenen Gutdünken leben, nicht nach Vorbildern. Sonst entsteht eine Anhäufung von Menschen, von denen immer einer über den anderen stürzt, wie es bei großem Gedränge geht, wenn das Volk drückt und schiebt, ein Fallender wieder einen anderen umwirft, so dass die Nachfolgenden den Vordenen zum Verderben gereichen. So geht es oft im Leben: Niemand irrt für sich allein, sondern er ist auch Grund und Ursache des Irrs anderer. Es ist gefährlich, sich Vorausgehenden gedankenlos anzuschließen. Da die meisten lieber glauben als denken, wird meistens über das Leben geglaubt, nie recht nachgedacht. Es treibt und jagt uns ein sich immer weiter fortpflanzender Irrtum; und das Vorbild anderer stürzt uns vollends ins Verderben.

Wir können gerettet werden, wenn wir uns von dem großen Haufen lossagen: Die Menge, ihres eigenen Übels Verteidiger, steht der Vernunft entgegen. Und so geht es wie bei den Comitien, wo sich diejenigen über die Wahl eines Prätors wundern, die selbst mitgeholfen haben, wenn der Wind der Gunst von einer anderen Seite weht. Das eine Mal lobt die Menge etwas, das andere Mal tadelt sie es; so geht es bei jedem Urteilspruch, den eine größere Menge fällt.

(2) Wenn vom glücklichen Leben die Rede ist, darfst du nicht wie bei einer Abstimmung zu mir sagen: „Dabei ist offenbar die Mehrheit.“ Das ist kein Beweis für die Wahrheit. Es steht mit der Menschheit nicht so gut, dass das Bessere der Mehrheit gefiele; die Menge ist vielmehr ein Beweis für das Schlechtere! Wir müssen fragen, was das Bessere ist, nicht was das Gewöhnliche ist. Was uns in den festen Besitz beständigen Glückes bringt, nicht was der Menge gefällt, die in Sachen der Wahrheit ein gar schlechtes Urteilsvermögen hat. Zur Masse gehören aber meiner Ansicht nach nicht nur Leute in der Tunika, sondern auch solche, die Kronen tragen. Nicht traue ich den Augen bei der Beurteilung eines Menschen, nicht sehe ich auf die Farbe der Kleider, mit denen man den

<sup>449</sup> Gallio war der ältere Bruder von Lucius Annaeus Seneca. Vor seiner Adoption durch einen reichen Römer hieß er Marcus Annaeus Novatus.

Körper schmückt. Ich habe ein besseres und sichereres Auge, um Wahrheit von Falschheit zu unterscheiden: Was der Geist wert ist, das findet der Geist heraus. Wenn er Zeit gewinnt, sich zu erholen und in sich selbst einzukehren, wird er, von sich selbst gefolt, die Wahrheit eingestehen und zu sich sagen: Was ich bisher getan habe, möchte ich am liebsten ungeschehen machen; wenn ich zurückdenke an meine Worte, beneide ich die Stummen; was ich mir wünschte, erscheint mir jetzt wie Verwünschungen von Feinden; was ich fürchtete, gute Natur, wieviel besser war es als was ich wünschte. Mit vielen stand ich in Feindschaft, und aus dem Hass trat ich mit ihnen in Freundschaft; wenn es überhaupt mit Schlechten Freundschaft geben kann. Ich bin mir selbst noch nicht Freund genug! Ich habe mir alle Mühe gegeben, mich aus der Menge herauszuheben und durch irgendein Talent aufzufallen: Was tat ich anderes, als dass ich mich Geschossen aussetzte und der Bösartigkeit zeigte, wo sie mich treffen könne. Siehst du diejenigen, die deine Beredsamkeit rühmen, die deinem Reichtum nachlaufen, die deine Gunst suchen, die deine Macht erheben? Sie sind alle Feinde oder, was fast dasselbe ist, können es werden. So viele Bewunderer, so viele Neider!

(3) Ich werde in Zukunft auf etwas erprobt Gutes ausgehen, was ich wirklich empfinde, nicht zur Schau trage. Das, was begafft wird, wovon man wartend steht, was einer dem anderen staunend zeigt, das glänzt äußerlich, jedoch inwendig ist es elendig. Suchen wir etwas, das nicht nur gut zu sein scheint, sondern gehaltvoll ist und sich gleich bleibt. Ja, auf der Seite, wo man nicht hinschaut, noch schöner ist. Das wollen wir aufsuchen. Es liegt nicht so weit ab, man kann es finden; man muss nur wissen, wo man hingreifen muss. Jetzt gehen wir wie in der Finsternis am Nächstliegenden vorüber und stoßen gerade an das an, was wir ersehen.

Um dich nicht auf Umwege zu führen, will ich die Ansichten anderer übergehen, die aufzuzählen und zu kritisieren langweilig wäre, und dir nur die meinigen mitteilen. Dabei binde ich mich nicht an einen hervorragenden Stoiker, denn ich habe das Recht, meine eigene Meinung zu haben. Ich kann mich an einen Stoiker anschließen, von einem anderen verlangen, er solle mir seine Ansicht erläutern; vielleicht auch, nach allen aufgerufen, verwerfe ich nichts von dem, was meine Vorgänger

festgelegt haben, und sage nur: „Das ist auch meine Meinung.“ Indessen halte ich mich an die Natur. Von ihr nicht abzuweichen, darin sind alle Stoiker einig. Nach ihrem Gesetz und Beispiel sich zu bilden, das ist Weisheit. Daher: „Glücklich ist ein Leben, wenn es der Natur entspricht.“ Das kann aber nur erreicht werden, wenn der Geist gesund ist und beständig gesund bleibt, sodann wenn er stark und kräftig ist, edel und geduldig, in die Zeit sich schickt, auf den Körper achtet und auf dessen Bedürfnisse, aber ohne Ängstlichkeit; aufmerksam auf alles andere, was zum Leben gehört, ohne zu großen Wert auf irgendetwas zu legen; die Gaben des Glückes nützend, aber ohne ihr Sklave zu sein. Du siehst, auch wenn ich es nicht ausdrücklich sagte, dass daraus eine beständige Gemütsruhe und Freiheit sich ergeben muss und dass alles verschwinden muss, was uns reizt oder schreckt. Denn statt der geringen, flüchtigen und in ihrer Gemeinheit schädlichen Genüsse wird uns eine große, unangefochtene, gleichbleibende Freude zuteil: Friede und Eintracht des Geistes, Größe mit Sanftmut im Bunde. Wildes Wesen ist ein Zeichen der Unbeständigkeit.

(4) Das höchste [Glücks-]Gut<sup>450</sup> kann auch anders definiert werden, so dass der Gedanke derselbe bleibt, nur die Worte lauten anders: Wie ein Heer bald weit ausgebreitet, bald eng zusammengezogen werden kann, sein Zentrum eingebogen, ein Halbkreis gebildet oder als gerade Frontlinie dargestellt werden kann. Wie man es aufstellen mag, seine Kraft ist immer dieselbe; desgleichen die Bereitwilligkeit, der gleichen Partei zu dienen: Ebenso kann die Definition des höchsten Gutes bald ausführlicher und umfassender, bald kürzer und gedrängter gegeben werden. Es ist ganz dasselbe, ob ich sage: „Das höchste Gut ist ein Geist, der das Zufällige gering achtet und an der Tugend seine Freude hat.“ Oder: „Eine unüberwindliche Geistesstärke, Erfahrung, Ruhe im Handeln, verbunden mit viel Humanität und Aufmerksamkeit gegen alle, mit denen man zusammenlebt.“ Man kann auch so sagen: „Glücklich ist derjenige, für den es kein [Glücks-]Gut oder kein Übel gibt, außer einer guten oder schlechten Psyche; der das Edle

<sup>450</sup>Vergl. damit auch die Definition des „höchsten Gutes“ in Ciceros Werk >Über das höchste [Glücks-]Gut und größte Übel<.

ehrt, der an der Tugend den größten Schatz hat, den zufällige Dinge weder stolz machen noch niederschlagen, der kein höheres [Glücks-]Gut kennt, als was er sich selbst geben kann, dessen Lust darin besteht, die Sinnenlust gering zu achten.“ Willst du weiter gehen, so kannst du das beliebig immer wieder anders ausdrücken. Was hindert uns zu sagen: „Ein glückliches Leben besteht darin, dass der Geist frei und hochgesinnt sei, unerschrocken und fest, erhaben über Furcht und Begierde. Der nur das, was anständig ist, für ein [Glücks-]Gut hält, das, was schändlich ist, für ein Übel. Dem alles andere wertlos ist, nicht im Stande, etwas zum glücklichen Leben dazu zu tun noch davon weg zu nehmen; ohne Gewinn oder Schaden für das höchste [Glücks-]Gut kommend oder gehend.“ Wer das zur Grundlage in sich hat, den muss notwendig beständige Heiterkeit begleiten und eine große, aus der Höhe kommende Freude, die sich ihres Eigentums freut und nichts Größeres wünscht, als was sie in sich hat. Wiegt so etwas nicht die kleinlichen, nichtswürdigen, vergänglichen Begierden des Körpers reichlich auf? Jeden Tag, an welchem man dem Genuss der Sinne frönt, muss man auch Schmerzen erleiden.

(5) Du siehst, welche schlimme und schändliche Knechtschaft derjenige erleidet, den Genuss der Sinne und Schmerz, zwei unsichere und ohnmächtige Gebieter, wechselweise beherrschen. Deshalb muss man sich zur Freiheit durchringen. Sie erreicht man durch Gleichgültigkeit gegen das Schicksal. Daraus erwächst jenes unbezahlbare Glück: Ruhe und Erhabenheit eines Geistes, der seinen festen Standpunkt gefunden hat. Der frei ist von Furcht durch Erkenntnis der Wahrheit, der eine hohe, bleibende Freude gewonnen hat, Freundlichkeit und Heiterkeit des Gemütes. An diesen Gütern wird er eine besondere Freude haben, weil sie gleichsam auf seinem eigenen Boden gewachsen, nicht nur ihm zugefallen sind.

Weil ich nun schon weitschweifig geworden bin, noch dies: Glückliche kann derjenige genannt werden, der, von der Vernunft geleitet, nichts [Unnatürliches] mehr wünscht und fürchtet. Steine und Tiere sind zwar auch frei von Furcht und von Traurigkeit, glücklich wird sie aber niemand nennen, weil ihnen das Bewusstsein des Glücks fehlt. Auf der gleichen Stufe stehen Menschen, die durch

Stumpfsinn und Mangel an Selbstbewusstsein gleichsam auf eine tierische Stufe herabgesunken sind. Zwischen Tier und Mensch ist in solchen Fällen kein Unterschied; dort ist gar keine Vernunft, hier eine verkehrte, die zu ihrem eigenen Schaden wirkt.

Glücklich kann niemand werden, der keinen Begriff von der Wahrheit hat. Ein glückliches Leben ist nur dasjenige, das auf einem richtigen und festen Standpunkt ruht und dabei unbeweglich bleibt. Dann ist der Geist rein und frei von allen Übel, wenn er nicht nur über tätliche Angriffe, sondern auch über kleinere Sticheleien hinweggekommen ist, fest sich da behauptet, wo er steht, und seinen Platz verteidigt, auch gegen ein zorniges Andrängen des Schicksals. Mag die Sinnenlust auf Weg und Steg das Gemüt umschmeicheln und alles aufbieten, um uns teilweise oder ganz in Unruhe zu versetzen: Welcher Sterbliche, wenn noch ein Rest wahrer Humanität in ihm ist, wollte Tag und Nacht [von sinnlichen Genüssen] gekitzelt werden, um dem Körper zu dienen und den Geist zu vernachlässigen?

(6) „Aber auch der Geist, sagt man, will sein Vergnügen haben“, kannst du einwenden. - Er hat es und entscheidet über Wohlleben und Vergnügen. Jedoch der Geist der Lebemenschen füllt sich an mit allem, was die Sinne erfreut. Dann blickt er zurück auf das, was vorüber ist: Der schändlichen Lüste eingedenk, frohlockt er über die vergangenen und freut sich im voraus der kommenden. Er ordnet seine Hoffnungen und schickt die Gedanken voraus zu dem, was kommen wird, während der Körper sich in der Gegenwart mästet: Gerade das scheint mir das traurigste von allem zu sein, denn Schlechtes zu wählen statt Gutes ist Verrücktheit.

Ohne gesunden Verstand ist niemand glücklich; und gesunden Verstand zeigt derjenige nicht, der Schlechtes statt Gutes erstrebt. Glückliche ist daher, wer ein richtiges Urteil hat: Wer zufrieden ist mit dem, was da ist, es sei wie es wolle, und mit den eigenen Verhältnissen. Glückliche ist der, dessen ganze Lage von der Vernunft gutgeheißen werden kann. Selbst diejenigen, die das Vergnügen für das höchste Gut erklären, erkennen, wie niedrig sie es gestellt haben. Daher sagen sie, das Vergnügen könne von der Tugend nicht getrennt werden, man könne nicht tugendhaft leben, ohne angenehm zu leben und nicht

angenehm ohne Tugend. Ich sehe nicht ein, wie man so Verschiedenes zusammenstellen kann. Warum soll denn, ich bitte euch, das Vergnügen von der Tugend sich nicht trennen lassen? Wohl deswegen, weil jedes Glücks-Gut aus der Tugend entspringt? Aus diesen Wurzeln entsteht auch das, was ihr liebt und sucht. Wenn es aber unzertrennlich wäre, so würden wir nicht empfinden, dass manches angenehm ist, aber nicht edel; anderes dagegen sehr edel, aber nur schwer und durch Kampf erreichbar.

(7) Bedenke ferner, dass auch bei dem schändlichsten Leben sich Vergnügen einfindet, dass die Tugend aber ein schlechtes Leben gar nicht zulässt; und dass manche unglücklich sind, nicht weil sie kein Vergnügen haben, sondern gerade wegen des vielen Vergnügens, was nicht möglich wäre, wenn das Vergnügen sich ganz mit der Tugend verschmolzen hätte, das die Tugend zwar oft nicht hat, aber auch gar nicht braucht. Warum stellt ihr Unähnliches, ja Entgegengesetztes zusammen? Die Tugend ist etwas Hohes, Erhabenes, Königliches, Unüberwindliches, Unermüdliches; das Vergnügen ist etwas Niedriges, Sklavisches, Schwaches, Hinfalliges, dessen Aufenthaltsort und Wohnung Bordelle und Garküchen sind. Die Tugend dagegen findet man in Tempeln, auf dem Forum, in der Curie, vor Mauern stehend, staubbedeckt, blutend, mit schwieligen Händen. Das Vergnügen steckt oft in den Winkeln und sucht das Dunkel, streicht um Badehäuser und anderen Orten umher, wo man den Ädil zu fürchten hat. Es ist weichlich, entnervt, von Wein und Salben triefend, bleich oder geschminkt und durch Aufputzmittel noch kränker gemacht.

Das höchste Glücks-Gut ist sozusagen unvergänglich. Es kann nicht zu Ende gehen. Es gibt dabei weder Übersättigung noch Reue, denn richtige Gesinnung ändert sich nicht. Sie ist sich nie zuwider und ändert sich nicht, weil sie vollkommen ist. Das Vergnügen aber erlischt gerade dann, wenn es hoch getrieben wird. Es hat nicht viel Spielraum, darum ist es bald zu Ende. Die Lust erlahmt, wenn das erste Feuer erloschen ist; sie wird schließlich zum Ekel. Auch kann man sich nicht auf etwas verlassen, zu dessen Wesen die Veränderlichkeit gehört. Was nur flüchtig vorüber eilt und im Gebrauch schnell erlischt, das kann nichts Wesentliches sein. Es hört bald

auf; schon mit dem Beginn ist das Ende festgesetzt.

(8) Das Vergnügen kommt den Guten und den Schlechten in gleicher Weise zu. Die Schändlichen erfreuen sich an ihrer Schändlichkeit genau so wie die Edlen an dem Anständigen. Darum gaben die Alten die Vorschrift, man solle nicht dem angenehmen, sondern dem rechten Leben nachstreben; so dass das Vergnügen nicht dem Rechten und Guten vorangeht, sondern es begleitet.

Die Natur muss man zur Führerin nehmen; der vernünftige Mensch beobachtet und befragt sie. Glücklich leben und naturgemäß leben ist ein und dasselbe. Was das heißt, will ich genauer ausführen. Es besagt, die körperlichen Anlagen und die Bedürfnisse der Natur sorgfältig, aber nicht ängstlich, als etwas Vorübergehendes, nur für kurze Zeit Gegebenes betrachten. Nicht ein Sklave der Bedürfnisse werden und sich durch nichts Fremdes beherrschen lassen. Was dem Körper angenehm ist und was uns von außen zukommt, sollte man ansehen wie Hilfstruppen im Lager oder wie leichte Truppen. Sie mögen uns dienen, nicht beherrschen; nur so sind sie für unseren Geist von Wert. Äußerlichkeiten dürfen einen Mann nie einnehmen und beherrschen. Er halte nur auf sich selbst etwas, vertraue nur dem eigenen Genius, baue sein Leben selbstverantwortlich auf und sei stets auf alles gefasst. Sein Selbstvertrauen ist nicht ohne Erkenntnis, seine Erkenntnis nicht ohne Beharrlichkeit. Was er für recht hält, dabei bleibe er; und was er beschlossen hat, das stehe fest. Es ist selbstverständlich, dass ein solcher Mensch tadellos, menschenfreundlich und hochherzig in allem sein wird.

Gesunde Vernunft wird ihm innewohnen. Von ihr wird er sich leiten lassen. Er hat keinen anderen Bestimmungsgrund und Antrieb zur Wahrheit und zur Einkehr bei sich selbst. So ist auch die Natur, die die ganze Welt umfasst und leitet, teils nach außen gerichtet mit ihrem Tun, kehrt aber doch immer wieder in sich zurück. So tue es auch unser Geist. Wenn er, den Sinnen folgend, sich nach außen gewendet hat, so beherrscht er die Außendinge und sich selbst. Er macht sozusagen das höchste Gut sich unterwürfig. Auf diese Weise wird ihm eine in sich harmonische Macht eigen werden. Daraus wird sichere Vernunft entstehen, die sich nicht widerspricht, die nicht schwankt in Meinungen,

Begriffen oder eigener Überzeugung. Wenn diese sich geordnet hat, klar und harmonisch geworden ist, so erreicht sie das höchste Gut. Nichts Verkehrtes ist mehr da, nichts Unhaltbares, nichts, wodurch man strauchelt oder wankt. Ein solcher Mensch tut alles verstandesmäßig. Nichts Unerwartetes widerfährt ihm. Was er tut, wird gut geraten; leicht und rasch und ohne Aufenthalt. Träges Zögern beweist, dass man noch innerlich kämpft und schwankt. Somit kann man kühn behaupten, dass ein mit sich selber einiger Geist das höchste Gut ist. Wo Übereinstimmung und Einigkeit herrschen, da muss die Tugend sein; denn das Laster macht uneinig.

(9) „Aber auch du“, kann jemand einwenden, „pflegst die Tugend doch wohl nur deswegen, weil du irgend ein Vergnügen von ihr erwartest.“ - Zuerst dieses zur Entgegnung: Wenn die Tugend gelegentlich ein Vergnügen gewährt, so wird sie dennoch nicht deswegen erstrebt. Sie hat eben ein Vergnügen im Gefolge. Man strebt nicht deswegen nach Tugend; aber die Tugend schenkt es zugleich dem, der nach ihr strebt. Wie auf einem Kornfeld auch etliche Blumen <sup>451</sup> mit aufwachsen, ohne dass man diese die Augen erfreuenden Blumen mit Absicht gesät hätte, der Bauer bezweckte Getreide zu ernten, aber sie kamen eben auch: So ist auch das Vergnügen nicht der Lohn der Tugend, auch nicht der Grund für sie, aber eine angenehme Zugabe. Nicht hat man an der Tugend ein Wohlgefallen, weil sie Vergnügen schafft, sondern sie bringt Vergnügen, weil man Wohlgefallen an ihr hat.

Das höchste Glücks-Gut liegt im eigenen Bewusstsein, in der besten Beschaffenheit des Geistes. Wenn er seine Bahn vollendet und sich in seinen Grenzen eingeschlossen hat, so ist das höchste Gut erreicht und er wünscht nichts weiter. Denn über das Ganze hinaus gibt es nichts mehr, ebenso wenig über das Ende hinaus. Darum ist bereits die Frage verkehrt, weshalb ich die Tugend erstrebe. Diese Frage geht über das Höchste hinaus. Du fragst, was ich von der Tugend verlange: Nur sie selbst will ich, sie hat nichts besseres, sie ist ihr eigener Lohn. Oder ist das nicht genug? Wenn ich dir sage: Das höchste Gut ist eine unerschütterliche Geistesstärke, außerdem Umsicht, Feinheit,

<sup>451</sup> Blaue Kornblumen und roter Mohn.

Gesundheit, Freiheit, Einigkeit und Schmuck des Geistes. Verlangst du dann noch mehr? Du sprichst vom Vergnügen. Ich rede vom höchsten Gut des Menschen, nicht von dem des Bauches. Was den betrifft, so ist manches Haustier und Wild glücklicher organisiert als wir.

(10) „Du willst nicht verstehen, was ich meine“, kannst du mir entgegenen. - „Ich sage, niemand könne angenehm leben, ohne zugleich tugendhaft zu leben. Das kann ja aber bei den Tieren nicht der Fall sein, ebenso wenig bei Menschen, deren Gott der Bauch ist. Klar und offen sage ich, dass man ein Leben, das ich ein angenehmes nenne, nicht erlangen kann ohne die Tugend.“ - Wer weiß nicht, dass auch die törichten Menschen im Vollgenuss dessen stehen können, was ihr Vergnügen nennt, dass auch die Schlechten sehr viel Annehmlichkeiten haben, dass der Geist selbst viele schlechte Arten von Vergnügungen veranlasst: Stolz und Selbstüberschätzung, Aufgeblasenheit, die sich über andere erhebt, blinde und unvorsichtige Vorliebe für das Eigene, schlaffe Weichlichkeit, unmäßige Freude über Kindereien, Geschwätzigkeit, Hochmut, der an Verleumdungen seine Freude hat, Faulheit und abgespanntes, träges, schläfriges Wesen. Das alles verwirft die Tugend und nimmt dich am Ohr. Sie prüft das Vergnügen, ehe sie es gestattet. Wenn sie es auch erlaubt, so legt sie keinen großen Wert darauf. Sie lässt es einfach zu. Nicht der Genuss selbst, sondern das Maßhalten macht ihr dabei Freude. Wenn aber die Mäßigung das Vergnügen vermindert, so begeht sie ja ein Unrecht an dem höchsten Gut. Du umarmst das Vergnügen, ich dämpfe es. Du genießt es, ich mache von ihm Gebrauch. Du hältst es für das höchste Gut, ich halte es gar nicht für ein Gut. Du tust alles um des Vergnügens wegen, ich nichts. Wenn ich sage „ich“, so meine ich damit den Weisen, dem du doch allein wahres Vergnügen zuerkennst.

(11) Den aber nenne ich nicht einen Weisen, über dem irgendetwas steht, vollends gar das Vergnügen. Wenn das ihn beherrscht, wie will er der Anstrengung, der Gefahr, der Armut und manch anderen Schrecknissen widerstehen, die das Menschenleben umschwirren? Wie wird er den Anblick des Todes ertragen und den des Schmerzes? Wie das Beben der Erde und das Toben so vieler Feinde, wenn so ein schwacher Gegner ihn

bereits umwirft? Was das Vergnügen verlangt, das wird er tun. Und wieviel wird es von ihm verlangen?

„Es wird“, sagst du, „nichts Unehrenhaftes von ihm verlangen, weil es mit der Tugend verbunden ist.“ - Siehst du nicht daran wieder, was das für ein „höchstes Gut“ ist, das einen Wächter braucht, um überhaupt ein Gut zu sein? Wie kann aber die Tugend das Vergnügen lenken, wenn sie ihm nachläuft, da das Nachlaufen Sache dessen ist, der gehorcht, das Lenken Sache dessen, der befiehlt. So stellt ihr dasjenige, das befehlen soll, hinten hin. Ein treffliches Geschäft hat bei euch die Tugend, nämlich das Vergnügen gleichsam vorher zu prüfen auf seinen Geschmack. Wir wollen sehen, ob sich die Tugend überhaupt da noch findet, wo man sie so schmäählich behandelt. Hat sie ihre Stelle verloren, so kann sie auch den Namen nicht mehr führen. Ich will dir viele zeigen, und darauf kommt es ja eigentlich an, die mitten im Vergnügen sitzen, über die das Glück sein ganzes Füllhorn ausgegossen hat, von denen du jedoch eingestehen musst, dass sie schlechte Menschen sind. Sieh einen Nomentanus und einen Apicius an, die Land und Meer, wie sie selber sagen, für ihre Speisetafel plündern und Tiere aus allen Weltteilen verzehren. Sieh, wie sie auf ihrem Rosenlager liegen und warten, bis es Zeit ist für die Garküche. Wie sie ihre Ohren verwöhnen mit Gesängen, ihre Augen mit Schauspielen, ihre Gaumen an wohlschmeckenden Dingen. Mit weichen Wärmekissen wird über den ganzen Körper ein Reiz verbreitet, und, damit auch für die Nase gesorgt ist, wird selbst der Ort, wo man der Üppigkeit huldigt, mit allerlei Wohlgerüchen angefüllt. Von diesen muss man sagen, sie leben im Vergnügen. Aber richtig wohl kann es ihnen dabei doch nicht sein, weil das, dessen sie sich freuen, kein wahres Gut ist.

(12) „Schlecht wird es ihnen bekommen“, sagt man, „weil manches geschieht, was den Geist verwirrt und weil widersprechende Gedanken sie beunruhigen.“ - Dabei stimme ich dir zu; aber nichtsdestoweniger genießen diese Toren viel Vergnügen, trotz des inneren Schwankens und der Reue, so dass man gestehen muss, sie seien von aller Beschwerde ebenso weit entfernt wie von der richtigen Gesinnung. Sie befinden sich, was bei solchen meistens der Fall ist, in einem heiteren Wahnsinn und in lachender Tollheit. Das

Vergnügen des Weisen dagegen bleibt in Schranken. Es ist bescheiden, gedämpft und kaum merklich. Es kommt, ohne dass man es rufen müsste, und wird, obwohl es von selbst kommt, nicht mit besonderer Freude empfangen. Man lässt es im Leben so zwischendurch kommen, wie Spiel und Scherz unter den Ernst. Man höre also auf, dasjenige verbinden zu wollen, was nicht zusammengehört, nämlich Tugend und Vergnügen, wodurch man nur den Schlechten schmeichelt. Es bildet sich wohl ein Vergnügungssüchtiger ein, weil er vergnügt lebt, lebe er auch tugendhaft. Er hat einmal gehört, Vergnügen und Tugend gehören zusammen. So nennt er sein verkehrtes Treiben sogar Weisheit, und tut groß mit Dingen, die er rechter geheim halten sollte. Diese Leute leben üppig, nicht auf Epikurs Rat hin, sondern dem Laster ergeben verbergen sie ihre Üppigkeit unter dem Deckmantel der Philosophie. Sie laufen dahin, wo sie Lobreden auf das Vergnügen hören können. Sie begreifen wahrhaftig nicht den ernstesten, strengen Begriff, den Epikur mit dem Wort „Vergnügen“ verbindet, sondern sie laufen nur dem Namen nach und suchen einen Verteidiger für ihr leichtsinniges Leben. So geht auch noch das eine verloren, was an ihrem schlechten Leben noch gut war: Die Scheu vor dem Lasterhaften. Sie loben jetzt, worüber sie früher erröteten; ja sie prahlen mit dem Laster. Darum kann selbst die Jugend nicht standhaft bleiben, weil das heillose lasterhafte Leben einen alltäglichen Namen bekommen hat.

(13) Das Lob des Vergnügens wirkt deshalb verderblich, weil die guten Lehren versteckt sind, das Verführerische sich aber an der Oberfläche zeigt. Ich bin der Ansicht, vielleicht hören das meine stoischen Brüder nicht gerne, dass Epikur das Reine und Rechte gelehrt hat, ja wenn man seine Lehre genau betrachtet, ist sie sogar streng. Das Vergnügen läuft am Ende auf eine Kleinigkeit hinaus. Die Regel, die wir für die Tugend aufstellen, die stellt er für den Begriff „Vergnügen“ auf. Er verlangt vom Vergnügen, es müsse der Natur untergeben sein. Was aber der Natur genügt, dabei kann nicht viel Üppigkeit sein. Wie steht es nun damit? Jemand, der träge Ruhe und abwechselnde Genüsse der Kehle und der Wollust als ein Glück bezeichnet, sucht nur für eine schlechte Sache einen guten Namen. Hat er

den, so geht er mit dem schmeichelhaften Namen dem Vergnügen nach, das er vorher im Sinn hatte, nicht dem, das man ihm vortrug. Wenn er einmal angefangen hat zu meinen, seine Fehler stimmen mit jenen Lehren überein, so frönt er ihnen nicht schüchtern und im verborgenen, sondern, im Gegenteil, dann trägt er den Kopf noch hoch bei seinen Ausschweifungen. Ich sage nicht wie die meisten der Unsrigen [der Stoiker], die Schule Epikurs sei eine Lehrerin des Lasters. Ich sage, sie steht in einem schlimmen Ruf, sie ist verschrien, aber zu Unrecht. Wer kann das wissen, der nicht in Epikurs Lehre eingeweiht ist? Der Anschein gibt Anlass zu Gerede und macht zu schlimmen Erwartungen geneigt. Man wähle sich einen ehrbaren Namen und eine Aufschrift, die das Gemüt entflammt, die Laster zu verjagen, die, wenn sie Einlass bekommen, sogleich entnerven. Wer sich der Tugend weihet, zeigt edle Anlage und gewährt Hoffnung. Wer dem Vergnügen nachjagt, erscheint entnervt, heruntergekommen, unmännlich, der Schande nahe. Man muss zwischen Vergnügungen sehr feine Unterschiede machen, damit man erkennt, welche in den Schranken des natürlichen Verlangens bleiben, und welche jäh und ziellos dahin brausen; je mehr man ihnen nachgibt, desto unersättlicher werden sie. - Die Tugend gehe immer voran, dann ist der Weg sicher. Zu viel Vergnügen ist schädlich; jedoch bei der Tugend ist ein Zuviel gar nicht zu befürchten, weil sie ihrem Wesen nach maßvoll ist. Was seine eigene Größe nicht ertragen kann, das ist kein Gut.

(14) Du hast eine vernünftige Natur erhalten: Was kann dir Besseres dargeboten werden als Vernunft? Und wenn dir diese Verbindung gefällt, wenn du in dieser Begleitung gerne durch ein glückliches Leben gehst, so geht immer die Tugend voran, das Vergnügen ist oft der Begleiter. Es folgt, wie der Schatten dem Körper. Die Tugend, das Herrlichste, was es gibt, als Magd dem Vergnügen beizugesellen, das kann nur eine geringer Geist tun. Immer gehe die Tugend voran und trage die Fahne. Wir werden auch Vergnügen haben, aber wir werden es beherrschen und lenken. Wir werden uns erbitten lassen, zwingen wird uns niemand. Diejenigen aber, die das Vergnügen zur Hauptsache machen, haben beides nicht: Die Tugend haben sie verloren und das Vergnügen

haben nicht sie, sondern es hat sie. Entweder quält sie der Mangel an Vergnügen oder sie ersticken im Überfluss davon. Sie fühlen sich elendig, wenn sie es nicht haben, und doppelt elendig, wenn sie es im Überfluss besitzen. Es geht ihnen damit wie Schiffen in einem Meer voller Sandbänke. Das eine Mal sitzen sie auf dem Trockenen, das andere Mal fahren sie auf hochgehenden Wogen dahin. So geht es immer, wenn man zu wenig Maß hält und blind auf etwas hineinfällt. Für denjenigen, der Schlechtes verlangt statt des Guten, ist die Erreichung seiner Wünsche gefährlich. Wie wir auf wilde Tiere mit Anstrengung und Gefahr Jagd machen, wie der Besitz solcher Tiere immer eine gefährliche Angelegenheit ist, weil sie oft ihren Besitzer zerfleischen, so geraten diejenigen, die großen Vergnügungen nachjagen, in großes Leid hinein: Was sie erjagten, jagt nun sie! Je zahlreicher die Vergnügungen sind, desto mehr ist derjenige sein Sklave, der vom Pöbel glücklich genannt wird.

Wir wollen das Gleichnis noch ein wenig betrachten: Wie der Jäger, wenn er das Lager des Wildes aufspürt und sich freut „mit Schlingen zu fangen das Wild“ und „mit Hunden zu umstellen das große Waldgebirge“, um ihre Spur zu verfolgen alles vergisst und viele Geschäfte vernachlässigt, so vergisst auch der, der dem Vergnügen nachjagt, alles. Selbst die Freiheit achtet er gering und opfert sie dem Bauch. Er kauft nicht das Vergnügen, sondern er verkauft sich an dieses.

(15) „Warum soll aber“, fragt man weiter, „Tugend und Vergnügen nicht eins sein und das höchste Gut darin bestehen, dass etwas anständig und angenehm sei?“ - Darum nicht, weil ein Teil der Tugend nur wieder etwas Tugendhaftes sein kann, und weil das höchste Gut nicht rein wäre, wenn es einen unedlen Bestandteil in sich hätte. Auch die Freude, die aus der Tugend entsteht, ist, obwohl sie gut ist, kein Teil des absoluten Guten, so wenig wie Fröhlichkeit und Ruhe, mögen sie auch die besten Ursachen haben. Es sind zwar Güter, aber solche, die eine Folge des höchsten Gutes sind, die aber nicht sein Wesen ausmachen. Wer Vergnügen und Tugend zusammenwirft, und nicht einmal zu gleichen Teilen, der schwächt mit der Zerbrechlichkeit des einen Gutes die Lebenskraft des anderen ab und unterjocht die Freiheit, die nur dann ganz frei

ist, wenn sie das Kostbarste überhaupt ist. Das Glück fängt nun an, zum Bedürfnis zu werden, und das ist die schlimmste Knechtschaft. Die Folge davon ist ein ängstliches, misstrauisches, zaghaftes, allerlei Zufälle und Momente fürchtendes Leben. Die Tugend hat da kein festes unbewegliches Fundament, sondern sie muss auf einem beweglichen Punkt ruhen. Was ist aber so wandelbar, als die Erwartung des Zufälligen, als der Wechsel der körperlichen Zustände und Wechsel der Dinge, die auf den Körper einwirken? Wie kann man da der Natur gehorchen und alles, was geschieht, freudig annehmen, ohne Klagen über das Geschick. Wie kann man sein Schicksal sich zum Besten auslegen, wenn man sich bewegen lässt durch jede Einwirkung von Freude und von Leid? Wer immer an das Vergnügen denkt, der kann auch kein tüchtiger Beschützer oder Verteidiger des Vaterlandes sein, noch ein Beistand für seine Freunde. Das höchste Gut muss darum so hoch stehen, dass es durch keine Macht beeinträchtigt werden kann, dass es unabhängig ist von Schmerz, Furcht und Hoffnung oder von irgendetwas, wodurch das Recht des höchsten Gutes angefochten würde. So hoch kann aber nur die Tugend steigen. Mit ihr allein erreicht man eine solche Höhe. Sie wird fest stehen und alles ertragen, was geschieht; nicht nur es erdulden, sondern gerne tragen, indem sie in jeder Schwierigkeit ein Naturgesetz erkennt. Der Tugendhafte wird wie ein wackerer Soldat Wunden tragen, seine Narben zählen, von Geschossen durchbohrt den Feldherrn lieben, für den er fällt, folgend dem alten Spruch: „Gehorche dem Naturrecht!“ Wer aber klagt, weint und seufzt, der wird gezwungen zu tun, was befohlen ist, und gegen seinen Willen dazu genötigt. Wie töricht ist es aber, sich lieber schleppen zu lassen, als freiwillig zu gehen. Ebenso ist es Torheit und Verkennen der eigenen Lage, sich über ein hartes Geschick zu betrüben oder zu verwundern oder mit Widerwillen zu tragen, was Gute und Böse gleichermaßen treffen kann: Krankheiten, Todesfälle, Gebrechen und was sich sonst noch Widriges im Leben ereignet. Was man nach den allgemeinen Gesetzen der Weltordnung zu tragen hat, das trage man hochherzig; dazu sind wir verpflichtet.

(16) Das wahre Glück besteht in der Tugend. Was wird sie dir für einen Rat geben? Du darfst kein Ding für ein Gut halten, was

nicht Folge der Tugend ist; und nichts für ein Übel halten, was nicht Folge der Schlechtigkeit ist. Du sollst unbewegt bleiben, auch wenn Nachteiliges aus dem Guten entstehen sollte, damit du dem Ideal des Weisen [des Stoikers] ähnlich wirst, so weit es dir möglich ist. Was wird dir für diesen Kampf versprochen? Etwas Großes! Du wirst zu nichts gezwungen sein, du wirst niemanden brauchen, du wirst absolut frei sein, sicher und unverwundbar. Du wirst nichts vergeblich unternehmen, in nichts gehindert sein. Alles wird dir nach Wunsch gehen, nichts Widriges dir begegnen, nichts unerwartet, nichts gegen deinen Willen.

So ist also jene vollkommene Tugend hinreichend zu einem glücklichen Leben? Nicht nur hinreichend, sondern mehr noch: Denn was könnte dem fehlen, der über jeden Wunsch erhaben ist? Was braucht der noch von außen, der all seine Schätze innerlich im Geiste hat? Dennoch braucht der, der nach der Tugend strebt, auch wenn er bereits weit fortgeschritten ist, noch einige Gunst des Schicksals, so lange er im Lebenskampf steht. Die einen sind an Händen und Füßen gefesselt, wieder andere an Eisenketten gelegt. Was ist der Unterschied? Wer geistig vorwärts strebt und sich höher erhoben hat, der trägt bald eine lose Kette mit sich herum.

(17) Es könnte nun einer von denen, die über die Philosophie zu schimpfen pflegen, sagen: „Warum bist du in Worten stärker als in Taten? Warum richtest du dich dennoch in deinen Worten nach Bessergestellten, warum schätzt du dennoch das Geld als ein notwendiges Ding, warum wirst du dennoch angegriffen durch einen finanziellen Verlust, warum weinst du dennoch beim Tode deiner Gattin oder eines Freundes, warum sorgst du dich dennoch um deinen guten Ruf, und warum ärgerst du dich dennoch bei boshafter Nachrede? Warum ist dein Feld sorgfältiger angebaut, als das natürliche Bedürfnis es verlangt? Warum speist du nicht so einfach, wie du es lehrst? Warum hast du wertvolles Hausgerät? Warum trinkt man bei dir einen Wein, der älter ist als du selbst? Warum ist dein Haus so geschmackvoll eingerichtet? Warum lässt du Bäume anpflanzen, die nichts geben als Schatten? Warum trägt deine Frau Ohrschmuck, der ein stattliches Vermögen beweist? Warum ist deine Dienerschaft so schön gekleidet? Warum gilt bei dir das

Aufwarten als eine Kunst? Wird dein Silber nur nach Belieben hingestellt oder mit Sachkenntnis? Warum hast du eigens einen Metzger in deinen Diensten? Warum hast du Besitzungen jenseits des Mittelmeeres? Warum mehr, als was du selber kennst? Du bist entweder zu deiner eigenen Schande so gleichgültig, dass du die geringe Zahl deiner Arbeiter nicht kennst oder so luxuriös, dass du mehr hast, als du im Gedächtnis behalten kannst.“ - Ich will dir später noch mehr sagen, denn ich werde mir selbst Vorwürfe machen, mehr als du denkst. Für jetzt aber gebe ich dir zur Antwort: „Noch bin ich kein Weiser; und dass ich dir vollends eine schlechte Meinung von mir beibringe: Ich werde wohl nie einer werden. Deswegen stelle ich an mich nicht die Forderung, den Trefflichsten gleich zu sein, sondern nur besser zu sein als die Schlechten. Es genügt mir, täglich etwas von meinen Fehlern abzulegen und mir immer wieder meine Verirrungen vorzuhalten. Ich habe es noch nicht zur vollen [geistigen] Gesundheit gebracht und werde es wohl nicht dazu bringen. Ich bereite mir nicht sowohl Abhilfe für meine Gicht, als vielmehr Linderungsmittel, und bin zufrieden, wenn es seltener kommt und weniger heftig sticht. Mit eurem Fußwerk verglichen, bin ich ein gebrechlicher Läufer.“<sup>452</sup>

(18) Nicht von mir ist die Rede, denn bei mir ist noch alles voll von Fehlern, sondern ich spreche von einem, der etwas geleistet hat.

„Deine Worte stimmen nicht mit deinem Leben überein“, hält man mir entgegen. - Das ist ein Vorwurf, den man auch dem Platon, dem Epikur und dem Zenon gemacht hat; von böartigen Menschen ausgesprochen, die selbst den Besten feindlich gesinnt sind. Jene Philosophen lehrten nicht, wie sie selbst leben, sondern wie man leben soll. Von der Tugend rede ich, nicht von mir. Wenn ich auf ein Laster hinweise, denke ich in erster Linie an meine eigenen. Wenn ich es vermag, lebe ich, wie ich sollte. Jene giftgetränkte Böswilligkeit soll mich vom Guten nicht abhalten. Auch das Gift, mit dem ihr andere bespritzt und euch selber umbringt, soll mich nicht abhalten, eine Lebensweise beharrlich zu loben, nicht wie ich sie führe, sondern wie sie geführt werden sollte. Und die Tugend zu verehren und ihr, so weit

<sup>452</sup>Ironisch gemeint. Andere Lesart: „Im Vergleich mit euch aber, ihr Schwachen, bin ich ein Läufer.“

ich auch von ihr entfernt bin, mit wankenden Schritten zu folgen. Sollte ich annehmen, dass es für die Böswilligkeit irgendetwas Unantastbares gäbe? Für sie war weder ein Rutilius zu heilig, noch ein Cato. Warum sollten sie nicht jeden Philosophen für zu reich halten, da ihnen der Kyniker Demetrios nicht arm genug war? Von diesem strengen Mann, der gegen alles kämpfte, was die Natur verlangt, und der darum ärmer war als die anderen Kyniker, weil er sich nicht nur den Besitz, sondern nicht einmal einen Wunsch erlaubte, von diesem sagten sie, er sei für einen Weisen nicht arm genug gewesen. Er war nicht nur ein Lehrer der Tugend, sondern auch der Armut.

(19) Von dem Epikureer Diodor, der sich vor kurzen selber tötete, sagen sie, er habe nicht nach Epikurs Lehre gehandelt, weil er sich die Kehle durchschnitt. Die einen betrachten seine Tat als Wahnsinn, die anderen als einen unbesonnenen Streich. Er aber hat glücklich und mit gutem Gewissen sich selbst ein Zeugnis gegeben, und die Ruhe eines Lebens gepriesen, das in den Hafen eingelaufen ist und Anker geworfen hat. Hört ihr nicht gern seine Worte und scheint euch sein Tun nicht nachahmenswert? Er sagte, bevor er aus dem Leben schied:

„Ich habe gelebt und die Bahn meines Geschickes durchlaufen, wie Fortuna es gab.“

Das eine Mal schwatzt ihr über das Leben eines Menschen, das andere Mal über den Tod eines Menschen. Die Namen großer Männer, die durch irgendetwas Lobenswertes berühmt geworden sind, die bellt ihr an, wie kleine Hunde unbekannte Leute, die des Weges daher kommen. Denn das kommt eurer Schlechtigkeit zu gute, wenn niemand für tüchtig gefunden wird, weil die Tüchtigkeit anderer ein Vorwurf für eure Schlechtigkeit ist. Wider Willen stellt ihr das Glänzende neben eure Nichtigkeit und seht nicht ein, wie sehr ihr euch damit selber schadet. Denn wenn selbst diejenigen, die der Tugend nachstreben, geizig, wollüstig und ehrsüchtig sind, was seid dann ihr, denen bereits der Name der Tugend verhasst ist? Ihr sagt, es leiste keiner, was er mit Worten verkündet, und niemand lebe seinen Reden gemäß. Was Wunder, wenn die Reden so heldenhaft großartig und über alle Stürme des Menschenlebens erhaben sind, während sie streben, von dem Kreuz loszukommen, an das

ein jeder sich selbst angenagelt hat. Diejenigen, die hingerichtet werden, hängen nur an einem Kreuz. Diejenigen aber, die sich selbst zur Strafe leben, hängen ausgespannt an so vielen Kreuzen, wie Begierden in ihnen toben. Wenn es den Fehlern anderer gilt, wissen die Lästere gut zu reden. Ich dünkte, sie unterließen es, wenn nicht manche noch vom Kreuz herab die Zuschauer anspuckten.

(20) „Die Philosophen leisten nicht, was sie sagen“, [hört man die Spötter schimpfen.] - Dennoch, die Philosophen bewirken viel mit dem, was sie lehren, indem sie das Ideal des vollkommenen Ethischguten aufstellen. Würden sie immer auch ihren Worten gemäß handeln, wer wäre glücklicher als sie selber? Indessen darf man treffliche Worte nicht gering achten; noch ein Gemüt, das voll ist von trefflichen Gedanken. Jede Beschäftigung mit nützlichen Studien ist lobenswert, auch die, die keine direkten Wirkungen zeigen. Was Wunder, wenn Leute, die höchste Höhen zu ersteigen unternahmen, den Gipfel nicht ganz erreichten? Menschen, die etwas Großes unternahmen, muss man achten, auch wenn sie zu Fall gekommen sind. Es ist edel, im Vertrauen auf die Kraft der Natur, nicht so sehr auf die eigene, etwas Großes zu wagen und zu unternehmen; sich im Geiste Größeres vorzunehmen, als was selbst die gewaltigsten Geister vermochten. Ein solcher macht sich zum Grundsatz: Ich will mit derselben Miene den Tod kommen sehen, mit welcher ich jetzt von ihm spreche. Anstrengungen, wie groß sie auch sein mögen, will ich mich unterziehen; und der Geist soll den Körper stützen. Reichtum, ob ich ihn habe oder nicht, will ich gering achten; liegt er anderswo, so soll er mich nicht niederschlagen; schimmert er um mich her, so soll mich das nicht übermütig machen. Ob das Glück mir zulächelt oder nicht, das soll mir gleichgültig sein.

Alle Ländereien will ich als mir gehörend betrachten; die meinigen als seien sie Gemeingut. Ich will mir in meinem Leben bewusst bleiben, dass ich für andere zu leben habe, und will der Natur dafür dankbar sein. Denn wie konnte sie besser für mich sorgen? Mich, den Einzelnen, hat sie allen geschenkt; mir, dem Einzelnen, schenkte sie alle. Meinen Besitz will ich weder auf gemeine Weise erhalten, noch verschwenderisch austeilen. Allen Besitz will ich ansehen als ein gütiges

Geschenk. Nicht nach Zahlen und Summen will ich meine Wohltaten schätzen, sondern stets nur nach dem Wert des Empfängers. Was ein Würdiger bekommt, sei mir nie zu viel. Nichts will ich der Meinung anderer zuliebe tun, alles nach bestem Wissen und Gewissen. Was ich ganz im Geheimen tue, will ich so tun, als wäre das ganze Volk mein Zeuge. Mit Essen und Trinken will ich aufhören, sobald das natürliche Bedürfnis gestillt ist, damit nicht der Bauch überladen wird und sich übergeben muss. Gegen Freunde will ich gefällig sein; gegen Feinde mild und nachsichtig. Ich will gewähren, ehe ich gebeten werde. Anständigen Bitten will ich entgegenkommen. Ich will nie vergessen, dass die ganze Welt mein Vaterland ist. Sobald die Natur einmal meinen Geist zurückfordert oder ich ihn selber zurückgebe, will ich den irdischen Schauplatz verlassen mit dem Zeugnis, dass ich ein gutes Gewissen geliebt habe und ein edles Streben. Auch dass durch mich keines Menschen Freiheit beeinträchtigt worden sei, auch meine eigene nicht.

(21) Wer sich solches vornimmt und es versucht, dessen Weg führt in die Höhe. Auch wenn er nicht immer auf diesem Weg bleibt, so hat er doch Großes unternommen. Ihr anderen freilich, die ihr die Tugend und ihre Verehrer hasst, ihr tut nichts Ungewöhnliches: Kranke Augen scheuen das Sonnenlicht, und der helle Tag ist den Nachttieren zuwider, so dass sie bei den ersten Strahlen des neuen Tages stutzig werden und da und dort ihre Schlupfwinkel suchen, in denen sie sich lichtscheu verkriechen. Übt nur eure schlimmen Zungen im Herabsetzen der Guten. Setzt den Stoikern nur zu, beißt nach ihnen, aber ihr werdet eher eure Zähne einbüßen, als jene verletzen.

„Wieso beschäftigt sich jener mit der stoischen Philosophie und ist dabei ein reicher Mann? Wieso lehrt er, man müsse irdische Güter gering achten und hat doch solche? Das Leben soll man gering achten und doch lebt er? Auch nach der Gesundheit soll man nicht zu viel fragen, und doch pflegt er seine sorgfältig und wünscht am liebsten, recht gesund zu sein? Die Verbannung nennt er ein leeres Wort und sagt: Was ist denn daran Schlimmes, in einer anderen Gegend zu leben? Und doch bleibt er, wenn er darf, im Vaterland bis ins höchste Alter? Ferner sagt er, es sei kein Unterschied, ob man länger oder kürzer lebt, dehnt aber,

wenn ihn nichts hindert, sein Leben möglichst aus und grünt noch ganz behaglich im hohen Alter?“ - Er [der Stoiker] lehrt ja nur die Geringschätzung der genannten Dinge. Er sagt nicht, man dürfe sie gar nicht haben, sondern nur, man solle sein Herz nicht daran hängen. Er wirft diese Dinge nicht weg, sieht sie aber ruhig gehen, wenn er sie verliert. Wo könnte das Schicksal den Reichtum sicherer anlegen, als bei einem Menschen, von dem es ihn ohne Klage wieder zurück bekommt? Marcus Cato pries den Curius und Coruncanus und jene Zeit, wo wegen des Besitzes von einigen Silberstücken der Censor einschritt. Er besaß aber selber vierzig Millionen Sesterzen; weniger zwar als Crassus, aber doch mehr als Cato Censorius. Vergleicht man es, so übertraf sein Vermögen das seines Urgroßvaters um vieles mehr, als Crassus das seinige. Und wenn ihm noch größerer Reichtum zugefallen wäre, er hätte ihn auch nicht weggeworfen, denn der Weise hält sich keineswegs der Gaben des Zufalls unwert. Er liebt Reichtum nicht, aber einen gewissen Vorzug gibt er ihm. Nicht in sein Gemüt und in sein Herz nimmt er ihn auf, aber in sein Haus. Er verschmäht ihn nicht, wenn er ihn besitzt, sondern er hält ihn zusammen. Es ist ihm lieb, wenn seiner Tugend mehr Hilfsmittel zu Gebote stehen.

(22) Kann man aber zweifeln, dass ein weiser Mensch, der im Reichtum lebt, mehr Mittel hat seinen Geist zu entwickeln als in der Armut? Bei Armut kann sich die Tugend nur auf eine einzige Weise äußern, dass sie sich nicht beugen noch unterdrücken lässt; wogegen bei Reichtum ein weites Feld offen steht für Mäßigung, für Freigebigkeit, für Tätigkeit, alles Beweise für gute Verwendung und einer großartigen Gesinnung.

Verachten wird sich der Weise nie, wie klein er auch von Statur sein mag; doch wird es ihm lieb sein, wenn er groß gewachsen ist. Auch bei einem schwächlichen Körperbau und wenn er ein Auge verloren hat, wird er kraftvoll sein. Lieber jedoch wird er Körperstärke zu besitzen wünschen, ohne dabei zu übersehen, dass in ihm noch etwas anderes ist, das mehr als Körperstärke vermag. Krankheit wird er ertragen, Wohlbefinden wünschen. Manches, obwohl es für das Wesentliche nicht von Bedeutung ist und wegfallen kann, auch ohne dass das Hauptgut dadurch verloren geht, trägt doch etwas bei zu einer ununterbrochenen und

aus der Tugend entspringenden Heiterkeit. Reichtum stimmt und erheitert den Weisen so, wie den Seefahrer ein günstiger und fördernder Wind oder wie ein schöner Tag oder wie im Winter bei Frost ein sonniger Platz. Welcher Philosoph, ich rede von den Stoikern, die die Tugend doch für das einzige Gut halten, wird ferner leugnen, dass das, was wir gleichgültige Dinge nennen, irgendeinen Wert in sich habe und das eine über dem anderen steht. Einige von diesen Dingen ehrt man in einem gewissen Grade, andere in hohem Grade. Darum irre dich nicht, Reichtum gehört zu den Dingen, die den Vorzug haben.

Du entgegnest: „Willst du mich denn lächerlich machen, wenn er bei dir den gleichen Rang einnimmt, wie bei mir?“ - Ich werde dir beweisen, dass er bei mir keineswegs den gleichen Rang besitzt. Mir nimmt der Reichtum, wenn er geht, nichts als sich selbst mit. Du aber wirst wie vom Schläge gerührt sein und meinen, du hättest dich selbst nicht mehr, wenn der Reichtum von dir gewichen ist. - Bei mir hat der Reichtum einen unteren Rang, bei dir den obersten. Kurz, ich habe den Reichtum im Besitz, dich jedoch besitzt der Reichtum.

(23) Höre also auf, den Philosophen das Geld zu verbieten. Die Weisheit ist keineswegs zur Armut verdammt. Es kann sein, dass der Philosoph reiche Schätze hat, aber sie sind keinem abgedrungen, nicht mit fremdem Blut befleckt, ohne Frevel gegen einen Menschen erworben und ohne niederträchtige Handgriffe. Die Ausgaben sind dabei so wenig unehrenhaft wie die Einnahmen, und sie pressen keinem Herzen Seufzer aus, nur einem missgünstigen. - Häufe sie so hoch du willst, sie sind rechtlich. Obschon vieles dabei ist, was jeder sein nennen möchte, so findest du nichts, was einer als sein Eigentum ansprechen könnte. Allerdings wird er die Freigebigkeit des Glückes nicht von sich weisen und eines ehrlich erworbenen Erbgutes sich weder rühmen noch schämen. Dennoch wird er sich dessen zu rühmen haben, dass er bei offenem Haus und wenn er die ganze Stadt vor seine Güter hintreten lässt, sagen kann: „Was ein Jeglicher als sein erkennen mag, das soll er nehmen.“ O des großartigen, auf die edelste Weise reichen Mannes, wenn das Resultat zeigt, wie sehr er zu dieser Aufforderung Grund hatte, wenn er nach diesem Aufruf keinen Heller weniger hat, wenn

er ohne Gefahr und Bedenken allem Volk Einsicht zu nehmen freistellen konnte, wenn keiner etwas gefunden hat, worauf er seine Hand legen konnte: Stolz und vor aller Welt mag derjenige reich sein. So wenig der Weise auch nur einen Denar über seine Schwelle kommen lassen wird, der zu Unrecht erworben wäre, ebenso wenig wird er auch große Schätze als eine Gabe des Glücks verschmähen und ihnen den Zugang verwehren. Denn warum sollte er ihnen nicht einen Platz vergönnen, wo sie wohl aufgehoben sind? Mögen sie kommen und als Gäste einkehren! Er wird sie weder zur Schau stellen, noch verstecken. Das erstere verriete einen dummen, hochmütigen Geist, als besäße er ein hohes Gut, das letztere einen ängstlichen und kleinlichen Geist. Er wird den Reichtum nicht aus dem Haus hinauswerfen, denn was müsste er dabei sagen? Etwa: „Du bist unnütz!“ Oder: „Ich weiß Reichtum nicht zu gebrauchen.“ Wie er lieber einen Wagen besteigt, wenn er auch den Weg gut zu Fuß zurücklegen könnte, so wird er auch gerne reich sein, wenn es möglich ist, und wird gerne Schätze besitzen. Jedoch leicht entweichende Dinge werden sie ihm sein; und weder er selbst, noch andere Menschen dürfen davon bedrückt werden. Schenken wird er, was spitzt ihr die Ohren und öffnet ihr die Taschen, schenken wird er guten Menschen oder solchen, die er damit verbessern kann. Er wird dabei mit größter Überlegung die Würdigsten auswählen, bedenkend, dass man vom Geben wie vom Nehmen Rechenschaft ablegen muss. Aus gerechten und löblichen Beweggründen wird er geben, denn wenn man schändlich um das Seine kommt, so ist das schlecht geschenkt. Er wird offene Taschen haben, aber keine durchlöcherten; vieles wird aus ihnen herausgehen, aber nichts herausfallen.

(24) Man irrt, wenn man meint, das Schenken sei etwas Leichtes. Es verursacht große Umstände, wenn man planmäßig geben und nicht nach Zufall und Laune verschleudern will. Um den Einen mache ich mich zuerst verdient, dem Anderen erstatte ich zurück; den Einen unterstütze ich, des Anderen erbarme ich mich; dem Einen steuere ich bei, weil er wert ist, dass die Armut ihn nicht herunterbringt und niederdrückt; den Anderen gebe ich nichts, obwohl sie Mangel haben, weil sie doch nicht aus dem Mangel herauskämen, auch wenn ich ihnen viel gäbe. Manchen werde ich eine

Unterstützung anbieten, einigen sogar aufdrängen. Ich kann in dieser Sache nicht gleichgültig sein; nie bekomme ich mehr Schuldner, als wenn ich schenke.

„Wie“, entgegnet einer, „du schenkst in dem Gedanken, es wieder erstattet zu bekommen?“ - Nein, aber auch nicht, um es ganz zu verlieren. Mein Geschenk muss nicht zurückgegeben werden, soll aber wiedererstattet werden können. Eine Wohltat muss angelegt werden, wie ein tief vergrabener Schatz, den man nicht ausgräbt, außer im Falle der Not. Welch reiche Gelegenheit zum Wohltun hat das Haus eines reichen Mannes! Wer wollte denn die Liberalität beschränken auf römische Bürger? Allen Menschen zu nützen befiehlt die Natur, ob es Sklaven oder Freie sind, Freigeborene oder Freigelassene, nach dem Gesetz oder aus Freundschaft frei gewordene, das macht keinen Unterschied. Wo ein Mensch ist, da hat man Gelegenheit, Gutes zu tun. Der Besizende kann sein Geld auch innerhalb der Schwelle hingeben und Freigebigkeit üben, die ihren Namen nicht davon hat, dass man sie Freien schuldig ist, sondern weil sie einem freien Geist entstammt. Sie wird bei dem Weisen nie verschleudert an Schändliche und an Unwürdige, und erschöpft sich nie so sehr, dass sie nicht, so oft ein Würdiger kommt, voll überströmte. Legt daher nicht verkehrt aus, was diejenigen, die nach Weisheit streben, ehrlich, tapfer und mutig aussprechen. Bedenkt, dass nach Weisheit streben und sie schon besitzen zweierlei Dinge sind. Jener wird sagen: Ich weiß ganz gut zu reden, bin aber noch in vielen schlimmen Gedanken befangen. Du darfst noch nicht verlangen, dass ich mein Ideal ganz darstelle. Ich arbeite und bilde noch an mir und strebe nach einem hohen Vorbild. Bin ich einmal so weit, wie ich mir vorgenommen habe, dann kannst du verlangen, dass mein Tun den Worten entspricht. Wer aber die Summe des Menschenwertes erreicht hat, wird anders mit dir verhandeln und wird sagen: Erstens solltest du dir nicht erlauben, über Bessere ein Urteil zu fällen. Wenn ich den Schlechten missfalle, ist es gerade ein Beweis, dass ich das Rechte gewählt habe. Um dir aber Rechenschaft zu geben, was ich keinem Menschen verweigere, so höre, was für Begriffe ich von dem Wert der Dinge habe: Den Reichtum erkläre ich nicht für ein Gut. Wäre er das, so müsste er die Menschen gut machen. Weil nun aber das kein

Gut ist, was auch die Schlechten haben, so kann er kein Gut genannt werden. Übrigens gebe ich zu, dass man Reichtum haben dürfe, dass er nützlich ist und dass er im Leben viele Vorteile gewährt.

(25) Hört weiter, warum ich den Reichtum nicht für ein Glücks-Gut halte, und was der Unterschied ist zwischen eurer und unserer [stoischen] Anschauung, obwohl wir beide zugeben, dass man Reichtum haben dürfe.

Stelle mich in ein reiches Haus, wo man Gold und Silber zu allerlei Gebrauch hat: Ich werde mir nichts darauf einbilden. Ist alles das auch bei mir, so ist es doch nicht in, sondern außerhalb von mir. Bringe mich auf die „hölzerne Brücke“ und stelle mich unter die Bettler: Ich werde mich deswegen nicht verachten, weil ich nun unter Leuten sitze, die die Hand nach Almosen ausstrecken. Denn was liegt daran, kein Brot zu haben, wenn ich die Freiheit habe, aus dem Leben zu gehen, wann ich will. Indessen ziehe ich das glänzende Haus der genannten Brücke vor. Versetze mich unter prachtvolles Gerät und die feinste Ausstattung: Ich werde mich nicht für glücklicher halten, wenn ich ein feines Gewand an habe und wenn meine Gäste auf Purpur sich niederlassen können. Ich werde nicht unglücklicher sein, wenn mein müdes Haupt auf einem Heubündel ruht oder wenn ich auf einem Polster ruhe, wie man sie im Circus sieht, wo durch schlechte Nähte die Polsterung herausfällt, womit es ausgestopft ist. Wie nun? Lieber will ich meine Gesinnung zeigen in anständiger Kleidung von gutem Stoff, als mit nackten oder nur halbbedeckten Schultern. Ginge es mir jeden Tag nach Wunsch und reihte sich ein Freudenfest an das andere: Ich werde deswegen nicht selbstgefällig werden. Verändere dieses günstige Geschick ins Gegenteil. Lass mein Gemüt von diesem oder jenem angegriffen sein, Verluste, Trauer, allerlei Widriges möge mir jede Stunde Stoff zu Klagen bringen; ich werde mich mitten im Elend nicht als elendig bezeichnen und keinen Tag deswegen verfluchen. Denn von meiner Seite ist dafür gesorgt, dass ich keinen Tag unglücklich sein kann. Doch will ich mich lieber in der Freude mäßigen, als den Schmerz bezwingen. So wird auch der berühmte Sokrates zu dir sagen:

„Mache mich zum Sieger über alle Völker, der prächtige Wagen Libers führe mich vom Aufgang der Sonne bis nach Theben,

Perserkönige sollen von mir Recht und Gesetz verlangen, wenn man mich überall als Gott begrüßt, gerade dann werde ich am stärksten mir sagen, dass ich nur ein Mensch bin.“

Bei der schwindelnden Höhe denke ich an einen plötzlichen Wechsel: Dazu bestimmt, den Triumphzug eines wilden stolzen Siegers zu verherrlichen, werde ich nicht geringer sein auf dem feindlichen Wagen, als wenn ich auf dem meinigen stünde; und doch will ich lieber der Sieger sein als der Gefangene. Das ganze Reich des Zufalls achte ich gering. Wenn mir aber die Wahl gelassen wird, wähle ich etwas Günstiges. Was irgend an mich herankommt, das muss gut sein; doch das Leichtere, Angenehmere, Mühelosere ist mir lieber. Ohne Anstrengung darf man sich zwar die Tugend nicht denken, doch die eine Tugend braucht eher den geistigen Ansporn, die andere den Zügel. Wie der Körper, wenn es steil abwärts geht, angehalten, wenn es steil aufwärts geht aber angetrieben werden muss, so befinden sich die einen Tugenden sozusagen oben auf einer Höhe, die anderen unten in einem Tal. Ohne Zweifel wird die Ausdauer, die Tapferkeit, die Beharrlichkeit und jede andere Tugend, die sich an Schwierigkeiten wagt und das Geschick bezwingt, emporstreben, sich dem Schicksal entgegenstemmen und mit ihm kämpfen. Und ist nicht ebenso offenbar, dass Freigebigkeit, Mäßigung und Freundlichkeit mehr abwärts gerichtet sind? Denn da hält man an, um sich nicht zu überstürzen, dort ermuntert und spornt man sich an. Bei der Armut müssen wir daher die tatkräftigsten Tugenden anwenden; solche, die im Kampf noch wachsen. Beim Reichtum dagegen die vorsichtigeren, solche, die dem rüstigen Schritt und dem eigenen Gewicht Einhalt tun.

(26) Da dieser Unterschied einmal besteht, will ich lieber die ruhigeren Tugenden ausüben, als die zu erproben, die oft mit Blut und Schweiß verbunden sind. Somit lebe ich nicht anders, als wie ich rede, jedoch ihr versteht mich nicht richtig. Der Schall der Worte dringt zwar an euer Ohr, jedoch nach der Bedeutung der Worte fragt ihr nicht. „Beide wollen wir etwas haben, und doch soll ich ein Tor sein, du ein Weiser? Was ist das für ein Unterschied?“ fragst du. - Ein sehr großer! Bei dem Weisen dient der Reichtum, bei dem Toren herrscht er. Der Weise lässt dem Reichtum nichts zu, euch der Reichtum alles. Ihr gewöhnt euch daran und

hängt an ihm, als solltet ihr ihn ewig besitzen. Der Weise denkt gerade dann am meisten an die Armut, wenn er rings umgeben ist von Reichtum. Nie traut ein Feldherr dem Frieden so sehr, dass er sich nicht auf Krieg gefasst hielte. Wird auch gerade jetzt keiner geführt, kann er doch jederzeit ausbrechen. Ein schönes Haus fesselt euch, als ob es niemals abbrennen oder einstürzen könnte. Schätze nehmen euch dahin, als ob sie niemals in Gefahr kommen könnten, als ob das Geschick nicht jederzeit mächtig genug wäre, sie zu vernichten. Ihr spielt müßig mit eurem Reichtum und seht das Gefährliche nicht dabei. Es geht euch wie den Barbaren, die bei der Belagerung ihrer Stadt den Arbeiten ruhig zuschauen, weil sie die Kriegsmaschinen und deren Wirkung nicht kennen. Ihr träumt so dahin in eurem Wohlstand und bedenkt nicht, dass mancher Unfall da oder dort droht, der bald reiche Beute [euer Hab und Gut] davontragen wird. Mag aber auch dem Weisen sein Reichtum gestohlen werden, sein wahres Eigentum muss ihm bleiben: Sein Leben; froh in der Gegenwart, unbekümmert um die Zukunft.

Ein Sokrates oder einer, der gegen menschliche Zufälle gewappnet und sein eigener Herr ist [d. h. ein Stoiker], kann sagen: „In nichts bin ich fester, als darin, mein Leben nicht nach euren Meinungen einzurichten. Bringt eure gewohnten Sprüche von überall her, ich werde es nicht dafür halten als würdet ihr schimpfen, sondern als würdet ihr wie erbärmliche [kleine] Kinder schreien.“

So wird derjenige reden, dem die Weisheit zuteil geworden ist, ein von Lastern freier Geist, der andere schilt, nicht weil er sie hasst, sondern weil er sie bessern möchte. Er wird hinzusetzen: „Es ist mir um eure Achtung nicht um meinetwegen zu tun, sondern um euret wegen. Die Tugend hassen und angreifen, heißt alle Hoffnung vernichten. Mir könnt ihr nichts Übles antun, so wenig als Leute den „Göttern“, deren Altäre sie umstürzen. Ihr zeigt nur böse Absichten und bösen Willen, auch wo er kein Unheil stiften kann. Ich ertrage eure Halluzinationen, wie der große Jupiter die Torheiten der Dichter erträgt, von denen der eine ihm Flügel angedichtet hat, der andere Hörner, der eine ihn als Ehebrecher und Nachtschwärmer darstellt, der andere als Tyrann, der eine als Verderber geraubter und dazu noch verwandter Freigeborener, der

andere als Vatermörder und als Räuber väterlichen und fremden Reiches. Daraus folgte, dass den Menschen die Scheu vor dem Sündhaften verging, weil sie solche Schandtaten von den „Göttern“ glaubten. Mir macht Derartiges nichts aus. Um euret wegen aber spreche ich die Mahnung aus: Achtet die Tugend hoch! Glaubt denen, denen ihr schon lange nachstrebt und die euch sagen, die Tugend sei etwas Großes. Dies zeigt sich von Tag zu Tag immer mehr. Ehrt die Tugenden, wie die Theisten ihre „Götter“ ehren.“

(27) Notwendig ist es, euch zu ermahnen, achtsam und ruhig zu gehorchen, so oft von jenem Orakel ein Spruch ausgeht. Wenn einer, das Sistrum schüttelnd, Lügen vorträgt, wie man es ihm befohlen hat, wenn einer auf den Knien dahin kriechend ein Geheul erhebt, wenn ein Greis in Leinen gekleidet den Lorbeer trägt und eine Laterne am hellen Tag, mit dem Ruf, irgendein Gott sei erzürnt, da lauft ihr hin und horcht und übertönt euch gegenseitig mit der Versicherung, aus dem Mann rede die Gottheit. Sokrates ruft euch aus dem Kerker zu, den er durch seinen Eintritt gereinigt und zu höheren Ehren gebracht hat:

[Seneca zitiert aus einem unbekanntem Werk:] „Was ist das für ein Wahnsinn, was ist das für ein Treiben, „Göttern“ und Menschen verhasst, dass ihr die Tugenden verletzt mit böartigen Reden? Lobt die Rechtschaffenen, wenn ihr es vermögt; wo nicht, so geht still vorüber. Gefällt es euch, eure hässliche Frechheit zu zeigen, so tut es unter- und gegeneinander, denn wenn ihr gegen den Kosmos wütet, so will ich nicht sagen, ihr begeht eine Gottlosigkeit, sondern ihr bemüht euch vergeblich. Ich [Sokrates] gab einst dem Aristophanes Stoff zu seinen Witzen, ja die ganze Schar der Komödianten hat ihre giftige Lauge über mich ergossen. Doch gerade durch diese Angriffe wurde meine Tugendhaftigkeit verherrlicht. Es gereichte ihr zum Gewinn, ans Licht gestellt und erprobt zu werden. Niemand lernt ihren Wert besser kennen, als wer im Kampf ihre Kraft erprobte.

Wie hart ein Stein ist, weiß der am besten, der ihn zerschlagen muss. Einem einsamen Felsen auf seichtem Meeresgrund will ich gleichen, an den die wilden Wogen von allen Seiten anprallen, ohne ihn von der Stelle zu bewegen oder durch Jahrhunderte dauernden Ansturm zu zerstören. Stürmt und greift an, ich

werde aushalten und siegen. Wer gegen unüberwindlich Festes anrennt, übt seine Kraft nur zum eigenen Schaden. Seht euch lieber nach einem weicheren Stoff um, der nachgibt, in den ihr eure Geschosse einschlagen könnt. Und ihr wollt fremde Fehler finden und über andere zu Gericht sitzen? „Warum wohnt dieser Philosoph so geräumig, warum speist jener so gut?“ An anderen seht ihr jedes Hitzebläschen, während ihr selber mit zahllosen Geschwüren bedeckt seid. Das kommt mir vor, wie wenn ein von der hässlichen Krätze abgemagerter Mensch sich lustig machen wollte über ein Muttermal oder ein Wäzchen an einem sonst tadellos schönen Körper. Werft immerhin dem Platon vor, er habe nach Geld gestrebt, dem Aristoteles, dass er es nahm, dem Demokrit, er habe zu wenig danach gefragt, dem Epikur, er habe es vergeudet, mir selber mögt ihr den Alcibiades und Phaedrus zum Vorwurf machen. Wie glücklich wärt ihr, wenn es euch gelänge,

nur unsere Fehler nachzuahmen! Seht zuerst auf eure eigenen Fehler, die euch tausendfach ankleben, teils von außen stechend, teils innerlich brennend. Es steht im Menschenleben nicht so, wenn ihr auch euren Zustand verkennt, dass ihr Zeit genug hättet, eurer Zunge den Lauf zu lassen gegen Leute, die besser sind als ihr. (28) Das seht ihr nicht ein und setzt eine Miene auf, die zu eurer Lage ganz und gar nicht passt. Wie mancher sitzt ruhig im Circus oder im Theater, während ihn daheim bereits ein Trauerhaus erwartet oder ein anderes Unglück. Ich aber sehe von meiner Höhe herab schon, welcher Sturm, bald losbrechend, euch droht oder bereits ganz nahe ist, um euch oder eure Habe zu verschlingen. Und treibt nicht bereits jetzt, ohne dass ihr euch dessen bewusst seid, ein Wirbelwind wirt im Kreise umher? Wie ein loses Blatt werdet ihr einmal in die Höhe gehoben, bald in die Tiefe hinab geworfen ...“

[Der Schluss ist verloren.]

# Über die Gemütsruhe

## De tranquillitate animi

Übersetzung von A. Forbiger, Stuttgart 1867, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

Seneca beginnt die Abhandlung mit einem Brief seines Freundes Serenus. Diesen lässt er die Klage aussprechen, sein inneres Leben sei noch so schwankend, nicht standhaft genug. Er wendet sich an Seneca wie ein Kranker an einen Arzt mit der Bitte, er möge ihm aus dem unangenehmen Zustand des Schwankens, das er mit einer Gemütskrankheit vergleicht, heraushelfen und ihm sagen, wie er zu der erwünschten Gemütsruhe gelangen könne. Nachdem sich Seneca so das Thema gegeben hat, beginnt er im zweiten Kapitel näher auf den Gegenstand einzugehen, untersucht im Folgenden die Ursachen der mangelnden geistigen Festigkeit und gibt die Mittel gegen sie an.

Serenus war nach Plinius und Tacitus ein Präfekt der Neronischen Leibwache und ein vertrauter Freund Senecas. Plinius berichtet, dass er durch den Genuss von giftigen Pilzen gestorben sei. Seneca schreibt im 63. Brief, er habe den Tod seines Freundes aufs tiefste beklagt.

### Übersicht des Inhalts

Kap. 1: Brief des Serenus an Seneca. Darstellung seines inneren Zustands, der ihm Gemütsruhe und innere Festigkeit zum Bedürfnis mache.

Kap. 2: Nähere Erörterung dessen, was Serenus fehlt und was er zu wünschen habe. Hauptfrage: Wie es dahin zu bringen sei, dass das Gemüt seinen gleichmäßigen und ungestörten Gang gehe, mit sich selbst zufrieden sei, und seinen eigenen Zustand mit Vergnügen betrachten könne. Ursachen der Gemütsunruhe:

- a) Wankelmut und Veränderungssucht,
- b) Trägheit. Verschiedene Äußerungen der Gemütsunruhe bei Begehrlichkeit. Rückzug aus Geschäften bei einem Gemüt, das in sich selbst keinen Halt findet, Neid über das Gelingen der Unternehmungen anderer, Sucht nach Veränderung der Lage und des Ortes, Ekel an dem Bestehenden und Vorhandenen.

Kap. 3: Athenodoros [von Tarsos] rät als Mittel gegen solche Verstimmung: Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten oder auch das Gegenteil, das Zurücktreten in die Wirksamkeit für das private Leben. Auch auf diese Art kann man dem Ganzen nützlich sein. Dabei sei von Athenodoros den Umständen zu viel nachgegeben

worden: Besser sei Abwechslung zwischen Geschäftsleben und Muße. Auch in einem kritischen Zustand des Staates kann ein weiser Mann sich auszeichnen. Beispiel aus der Geschichte Athens. Erst wenn sich gar nichts mehr für den Staat tun lässt, dann Rückzug zu Muße und Wissenschaften.

Kap. 4 - 6: Bevor wir uns auf etwas einlassen, müssen wir achten: a) auf uns selbst und unsere Kräfte; b) auf das Geschäft, auf das wir uns einlassen; c) auf die Menschen, mit denen wir es zu tun haben. Jeder muss sich dahin wenden, wohin ihn das Maß seines Talents zieht.

Kap. 7: Zur Förderung der Gemütsruhe dient treue Freundschaft. Vorsicht in der Wahl.

Kap. 8: Je größer die Vermögensverhältnisse, je mehr Unruhe. Am wenigsten Verdruss bringt die Bescheidenheit.

Kap. 9: Dies wird uns zusagen, wenn wir an der Genügsamkeit Gefallen finden. Das bedeutet: Mehr auf den Nutzen der Dinge sehen als auf ihr Äußeres.

Kap. 10: In misslicher Lage Angewöhnung und Hervorsuchen der erleichternden Umstände. Auf das Ertragen und auf die eigene Erleichterung kommt alles an. Beneide daher die Reichen und Vielbeschäftigten nicht. Lass dich nicht durch deine glückliche Lage zu Hochmut verführen. Begierden müssen in Grenzen gehalten werden.

Kap. 11: Der Weise fürchtet das Schicksal nicht. Er ist bereit, was ihm geliehen war, wieder zurückzugeben. Bereitschaft auf jegliches Schicksal und dessen ständigen Wechsel. Beispiele aus der Geschichte. Die Wünsche sollen sich nicht auf Unmögliches richten, noch auf Unbefriedigendes.

Kap. 12: Zu meiden ist die zweck- und ziellose Geschäftssucht und das Auflauern von Stadtklatsch.

Kap. 13: Die Unzuverlässigkeit des Schicksals und des Glücks soll man nicht außer Acht lassen, so kommt dir nichts unvermutet.

Kap. 14: Der Gemütsruhe ist Eigensinn und Wankelmut gleich hinderlich. Der Geist suche in sich selbst Freuden und finde an den Widerwärtigkeiten des Lebens die beste Seite heraus. Beispiele von Hochherzigkeit bei Verlust und Tod.

Kap. 15: Vor Menschenhass, trotz des Anblicks so vieler Verkehrtheiten der Mitmenschen, muss man sich hüten. Lieber darüber lachen, als hassen oder klagen. Das Beste aber ist, die Fehler der anderen mit Gelassenheit anzusehen. - Bei eigenen wie bei fremden Unglücksfällen soll man dem Schmerz nicht mehr nachgeben, als es vernünftig ist. Schwer zu verstehen ist unwürdiges Schicksal von würdigen Männern. Dabei ist darauf zu sehen, wie sie selber es ertragen. - Zur Gemütsruhe trägt ferner viel bei, dass man sich gibt, wie man ist, fern von Verstellung und ohne sich nach anderen umzuschauen. Dabei ist jedoch Unvorsichtigkeit zu vermeiden, vor allem im Umgang mit Menschen. Zwischen Einsamkeit und Geselligkeit muss man abwechseln. - Der Geist darf nicht in ständiger großer Anspannung bleiben, Erholung bei Scherz und Wein ist notwendig und heilsam, aber Mäßigung. Mürrische Nüchternheit jedoch bringt nichts Großes hervor.

[Brief des Seneca an Seneca]

(1) Wenn ich mein Inneres erforsche, lieber Seneca, so finde ich offenbare und gleichsam handgreifliche Fehler, aber auch verborgene, versteckte, solche die nicht immer da sind, sondern nur zeitweise wiederkehren. Diese möchte ich die lästigsten nennen. Sie gleichen gegnerischen Angriffen, die da stattfinden, wo die Gelegenheit günstig ist, vor denen man nie sicher ist und auch nicht immer auf der Hut sein kann. Das ist mein Zustand, den ich beklage; ich will dir offen alles sagen wie einem Arzt. Von dem, was ich fürchte und hasse, bin ich nicht so völlig frei, dass ich ruhig sein könnte, bin aber auch nicht mehr darin gefangen. Nicht gerade in schlimmen, aber doch in widerwärtigen und peinlichen Umständen befinde ich mich: Ich bin nicht krank, aber auch nicht richtig gesund.

Sage nicht, bei jeder Tugend sei der Anfang schwach, mit der Zeit erst erstarke man und werde fester. Wohl weiß ich, dass alles Herrliche, die Würde, die Beredsamkeit und alles was von dem Urteil der Leute abhängt, allmählich erst zunimmt, und dass sowohl das, was wirklichen Gehalt hat, als auch das, was nur durch den Schein besticht, Jahre braucht, bis es endlich Farbe erhält. Aber ich fürchte gerade, dass die Zeit, die alles fester macht, auch meine Fehler stärker ausbilde. Lange

Gewohnheit macht uns zuletzt das Böse und das Gute gleich lieb. Diese mangelhafte Festigkeit meines nach beiden Seiten schwankenden Wesens kann ich dir nicht in einem Gesamtbild zeigen, sondern nur in einzelnen Zügen. Ich will dir sagen, wo es mir fehlt, gib du der Krankheit den Namen.

Ich habe eine große Neigung zur Sparsamkeit, das gestehe ich. Ein prunkhaftes Bett gefällt mir nicht, auch nicht ein aus dem Schrank hervorgeholtes, mit tausend Gewichten gepreßtes und glattgebügeltes Gewand, sondern ein einfaches Hauskleid, das ich nicht ängstlich schonen muss und unbesorgt gebrauchen darf. Mir genügt ein Essen, zu dessen Beschaffung und Zubereitung nicht viel Aufwand erforderlich ist, kein kostbares, weithergeholtes, sondern eines, das man überall haben kann, das weder den Beutel noch den Magen anstrengt und das nicht wieder hinausgeht, wo es hineingegangen ist. Mein Gehilfe soll ein einfacher, durchschnittlicher Mensch sein; massives Silber liebe ich, wie mein Vater es auf dem Lande hatte, ohne Verzierungen und Künstlernaamen; einen Tisch ohne Intarsien, auch nicht bekannt in der Stadt durch die Anzahl vornehmer Herrschaften, die darauf bewirtet wurden, sondern zum Gebrauch bestimmt und so beschaffen, dass kein Gast ihn allzu wohlgefällig betrachtet und dadurch neidisch wird.

Obwohl ich es gerne einfach habe, besticht mich doch der Aufwand anderer, wie Erziehungsanstalten zur Ausbildung von Dienstpersonal, eine Dienerschaft, kostbarer gekleidet als bei Paraden, und mit Gold geschmückt eine Schar von Sklaven. Ferner ein Haus, prachtvoll wo man hintritt, wo Reichtümer in allen Ecken zu finden sind, dessen Dach sogar glänzen muss, eine Menschenmenge und ein Anhang, der das schwindende Erbgut immer belagert. Was soll ich sagen von dem silberhellen Wasser, das während des Festessens im Saale fließt, was von den Gastereien, angemessen solchen Lokalitäten! Es umflutet mich, wenn ich aus meiner gewohnten bescheidenen Umgebung komme, ein glänzender Luxus und von allen Seiten umtönt es mich. Da schwimmt es mir vor den Augen, und leichter erhebe ich dagegen den Mut als den Blick. Ich ziehe mich wieder zurück, schlechter nicht, jedoch missmutig. Ich gehe nicht mehr stolz unter jenen Nichtigkeiten

umher. Heimlich nagt es an mir und ich grübele darüber, ob denn nicht jenes besser wäre als meine Bescheidenheit. All dieser äußerliche Tand ändert meine Gesinnung zwar nicht, aber es macht doch immer noch einen Eindruck auf mich.

Manchmal meine ich, ich müsse denen folgen, welche mir raten, mich in Staatsgeschäfte zu stürzen, Ehrenstellen und Zeichen der Amtsgewalt zu suchen, nicht um des Purpurs und des Amtsstabes wegen, sondern um meinen Freunden und Verwandten, allen Mitbürgern und allen Menschen hilfsbereit und nützlich zu sein. Dann folge ich wieder dem Zenon, Cleanthes, Chrysispos, die alle sich nicht in Staatsgeschäfte einließen, obwohl sie andere dazu veranlassten. Wenn mich, der ich harte Stöße nicht gewohnt bin, irgendetwas erschüttert, wenn mir etwas begegnet, was meiner unwürdig ist oder wenn mir etwas nicht recht vorangehen will, wie das ja in jedem Menschenleben vielfach vorkommt oder wenn geringfügige Dinge zu viel Zeit in Anspruch nehmen, dann trete ich gerne wieder zurück ins geschäftslose Leben. Wie das Herdenvieh heimwärts rascher geht, selbst wenn es ermüdet ist, so gehe ich nach Hause und beschränke mich wieder mit Freuden auf meine vier Wände. Niemand darf mir da einen Tag rauben. Es kann mir ja doch niemand etwas geben, was solchen Verlust ausgleiche. In sich selbst soll mein Geist sich versenken, sich selber soll er bilden, nichts Fremdes nehme ihn in Anspruch, nichts was vor einen Richter gehört. Erwünscht ist mir die Ruhe, die von Staats- und Privatangelegenheiten nichts wissen will.

Habe ich dann wieder etwas Erhebendes gelesen, haben edle Beispiele mich angespornt, so möchte ich aufs Forum laufen, dem Einen meine Fürsprache leihen, dem anderen meinen Dienst anbieten, der wenigstens nützen will, wenn er auch nicht viel ausrichtet. Da möchte ich einen Übermütigen auf offenem Forum demütigen, den das Glück frech gemacht hat. Was die [rhetorischen] Studien betrifft, meine ich, müsse man die Sache im Auge behalten und so reden, dass die unstudierte Rede dem Sachverhalt entspricht. Wozu Reden ausarbeiten, die auf Jahrhunderte berechnet sind? Begehrt du denn, dass die Nachwelt noch von dir redet? Du bist geboren, um eines Tages zu sterben. Bei einem stillen

Leichenbegängnis gibt es nicht viele Umstände. Ich schreibe daher in einfachem Stil, um Zeit für mich zu gewinnen und nicht um des Ruhmes wegen. Wer nicht für die Zukunft schreibt, braucht sich nicht so viel Mühe zu geben. Habe ich mich dann wieder von der Gedankenfülle erholt, so nehme ich es genauer mit den Worten; trachte danach, im Ausdruck wie in den Gedanken einen höheren Schwung zu nehmen, dass das Wort der Größe des Gedankens gleichkomme. Der grammatikalischen Regeln uneingedenk fahre ich hoch einher und es ist dann nicht mehr mein eigener Stil.

Ich will nicht weiter detaillieren: Überall verfolgt mich dieser Mangel an Festigkeit bei allem guten Willen. Ich fürchte, dass ich mich ganz zerstreue oder immer in der Schwebelage bleibe oder es könnte sonst etwas geschehen, was noch schlimmer ist als das, was ich befürchte, denn unser eigenes Wesen sehen wir immer parteiisch an und Vorliebe besticht das unbefangene Urteil. Viele, meine ich, hätten zur Weisheit gelangen können, wenn sie nicht geglaubt hätten, sie hätten sie schon, wenn sie nicht gegen sich selbst Lügner gewesen wären. Nicht nur fremde, sondern auch eigene Heuchelei ist uns verderblich. Wer hat es je gewagt, ganz wahr gegen sich selber zu sein? Wer schmeichelt nicht sich selber am meisten, wenn er von Lobrednern und Schmeichlern umringt ist?

Ich bitte dich, halte mich für wert, dir meine Ruhe zu verdanken, wenn du ein Mittel kennst, diesem meinem Schwanken ein Ende zu machen. Wohl weiß ich, dass diese Gemütsschwankungen nicht gefährlich sind, dass sie keinen Sturm im Gemüt erzeugen. Darf ich ein, wie mir scheint, passendes Bild von meinem Zustand gebrauchen, der mich quält, so möchte ich sagen: Ich habe die Seekrankheit, obwohl ich mich nicht in einem Sturm befinde. Entreiß mich bitte diesem unerträglichen Zustand. Hilf mir, der ich in Not bin, obwohl ich das rettende Land in Sichtweite habe.

[Antwort-Brief Senecas an Serenus]

(2) Lieber Serenus! Schon lange denke ich darüber nach, mit was ich deinen Gemützustand vergleichen könnte. Ich weiß kein passenderes Gleichnis, als das eines Menschen, der von einer langen und schweren Krankheit genesen ist, aber noch zuweilen von

einigen Unpässlichkeiten und leichten Fieberanfällen ergriffen wird. Obwohl er über die Krankheit hinweg und genesen ist, reicht er noch gerne die Hand dem Arzt und findet jede Wärme des Körpers verdächtig. Nicht ist bei ihm der Körper noch nicht gesund, sondern er ist an die Gesundheit noch nicht ganz gewöhnt. So wie das Meer oder ein See immer noch bewegt ist, auch wenn der Sturm schon schweigt. Du brauchst darum nicht mehr jene stärkeren Mittel, die ich übergehen will, damit du dir nicht selbst Gewalt antust, dich ärgerst, strenger gegen dich bist. Du darfst dir selber vertrauen und glauben, dass du auf dem rechten Weg bist. Unbeirrt von den Fußspuren anderer, die da und dort herumlaufen und den rechten Weg ständig verfehlen.

Nicht aus der Gemütsruhe kommen, was du erstrebst ist etwas Großes, gleichsam etwas Göttliches. Diese Gleichmütigkeit nennen die Griechen Euthymia, Wohlgemutheit, worüber Demokrit ein treffliches Buch schrieb. Ich nenne sie lieber Gemütsruhe. Wir brauchen ja nicht die griechische Sprache nachzuahmen. Die Sache, um die es sich handelt, ist durch einen treffenden Ausdruck zu bezeichnen, der den Sinn des griechischen Wortes wiedergibt, wenn er ihm auch nicht ganz gleicht.

Untersuchen wir also, wie man es dahin bringen kann, dass das Gemüt immer seinen gleichen, ruhigen Gang geht, mit sich selbst zufrieden ist und seinen eigenen Zustand mit Wohlgefallen betrachtet. Und dass dieses Wohlbefinden nicht unterbrochen wird, sondern ständig vorhanden ist, weder auf- noch absteigend, das wollen wir unter dem Wort „Gemütsruhe“ zu verstehen wissen. Wie man dahin gelangen kann, das lass mich im allgemeinen untersuchen. Nimm du dir davon, so viel dir beliebt. Der ganze Zustand muss dargestellt werden, damit jeder sein Teil daraus entnehmen kann. Zugleich wirst du daraus ersehen, dass dein Missfallen an dir selber nicht so schlimm ist, als für diejenigen, die von einem großen Namen beschwert eine glänzende Rolle zu spielen verpflichtet sind; und die mehr aus Ehrgefühl als freiwillig in ihrer Verstellung ausharren. Alle befinden sich in der gleichen Lage, sowohl diejenigen, welche der Leichtsinns, der Überdruß und der fortwährende Wankelmut plagt, denen immer das besser gefällt, was sie *nicht* haben, als auch die anderen, die Untätigen mit ihrer Langeweile.

Auch diejenigen, die sich ruhelos herumwälzen, sich bald so, bald anders hinlegen, bis sie endlich ermüdet zur Ruhe kommen; einem Menschen gleich, der den Schlaf nicht finden kann. Sie ändern immer an ihren Verhältnissen, und wenn sie endlich zur Ruhe kommen, dann nicht weil ihnen endlich der Wechsel verhasst wäre, sondern weil das hohe Alter sie für Neuerungen träge gemacht hat. Auch diejenigen sind hierher zu rechnen, die nicht aus Charakterstärke beharrlich sind, sondern aus innerer Trägheit. Denn sie leben nicht wie sie *wollen*, sondern wie sie es *gewöhnt* sind. Es gibt unzählige Eigentümlichkeiten bei diesem Fehler, die Wirkung ist immer dieselbe: Unzufriedenheit mit sich selbst. Diese Unzufriedenheit kommt aus Mangel an Selbstbeherrschung, aus Verlangen ohne rechter Energie, wo man das, was man wünscht, nicht erreicht oder gar nicht erst wagt. Solche Leute hoffen immer alles, und sind dabei immer schwankend und unbeständig; was notwendigerweise der Fall ist, wenn man vielen Gelüsten nachhängt. Sie schweben allzeit in der Luft, zwingen sich oft zu schwierigen und selbst zu unanständigen Dingen. Ist ihre Mühe ohne Erfolg, so quält sie die vergebliche Selbsterniedrigung. Es ist ihnen nicht etwa leid, dass sie etwas Schlechtes gewollt haben, sondern dass sie nichts dabei erreicht haben. Schließlich bereuen sie das ganze Unternehmen und sie verlieren den Mut, etwas Neues anzufangen. Es beschleicht sie das Schwanken eines Gemütes, das keinen Ausweg mehr sieht, weil es seinen Begierden weder gebieten noch gehorchen kann, das Zögern eines unentschlossenen Lebens und eines unter vereitelten Wünschen erstarrten Gemütes.

Das wird noch ärger, wenn man im Verdruss über Misserfolge sich vom Leben und Treiben ganz zurückzieht. Ein Mensch, der am öffentlichen Leben Freude hatte, tätig und rührig war, kann das nicht ertragen, weil er zu wenig inneren Gehalt hat. Wenn dann die Unterhaltung fehlt, die das Geschäft mit sich brachte, so ist einem solchen sein Haus und die Einsamkeit unerträglich. Sich selbst überlassen ist er sich selbst zur Last. So entsteht der Überdruß, das Missfallen an sich selbst, das Schwanken eines haltlosen und gehaltlosen Geistes, der mit seiner freien Zeit nichts Rechtes anzufangen weiß. Man schämt sich, sich selber den Grund der Verstimmung

eingestehen, das Schamgefühl ist eine innerliche Folter und die verschlossenen Gemütsregungen, die sich nicht austoben können, strangulieren gleichsam sich selbst. Daher der Gram und das Dahinsiechen, das tausendfache Wogen eines unbeständigen Gemütes, das bei jedem Unternehmen aufgeregt, bei jedem Misserfolg deprimiert ist. Darum verwünschen sie ihre Muße und klagen, dass sie nichts zu tun haben. Daher der bittere Neid, wenn andere etwas erreichen. Das stumpfe Nichtstun nämlich nährt die Missgunst; man wünscht, dass alle herabgedrückt werden, weil man sich selbst nicht hinaufschwingen konnte. In dieser Abneigung gegen den Erfolg anderer, am eigenen Glück zweifelnd, zürnen sie über das Geschick, klagen sie über den Zeitgeist, ziehen sie sich in einen Winkel zurück, nagen sie an der eigenen Nichtigkeit und sind sich selbst zur Last und zum Ekel. Der menschliche Geist ist von Natur rührig und zur Tätigkeit geneigt. Erwünscht ist ihm jede Anregung und jeder Anlass, aus sich selbst herauszugehen. Am erwünschtesten ist das oft den unbedeutendsten Köpfen, die sich gern in Vielgeschäftigkeit aufreiben. Wie gewisse Geschwüre die Berührung und das Kratzen gerne haben, wie die hässliche Krätze alles liebt, was reizt, so ist solchen Menschen, an denen die Begierden wie böse Geschwüre ausgebrochen sind, Geschäftigkeit und Emsigkeit ein Genuss. Es gibt ja manches, was dem Körper eine Art von schmerzlichem Genuss bereitet, z. B. sich umdrehen auf die noch nicht müde Seite oder sich immer wieder eine neue Ruhelage geben. So beugt sich Achill bei Homer bald vorwärts, bald rückwärts in verschiedenen Stellungen. Kranke haben die Gewohnheit, nie lange still zu liegen, als ob der Wechsel eine Medizin wäre. So macht man Reisen da- und dorthin, durchwandert die Meeresküsten, es versucht sich der veränderliche Sinn bald zur See, bald zu Lande, nie zufrieden von dem, was er hat. Heute wollen wir nach Kampanien. Bald ist diese herrliche Gegend langweilig. Man wünscht wilde Natur zu sehen. Die bruttischen und lukanischen Waldgebirge wollen wir durchwandern. Etwas Angenehmes wird sich doch in der Wildnis finden, woran der verwöhnte Blick von so vielen unfreundlichen Bildern sich erhole. Tarent wird erstrebt, mit seinem gepriesenen Hafen, dann ein

Winteraufenthalt in milderem Klima, dann eine Häusermenge. Also zurück nach Rom. Schon allzu lange hat das Ohr den Lärm der Stadt nicht mehr gehört; man muss wieder Menschenblut sehen. Eine Reise um die andere wird unternommen, ein Schauspiel wechselt mit dem anderen, wie Lukretius sagt: „So flieht jeder immer vor sich selbst.“ - Aber was hilft es? Man kann sich nicht entfliehen. Das Ich, der lästige Begleiter, geht überall hin mit. Nicht an den Orten liegt der Fehler, sondern in uns selbst. Wir sind zu schwach zu jeglichem Ausharren. Lange behagt uns weder die Anstrengung noch der Genuss, weder das Unsrige noch das Fremde. Manche hat in den Tod getrieben, weil sie ihre Vorsätze oft änderten, aber immer wieder auf das Vorige zurückkamen und nichts Neues erreichten. So fing das Leben und die Welt an, ihnen überdrüssig zu werden. Toll von Genussucht klagen sie: Wozu das ewige Einerlei?

(3) Was für ein Mittel ich gegen solchen Lebensüberdruß vorschlage, fragst du? Das Beste scheint zu sein, wenn man sich, wie Athenodorus [von Tarsus] rät, mit Geschäften, Staatsangelegenheiten und bürgerlichen Dienstleistungen abgibt. Denn wie einige in der Sommerhitze in Abhärtung und Übung des Körpers den ganzen Tag zubringen, wie es für Athleten am besten ist, ihre Arme und ihre Kraft, die bei ihnen die Hauptsache ist, mit viel Aufwand zu stärken, so wird es für die, die sich einmal in den Wettkampf bürgerlicher Angelegenheiten eingelassen haben, das Beste sein, immer in Tätigkeit zu bleiben. Hat sich einer einmal vorgenommen, seinen Mitbürgern und der ganzen Menschheit nützlich zu sein, so übt er sich und macht Fortschritte, wenn er sich recht ins Geschäft hineinstürzt und öffentliche wie private Angelegenheiten nach Kräften betreibt.

Aber weil bei dem unsinnigen Ehrgeiz der Menschen, weil bei so viel Verleumdung, die das Rechte ins Schlechte verkehrt, weil dir deine Ehrlichkeit nicht förderlich ist, weil mehr Hinderndes als Förderndes an dich herantritt, so ist es besser, vom Forum wenigstens, ja möglichst von allen öffentlichen Geschäften dich zurückzuziehen. Ein großer Geist kann seine Wirksamkeit ja auch im Privatleben entfalten. Es ist bei den Menschen nicht wie bei den Löwen und bei anderen Tieren, deren Kraft durch ein Gitter gehemmt wird, ihre

Wirksamkeit vielmehr ist oft die bedeutendste in eingeschränktem Kreise. Der Wirkungsdrang zieht sich nicht zurück, da er immer, auch in der Verborgenheit, sowohl Einzelnen als auch der Gesamtheit mit Gaben, Worten und gutem Rat zu dienen bestrebt ist. Dem Staate nützt nicht nur der, welcher Leute empfiehlt, die sich um Ämter bewerben oder der, welcher Angeklagte in Schutz nimmt oder wer seine Stimme abgibt über Krieg oder Frieden, sondern auch der, der die Jugend begeistert, wer bei dem großen Mangel an tüchtigen Lehrern den Gemütern Tugend einpflanzt, wer Leute, die dem Geld und dem Luxus nachjagen, ergreift und zurückhält oder wenigstens aufhält: Auch wenn er Privatmann ist, wirkt er für die Öffentlichkeit. Oder hat derjenige mehr Verdienst, der unter Fremden und Bürgern oder als Prätor der Stadt den Parteien Recht spricht, als der, der lehrt, was Gerechtigkeit, was Geduld, was Tapferkeit, was Todesverachtung und was für eine herrliche Sache ein gutes Gewissen ist? Darum, wenn man seine Zeit auf solche Studien verwendet, so hat man eigentlich kein Amt ausgeschlagen und sich keiner Pflicht entzogen. Nicht der allein ist ein Soldat, der in der Schlachtreihe steht und den rechten oder linken Flügel verteidigt, sondern auch der, der am Tor Wache steht oder auf irgendeinem anderen, wenn auch nicht besonders wichtigen Posten Wachdienst leistet oder das Zeughaus verwaltet. Auch solche Geschäfte zählen als Kriegsdienstjahre, obwohl man dabei kein Blut sieht. Wer sich zu solchen Studien zurückzieht, der entgeht allem Lebensüberdruß. Man ist weder sich zur Last, noch anderen entbehrlich. Man kann viele zur Freundschaft heranziehen und die Tüchtigsten werden ihm zuströmen. Denn Tüchtigkeit bleibt nie verborgen, auch wenn sie sich zurückzieht. Sie hat ihre Erkennungszeichen, die Würdigen finden ihre Spur.

Wenn man jedoch allen Umgang mit den Menschen aufgibt und ohne geistige Beschäftigung nur für sich lebt, dann kommt in solcher Einsamkeit ohne Studien das drückende Gefühl, man habe nichts zu tun. Man fängt an zu bauen, das Meer weiter hinaus zu rücken, Wasserleitungen anzulegen, allen Geländeschwierigkeiten zum Trotz, und mit der Zeit, die uns die Natur schenkte, beginnt man schlecht haushalten. Die einen gehen mit ihr sparsam um, die anderen verschwenderisch. Die

einen können von ihr Rechenschaft ablegen, die anderen haben kein Zeugnis davon aufzuweisen. Nichts ist schändlicher, als wenn ein Greis mit nichts anderem zeigen kann, dass er lange gelebt hat, als mit der Zahl seiner Jahre.

Athenodorus scheint mir, lieber Serenus, den Umständen zu viel nachgegeben und sich zu schnell zurückgezogen zu haben. Zuweilen muss man sich allerdings zurückziehen, aber allmählich, so dass man gleichsam seine Fahne rettet und seine Ehre. Wer zum Feind kommt, die Waffen in der Hand, hat besser und sicherer zu verhandeln. So, meine ich, müsse es die Tüchtigkeit machen und wer nach ihr strebt. Wenn das Geschick die Übermacht hat und uns die Gelegenheit zum Wirken nimmt, muss man nicht sogleich die Flinte ins Korn werfen und fliehen, einen Schlumpfwinkel suchend, als ob es einen Ort gäbe, wohin das Schicksal uns nicht verfolgen könnte, sondern man sollte sich erst einmal spärlicher in Geschäfte einlassen und nach wohlüberlegter Wahl etwas treiben, wodurch man dem Staate nützen kann. Kann einer nicht als Soldat dienen, so sehe er sich nach anderen Ehrenstellen um; muss er als Privatmann leben, so werde er Redner; darf er nicht öffentlich reden, so stehe er schweigend den Mitbürgern bei; erscheint es ihm gefährlich aufs Forum zu gehen, so sei er in den Häusern, in den Theatern, bei den Festen ein wackerer Kamerad, ein treuer Freund, ein anständiger Gast. Hat er seine bürgerliche Wirksamkeit verloren, so übe er die menschliche. Großen Sinnes haben wir uns nicht in die Mauern einer Stadt eingeschlossen, sondern haben einen Weltverkehr eröffnet, uns für Weltbürger erklärt, um der Tüchtigkeit ein weites Feld zu eröffnen. Ist dir das Gericht verschlossen, darfst du der Rednerbühne und der Volksversammlung nicht nahen, so schaue hinter dich, welche weite Gegenden und wie viele Völkerschaften dir offenstehen. Immer wird der Teil, welcher dir übrig bleibt, größer sein als der, welcher dir verschlossen ist.

Aber sieh zu, dass du nicht wieder den gleichen Fehler machst. Du willst vielleicht nur als Konsul oder sonst in einem hohen Amte dem Staate dienen? Das wäre gerade, wie wenn du nur als Feldherr oder als Kriegstribun Kriegsdienste leisten wolltest. Wenn auch andere höher gestellt sind als du, wenn das Geschick dich ins dritte Glied (zu den Triariern)

gestellt hat, so diene da mit Wort, Ermunterung, vorbildlicher Gesinnung. Auch mit abgehauenen Händen hat ein bekannter Soldat noch ein Mittel gefunden, den Seinen zu nützen: Er hielt einen feindlichen Kahn mit den Zähnen fest. Auch wenn einer nur dasteht, so kann sein Rufen nützlich sein. Etwas Derartiges kannst du tun, wenn das Schicksal dich nicht an eine hervorragende Stelle im Staatsdienst gestellt hat. Stehe nur fest auf deinem Posten und nütze durch Rufen. Stopft man dir den Mund, so bleibe stehen und nütze schweigend. Das Tun eines rechtschaffenen Bürgers ist nie ganz vergeblich. Durch sein Hören und Sehen, durch Miene und Winke, durch stummen Widerstand, durch sein Einhergehen sogar kann er nützen. Wie gewisse heilsame Kräuter durch ihren Geruch nützen, ohne dass man sie schmeckt oder berührt, so verbreitet die Tüchtigkeit ihren Nutzen auch aus der Ferne und in der Verborgenheit. In jeder Lage kann der Wackere wirken, ob er sich ausbreiten und seine natürliche Wirksamkeit entfalten kann oder ob er, in seinem Tun beschränkt, nicht mit vollen Segeln fahren darf, müßig und stumm sein muss, ob er einen engen oder einen weiten Wirkungskreis hat. Oder hältst du das Beispiel einer edlen Muße für weniger nützlich? Weit aus das Beste ist aber, die Geschäftigkeit abwechseln zu lassen mit Muße, so oft die Wirksamkeit durch zufällige Hindernisse oder durch die Verhältnisse des Staates gehindert wird. Nie ist ja alles so ganz abgeschnitten, dass edles Tun völlig unmöglich wäre.

Kann man sich einen übleren Zustand im Staat denken als die Zeit, als dreißig Tyrannen den Staat von Athen zerzausten? Dreizehnhundert ehrbare Bürger hatten sie ermordet, aber damit endete die Wut nicht, sondern steigerte sich sogar noch. In diesem Staat gab es ein Areopag, das gewissenhafteste Kollegium, einen Senat und ein dem Senat ähnliches Volk. Aber jeden Tag versammelte sich die Henkerbande und die unglückliche Kurie war zu eng für die Tyrannen. Konnte jener Staat geordnet heißen, in welchem es so viele Tyrannen gab, als er Trabanten hatte? Nicht einmal die Hoffnung, die Freiheit wieder zu erlangen, konnte jemand hegen. Keine Aussicht auf Abhilfe war vorhanden gegen ein so riesiges Elend, denn wo sollte der unglückliche Staat Männer genug bekommen, wie ein Harmodius war? Und doch lebte in

diesem Staat ein Sokrates, der die trauernden Väter tröstete, diejenigen ermunterte, die an der Republik verzweifelten, der den Reichen, die für ihre Schätze fürchteten, zu bedenken gab, dass sie ihren gefährlichen Geiz zu spät bereuen würden, und der jedem, der ihm nachfolgen wollte, als treffliches Beispiel vorleuchtete, indem er allein unter dreißig Despoten als freier Mann einherging. Athen selbst tötete diesen Mann im Kerker. Er hatte der ganzen Schar von Tyrannen getrotzt, jedoch die Freiheit vermochte seine Freiheit nicht zu ertragen. Ein Beweis, wie auch in bedrängten Zeiten ein weiser Mann Gelegenheit hat, sich auszuzeichnen, während in einem blühenden, glücklichen Staate das Geld, der Neid und tausend andere Laster ohne Waffen die Herrschaft führen.

Je nachdem die Umstände und der Zustand des Staates es gestatten, muss man sich einer vollen oder einer eingeschränkten Wirksamkeit hingeben. In jedem Falle aber muss man sich rühren und nicht untätig sein, erstarrend vor Furcht. Ja gerade der ist ein Mann in des Wortes voller Bedeutung, der, wenn ihn rings Gefahren bedrohen, Waffen und Ketten ihn umklirren, nicht mit seiner Tüchtigkeit scheitert und sich nicht verkriecht. Das darf er nicht. Erhalten darf er sich, aber sich nicht vergraben. Curius Dentatus, wenn ich recht weiß, sprach aus, er wolle lieber tot sein, als wie ein Toter zu leben. Das schlimmste Übel ist, aus der Schar der Lebendigen auszuschneiden bevor man stirbt. Fällt man aber in eine Zeit, wo im Staate nicht viel zu bewirken ist, dann muss man sich eben mehr der Muße und den Studien hingeben. Ebenso wie man bei gefährvoller Seefahrt rechtzeitig in den Hafen einläuft, so muss man auch bei Zeiten sich von den Umständen losreißen und nicht warten, bis man von ihnen im Stich gelassen wird.

(4) In erster Linie müssen wir Acht auf uns selbst haben, dann erst auf die Geschäfte, welchen wir nachgehen, endlich auf diejenigen, für die und mit denen wir zu tun haben. Vor allem ist es nötig, dass wir uns selber richtig beurteilen; denn oft meinen wir mehr leisten zu können, als in Wirklichkeit der Fall ist. Einer beginnt etwas, weil er sich für einen Redner hält. Ein anderer mutet seinen Finanzen mehr zu, als sie leisten können. Ein dritter ruiniert seinen Körper durch übermäßige Anstrengung.

Manche sind nicht geeignet für öffentliche Geschäfte, weil sie zu schüchtern sind, während man dazu eine eiserne Stirn haben muss. Andere taugen nicht an den Hof, weil sie zu starrsinnig sind. Manche können ihren Zorn nicht beherrschen und lassen sich im Unwillen zu unbesonnenen Worten hinreißen. Andere können ihre Laune nicht zügeln und machen gerne gefährliche Witze. Für diese ist die Ruhe besser als das geschäftige Leben. Eine heftige, ungeduldige Natur muss den Reiz einer schädlichen Freiheit vermeiden.

(5) Ferner muss man abwägen, an welche Sache man sich macht und seine Kräfte mit dem vergleichen, was man unternehmen will. Das Bewegende muss immer stärker sein als die Last, sonst unterliegt man. Überdies sind manche Geschäfte nicht nur schwer, sondern auch folgenreich. Sie ziehen andere Arbeiten nach sich. Solche Unternehmungen muss man meiden, aus denen neue komplizierte Beschäftigungen entstehen. Auch darf man nichts beginnen, wovon man nicht wieder zurücktreten kann. Nur da soll man Hand anlegen, wo man ein Ende machen oder wenigstens darauf hoffen kann. Was sich allzu weit ausdehnt und kein Ende absehen lässt, das soll man rechter meiden.

(6) Von größter Wichtigkeit ist auch, dass man unter den Menschen eine Auswahl trifft und sich vergewissert, ob sie es wert sind, dass wir einen Teil unserer Lebenszeit auf sie verwenden und ob der Verlust unserer Zeit ihnen zum Nutzen gereicht. Manche tun ja, als wenn wir ihnen noch danken müssten dafür, dass wir die Ehre hatten, ihnen zu dienen. Athenodorus sagte, er gehe nicht einmal zu Tisch zu einem Menschen, der das nicht für eine Ehre halte. Gewiss wäre er noch weniger zu solchen Leuten gegangen, die ihren Tisch als Freundschaftsdienst hoch anschlagen und ihre Gastmähler als fürstliche Geschenke anrechnen, als ob sie mit solchem Aufwand andere beehren würden. Du musst überlegen, ob du von deiner natürlichen Veranlagung her mehr zum Geschäftsleben oder mehr zu ruhigem Studium und zur Kontemplation geeignet bist. Wohin dein Genius dich führt, dahin musst du dich wenden. Ephorus wurde mit Gewalt vom Forum entfernt, weil man ihn zur Ausarbeitung von Geschichtswerken für geeigneter hielt. Jedoch erzwungene Geistesarbeit, Arbeit, die

der eigensten Natur nicht gemäß ist, hat keinen Wert.<sup>453</sup>

(7) Nichts erquickt den Geist so sehr, als echte treue Freundschaft. Welch ein Schatz ist ein Herz, dem man sicher jedes Geheimnis anvertrauen kann. Dessen Mitwissen du weniger fürchten musst als dein eigenes. Dessen Wort deinen Kummer lindert; dessen Rat deine Pläne befördert; dessen Heiterkeit deine Traurigkeit verscheucht; dessen Anblick dich schon heiter stimmt. Natürlich müssen wir uns solche Menschen zu Freunden wählen, die möglichst frei von Gemütsregungen sind. Denn die Laster schleichen und springen gleichsam auf die Nachbarn über und schaden durch reine Berührung der Mitmenschen. Wie man sich in Pestzeiten in Acht nehmen muss, dass man sich nicht neben Leute setzt, die bereits von der Seuche angesteckt sind, weil man sich durch ihren Hauch anstecken kann, so muss man bei der Wahl der Freunde auf Charaktere Rücksicht nehmen, die möglichst wenig vom Bösen angesteckt sind. Der Anfang mancher Krankheit besteht darin, dass der Gesunde in zu nahe Berührung mit dem Kranken kommt. Doch will ich damit nicht sagen, du dürftest nur den wahrhaft Weisen zum Freund haben, denn wo sollte man den finden, den man bereits seit Jahrhunderten sucht? Kann man den Besten nicht haben, so muss man den am wenigsten Schlimmen nehmen. Du könntest kaum eine glückliche Wahl treffen, wenn du unter den Zeitgenossen eines Plato, Xenophon und jenem Nachwuchs der sokratischen Schule die Besten aussuchen solltest. Oder wenn du in Catos Zeitalter dich umsehen dürftest, wo viele lebten, wert Catos Zeitgenossen zu sein, wo es aber auch die schlimmsten Leute gab, die die größten Verbrechen begingen. Damit ein Cato

<sup>453</sup> Invektive Senecas gegen den „Geschichtsschreiber“ Ephorus, der seine Geschichte(n) „mit Lügen würzte“ [siehe Seneca: >Naturwissenschaftl. Untersuchungen<, XVI. (1)]. Siehe auch die Vorbemerkungen in meinem Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erw. Auflage. Das Erfinden von Gruselgeschichten ist offensichtlich eine weitverbreitete Untugend antiker römischer Geschichtsschreiber gewesen, denn die „Geschichtswerke“ von Tacitus, Sueton und Dio Cassius sind ebenfalls mit „Lügen gewürzt“.

gewürdigt wurde, mussten Anständige da sein, die ihn anerkannten, und Schlechte, an denen seine Tugend sich erproben konnte. In der Gegenwart aber, wo die Tüchtigen dünn gesät sind, wäre die Wahl noch weniger leicht.

Ganz besonders muss man ständig unzufriedene Charaktere meiden, die über alles zu schimpfen und zu klagen wissen. Mag es ein noch so treuer und wohlwollender Mensch sein, er ist doch ein Feind unserer Gemütsruhe, weil er immer unzufrieden ist und über alles klagt.

(8) Gehen wir über zu den Vermögensverhältnissen, der reichsten Quelle menschlichen Unglücks. Alles was uns bedrängt, Todesfälle, Krankheiten, Zukunftsängste, Bedürfnisse, Ertragen von Schmerzen und Existenzwerb werden im Vergleich mit den Übel, die das Geld uns bereitet, nicht übertroffen. Bedenke daher, dass das Leid, nichts zu besitzen, weit geringer ist als die Sorgen, die mit Besitz verbunden sind, dazu kommt noch die Angst, seinen Besitz zu verlieren. Wir werden erkennen, dass die Armut um so weniger Schmerzen bereitet, je weniger sie zu verlieren hat. Es ist falsch zu glauben, die Reichen ertrügen Verluste mit mehr Ruhe. Der kleinste wie der größte Körper fühlt eine Verwundung mit gleich starkem Schmerz. Bion sagt treffend, es tue den kahlköpfigen Menschen so weh wie den reichbehaarten, wenn man ihnen ein einziges Haar ausreißt. Das gleiche gilt von den Armen und Reichen; es schmerzt sie in gleicher Weise. Beiden liegt ihr Geld am Herzen und kann nicht ohne Schmerzen von ihnen genommen werden. Leichter zu ertragen aber ist es, gar nichts zu besitzen, als den Besitz zu verlieren. Darum sind diejenigen vergnügter, wie man sieht, welche der Reichtum nie besucht hat, als diejenigen, die ihn wieder verloren haben. Diogenes, dieser große Mann, hat es erkannt und dafür gesorgt, dass ihm nichts entrisen werden konnte. Nenne diesen sorglosen Zustand Armut, Mangel, Dürftigkeit oder wie du willst: Ich glaube erst dann, dass er *nicht* glücklich ist, wenn du mir einen nennst, dem nichts verlorengehen kann. Es ist geradezu ein königliches Glück, unter Geizigen, Betrügnern, Räubern und Halsabschneidern der Einzige zu sein, dem man keinen Schaden zufügen kann. Wer daran zweifelt, dass Diogenes glücklich gewesen sei, der kann auch daran zweifeln, ob die „Götter“ unglücklich sind, da sie weder

Landgüter noch Gärten haben, weder Pachtland noch Staatsanleihen. Du, der du Reichtum bewunderst, schämst du dich nicht, wer du auch sein magst? Blicke in die Welt hinein: Besitzlos wirst du die „Götter“ finden. Sie geben alles, für sich behalten sie nichts. Hältst du den für arm, der sich alles zufälligen und vergänglichen Besitzes entäußert oder nicht vielmehr einem Gott ähnlich? Hältst du den Pompeianer Demetrius für glücklicher, der sich nicht schämte, reicher als Pompeius zu sein? Täglich zahlte er die Menge seiner Arbeitssklaven aus wie Pompeius seine Soldaten, dem jedoch angeblich zwei Diener und eine geräumige Zelle genug waren. Dem Diogenes lief sein einziger Gehilfe fort. Er hielt es nicht der Mühe wert, ihn wieder zurückzuholen. „Es wäre schlecht“, sagte er, „wenn Manes ohne Diogenes leben könnte, Diogenes aber nicht ohne Manes.“ Hat er damit nicht gesagt: Schicksal, tue was du willst, bei Diogenes hast du nichts mehr zu suchen. Ein Sklave ist mir entlaufen? Nein, als Freier hat er mein Haus verlassen. Die Diener verlangen Kleidung und Kost. Man muss ihre Bäuche wie bei gefräßigen Tieren mit Nahrung versorgen, man muss ihnen Kleider kaufen, Acht haben auf ihre diebischen Finger, ihr Geheul und Geschimpfe ertragen, wenn sie etwas tun sollen. Wie glücklich ist der, der von niemandem abhängt, als nur von sich selber; da hat er leicht nein sagen.

Weil wir jedoch nicht alle so stark sind [wie Diogenes] sollten wir zumindest unseren Besitz beschränken, um weniger den Zufällen des Lebens ausgesetzt zu sein. Wie Körper, die in ihre Rüstung hineinpassen, beim Kampf besser geschützt sind als solche, die durch Übergröße herausragen und dadurch den Verwundungen leichter ausgesetzt sind. Nicht eben in Armut sich befinden, aber doch nicht allzu weit von ihr entfernt sein, das ist das günstigste Vermögensverhältnis für einen Stoiker.

(9) Dieses Maß wird uns gefallen, wenn uns die Sparsamkeit gefällt, ohne die selbst der größte Reichtum nicht ausreicht; besonders wenn man sich nicht anders helfen kann, sondern mit Hilfe der Genügsamkeit die Bescheidenheit in Reichtum verwandelt. Gewöhnen wir uns an, allen unnötigen Aufwand von uns fern zu halten, mehr auf den Nutzen der Dinge zu sehen als auf ihre äußere Schönheit. Die Nahrung ist für den Hunger da,

das Getränk für die Stillung des Durstes; der Sinnenlust gebe man nur so weit nach, als es finanziell möglich ist. Lernen wir, unseren Gliedern etwas zuzumuten, in Kleidung und Nahrung es nicht mit der neuesten Mode zu halten, sondern in der Art der Alten, die sich mit einfacher Nahrung und Kleidung begnügten. Lernen wir, die Genügsamkeit zu steigern und den Luxus zu beschränken; den verwöhnten Gaumen in Zaum zu halten, die Gier zu besänftigen, die Bescheidenheit mit Gleichmut zu betrachten, die Einfachheit zu ehren, wenn wir auch ungern für die natürlichen Bedürfnisse Dinge wählen, die leicht und billig zu beschaffen sind. Lernen wir, ausschweifende Hoffnungen und unmäßige Wünsche, den in die Zukunft strebenden Geist in Fesseln zu halten. Streben wir danach, den Reichtum nicht uns selbst, sondern dem Glück zu verdanken. Dem häufigen Wechsel und der Ungunst des Schicksals kann man nicht entgehen, wenn wir große Hoffnungssegel aufspannen, da ein Schiff mit weit ausgespannten Segeln vom Sturm voll erfasst wird. Man muss die Hoffnungssegel einziehen, damit die Geschosse des Geschickes ins Leere fliegen. Daher hat schon Verbannung und Unglück oft heilsam gewirkt. Durch kleinere Nachteile sind größere geheilt worden, wenn der Mensch guten Lehren kein Gehör schenkte und wenn gelindere Mittel nicht halfen. Warum sollte es nicht heilsam sein, Armut, Schande und Vermögensverlust als Strafmittel zu gebrauchen? Ein Übel muss das andere vertreiben. Gewöhnen wir uns zu speisen ohne eine Menge von Gästen, bedient zu werden von wenigen Dienern, Kleider zu dem Zweck anzuschaffen, zu dem man sie braucht, ebenso einfacher zu wohnen.

Nicht nur im Wettkampf und bei den Spielen des Zirkus, auch im gewöhnlichen Leben muss man einlenken können. Ebenso bei den Studien, der edelsten Arbeit, muss man vernünftig und mäßig zu Werk gehen. Wozu dienen unzählige Bücher und Büchersammlungen, von denen der Besitzer in seinem ganzen Leben kaum den Katalog liest? Die Menge ist fürs Lernen verwirrend und nicht förderlich. Viel nützlicher ist es, sich mit wenigen Schriftstellern nachhaltig zu beschäftigen, als viele nur durchzublättern. Vierhunderttausend Bücher verbrannten in Alexandrien, ein stattliches Denkmal königlichen Reichtums. Mögen andere das

preisen, wie Livius, der dies ein herrliches Werk des Geschmacks und der Sorgfalt der Könige nennt. Nicht Geschmack und Sorgfalt war das, sondern gelehrter Luxus. Ja nicht einmal gelehrter, denn nicht zum Studium, sondern zum Zurschaustellen hatten sie sie gesammelt. Wie viele gibt es, die nicht soviel Kenntnisse besitzen wie ein Sklave; die Bücher nicht ansehen als Mittel zum Studieren, sondern als ein Schmuck ihrer Speisesäle. Man schafft sich daher Bücher an soviel man braucht, zum Schein oder zum Prunken. Gescheiter ist dieser Aufwand, entgegnest du, als die Anschaffung von korinthischen Vasen und Gemälden. Was zu viel ist, ist auf jedem Gebiet von Übel. Wie kann man einen Menschen entschuldigen, der Schränke von Zedernholz und Elfenbein machen lässt, der die Bände unbekannter oder unanständiger Schriftsteller darin sammelt und, zwischen soviel tausend Büchern gähnend, seine Hauptfreude nur an den Schildern und Titeln seiner Bücher hat. Bei den geistlosesten Menschen kann man alle Redner und Historiker finden, und Bücherschränke bis ans Dach hinauf. Selbst in Badehäusern und in Thermen werden Bibliotheken angebracht, als notwendiger Schmuck des Hauses. Man müsste es gelten lassen, wenn es von gar großer Begierde nach Wissen herkäme, aber jene ausgesuchten Werke der ehrwürdigen Stoiker werden nur zur Täuschung hingestellt, als Wandschmuck.

(10) Nun bist du in eine schwierige Lage geraten: Das Geschick hat dir unvermerkt im öffentlichen oder im privaten Leben einen Strick umgelegt. Bedenke, dass Gefesselte am Anfang die Lasten und Hemmnisse ihrer Füße unangenehm empfinden. Einige Zeit später aber, wenn sie sich vorgenommen haben die Sache zu erdulden, lehrt die Not sie, lehrt der Mut sie das mittlerweile Gewohnte mit Leichtigkeit zu ertragen. In jeder Lebenslage wirst du Erfreuliches und Vergnügliches zur Erholung finden, wenn du dir nicht selber lieber ein übles statt ein beneidenswertes Leben bereiten willst. In nichts hat die Natur es besser mit uns gemeint, als dass sie, das Elend kennend, in welches wir hineingeboren werden, uns als Linderungsmittel des Unglücks die *Gewohnheit* gab, die uns auch das Schwerste bald vertraut macht. Wenn das Unglück in seiner Dauer gleich stark wäre wie beim ersten Anprall, so würde es niemand aushalten. Alle

Menschen sind an das Schicksal angekettet, nur haben die einen eine weite und goldene Kette, die anderen eine fest anliegende und rostige. Aber was macht das für ein Unterschied? In Gefangenschaft befinden sie sich alle. Diejenigen, die andere gefesselt haben, sind selber auch gefesselt oder hältst du die Kette am linken Arm für leichter? Den einen fesseln Ehrenstellen, den anderen sein Vermögen. Die einen bedrückt ihre hohe, die anderen ihre niedrige Geburt. Manchen bedrückt fremde Herrschaft, manchen die eigene. Die einen hält die Verbannung immer am selben Ort, die anderen eine Priesterpflicht. Jeder Mensch muss dienen. Man gewöhne sich an seine Lage und klage möglichst wenig über sie; was sie Angenehmes hat, das halte man fest. Nichts ist so herb, dass nicht ein gleichmütiger Mensch einen Trost fände. Ein kleines Areal hat schon oft durch die Kunst dessen, der es einteilte, Platz für viele gewährt. Fasse die Schwierigkeiten klug an. Hartes kann oft erweicht, Enges erweitert, Schweres erleichtert werden, wenn man es geschickt anfängt. Den Bedürfnissen darf man den Zügel nicht schießen lassen, sondern muss sie kurz halten. Ganz unterdrücken kann man sie ja doch nicht. Was unmöglich oder zu schwer ist, das muss man lassen und sich an das Nächstliegende halten, das man zu erreichen hoffen kann. Übrigens darf man nie vergessen, dass alles gleich wertlos ist. Von außen mag es noch so verschieden gestaltet sein, in Wirklichkeit ist alles eitel. Auch soll man Höherstehende nicht beneiden: Wo große Höhe ist, da ist auch jähe Tiefe.

Diejenigen, die ein ungünstiges Geschick auf einen zweifelhaften Platz gestellt hat, werden sicherer sein, wenn sie in einer Stellung, die zu Hochmut Anlass gibt, allen Stolz abtun und ihr Schicksal möglichst herabstimmen. Es gibt zwar viele, welche sich unbedingt auf ihrer Höhe halten müssen, von der sie nicht herabkommen können, ohne zu stürzen<sup>454</sup>, aber eben diese sollen das bezeugen, dass es für sie die größte Last sei, anderen zur Last zu fallen und nicht in der Höhe schweben zu können, sondern auf sie verbannt zu sein. Durch Gerechtigkeit, Freundlichkeit, milde Gesetzgebung und Wohltätigkeit mögen sie sich schützen vor kommendem Wechsel. In

<sup>454</sup> Wie z. B. ein römischer Kaiser.

Hoffnung auf ihn können sie dann ruhiger in der Höhe schweben. Nichts jedoch wird diese vom Schwanken besser befreien, als wenn sie selber ihrem Steigen ein festes Ziel stecken, weit vom äußersten Punkt Halt machen und das Ende nicht der Willkür des Geschickes überlassen. So werden wohl noch Begierden den Geist befallen, aber in Grenzen; sie werden nicht mehr ins Maßlose und Ungewisse gesteigert.

(11) Diese meine bisherigen Ausführungen betreffen den Unvollkommenen, den Mittelmäßigen und Schwachen, nicht den Weisen. Er braucht nicht ängstlich Schritt für Schritt zu gehen. Er hat so viel Selbstvertrauen, dass er nie Bedenken trägt, dem Geschick entgegenzutreten, nie vor ihm zurückweicht. Er braucht es in keiner Weise zu fürchten, weil er nicht nur Diener, Besitz und Ehrenstellen, sondern auch seinen Körper, die Augen, die Hand, alles was das Leben wünschenswert macht, ja sich selber zu den Dingen zählt, auf die man sich nicht verlassen kann. Er lebt, als wäre er nur sich selber geliehen. Er ist bereit, sich ohne Murren wieder herzugeben, wenn es gefordert wird. Darum hält er sich nicht etwa für geringer, weil er weiß, dass er nicht sich selbst gehört. Er wird vielmehr alles so sorgfältig und umsichtig tun, wie ein gewissenhafter Mensch anvertraute Güter zu bewahren pflegt. Hat er sie wieder herzugeben, so wird er sich nicht beim Schicksal beklagen, sondern wird sagen: „Dank für das, was ich besaß. Teuer habe ich es bewahrt. Gern und willig gebe ich es wieder zurück. Willst du mir noch etwas von deinen Dingen lassen, werde ich es noch behalten. Gefällt es dir anders, so gebe ich dir alles zurück: Schmuck und Münzen aus Silber, Haus und Gesinde.“ Fordert die Natur das zurück, was sie uns am Anfang unseres Lebens geliehen hat, so werden wir auch in diesem Falle sagen: „Nimm meinen Geist wieder hin, ich gebe ihn dir besser als du ihn mir gabst. Ich fliehe nicht und weigere mich nicht. Da hast du wieder, was du mir gabst, ohne dass ich es wollte. Willig gebe ich es zurück!“ Dahin zurückzukehren, woher man kam, was ist daran Schweres? Schlecht lebt jeder, der nicht gut sterben kann. Man darf das Leben nicht zu hoch anschlagen. Man muss es unter die geringen Dinge rechnen.

„Wir nehmen es den Gladiatoren übel“, sagte Cicero, „wenn sie auf jede Weise ihr

Leben zu erhalten suchen. Zeigen sie Geringachtung, so gefallen sie uns.“ So ist es auch bei uns. Todesfurcht war schon oft die Ursache des Todes. Das Schicksal, das mit uns spielt, spricht: Wozu soll ich dich aufbewahren, du feiges Geschöpf? Eben weil du deinen Hals nicht darzubieten wagst, darum wirst du um so mehr Wunden und Schläge erhalten. Du dagegen wirst länger leben und rascher sterben, der du den Hieb mutig empfängst, ohne mit dem Nacken zu zucken oder mit den Händen ihn abwehren zu wollen. Wer den Tod fürchtet, wird in seinem Leben nie etwas Rechtes leisten. Wer aber bedenkt, dass der Tod ihm schon von Geburt an bestimmt war, der wird danach leben und wird mit der selben Geistesstärke es dahin bringen, dass die Zukunft ihm nichts Unerwartetes beschert. Alles was kommen kann, sieht er voraus und damit schwächt er den Anprall aller Übel. Was denen, die gefasst und vorbereitet sind, nichts Neues ist, das erscheint den Unvorbereiteten schwer, die immer nur auf Glück hoffen. Tod, Gefangenschaft, Einsturz, Brand, nichts von alledem kommt ganz plötzlich. Ich wusste wohl, unter welch lärmvolles Himmelszelt die Natur mich bannte. Schon sehr oft ertönte Jammergeschrei in meiner Nachbarschaft. Schon sehr oft hat man bei Fackelschein und Talglicht junge Leichen an meiner Türschwelle vorbei getragen<sup>455</sup>. Schon oft ertönte das tiefe Grollen eines einstürzenden Gebäudes. Viele von denen, die mir auf dem Forum, in der Kurie, im geselligen Umgang verbunden waren, hat der Tod hinweggerafft, hat zum Freundschaftsbund verschlungene Hände getrennt. Soll ich mich wundern, wenn Gefahren, die mich immer umschweben, eines Tages wirklich an mich herantreten? Viele Menschen denken nicht an den Sturm, wenn sie zur See fahren. Bei einer richtigen Sache verwende ich auch gerne einen zweifelhaften Autor. Publius, bedeutender als mancher Tragiker und Komiker, wenn er seine spaßigen Mienen und seine nur auf die

<sup>455</sup> Fußnote Hrsg.: Es war römischer Brauch, die Leichen von Kindern bei Nacht, also bei Fackelschein und Talglichtern, zu begraben. So war es auch bei Britannicus, dem Sohn von Kaiser Claudius. Es war kein Zeichen des schlechten Gewissens von Kaiser Nero, sondern allgemeiner Brauch. Siehe mein Buch >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<.

hintersten Plätze berechneten Worte weglässt, sagte unter anderem, was mehr für die Tragödie als für die Komödie passend wäre:

*„Was einem Menschen geschieht, kann jedem Menschen geschehen.“*

Wer sich das recht zu Herzen nimmt und jedes fremde Unglück, von dem es täglich eine große Menge gibt, so ansieht, als habe es auch zu ihm freien Zugang, der wird lange vorher gewappnet sein, ehe es ihn trifft. Wenn man sich zum Bestehen einer Gefahr erst rüstet, wenn sie bereits da ist, so ist es zu spät.

„Ich hätte nicht geglaubt, dass das geschehen werde. - Nie hätte ich gedacht, dass es so kommen würde.“ - Warum denn nicht? Wo ist der Reichtum, dem nicht Armut, Hunger und der Bettelstab auf dem Fuße folgen könnte? Wo die Würde, bei der nicht der Purpur und die Ehrenkleider auch von schmutzigen Entehrungen begleitet sein können, außerdem von Verbannung, Brandmarkung, tausendfachem Makel und äußerster Schmach? Wo ist ein Reich, dem nicht Untergang drohte, ein anderer Herrscher, ein Henker? Die Zwischenräume sind oft ganz klein. Zwischen dem Sitzen auf dem Thron und dem Knien auf dem Boden liegt vielleicht nur eine einzige Stunde. Bedenke daher, dass jede Lage veränderlich ist und dass das, was irgendeinem zustößt, auch dir zustoßen kann. Du bist reich, reicher noch als Pompeius? Als Gaius Cäsar [Caligula] ihm sein Haus öffnete, um das seinige zu schließen, hatte er noch nicht einmal mehr Wasser und Brot. Viele Flüsse besaß er einst, die auf seinem Grund und Boden entsprangen, jetzt musste er um ein paar Tropfen im Palast seines Verwandten betteln. Nachdem ihm sein Erbe ein Staatsbegräbnis bestimmt hatte, ließ er ihn im Palast verhungern und verdursten. - Du hast die höchsten Ehrenstellen bekleidet? So große, unverhoffte und umfassende etwa wie Seianus? An demselben Tag, da ihn der Senat noch begleitet hatte, riss das Volk ihn in Stücke. Götter und Menschen hatten auf diesen Mann an Ehren gehäuft, was nur möglich war, und doch blieb nicht so viel von ihm übrig, dass der Scharfrichter noch etwas zu tun gehabt hätte. - Du bist ein König? Nicht auf Krösus will ich dich verweisen, der den Scheiterhaufen besteigen musste und ihn auch wieder erlöschen sah; der nicht nur sein Königtum überlebte, sondern auch seinen Tod. Auch nicht auf

Jugurtha, der dem römischen Volk noch in demselben Jahre zum Schauspiel wurde, in welchem es ihn gefürchtet hatte. Den afrikanischen König Ptolemäus und den armenischen König Mithridates haben wir unter den Leibwächtern des Gaius gesehen. Der eine wurde verbannt, der andere wünschte unter besserem Schutz entlassen zu werden. Bei solchem Auf- und Abwogen des Geschickes gibst du, wenn du nicht bedenkst, dass alles, was geschehen kann, auch wirklich geschehen werde, dem Unglück eine Gewalt über dich, die derjenige bricht, der vorausblickt.

Weiter ist zu beachten, dass wir uns nicht mit Unnötigem plagen, das heißt, dass wir nicht Unerreichbares begehren oder etwas, das uns zu spät mit großer Beschämung zeigt, wie nichtig und töricht unsere Wünsche waren, nämlich dass die Arbeit zwar nicht ohne Erfolg, aber der Erfolg nicht der großen Mühe wert war. Es ist deprimierend, wenn man sich des Erfolges schämen muss oder wenn das Unternehmen völlig misslungen ist.

(12) Auch das ziellose Umherrennen in Häusern, Theatern und auf öffentlichen Plätzen, wie es manche Leute tun, muss eingeschränkt werden. Solche Menschen bieten sich zu allerlei Geschäften an und wollen immer etwas treiben. Wenn sie ausgehen und man fragt sie: „Wohin? Was hast du vor?“ So werden sie antworten: „Ich weiß es wahrhaftig nicht, aber ich werde diesen oder jenen sehen und irgend etwas zu tun finden.“ Planlos laufen sie umher und suchen Geschäfte. Sie tun jedoch nicht, was sie sich vorgenommen haben, sondern was ihnen eben über den Weg läuft. Ihre Eile ist ohne Zweck und ohne Ziel. Sie gleichen den Ameisen, die im Gebüsch umherlaufen und bald in die Höhe, bald wieder in die Tiefe eilen, ohne dass man weiß warum. Solch ein Leben führen die meisten Menschen und das kann man mit Recht geschäftige Nutzlosigkeit nennen.

Manche rennen, als würde es brennen. Man hat richtiges Mitleid. Sie stürmen dahin und prallen sogar an den Entgegenkommenden an. Sie rennen, um jemandem einen Besuch zu machen, der ihnen denselben nie erwidert. Sie gehen mit einer unbekanntem Beerdigung, sie wollen dem Rechtsstreit eines Prozesskrämers beiwohnen oder der Verlobung einer Person, die bereits öfters verheiratet war oder sie gehen irgend einer Sänfte nach, die sie sogar stellenweise freiwillig tragen. Kommen sie

dann heim, müde ohne Not, so müssen sie sagen, sie wissen eigentlich nicht, warum sie ausgegangen und wo sie überall gewesen sind. Am nächsten Tag rennen sie wieder in der selben Weise herum. Jede Arbeit muss ein bestimmtes Ziel, einen bestimmten Zweck haben. Nicht Liebe zur Tätigkeit ist es, was sie herumtreibt, wie wenn sie verrückt wären, es sind ihre Wahnvorstellungen. Ganz planlos wollen selbst Geisteskranke nicht arbeiten. Vielmehr treibt sie irgendein Scheinbild, dessen Nichtigkeit ihr unklarer Kopf nicht erkennen kann. So führen einen Menschen, der nur ausgeht um die Menge zu vergrößern, nichtige, wertlose Gründe in der Stadt umher. Ohne dass er eigentlich etwas zu arbeiten hat, rennt er bereits am frühen Morgen los. Vergeblich klopft er an vielen Türen an und begrüßt den Portier. Viele empfangen ihn nicht, jedoch keinen trifft er weniger leicht zu Hause an als sich selber.

Eine Folge dieses Übels ist das abscheuliche Laster der Ohrenbläserei, das Ausforschen öffentlicher und geheimer Angelegenheiten, das Wissen von vielen Dingen, die man nicht ohne Gefahr sagen, ja nicht einmal ohne Gefahr hören kann. Deswegen sagte Demokrit: „Wer geruhsam leben will, der betreibe privat und beruflich möglichst wenig Geschäfte.“ *Unnötiges* meinte er, denn im Privaten wie im Berufsleben muss man Vieles notwendig betreiben. Wo aber die Pflicht nicht ruft, da halte man sich zurück.

(13) Denn wer Vieles betreibt, der setzt sich vielfach dem Schicksal aus. Dem Schicksal aber darf man möglichst wenig Angriffsfläche bieten; jedoch sollte man immer über es nachdenken und sich möglichst wenig von ihm erhoffen. „Ich werde eine Schiffsreise machen, wenn nichts dazwischen kommt. - Ich werde Prätor werden, wenn sich nichts in den Weg stellt. - Mein Unternehmen wird höchstwahrscheinlich gelingen, die Möglichkeit besteht jedoch auch, dass es fehlschlägt.“ So denkt der Weise. Und deswegen, behaupte ich, kommt für ihn nichts unerwartet. Von den menschlichen Unglücksfällen nehmen wir ihn nicht aus, aber von den Irrtümern. Auch ihm geht nicht alles nach Wunsch, aber das weiß er vorher. Er plant die Möglichkeit ein, dass etwas seinem Vorhaben hinderlich sein könnte. Jedenfalls trifft der Schmerz über einen vereitelten Wunsch uns dann weniger herb,

wenn wir nicht absolut sicher mit dem Erfolg gerechnet haben.

(14) Nachgiebig müssen wir uns auch darin zeigen, dass wir nicht zu starr an unseren Vorsätzen hängen. Fügen wir uns in das, was das Geschick uns bringt, fürchten wir auch nicht die Veränderung eines Planes oder einer Lage. Der Leichtsinn darf uns jedoch nicht erfassen, denn der ist der größte Feind unserer Ruhe. Ebenso bereitet uns der Starrsinn Not und Plage, dem jedes Schicksal unerträglich ist. Aber der Leichtsinn, der sich nie fängt, ist noch beschwerlicher. Nichts ändern können und in nichts sich fügen können, beides ist nachteilig für unserer Ruhe.

Auf jeden Fall muss der Mensch, von allem Äußerem abgewendet, einkehren in sich selbst, sich selber vertrauen, an sich Freude haben, sein Eigenes wertvoll achten, möglichst von Fremdem sich zurückziehen, sich an sich selber halten, Verluste nicht hoch anschlagen, auch Widriges für gut annehmen.

Unser Zenon, als er erfuhr, sein ganzer Besitz sei im Meer untergegangen, sprach: „Das Schicksal will, dass ich noch ungehinderter philosophieren kann.“ Dem Philosophen Theodorus drohte ein Tyrann den Tod an, und zwar ohne Beerdigung. Er sprach: „Du kannst haben, was dir gefällt. Die paar Tropfen Blut sind in deiner Gewalt, aber was die Beerdigung betrifft, so bist du töricht, wenn du meinst, es sei ein Unterschied, ob ich auf dem Boden oder in ihm verweise.“ Canus Julius, ein ganz vorzüglicher Mann, den man bewundern muss, obgleich er unserem Jahrhundert angehört, nachdem er mit Gaius [Caligula] einen langen Wortwechsel gehabt hatte, sagte dieser beim Gehen zu ihm: „Schmeichele dir nicht mit törichter Hoffnung, ich habe bereits Befehl zu deiner Hinrichtung gegeben.“ Canus erwiderte: „Ich danke, gnädigster Kaiser!“ Ich bin nicht sicher, was er damit sagen wollte, denn verschiedene Möglichkeiten sind denkbar. Wollte er damit einen Vorwurf aussprechen und sagen, wie grausam eine Regierung sei, unter welcher der Tod eine Wohltat ist? Oder war es eine Verhöhnung der damaligen wahnsinnigen Sitte, sich bei denjenigen zu bedanken, die die eigenen Kinder und den Besitz wegnahmen? Oder hat er den Tod freudig begrüßt als eine Befreiung? Jedenfalls war es ein großes Wort. Man könnte vermuten, auf das Gesagte hin hätte Gaius den Befehl geben können, dass

jener am Leben bleiben solle. Das hatte Canus jedoch nicht zu erhoffen. Es war bekannt, dass es bei solchen Befehlen blieb.

Kannst du glauben, dass Canus die zehn Tage bis zu seiner Hinrichtung ganz unbekümmert zubrachte? Es ist kaum glaublich, was jener Mann sprach, tat und wie ruhig er dabei war. Er spielte ein Brettspiel als der Hauptmann, der den Zug der Verurteilten führte, auch ihn aufforderte sich anzuschließen. Ruhig zählte er seine Steine und sagte zu seinem Gegner: „Sage ja nicht nach meinem Tod, du hättest gewonnen.“ Dem Hauptmann zugewendet fügte er hinzu: „Du bist Zeuge, dass ich um einen voraus bin.“ Glaubst du, es sei dem Canus am Gewinn des Brettspiels gelegen gewesen? Er meinte etwas ganz anderes. Seine Freunde waren traurig darüber, dass sie einen solchen Mann verlieren sollten. Er aber sagte: „Warum seid ihr bekümmert? Ihr forscht, ob der Geist unsterblich ist; ich werde es bald wissen.“ Er hörte bis an sein Ende nicht auf, die Wahrheit zu suchen. Selbst seinen Tod machte er zum Gegenstand seiner Forschung. Sein Philosoph begleitete ihn. Der Hügel, auf dem unserem Gott, dem Kaiser, das tägliche Opfer dargebracht wurde, war bereits nahe. Der Philosoph fragte: „Mein Canus, was denkst du jetzt und wie ist dir zu Mute?“ Canus erwiderte: „Ich habe mir vorgenommen, in jenem kurzen Moment zu beobachten, ob der Geist mit Bewusstsein aus dem Körper geht.“ Außerdem versprach er, wenn er etwas erforschen könne, so wolle er bei seinen Freunden herumgehen und ihnen über den Zustand seines Geistes Kunde geben. - Welch eine Ruhe mitten im Sturm! Welch ein Geist! Des „ewigen“ Lebens wahrlich wert! Der seinen eigenen Tod zur Findung der Wahrheit benutzt. Der, beim letzten Schritt angekommen, erforscht, ob es eine [ewiglebende] Psyche gibt. Der nicht nur bis zum Tod, sondern vom Tod selbst noch etwas lernen will. Weiter hinaus hat noch niemand das Forschen getrieben. Aber nicht soll dieser große Mann, den man mit besonderem Nachdruck so nennen muss, vergessen werden. Wir übergeben dich dem ewigen Andenken der Nachwelt. Ruhmwürdiges Haupt, du größtes Opfer unter den Mordtaten des Gaius [Caligula]!

(15) Aber es nützt nichts, die Ursachen der Trauer zu entfernen, denn zuweilen erfasst uns ein Hass gegen die ganze Menschheit. Man

sieht eine Menge geglückter Schandtaten; man erkennt, dass die Ehrlichkeit selten, die Unschuld eine unbekannte Sache, die Treue sehr selten ist, außer wo sie Vorteil bringt. Gewinn und Verlust der Gier ist gleichermaßen verhasst. Der Ehrgeiz überschreitet so sehr alle Grenzen, dass er durch seine Schändlichkeit glänzt. Der Geist versinkt in Nacht. Dunkel wird es, als ob die Tugenden aus der Welt verschwunden wären, die man nicht hoffen und nicht besitzen darf. Deshalb muss man sich so stimmen, dass man alle Laster der großen Menge nicht als hassenswert, sondern als lächerlich ansieht. Man sollte es rechter dem Demokrit nachmachen als dem Heraklit: Letzterer weinte, wenn er ausging, jener lachte. Diesem erschien alles was wir tun als Elend, jenem als Komödie. So muss man sich alles leicht machen und es leichten Sinnes tragen. Es ziemt sich für uns besser, das Leben zu belachen, als es zu beweinen. Auch macht sich der Lachende verdienter um die Menschheit als der Weinende. Jener hat noch einen Rest von guter Hoffnung, dieser beweint törichter weise das, an dessen Besserung er zweifelt. Im Hinblick auf das Ganze ist doch derjenige größer, der das Lachen nicht unterdrücken kann, als der, den alles sogleich zu Tränen rührt und der nichts auf der Welt für groß, für wichtig, ja auch nur für ernsthaft hält. Jeder vergegenwärtige sich, worüber wir im einzelnen froh oder traurig gestimmt sind. So wird er dem Bion recht geben, der sagte: „Unsere Geschäfte sind lauter Stückwerke und unser Leben hat keinen größeren Wert als ein unausgeführter Gedanke.“ Das Beste aber ist, die Unsitten des Volkes und die Fehler der Menschen ruhig hinzunehmen, weder darüber zu lachen noch zu weinen. Denn über fremde Leiden sich betrüben, ist beständiges Elend. Über fremde Leiden lachen, ziemt sich nicht für einen edlen Menschen. Es ist eine unnötige Teilnahme, darüber zu weinen und ein trauriges Gesicht zu machen, wenn irgend jemand sein Kind begräbt. - Auch bei deinem eigenen Leid musst du es dahin bringen, dass du dem Schmerz nur soweit nachgibst, als es vernünftig ist, nicht als es Mode ist. Viele vergießen nur dann Tränen, wenn die Leute es sehen können; wo sie niemand sieht, haben sie trockene Augen. Sie meinen, es sei eine Schande, nicht zu weinen, wenn andere weinen. So tief ist ihr Übel verwurzelt, von der Meinung anderer

Leute sich abhängig zu machen, so dass die natürlichsten Gefühle, wie der Schmerz, Gegenstand der Heuchelei werden.

Es gibt Fälle, wo Trauer und Schmerz richtig am Platz sind: Wenn ehrenhafte Männer unehrenhaft sterben. Ein Sokrates muss im Gefängnis sterben, ein Rutilius in der Verbannung, Cato, der Tugend leibhaftiges Ebenbild, gibt sich und die Republik auf und stürzt sich ins Schwert.

Das muss einem in der Tat wehtun, wenn das Schicksal so ungerecht lohnt. Was kann man für sich selber hoffen, wenn man sieht, dass es den Wackersten so übel ergeht? Was tun? Sieh, wie ein jeder von den Genannten sein Geschick ertragen hat: Waren sie tapfer, so versuche auch ein solcher Mann zu werden. Starben sie feige, so hat die Welt an ihnen nichts verloren. Entweder sind sie wert, dass ihre Tüchtigkeit dir gefällt oder sie sind unwert, dass man noch an ihre Feigheit denkt. Was wäre schändlicher, als wenn der mutige Tod so großer Männer uns feige machte! Gelobt sei, wer des Lobes wert ist: „Je tapferer, desto glücklicher!“ wollen wir sagen. Entronnen bist du den Wechselfällen des Lebens, dem Neid, der Krankheit. Du bist befreit aus dem Gefängnis. Die Natur wollte nicht, dass schlimmes Geschick weiter dich plage, sondern dass du ihm entronnen bist. Auf diejenigen lege es seine Hand, die sich ihm entziehen wollen und die noch im Augenblick des Sterbens nach dem Leben schielen. Nie will ich jemanden beweinen, er sterbe fröhlich oder weinend. Der erstere hat meine Tränen durch seine Fröhlichkeit getrocknet, der andere hat durch die seinigen bewiesen, dass er des Beweintwerdens gar nicht wert ist. Soll ich den Herkules beweinen, weil er lebend sich verbrannte? Oder den Regulus, weil er von vielen Nägeln durchbohrt wurde? Oder den Cato, weil er seine Wunden mutig ertrug? Alle haben in einem kurzen Augenblick des Schmerzes den Weg zur Ewigkeit gefunden; durch den Tod gelangten sie zur Unsterblichkeit.<sup>456</sup>

Eine nicht geringe Quelle von Verdruss ist, wenn man sich ängstlich verstellt und sich

<sup>456</sup> Im Sinne von: Durch ihren tapferen Tod gelangten sie zur Unsterblichkeit in den Geschichtswerken der Menschheit. Ihr eigener Tod war jedoch der ewige Schlaf.

nicht gegen jedermann verhält, wie man ist. Das Leben vieler Menschen ist ein erheucheltes und auf den Schein angelegtes. Das beständige Achtgeben auf sich selber, auf das, was man sagt, ist eine Qual. Man muss immer Angst haben, bei einer Unwahrheit erwischt zu werden. Nie wird man frei von Besorgnis, weil man in jedem Blick ein Urteil zu lesen glaubt. Es kann sich vieles ereignen, das anderen zeigt, gegen unseren Willen, wie wir eigentlich sind und wie es um uns beschaffen ist. Auch wenn das beständige Aufmerken gelingt, ist das Leben unter einer Maske weder angenehm noch sicher. Wie viele Annehmlichkeiten hat dagegen die ungekünstelte Natürlichkeit, die durch sich selber schön ist und die Lebensweise nicht bemäntelt. Man läuft aber bei einem solchen Leben in Gefahr, verachtet zu werden, wenn man so ganz offen gegen jedermann ist.

Manche werden dasjenige überdrüssig, was sie genau kennen. Jedoch die Tugend kommt nicht in Gefahr, verachtet zu werden, auch wenn man sie lange Zeit aus nächster Nähe betrachtet. Es ist besser, um seiner Ehrlichkeit wegen gering geachtet zu werden, als unter fortwährender Heuchelei zu leiden. Doch alles mit Maß! Es ist ein großer Unterschied zwischen ehrlich und nachlässig leben. Oft muss man sich auch auf sich selbst zurückziehen, denn der Umgang mit andersdenkenden Menschen verdirbt das, was gut gewesen ist, weckt Gemütsregungen auf und erzeugt überall neuen Schaden im Geist, wo unsere Grundsätze noch etwas schwach oder nicht richtig sind. Einsamkeit und Geselligkeit müssen miteinander verbunden sein und sich abwechseln. Erstere wird in uns das Verlangen nach Mitmenschen erwecken, letztere die Sehnsucht nach uns selbst; eins wird das andere ergänzen. Den Ekel an der Menge wird die Einsamkeit heilen, den Überdruß der Einsamkeit die Menge. Auch darf man den Geist nicht immer anspannen, sondern man muss sich abwechselnd auch heiteren Dingen zuwenden. Sokrates schämte sich nicht, mit Knaben zu spielen. Cato erholte sich beim Wein, wenn er von Staatsgeschäften ermüdet war. Scipio, der Kriegsmann, der im Triumphzug daher schritt, tanzte im Takt der Musik, nicht weichlich sich biegender, wie manche es sogar im Laufen tun, sondern wie die Alten, die beim Tanzen den Boden mit festen Männerritten stampften, was ihnen nicht

zum Nachteil gereicht hätte, auch wenn Feinde zugeschaut hätten. Man gönne dem Geist Erholung. Besser und schärfer wird er sich nach der Ruhe wieder erheben. Wie man fruchtbringenden Äckern keine Gewalt antun darf, weil eine ständige Aussaat ihren Ertrag erschöpfen würde, so hemmt den Schwung des Geistes fortwährende Arbeit. Man bekommt wieder frische Kraft, wenn man geruht und sich erholt hat. Aus unaufhörlicher Arbeit entsteht Abspannung und Erschöpfung. Spiel und Spaß haben eine natürliche Berechtigung, darum strebt der Mensch so gerne danach. Jedoch häufiges Vergnügen raubt dem Geist allen Lebensernst und alle Kraft, wie der Schlaf, der zur Erholung lebenswichtig ist, denn würde man Tag und Nacht durchschlafen, so wäre dies unser Tod. Es ist zu unterscheiden zwischen dem Nachlassen und dem Ganz aufgeben. Die Gesetzgeber haben Feiertage eingeführt, damit die Leute zur Fröhlichkeit Zeit haben. Zwischen die Arbeitstage schoben sie eine erzwungene Erholung ein. Manche große Männer reservierten sich in jedem Monat bestimmte Ferientage; andere teilten jeden Tag ein in Ruhe- und Arbeitszeiten. So erinnern wir uns an Pollio Asinius, den großen Redner, dass er über die zehnte Stunde sich durch nichts halten ließ, nicht einmal Briefe las er von da ab, damit ihm keine neuen Sorgen entstünden. Dafür legte er aber auch in zwei Stunden die Müdigkeit des ganzen Tages ab. Einige setzen um die Mittagszeit aus und verschieben auf die Stunden des Nachmittags leichtere Geschäfte. Unsere Vorfahren bestimmten, dass nach der zehnten Stunde im Senat kein neuer Antrag gestellt werden dürfe. Der Soldat teilt seine Wachen ein. Und für diejenigen, die von einer Streife zurückkehren, ist die Nacht frei.

Man muss mit sich selber nachsichtig sein und sich zuweilen Muße gestatten, die zur Nahrung und Stärkung des Geistes dient. Man muss ausgedehnte Wanderungen unternehmen, damit der Geist unter freiem Himmel und in der freien Luft sich stärke und erhebe. Ein andermal wird eine Spazierfahrt, eine Reise, eine Ortsveränderung uns neu beleben; oder eine gemeinsame Mahlzeit mit Freunden und ein kleiner Umtrunk. Zuweilen darf es auch zu einem kleinen Rausch kommen, jedoch nicht zum Versinken im Rausch, sondern nur zum kurzen Eintauchen. Das vertreibt die Sorgen und rüttelt den Geist ein wenig durcheinander,

ist auch gegen manche Krankheiten und gegen die Schwermut gut. Der Erfinder des Weines hat den Namen >Liber< erhalten, nicht wegen der Ungebundenheit der Zunge, sondern weil er den Geist befreit von der Knechtschaft der Sorgen, ja ihn erhebt und kühner macht zu jedem Unternehmen. Aber wie bei der Freiheit, so ist auch beim Wein das Maßhalten notwendig. Man sagt, Solon und Arkesilaos haben den Wein geliebt. Dem Cato hat man sogar Trunksucht vorgeworfen. Aber bevor dies einem Cato zum Vorwurf werde, wird dieser Fehler durch ihn ins Gegenteil verwandelt. Oft sollte man es nicht tun, damit nicht eine üble Gewohnheit daraus wird. Aber dann und wann mag es gestattet sein, sich frei zu bewegen und ein wenig über die Stränge zu schlagen, um die schwermütige Nüchternheit zu vertreiben. Entweder hat der griechische Dichter recht, der sagt: „Zuweilen ist es süß, toll zu sein“ oder Plato, der sagte: „Vergebens klopft an die Pforten der Poesie an, wer immer nüchtern und bei sich selbst ist“ oder Aristophanes, der sagte: „Jedem großen Geist ist eine Dosis Tollheit beigegeben“.

Großes und Erhabenes kann nur ein begeisterter Mensch aussprechen. Nur wer das Gemeine und Gewöhnliche hinter sich gelassen hat und in begeistertem Schwung sich höher und höher hebt, der kann etwas Größeres aussprechen als ein gewöhnlicher Sterblicher. Nichts Erhabenes, nichts Einzigartiges wird erreicht, so lange man völlig unbewegt ist. Man muss von dem gewohnten Weg abweichen, sich aufschwingen, in die Zügel beißen, den, der leiten will, mit fortreißen und ihn dahin führen, wohin er allein sich zu versteigen nicht gewagt hätte.

Nun weißt du, lieber Serenus, was die Gemütsruhe sichert, was sie wieder herstellt und was Fehlern, die sich einschleichen, Widerstand leistet. Bedenke aber, dass diese Lehren alle nicht ausreichen, wenn man sein schwaches Wesen beibehält, wenn man nicht mit beständig anhaltender Aufmerksamkeit um das schwankende Gemüt gleichsam die Runde macht.

# Über die Wohltaten

## De beneficiis

Übersetzung von Tafel, Osiander und Schwab, Stuttgart 1829, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

### Erstes Buch

[Ab S. 652] I. Unter den zahlreichen und vielfachen Irrtümern derer, die in geistiger Blindheit und ohne Überlegung dahinleben, ist wohl nichts unverzeihlicher, mein bester Liberalis, als dass man Wohltaten weder richtig zu geben noch zu empfangen versteht. Sind sie schlecht angebracht, so ist freilich die natürliche Folge, dass man schlechten Dank dafür bekommt; dann ist es freilich zu spät, dass man darüber klagt, man habe keinen Dank dafür empfangen: Die Wohltaten waren schon verschwendet, da man sie gab. Und man braucht sich nicht zu wundern, dass unter all den vielen und großen Fehlern keiner häufiger ist als der Undank. Ich finde mehrerer Ursachen, warum sich dies so verhält: Vor allem, weil wir keine Auswahl treffen von solchen, die es verdienen, dass wir ihnen Wohltaten erweisen, oder nicht. Freilich, wenn wir Geld ausleihen, da stellen wir sorgfältige Nachforschungen an nach Vermögen und Haushalt des Schuldners, denn in einen ausgelaugten und unfruchtbaren Boden streuen wir keinen Samen; aber Wohltaten verschleudern wir mehr ohne alle Prüfung, als dass wir sie verteilen. Man weiß in der Tat nicht, ob es niedriger ist, von einer Wohltat nichts wissen zu wollen oder Vergeltung zu verlangen; es ist dies ein Darlehen von der Art, dass man nur so viel zurückerhalten kann, als aus gutem Willen erstattet wird; wollte einer sich dazu gerne verstehen, so wäre das in Wahrheit gerade deshalb schändlich, weil es hier, um seine Verbindlichkeit zu lösen, nicht auf das ankommt, was man leisten kann, sondern darauf, wie man gesinnt ist. Wiedererstattung einer Wohltat geschieht dann, wenn man sich gerne als Schuldner bekennt. [Ab S. 667] Man muss nicht nur darauf sehen, wie hoch dies oder jenes anzuschlagen ist, sondern was der Geber wert ist. [...]

[Ab S. 678] Wohltaten willst du es noch nennen, wenn du dich schämen musst, zu gestehen, von wem sie herkommen? Wieviel dankenswerter sind sie doch und wieviel tiefer und unverlierbarer gehen sie in das Innerste des Herzens, weil sie dich erfreuen, mehr weil du

bedenkst, von wem du sie empfangen hat, als worin sie bestehen.

Crispus Passienus pflegte zu sagen: Von manchen sei ihm ihre Achtung lieber als eine Wohltat, von manchen wolle er lieber eine Wohltat als ihre Achtung; und er fügte als Beispiel hinzu: „Lieber ist mir“, sprach er, „des vergöttlichten Augustus Achtung, von Claudius ziehe ich eine Wohltat vor.“

Ich [Seneca] bin der Meinung, es sei von keinem [Menschen] eine Wohltat wünschenswert, dessen Achtung keinen Wert hat. Wie nun? Sollte er von [Kaiser] Claudius die Wohltat, die ihm angeboten wurde, nicht annehmen? Doch, aber wie von einem Glück, das, wie du weißt, auf der Stelle umschlagen kann. Warum trennen wir das, was der Sache nach eines ist? Dies ist keine Wohltat, wenn das Beste daran fehlt, dass sie nämlich aus Wertschätzung gegeben wurde. Sonst sind ungeheure Geldsummen, wenn sie nicht mit Überlegung und in rechter Absicht geschenkt sind, eben so wenig eine Wohltat, als ein Schatz [dessen Fund man dem blinden Glücksfall zu verdanken hat]. Es gibt manches, das man annehmen muss, ohne zu Dank verpflichtet zu sein.

### Zweites Buch

[Ab Seite 697] XII. Kaiser Gaius [Caligula] schenkte dem Pompeius Pennus das Leben, wenn es nämlich derjenige schenkt, der es nicht nimmt. Darauf, nachdem er ihn freigesprochen und derselbe ihm dankte, streckte er ihm den linken Fuß zum Kuss hin. Die ihn [Caligula] entschuldigen und behaupten wollen, er habe dies nicht aus Übermut getan, sagen, er habe nur seinen vergoldeten, ja aus Gold gearbeiteten und mit Perlen besetzten Tänzerschuh sehen lassen wollen, Ja freilich, was ist denn da Schmachvolles daran, wenn ein Mann, der Konsul gewesen war, Gold und Perlen geküsst hat; und besonders, wenn er an dem Körper jenes Menschen [Caligula] keinen Teil wählen konnte, der reiner zu küssen gewesen wäre? Der Mensch, der dazu geboren war, dass er die Sitten eines freien Staates in persische Sklaverei

umwandelte, schlug es nicht hoch an, wenn ein greiser Senator, seiner Würden entkleidet, vor den Augen der Großen fußfällig so vor ihm lag, wie überwundene Feinde vor Feinden zu liegen pflegen. Es gab noch etwas unterhalb der Knie, wohin er die Freiheit hinabstoßen wollte. Heißt das nicht, die Republik mit Füßen treten? Und zwar, wird mancher sagen, denn das gehört auch dazu, mit dem linken Fuß. Denn es war noch nicht genug des abscheulichen und tollen Übermuts, dass er [Caligula] Tänzerschuhe anhatte, als er sich den Prozess über Leben und Tod eines Konsuls vortragen ließ; es musste der Herrscher dem Senator auch die Schuhnägel in den Mund stoßen.

XIII. Übermut des hohen Standes! Verrücktes Übel! Kann man von dir doch nichts mit Freuden annehmen! Wie verkehrst du jede Wohltat in ein Wehtun! Wie hast du doch deine Freude am Übertriebenen! Wie steht dir doch alles so schlecht an! Und je höher du dich erhoben hast, desto tiefer erniedrigst du dich und lieferst den Beweis, dass du keinen Sinn hast für jene Güter, um derentwillen du dich so gewaltig aufbläst. Du magst geben, was du willst, so verdirbst du es. Ich möchte dich denn doch fragen, weshalb du dich so in die Brust wirfst, warum du deine Miene und die Züge deines Gesichts so verdrehst, so dass du mehr einer Larve als einem Menschengesicht ähnlich siehst? [...]

[Ab Seite 712] Wenn es um das Beispiel einer großartigen Gesinnung geht, so wollen wir das des Graecinus Julius<sup>457</sup> anführen, eines ausgezeichneten Mannes, den Gaius Caesar [Caligula] aus dem einigen Grund tötete, weil der Mann ehrenhafter war, als unter einem Tyrann einer hätte sein sollen. Da dieser von Freunden Gelder für die Kosten der [öffentlichen] Spiele annahm, so wies er eine große Summe, welche ihm Fabius Persicus schickte, zurück. Als ihm Leute, die nicht nach den Beitragenden, sondern nur nach den Geldbeiträgen fragten, ihm darüber Vorwürfe machten, dass er es ausgeschlagen habe, so erwiderte er: „Soll ich eine Wohltat von einem Mensch annehmen, von dem ich keinen Trank annehmen würde?“ Und da ein gewesener

Konsul, namens Rebilus<sup>458</sup>, ein ebenso verrufener Mensch, eine noch größere Summe sandte und darauf bestand, er solle befehlen, dass man sie annehme, so gab er die Antwort: „Du wirst entschuldigen, aber ich habe auch von Persicus nichts angenommen.“ So macht man es, wenn man Geschenke annehmen und wenn man Leute in den Senat wählen soll.

### Drittes Buch

[Ab Seite 751] XVIII. Es stellen einige, darunter Hekaton<sup>459</sup>, die Frage auf, ob ein Sklave seinem Herrn eine Wohltat erweisen könne? Manche unterscheiden so: Einiges sei eine Wohltat, anderes sei Pflicht, anderes Dienstleistung [bei einem Sklaven]. Wohltat sei, was ein Außenstehender gebe. Ein Außenstehender ist, der sich zurückziehen kann, ohne dass er sich einer Verantwortung aussetzt.; Pflicht sei es von einem Sohn, von einer Gattin und von solchen Personen, die durch nahe Verbindung aufgefordert und verpflichtet sind, uns Hilfe zu leisten. Dienstleistung sei es bei einem Sklaven, den sein Verhältnis zu uns so stelle, dass er dem, der ohnedies über ihm steht, keine seiner Leistungen anrechnen dürfe. - Wer behauptet, eine Wohltat könne niemals ein Sklave seinem Herrn erweisen, der kennt die Rechte der Menschheit nicht, denn es kommt nicht darauf an, welchen Standes, sondern welchen Sinnes der ist, der etwas tut. - Keinem ist die Tugend verschlossen, allen steht sie offen, sie lässt alle zu, alle lädt sie ein: Freigeborene, Freigelassene, Sklaven, Könige und Verbannte. Sie sieht nicht die Familien an, noch das Vermögen: Der Mensch allein ist ihr genug. Denn wo wäre noch Sicherheit gegen unvorhergesehene Fälle? Wie könnte der Geist sich noch etwas Großes vornehmen, wenn an der Tugend der Stand etwas ändern könnte? Wenn der Sklave seinem Herrn keine Wohltat erweisen kann, so kann es auch niemand seinem König und der Soldat nicht seinem Feldherrn.

<sup>458</sup> Caninius Rebilus war, Tacitus Ann. 13, 30, 2, wegen „weibischer Begierden“ verrufen.

<sup>459</sup> Hekaton von Rhodos war ein Stoiker, der im 1. Jahrh. v. u. Zr. lebte. Er war ein Landsmann und Schüler des Panaitios von Rhodos. Er unterhielt Beziehungen nach Rom. Nach Marcus Tullius Cicero schrieb er auch über die angemessenen Handlungen. Von ihm soll, wie Cicero in >De officiis< berichtet, das Beispiel stammen, das als „Brett des Karneades“ bekannt ist.

<sup>457</sup> Fußnote Tafel, Osiander und Schwab: Graecinus Julius, ein Senator und Vater des Julius Agricola, dessen Biographie Tacitus geschrieben hat.

Denn was liegt daran, unter was für einer Gewalt man steht, wenn man der höchsten untertan ist? [...] Ein Sklave kann gerecht, tapfer und großmütig sein; folglich kann er auch eine Wohltat erweisen. Denn auch das ist eine Äußerung der Tugend; und dass auch Sklaven ihren Herren Wohltaten erweisen können, ist gewiss, da von ihrem Verdienst schon manchmal das Leben ihrer Herren abhing. Es ist doch unzweifelhaft, ob ein Sklave irgend einem Menschen eine Wohltat erweisen könne, warum sollte er es daher nicht auch seinem Herrn können?

XXII. [...] Nun gibt es jemand [im römischen Reich], der über Misshandlungen der Sklaven durch ihre Herren ein Verhör anstellen kann und auch der Grausamkeit und Willkür, in Beziehung der Gewährung der Lebensbedürfnisse, den Herren Schranken setzen kann. Wie also? Kann der Herr vom Sklaven eine Wohltat erhalten? Allerdings, weil einer wie der andere ein Mensch ist.

XXVI. [Ab Seite 759] Unter dem Kaiser Tiberius kam die Wut auf, Leute häufig in den Anklagezustand zu versetzen; das setzte den Bürgern, ohne dass sie die Waffen gegen einander richteten, mehr zu als jeder Bürgerkrieg. Man fing die Aussagen von Betrunknen auf und die unschuldigen Scherze. Nichts und niemand mehr war sicher; jede Gelegenheit zu wüten war erwünscht. Man war auf das Schicksal der Angeklagten gar nicht mehr neugierig, da es nur eines war [das Todesurteil]. Der frühere Prätor Paullus war bei einem Gastmahl und hatte das Bildnis des Kaisers Tiberius [in einem Ring] auf einer Gemme in vorzüglicher Arbeit. Mit dieser Hand, woran sich der Ring befand, ergriff er einen Nachtopf. Dies wurde von Maro bemerkt, der einer der bekannten Denunzianten jener Zeit war. Aber der Sklave jenes Mannes, dem man gerne etwas angehabt hätte, zog ihm, weil er betrunken war, den Ring ab; und als Maro die Gäste zu Zeugen machen wollte, dass das Bild [des Tiberius] entehrt worden wäre, da wies der Sklave den Ring in seiner Hand vor. Wenn den jemand einen Sklaven nennt, der muss auch jenen [den Denunziant Maro] einen Tafelgenossen nennen.

XXVIII. [S. 762] Einzige Mutter von uns allen ist die Welt; der erste Ursprung eines jeden lässt sich, sei es durch hochberühmte oder niedere Verwandtschaftsstufen, bis dahin

zurückführen. Lass dir keinen Dunst vormachen von denen, die beim Aufzählen ihrer Vorfahren, wenn ihnen ein berühmter Namen ausgeht, einen Gott dahin einschieben. Und verachte auch keinen, wenn auch Namen ihn umgeben, die nichts mehr gelten, denen von der Gunst des Schicksals nicht sonderlich aufgeholfen wurde; es mögen nun Freigelassene eure Vorfahren sein oder Sklaven, oder Leute von auswärtigen Nationen. Hebt euch kühn empor und setzt euch darüber hinweg, was auch Unrühmliches vor euch liegen mag: Am hohen Ziel erst erwartet euch hoher Adel [der Aether-Logos]. Wie mögen wir uns im Übermut auf eine so stolze Höhe hinauf stellen, dass wir es für unwürdig halten, von Sklaven Wohltaten anzunehmen und nur auf ihren Stand zu schauen, aber ihre Verdienste zu vergessen. Und du willst einen Menschen einen Sklaven nennen, der du ein Knecht bist deiner Wollust und deiner Kehle und deiner Geliebten, ja aller ehebrecherischen Huren gemeinsamer Sklave? Du willst einen anderen Menschen einen Sklaven nennen? [...]

XXIX: Dies musste gesagt werden, um den Übermut der Menschen, die vom Glück abhängen, zu dämpfen und den Sklaven das Recht zu retten, Wohltaten zu erweisen ...

#### Viertes Buch

VII. [Ab S. 789] „Dies tut mir die Natur an“, entgegnet man. - Hast du bemerkt, dass du einen anderen Namen für die Gottheit [den Aether-Logos] verwendest?<sup>460</sup> Was ist denn die Natur anderes als die Gottheit und die göttliche Vernunft, die in die ganze Welt und in ihre Teile verwoben ist? So oft du willst, kannst du ihn, den Urheber unserer Welt, anders benennen; du kannst Jupiter den Allgütigen und Allgewaltigen nennen, den Donnerer und Stator, wenn er auch nicht, wie die Geschichtsschreiber melden, nach gebrachtem Gelübde die Römerheere in ihrer Flucht zum Stehen brachte, sondern deshalb, weil ihm das Bestehen aller Dinge zu danken ist, deswegen „Stehendmacher“ und „Gründer“ heißt; du hast

<sup>460</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca will Lucilius, seinen Schüler in der stoischen Philosophie, darauf hinweisen, dass die Natur oder das Naturgesetz, alias der Aether-Logos, der einzig wahre „Gott“ der Stoiker ist. Ganz behutsam und wie nebenbei wird der Schüler darauf hin geleitet, dass die Stoa eine materialistische und atheistische Philosophie beinhaltet.

auch nicht Unrecht, wenn du ihn Schicksal nennst: Denn wenn das Schicksal nichts anderes ist, als die ineinander greifende Kette der Ursachen, so ist er die allererste Ursache, von der die übrigen abhängen. Nenne ihn mit Namen, wie du willst, wenn sie nur den Begriff und die Kraft des Aether-Logos [alias des Naturgesetzes] ausdrücken, kannst du ihm viele beilegen. Seine Benennungen können so zahlreich sein wie seine Gaben.

VIII. Ihn [der Aether-Logos] betrachten die Unsrigen [die Stoiker] auch als Vater Liber [Bacchus] und als Herkules und als Merkur. Als Vater Liber, weil er der Allvater ist, weil von ihm zuerst die Kraft des Samens erfunden wurde, wodurch für Zeugung und Lust zugleich gesorgt sein sollte. Als Herkules, weil seine Kraft unüberwindlich ist und im Feuer verjüngt wird, wenn sie durch Wirken und Erschaffen einmal ermüdet ist. Als Merkur, weil Berechnung, Zahl, Ordnung und Wissen seine Sache ist. Wohin du dich wenden magst, wirst du ihn dir entgegentreten sehen; es gibt nichts, worin er nicht wäre, er selbst webt in all seinen Werken. Es ist also umsonst, undankbarer Sterblicher, dass du sagst, du seist nicht der Schuldner des Aether-Logos. [...]

So magst du ihn [den Aether-Logos] Naturgesetz nennen oder Verhängnis oder Schicksal; es sind alles Namen einer und derselben Gottheit, die nur ihre Macht bald so, bald anders ausübt.

XXVI. [Ab S. 812] Du musst nach stoischen Grundsätzen zweierlei Undankbare annehmen: Der Eine ist undankbar, weil er ein Tor [ein Nichtweiser] ist; ein Tor ist ein schlechter Mensch, der alle Laster hat. Wer alle Laster besitzt, ist folglich ein undankbarer Mensch. So nennen wir die Unmäßigen, die Geizigen, die Schwelger, die Neidischen alle schlecht, nicht als ob jeder Einzelne alle diese großen und anerkannten Laster allesamt an sich hätte, sondern weil er sie haben könnte; und er hat sie, wenn sie auch nicht gerade erkennbar sind. Der Andere ist ein Undankbarer, den alle Welt so nennt: Es ist der zu diesem Laster von Natur Geneigte und Hingezogene. [...]

#### Siebtens Buch

I. [Ab S. 945] Guten Mutes, mein Liberalis!

„... *Nicht in langweiligen Weisen*

*Will ich mit Umschweifen und langen Vorreden dich festhalten.*“<sup>461</sup>

Den Rest umfasst dieses Buch; und nachdem der Gegenstand fast erschöpft ist, sehe ich mich um, nicht um noch etwas zu sagen, sondern ob ich nicht etwas vergessen habe. Doch, was es auch sei, was noch übrig ist, du lässt es dir gewiss gefallen, denn es ist ja für dich. Hätte ich es auf das Gefallen abgesehen, so hätte mein Werk allmählich tiefer und tiefer eindringend und auf das Ende denjenigen Teil aufgespart werden müssen, nach dem jeder, auch schon satt, noch ein Gefallen trägt. Allein ich habe, was das Notwendigste ist, vorangestellt; jetzt halte ich Nachlese, falls mir etwas entgangen wäre. Und wahrlich, wenn ich meine Meinung sagen darf, ich halte es nicht für sehr wesentlich, wenn einmal die Grundsätze des moralischen Verhaltens ausgesprochen sind, auch noch das andere durchzusprechen, was nicht zur Veredelung des Gemüts, sondern zur Übung des Scharfsinns erdacht worden ist.

Es ist ein herrliches Wort unseres Demetrius, des Kynikers, eines Mannes, der nach meiner Überzeugung, auch mit den Größten verglichen, groß ist: Es sei mehr wert, wenn man wenige Lehren der Weisheit beherrscht, diese aber stets zu Händen und im Gebrauch hat, als wenn man vieles gelernt, es aber nicht zur Hand habe. [...] Es wird dir nicht viel schaden, wenn du darüber hinweggehst, was zu wissen teils unmöglich, teil unnütz ist. Da liegt die Wahrheit tief eingehüllt und verborgen. Wir können uns nicht über eine Ungunst der Natur beschweren; denn bei keinem Gegenstand ist uns die Erforschung schwer, außer wo man von der Ergründung weiter keinen Ertrag hat, als dass man sie herausgefunden habe. Was uns edler und glücklich machen kann, das liegt entweder offen da oder nicht fern. Wenn der Geist das Zufällige verachtet, sich über die Furcht erhebt und nicht in gierigem Verlangen über Maß und Ziel hinausgeht, sondern gelernt hat, den Reichtum in seinem Inneren zu suchen, wenn er die Furcht vor Göttern und vor Menschen in sich getilgt hat und überzeugt ist, von Menschen habe man nicht viel und von Göttern gar nichts zu befürchten, wenn er, alles verachtend, wodurch das Leben geschmückt und gequält zugleich wird, es dahin gebracht hat, dass es

<sup>461</sup> Siehe Vergil, >Vom Landbau<, II, 45.

ihm klar vor der Psyche steht, dass der Tod kein Übel ist, sondern vieler Übel Ende, wenn er sein Geist der Tugend geweiht hat und er alle Wege, auf die sie ihn ruft, als gebahnt erachtet, wenn er als ein offenes Wesen und für das Ganze geboren, die Welt als eine einzige Familie betrachtet, dann steht er, unberührt von den Stürmen des Lebens, fest und heiter und hat das höchste, nützliche und notwendige Wissen erreicht. Was sonst noch sein mag, ist Unterhaltung für müßige Stunden. Wenn der Geist sicher gestellt ist, mag er auch auf dasjenige sich einlassen, was dem Menschen Bildung, aber nicht Kraft gibt.

II. Das, sagt unser Demetrius, soll der [in der Weisheit] Fortschreitende mit beiden Händen festhalten. Es nie mehr loslassen, es sich anheften und mit sich eins werden lassen; und indem er es täglich bedenkt, es dahin bringen, dass ihm das Heilsame ungesucht in den Sinn kommt und er es überall und augenblicklich zur Hand hat; und dass ihm, ohne dass es ihn einen Augenblick Zeit kostet, die Unterscheidung des Unedlen und Edlen gegenwärtig ist, sowie die Überzeugung, es gebe kein Übel als das Unmoralische und kein Glücks-Gut als das Moralische. [...]

VIII. [Ab S. 957] Sehen wir auf den Geist des Weisen, der über alles Macht hat und überall wirksam ist, so behaupten wir, es ist alles sein, während er nach dem alltäglichen Recht, wenn es sich gerade so fügt, als der Ärmste erscheinen mag. Es ist ein Unterschied, ob man sein Besitztum nach der Größe des Geistes oder nach dem [materiellen] Vermögen schätzt. In dem Sinne alles zu haben, wie du es meinst [nämlich in materiellem Sinne], wird er [der Weise] sich wohl verbitten. Ich will dir nicht einen Sokrates vorhalten, einen Chrysippus, einen Zenon und andere große Männer, die allerdings um so größer sind, weil an dem Lob der Alten keine Eifersucht zehrt. Vorhin habe ich den Demetrius erwähnt; ich meine, diesen Mann hat die Natur darum in unsere Zeit gestellt, weil sie einen Beweis liefern wollte, dass weder er von uns angesteckt, noch wir von ihm ins Rechte gebracht werden können, also ein ausgemachter Philosoph, wenn er es auch selber nicht sein will. Von unwandelbarer Folgerichtigkeit in seinen Grundsätzen, von einer Darstellungsgabe, wie sie sich für die kräftigsten Wahrheiten eignen, nicht im Wohlklang ihr Wesen suchend und

nicht ängstlich im Ausdruck, aber hochherzig, von Begeisterung getrieben zum Ziel strebend. Mir ist klar, diesem Mann hat die Vorsehung gerade solch ein Wesen und solch eine Kraft der Rede zugeteilt, damit es unserem Jahrhundert weder an einem Vorbild noch an Beschämung fehlen sollte.

IX. Wenn dem Demetrius einer der weltlichen „Götter“ unseren Besitz geben wollte, mit der einzigen Bedingung, dass er nichts davon verschenken dürfe, so kann ich behaupten, er würde es abweisen und sprechen: „Ich mag an ein solches, nicht abzuschüttelndes Gewicht [von materiellen Gütern] nicht gebunden sein und gebe meine Freiheit nicht dafür her. Was soll ich mit diesem Krempel von materiellen Dingen, den ich nicht einmal annehmen würde, wenn ich ihn auch sofort verschenken dürfte, weil ich manches dabei sehe, was sich nicht einmal zu verschenken ziemen würde. Ich sollte vor Augen haben, was Könige und ganze Völker blendet? Ich soll darauf schauen, wofür ihr Menschen euer Blut und Leben opfert? [...] Da sehe ich Tische aus einer Holzgattung, die ein Senatorenvermögen kosten und im Preis steigen, je mehr knotige Äste der Baum getrieben hat?<sup>462</sup> Dort sehe ich Kristallgefäße, bei denen gerade die Zerbrechlichkeit den Preis steigert, denn bei den Narren wächst das Vergnügen an einer Sache gerade durch die Gefahr, um deren willen man es verwerfen sollte. Da sehe ich Becher aus Murrhagestein; die Üppigkeit wäre nämlich nicht kostspielig genug, wenn sie nicht in großen Edelsteinhumpen den Wein anpreisen würden, den sie [im Übermaß getrunken] wieder von sich geben müssen. Da sehe ich Perlen, nicht eine an jedes Ohr gehängt, denn heutzutage sind die Ohren im Tragen sehr geübt; man reiht die Perlen paarweise aneinander und auf die Paare werden noch mehrere andere darauf gesetzt. Die Tollheit der Frauen konnte nicht genug davon bekommen, die Männer zu ihren Sklaven zu machen, bis ein doppeltes oder dreifaches Landgut an jedem

<sup>462</sup> Fußnote Hrsg.: Gemeint sind Tische z. B. aus Nussbaumholz und mit Intarsien. Diese Metapher verwendeten die späteren Senatspropagandisten, darunter auch Tacitus, um den Stoiker Seneca in den Augen ihrer Leser zu diffamieren. Angeblich hätte er 400 kostbare Tische mit Intarsienarbeiten besessen. Eine völlig ungläubhafte Propagandalüge.

Ohr hing. Da sehe ich seidene Gewänder, die man Kleider nennt, woran nichts ist, was den Körper oder gar nur die Scham bedecken könnte, womit angetan eine Frau nicht mit gutem Gewissen schwören kann, dass sie nicht nackt ist. Dergleichen lässt man um ungeheure Summen von Völkern [von den Chinesen] herkommen, die man selbst beim Handel nicht kennt, damit unsere Frauen nicht weniger sehen lassen, als sie ihren Liebhabern im Schlafzimmer zeigen. [...]

XI. [Ab S. 961] Als ihm [Demetrius] Gaius Caesar [Caligula] zweimal einhunderttausend Sesterzien schenken wollte,

wies er es mit Lachen zurück und achtete das Geld nicht einmal für wert, sich dessen zu rühmen, dass er es nicht angenommen habe. Was war es für eine Kleinigkeit [an Geld], mit der er [Kaiser Gaius] einen solchen Geist sei es nun ehren oder verführen wollte. Ich muss Zeugnis ablegen für den trefflichen Mann [den Kyniker Demetrius]. Er sagte später einmal: Er wundere sich über den Wahnsinn des Gaius, dass er gemeint habe, er lasse sich mit so wenig Geld umstimmen. Wenn er die Absicht hatte, mich in Versuchung zu führen, so hätte er es mit seinem ganzen Kaisertum probieren sollen. [...]

# Über die Muße

## De otio

Übersetzt von J. M. Moser, Stuttgart 1828, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

### Einleitung von J. M. Moser

Während es bei den Epikureern Grundsatz war, dass sich der Weise in Staatsgeschäfte nicht einlassen solle, es sei denn, dass besondere Umstände es gebieten, stellten die übrigen Philosophen, namentlich die Stoiker, die entgegengesetzte Behauptung auf: Der Weise müsse sich in der Regel dem Staatswesen widmen, es wäre denn, dass solche Umstände herrschen, die seine Wirksamkeit verhindern oder vergeblich machen. Dass in einem solchen Fall der Weise sich zur Muße zurückzieht, dabei sich aber der Forschung, der Bildung des Geistes und seinen liebsten Mitmenschen widme, und sich so um die Menschheit dennoch auf die edelste Weise verdient mache, führt die vorliegende kurze Abhandlung aus.

Dieses philosophische Werk Senecas ist uns nur als Fragment erhalten geblieben. Es beginnt in allen Ausgaben mit dem 28sten Kapitel.

Die nur wegen der Bequemlichkeit des Nachschlagens in verschiedenen Ausgaben auch jetzt noch beibehaltene Kapitelzahl hat ihren Grund darin, dass diese Schrift unmittelbar an die Abhandlung >Über das glückliche Leben< angehängt war, welche in der Mitte des 28sten Kapitels verstümmelt abbricht. Unrichtig und unbegründet ist die Vermutung, dass die vorliegende Schrift mit der oben genannten ein Ganzes ausgemacht habe, denn der Inhalt beider ist ganz verschiedenartig.

Über die Zeit der Niederschrift und ihre Veranlassung liegen keine Informationen vor.

(1) [28] [Anfang verloren] ... Das allgemeine gesellschaftliche Leben macht uns die Laster gefällig, weil alles dafür zusammenstimmt. Mögen wir auch nichts anderes wollen, als was heilsam ist, besser ist es doch immer, sich aus eigenem Willen zurückzuziehen: Denn wir werden tugendhafter sein. Können wir doch da mit den trefflichsten Philosophen umgehen und einen davon als Vorbild wählen, nach dem wir unser Leben einrichten wollen. Das ist nur in der Zurückgezogenheit möglich.

Erst dann kann einer ständig bei etwas bleiben, das er als gut angesehen hat, wenn

niemand dazwischen kommt, der die noch unfesten Grundsätze unter Zuhilfenahme der Ansichten der Menge wieder umwirft. Das Leben kann in gleichmäßiger und unveränderter Haltung fortschreiten, das sonst durch wechselnde Vorsätze in Zwiespalt mit sich selbst gebracht werden würde. Denn unter den anderen Übel ist das das schlimmste, dass wir mit den Fehlern selbst wechseln. Nicht einmal so gut steht es mit uns, dass wir bei einem bereits bekannten Übel bleiben. Das eine Mal gefällt uns dies, das andere Mal jenes, und wir leiden besonders daran, dass unsere Grundsätze nicht nur verkehrt, sondern auch schwankend sind. Den Meereswogen gleich, greifen wir immer wieder etwas Neues auf. Was wir früher einmal suchten, davon wenden wir uns ab; und das Aufgegebene suchen wir später erneut; Begierde und Reue wechseln ständig in uns ab. Denn wir hängen oft vom Urteil der anderen ab. Dasjenige scheint uns das Beste zu sein, was die meisten Befürworter und Nachahmer hat; nicht das, was des Lebens und Strebens wert ist. Wir halten einen Weg nicht um seiner selbst wegen für gut oder böse, sondern nach der Anzahl der Fußabdrücke, unter denen keine von Zurückkehrenden sind.

Du wirst mir entgegnen: „Was tust du, Seneca? Du verlässt ja deine Schule! Sagen doch die Stoiker: Bis ans äußerste Lebensende wollen wir in Tätigkeit sein; nie wollen wir aufhören, uns für das allgemeine Beste abzumühen, den Einzelnen zu unterstützen und sogar unter Feinden mit sanfter Hand Hilfe zu leisten. Wir sind es, die kein Alter der Tätigkeit gesetzt wissen wollen, die, wie jener Dichter spricht, „drücken des Scheitels Schnee mit dem Helm“. Wir sind es, die vor dem Tod keine Tatenlosigkeit kennen wollen, dass, wenn es möglich ist, der Tod selbst nicht tatenlos sein darf. Warum mischst du unter Zenons Grundsätze die Lehren Epikurs? Geh doch lieber offen zur anderen Schule über, wenn dir die unsere nicht mehr gefällt, als dass du zum Verräter wirst.“

Darauf entgegne ich dir vor der Hand: Du willst, dass ich beweise, ich sei meinen

Vorgängern ähnlich? Wie denn also? Ich gehe den Weg, nicht den sie mich geschickt haben, sondern den sie mir vorangegangen sind.

(2) [29] Nun will ich dir beweisen, dass ich nicht einmal von den Lehren der Stoiker abweiche, ja sie selbst sind auch nicht davon abgegangen; und doch wäre ich vollkommen entschuldigt, wenn ich schon nicht ihren Lehren, sondern ihren Beispielen folgte. Meine Behauptung will ich in zwei Abteilungen vortragen. In der ersten, dass man, wohl von früher Jugend an, sich ganz dem Studium widmen, sich Lebensweisheit erwerben und sie ausüben könne; sodann dass man eben dasselbe nach bereits geleistetem Arbeitsleben, in höheren Jahren stehend, mit dem gleichen Recht tun kann, nämlich seinen Geist auf eine andere Art der Wirklichkeit zu richten, wie die vestalischen Jungfrauen, die zuerst lernen müssen die heiligen Pflichten zu besorgen, diese jahrelang ausüben und dann erst sie anderen lehren.

(3) [30] Ich will beweisen, dass dies auch Grundsatz der Stoiker ist, nicht als ob ich es mir zum Gesetz gemacht hätte, nichts gegen Zenons oder Chrysipps Lehren zu schreiben, sondern weil es in der Natur der Sache selbst liegt, dass ich ihrer Ansicht beitrete. Wäre es diese selbst, der man, als der Ansicht eines Einzigen, stets folgte, so hieße das freilich, nicht dem Senat, sondern einer Partei dienen. Ich wünschte, man wäre in allen philosophischen Fragen bereits sicher, und die Wahrheit läge unverhüllt und anerkannt vor uns. Da müssten wir nichts an unseren Lehrsätzen ändern. Stattdessen suchen wir immer noch die Wahrheit, wie vor uns unsere Lehrmeister.

In dieser Sache sind zwei Schulen uneinig, die der Epikureer und der Stoiker. Jede weist uns zur Muße, aber auf einem anderen Weg. Epikur sagt: „Der Weise lässt sich nicht mit dem Staatswesen ein, wenn nicht besondere Umstände vorliegen.“ Zenon sagt: „Der Weise wird sich in Staatsgeschäfte einlassen, wenn nicht Hindernisse eintreten.“ Der eine [der Epikureer] will Muße aus Grundsatz, der andere [der Stoiker] nach Umständen. Diese Umstände können ein sehr weites Feld sein: Wenn der Staat zu verkommen ist, als dass man ihm aufhelfen könnte; wenn er verdunkelt ist von verhängnisvollen Umständen [wie während der faschistoiden Prinzipatszeit], dann wird sich der Weise nicht umsonst bemühen, noch sich, ohne

helfen zu können, aufopfern, wenn er nicht genug Ansehen oder Kraft hat. Auch wird er für eine Wirksamkeit im Staatswesen nicht geeignet sein, wenn ihm die Gesundheit dazu fehlt. Gleichwie ein leckes Schiff nicht über den Stapel laufen kann, ein gebrechlicher Mensch sich nicht in die Heeresliste einschreiben ließe, so wird er einen Weg, den er als unbegehrbar kennt, nicht beschreiten. Und so kann er sich denn auch, wenn ihm noch alles unverwehrt ist und bevor er irgend einen Sturm bestanden hat, auf die sichere Seite stellen, alsbald sich neuen Bestrebungen widmen und sich jene beglückende Muße zu eigen machen, als ein Verehrer der Tugenden, die auch im ruhigsten Leben geübt werden können. Die Forderung, die an alle Menschen geht, ist die, möglichst vielen Mitmenschen zu nützen. Geht das nicht, dann nütze er wenigen. Geht das auch nicht, seinen allernächsten Mitmenschen. Ist dies auch nicht möglich, so nütze er sich selbst. Wenn er sich nämlich den anderen nützlich macht, so betreibt er die Angelegenheiten des Ganzen; wie umgekehrt der, der in der Moral herabsinkt, nicht nur sich selbst schadet, sondern auch all denen, denen er, wäre er ethisch besser geworden, hätte nützlich sein können. Wenn sich einer in der Ethik verdient macht, ist er gerade dadurch anderen nützlich, da er auch auf den Nutzen jener anderen bedacht ist.

(4) [31] Denken wir uns zwei Staatswesen: Ein großes und in Wahrheit allgemeines [gemeint ist: der Kosmos], das alle Menschen umfasst, so weit die Sonne leuchtet. Das andere, das uns das Schicksal als Geburtsland zugewiesen hat. Mag dieses nun die Republik von Athen sein oder der Staat von Carthago oder der von irgend einer anderen Stadt, der nicht alle Menschen angehören, sondern nur eine gewisse Zahl. Einige widmen sich zur selben Zeit beiden Gemeinwesen [dem Kosmos und dem Staat], der großen und der kleinen, einige nur der kleinen, einige nur der großen. Diesem großen Staatswesen [dem Kosmos] können wir auch in der Zurückgezogenheit von Geschäften dienen. Ich denke in diesem Fall, um zu ergründen, was Tugend ist; und ob es nur eine gebe oder mehrere? Ob Natur oder Wissenschaft die Menschen tugendhaft mache? Ob es eins sei, das den Inbegriff von Meeren und Ländern ausmacht, und was in den Meeren und Ländern

ist oder ob die Natur viele solcher Weltkörper geschaffen habe? Ob die Materie [der Aether], aus der [dem] alles entsteht, durchaus zusammenhängend und ausgefüllt sei oder ob sie Unterbrechungen habe und mit den festen Bestandteilen leerer Raum abwechsle? Ob die „Gottheit“ [der Aether-Logos] dasitzt und ihr Werk betrachtet oder ob sie es in Bewegung hält? Ob sie von außen um dasselbe schwebt oder ob sie in dem Ganzen inwendig verbreitet sei? Ob die Welt unvergänglich oder ob sie unter das Hinfällige und Zeitliche zu rechnen sei? Wer solche Betrachtungen anstellt, was leistet der? Wir [Stoiker] sagen: Das höchste Glücks-Gut ist, naturgemäß zu leben; die Natur hat uns für das eine wie für das andere geschaffen: Zum Betrachten und auch zum Handeln.

(5) [32] Wir wollen nun das erstere beweisen: Ist es nicht bereits bewiesen, wenn nur jeder sich selbst fragt, was in ihm für ein mächtiger Drang liegt, das Unbekannte kennen zu lernen, und wie jede Begierde ihn aufregt? Manche gehen zur See und erdulden die Mühsal der weitesten Reisen nur um den Lohn, etwas Unbekanntes und Entferntes kennen zu lernen. Das ist die Ursache, die die Volksmenge zu Schauspielen versammelt, die uns dazu treibt, das Verschlussene zu durchwühlen, das Geheime auszuforschen, Altertümern nachzuspüren, und uns von den Gebräuchen der Naturvölker erzählen zu lassen. Die Natur hat uns einen wissbegierigen Geist gegeben. Ihrer Kunst und Schönheit sich bewusst, hat sie uns zu Betrachtern des großen Weltenschauspiels bestimmt, denn sie hätte den Genuss von sich verloren gegeben, wenn sie all das Große, Herrliche, so fein Geordnete, so Entzückende und vielfach Schöne einer menschenleere Einöde dargeboten hätte. Um dich zu überzeugen, dass sie genauer betrachtet, nicht nur angeschaut werden wollte, so bedenke, was für eine Stelle sie uns angewiesen hat. In ihre Mitte hat sie uns gestellt, uns den Ausblick nach allen Seiten gegeben; und nicht nur die aufrechte Haltung hat sie dem Menschen gegeben, sondern, zum Betrachten geschaffen, hat sie ihm das Haupt ganz oben auf einen biegsamen Hals gesetzt, damit er die vom Morgen bis zum Abend rollenden Gestirne verfolgen und seinen Blick mit dem All herumtragen könne. Weiter hat sie sechs Sternbilder bei Tag und sechs bei Nacht

geschaffen, und ihm jede ihrer Seiten kenntlich gemacht, um durch das, was sie seinem Auge dargeboten hat, ihn auch auf das Übrige neugierig zu machen. Denn wir sehen teils nicht alles, teils nicht in seiner eigentlichen Größe, sondern unsere Sehkraft bahnt sich durch Verfolgung der Spuren ihren Weg, und legt Grundpfeiler des Wissens, dass die Forschung vom Offenbaren übergeht auf das Unbekannte, und dasjenige findet, das älter ist als unsere Erde.

Von wo sind jene Himmelskörper ausgegangen? Was war der Zustand des Alls gewesen, bevor sich einzelne Sterne absonderten? Welche Kraft hat das Versenkte und Verworrene geordnet?<sup>463</sup> Wer hat den Dingen ihre Stellen angewiesen? Ob vermöge seiner eigenen Natur das Schwere sich gesetzt, das Leichte sich emporgehoben hat oder ob außer dem Streben der Körper und ihrer Schwerkraft noch eine höhere Gewalt über jedes Einzelne gebietet? Ob es wahr sei, was man oft zu beweisen versucht hat, dass der Mensch von göttlichem Hauche begeistert sei, dass nämlich ein Teil, gleichsam eine Art Funken des Aether-Feuers auf die Erde herabgesprungen und an einem Ort, für den er nicht bestimmt war, hängengeblieben ist?

Unser Gedanke durchbricht des Kosmos' Festung und begnügt sich nicht, zu wissen, was sich darstellt. Dem, sagt er, forsche ich nach, was über die Welt hinausgeht. Ob da eine tiefe Unendlichkeit liegt oder ob es auch seine Grenzen hat, die es einschließt? Was es für eine Bewandnis hat mit dem, was [aus den Grenzen dieser Welt] ausgeschlossen ist. Ob es gestaltlos und verworren ist, ob es auf jede Seite hin gleichviel Raum einnimmt oder ob es auch nach irgend einer Form der Schönheit angemessen ist? Ob es mit dieser Welt zusammenhängt, ob es weit von ihr abliegt und im leeren Raum schwebt; ob es unteilbare Atome sind, durch die alles gebildet wird, was geschaffen ist und je sein wird oder ob ihr Stoff zusammenhängend und durchaus veränderlich ist? Ob die Elemente unter sich gegeneinander streben oder nicht, sondern von entgegengesetzter Richtung doch zusammenwirken? Ist solches zu untersuchen des Menschen Bestimmung, so erwäge, wie so gar nicht viel Zeit er bekommen hat, wenn er

<sup>463</sup> Fußnote Hrsg.: Heute wissen wir, welche Kraft es ist: die Gravitation.

auch alle Zeit seines Lebens sich selbst zueignet. Mag er sich auch keine Zeit entgehen lassen, mag ihm auch keine in Unbekümmertheit verloren gehen, mag er noch so sehr geizen mit seinen Stunden und bis an die äußerste Grenze menschlicher Lebenszeit kommen, mag ihn das Schicksal nie stören in der Lösung der Aufgabe, die die Natur ihm stellte: Dennoch ist der Mensch für die Erkenntnis des Unendlichen allzu sterblich. So lebe ich also dann der Natur gemäß, wenn ich mich ihr ganz ergeben habe, wenn ich ihr Bewunderer und Verehrer bin. Die Natur wollte, dass ich beides tue, dass ich nicht nur handele, sondern mir auch zur Betrachtung Zeit nehme. Beides tue ich, denn auch die Kontemplation ist nicht ohne Tätigkeit.

(6) [33] „Aber es kommt darauf an“, wendest du ein, „ob man sich dem Vergnügen zuliebe daran macht, und nichts anderes von der Kontemplation will, als immerfort ohne aufzuhören in ihr zu leben. Dies ist nämlich angenehm und hat etwas Anziehendes.“ - Darauf erwidere ich dir: Ebenso kommt es darauf an, aus welchem inneren Grund du für das bürgerliche Leben tätig bist, ob, um immer ruhig zu sein, und so, dass du dir die Zeit nimmst, vom Menschlichen hinweg auf das Höchste zu blicken. So wie es keineswegs zu billigen ist, wenn man nur nach außen lebt, ohne alle Liebe zu den Tugenden, ohne Anbau des Geistes, und sich nur der Tätigkeit für andere hingibt - denn beides muss miteinander verbunden werden - so sind innere Vorzüge, wenn sie brach liegen und nie an den Tag kommen, was sie gelernt haben, ein unvollkommenes, der Tätigkeit fehlendes Gut. Wer wird leugnen, dass die Tugend ihr Wachstum in Taten erproben und nicht nur bedenken soll, was zu tun sei, sondern rechtzeitig auch Hand anlegen und den Gewinn des Forschens in die Wirklichkeit treten lassen muss. - Freilich, wenn es nicht an dem Weisen liegt, dass er nicht handelt, wenn es nicht an dem tätigen Menschen, sondern an Gegenständen des Handelns fehlt: Dann wirst du ihm doch wohl gestatten, dass er sich in sich selbst zurückziehe? Aber geht er dann nicht mit der Gesinnung in seine Muße und Einsamkeit, dass er die Überzeugung in sich trägt, er werde auch in der Zurückgezogenheit sich so beschäftigen, dass er der Nachwelt nützlich werde? Ich wenigstens stelle zuversichtlich die

Behauptung auf, Zenon und Chrysippos haben Größeres getan, als wenn sie Heere angeführt, Ehrenstellen bekleidet und Gesetze gegeben hätten: Sie haben nicht nur einem kleinen Staat Gesetze gegeben, sondern der ganzen Menschheit. Warum sollte eine solche Muße einem vortrefflichen Menschen nicht ziemen, da er durch sie kommende Jahrhunderte beglückt? Nicht nur für einige Wenige spricht er, sondern für alle Menschen aller Nationen, für alle, die sind und sein werden.

Zuletzt frage ich, ob Cleanthes und Chrysippos und Zenon ihren Lehren gemäß gelebt haben. Du wirst hoffentlich antworten: Sie haben so gelebt, wie sie gelehrt haben, dass man leben müsse. „Aber doch“, sagst du, „hat eben keiner von ihnen den Staat regiert.“ - Sie waren entweder nicht in der Lage oder nicht in einer Würde, wodurch man zur Tätigkeit mit öffentlichen Angelegenheiten kommt. Doch nichts desto weniger haben eben diese Männer kein träges Leben geführt. Es ist durch sie aufgekommen, wie viel mehr eine Ruhe, wie sie sie hatten, der Menschheit Gewinn bringen kann, als wenn andere hin- und herjagen und sich abmühen. Darum sind sie nichts desto weniger als solche angesehen worden, die etwas Bedeutendes leisteten, obwohl sie nichts in Staatsangelegenheiten taten.

(7) [34] Es gibt drei Lebensweisen, über die man die Frage aufzuwerfen pflegt, welche von ihnen die beste sei. Die eine wendet all ihre Freizeit ans Vergnügen, die andere ans Forschen, die dritte ans Handeln. - Zuerst wollen wir nun den Streit beilegen und den Hass, den man unversöhnlich denen zu schwören pflegt, die anderer Überzeugung sind, und wollen untersuchen, ob diese Lebensweisen alle unter verschiedenen Namen doch zum gleichen Ziel führen. Auch derjenige, der das Vergnügen für das Beste hält, ist nicht ohne Nachdenken. Wer sich der Forschung zuwendet, ist auch nicht ohne Genuss. Auch wer sein Leben der Tätigkeit gewidmet hat, ist nicht ohne Forschung.

„Der Hauptunterschied“, sagst du, „liegt darin, ob es auf das eine oder das andere abgesehen ist oder ob es nur dazu kam, während es auf etwas anderes abgesehen war.“ - Allerdings ein großer Unterschied. Jedoch kann das eine nicht ohne das andere sein. Derjenige, der sich der Forschung hingibt, ist nicht ohne Tätigkeit, und der andere handelt

nicht ohne nachzudenken. Und der Dritte, in dessen Missbilligung wir einig sind, hält nicht ein Vergnügen ohne Tätigkeit für das Beste, sondern dasjenige, welches er sich durch Überlegung dauerhaft macht. „So ist denn also auch die Schule der Genussmenschen in Tätigkeit?“ - Warum sollte sie nicht? Sagt doch Epikur selbst, zu Zeiten werde er sich vom Vergnügen zurückziehen, und sogar nach Schmerz verlangen, wenn nämlich entweder auf ein Vergnügen die Reue nicht ausbleiben kann oder ein kleiner Schmerz zur Verhütung eines größeren hinzunehmen ist. „Was soll das beweisen?“ - Wie offenbar das Nachdenken in den Grundsätzen aller liegt. Bei anderen ist es auf die Forschung abgesehen, uns ist sie ein Aufenthaltsort, nicht der Hafen.

(8) [35] Nimm noch hinzu, dass man nach dem Grundsatz des Chrysispos in Muße [in politischer Untätigkeit] leben darf. Nicht sage ich, dass man die Muße dulde, sondern wähle. Die Stoiker behaupten nicht, der Weise werde in *jedem* Staatswesen eine Tätigkeit übernehmen. Was liegt nun aber daran, auf welche Art der Weise zur Muße kommt: Deswegen, weil kein Staatswesen für ihn oder weil er für das Staatswesen nicht da ist? Wenn aber der Staat in jeder Hinsicht nicht für ihn ist, es wird aber immer nicht für ihn sein, wenn wir in unseren Forderungen schwer zu befriedigen sind, so frage ich, mit welchem Staat sich der Weise einlassen werde? Mit dem der Athener,

wo Sokrates verurteilt wurde, und Aristoteles, um nicht verurteilt zu werden, die Flucht ergriff? Wo Habsucht die Tugenden erstickt hat? Du wirst nicht behaupten, dass sich der Weise mit solch einem Staat einlassen wird. - Ebenso wenig wird er sich mit dem Staat der Karthager einlassen, wo ewiger Aufruhr herrscht, wo der Freiheitssinn der Trefflichen gefährlich ist, wo Recht und Nachsicht nichts gilt, wo unmenschliche Grausamkeit gegen Feinde und Feindseligkeiten gegen die eigenen Mitbürger herrschen. Auch diesen Staat wird er meiden. - Wollte ich auch einen Staat nach dem anderen aufzählen, ich würde keinen finden, dem der Weise oder der dem Weisen recht wäre. Lässt sich nun aber der Staat, den wir uns denken, nicht finden, so tritt der Fall ein, dass der Rückzug aus Staatsgeschäften durchaus notwendig ist, weil das, was einzig der Muße vorgezogen werden könnte, nirgendwo existiert.

Wenn einer behauptet, es sei das Beste, mit dem Schiff zu reisen, so widerspricht er sich doch, wenn er hinzufügt, dass man auf einem Meer fahre, auf dem häufig plötzliche Stürme sich erheben, die zum Schiffbruch führen können. Ich denke, der widerrät mir gleichzeitig den Anker zu lichten, wenn er auch vorher die Seefahrt gepriesen hat.

# Über die [materialistisch-stoische] Vorsehung

## De providentia - Ad Lucilium

Übersetzung von L. Rumpel, Leipzig 1884, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

(1) Du hast die Frage an mich gerichtet, lieber Lucilius<sup>464</sup>, warum über die Guten viele Übel kommen, wenn doch die Welt [angeblich] von einer Vorsehung<sup>465</sup> regiert werde. Du

<sup>464</sup> Lucilius, an den die Abhandlung gerichtet ist, ist der gleiche, an den auch die >Briefe< und die sieben Bücher >Naturbetrachtungen< gerichtet sind. Durch Senecas Einfluss war er wohl Prokurator von Sizilien geworden. Er war Stoiker und ein Freund der Wissenschaften.

<sup>465</sup> Wir stoische Materialisten glauben natürlich nicht an eine „göttliche“ Vorsehung. Das kosmische Geschehen ist das Weltgesetz, die sogenannte „Weltvernunft“, die Stoiker nannten es den Aether-Logos, alias das Naturgesetz. Daher ist der Naturverlauf größtenteils unabänderlich, zum Teil ist unser Schicksal durch das irdische, ja sogar durch das kosmische Geschehen vorherbestimmt und vorhersehbar. Die höchste Aufgabe des Menschen ist Ergebnis in das Weltgeschehen, das nicht in seiner eigenen Verfügung, nicht in seiner Macht liegt. Die Stoiker sagen: Die erste Stunde, die wir auf der Welt sind, hat unserem Schicksal eine Richtung gegeben. Auf diese Problematik wies bereits Otto Apelt, >Seneca – Philosophische Schriften<, Band I, in seiner >Einleitung< hin: „Aller künstlichen Spekulation abgeneigt wollte Zenon von Kition [...] nur das Sinnenfällige, nur das Sichtbare und Greifbare als wirklich daseiend gelten lassen. Für die Ausbildung seiner Weltansicht führte ihn dieser Standpunkt zurück auf die Elementarlehre und den Hylozismus der ionischen Philosophen und zwar auf den anregendsten und geistvollsten unter ihnen, auf Heraklit, dessen Weltansicht er ganz zu der seinigen machte. In dem ewigen Fluß aller Dinge mit dem Gegenlauf der Erscheinungen ist die Einheit und Notwendigkeit bestimmt durch „Gott“, der nichts anderes ist als das [Aether]-Feuer, das als Weltvernunft und Weltgesetz alles durchdringt.“ Otto Apelt war, wie viele andere auch, vom Atheismus der stoischen Philosophie überzeugt.

Diese Abhandlung Senecas ist nach Überzeugung des Hrsg. wiederum ein Paradebeispiel dafür, dass die ursprünglichen Schriften der Stoiker von den christlichen Kopisten des Mittelalters interpoliert, d.h. verfälscht wurden. Deshalb hat der Hrsg. für

wünschst, dass ich von dem ganzen Stoffgebiet etwas Einzelnes herausnehme und einen Einwurf löse, ohne die anderen Streitfragen zu berühren. Auch das, was regellos und ungewiss zu sein scheint, Regen, Wolken, das Einschlagen der Blitze, Feuer, aus geborstenen Berggipfeln [Vulkanen] ausströmend, Erschütterungen des wankenden Erdbodens und was irgend sonst auf der Erde sich in Aufruhr befindet, auch das erfolgt nicht ohne Gesetz, wenn es gleich unerwartet kommt. Es hat seine Ursachen, wie die [angeblichen] Wunderdinge, die man an anderen Orten sieht, z. B. warme Quellen mitten in den Fluten und neue Inseln, die mitten aus dem weiten Meer auftauchen. Beobachtet man ferner, dass die Ufer, wenn das Meer sich zurückzieht, nackt daliegen und in kurzer Zeit wieder überflutet werden, wer wollte glauben, das sei ein blindes, zufälliges Hin- und Herrollen der Wogen, da dieselben doch gleichmäßig zunehmen und auf Tag und Stunde bald größer, bald kleiner werden, je nachdem der Mond auf sie einwirkt, nach dessen Einfluss der Ozean flutet. An anderer Stelle wird davon die Rede sein, nicht hier.<sup>466</sup>

Ich will dich versöhnen mit dem Naturgesetz, das gegen die Guten wohlgesinnt ist. Das kommt überhaupt in der ganzen Natur nicht vor, dass jemals das Gute dem Guten schadet. Der Aether-Logos [das Naturgesetz] und gute Menschen sind durch das Band der Tugend freundschaftlich miteinander verbunden. Ja mehr als Freundschaft besteht zwischen beiden: nämlich Verwandtschaft und Ähnlichkeit. Der Gute ist nur zeitlich vom Aether-Logos verschieden; er ist sein Schüler, sein Nachahmer, echter Sohn; und er, der erhabene Vater, treibt ihn mit Ernst zur Tugend an und erzieht ihn etwas hart, nach strenger Väter Art.

Siehst du, wie gute Menschen sich anstrengen, schwitzen, durch große

„Gott“ den stoischen terminus technicus „Aether-Logos“, alias Naturgesetz, gesetzt.

<sup>466</sup> In den >Naturwissenschaftlichen Untersuchungen< hat sich Seneca ausführlich über die Naturkunde ausgelassen.

Schwierigkeiten hindurchgehen, während schlechte schwelgen und dem Genuss frönen? So bedenke, dass ja auch uns an unseren Söhnen Anstand erfreut, Mutwille nur an jungen Dienern, dass jene durch strenge Erziehung zur Disziplin angehalten werden, während man die Keckheit dieser gewähren lässt. Dieselbe Vorstellung musst du dir von dem Aether-Logos machen: Er verzärtelt den Tüchtigen nicht, er erprobt ihn, härtet ihn ab, bildet ihn, wie er ihn haben will.

(2) „Warum widerfährt den Guten so viel Schlimmes?“, fragst du. - Etwas Schlimmes kann einem tüchtigen Menschen gar nicht widerfahren, entgegengehe ich dir. Gegenteiliges vermischt sich nicht. Wie die vielen Flüsse, die Regengüsse, die Heilquellen den Geschmack des Meeres nicht verändern, ja nicht einmal abschwächen, so ändert der Anprall eines widrigen Geschickes die Gesinnung eines tüchtigen Menschen nicht. Er bleibt fest stehen und was geschieht, verwendet er zu seinem Vorteil. Denn er ist mächtiger als alles, was von außen herankommt. Ich sage nicht, er empfindet es nicht, aber er besiegt es. Gegen alles, was auf ihn einstürmt, sonst ruhig und friedlich, steht er auf. Alles Widrige betrachtet er als eine Übung.

Wird nicht jeder Mensch, der edel denkt, nach tüchtiger Arbeit sich sehnen und zu jeglichem Dienst bereit sein, auch wenn Gefahr damit verbunden ist? Ist nicht das Nichtstun jedem Tätigen eine Strafe? Die Athleten kämpfen immer mit den Stärksten, wie wir sehen, um ihre Kräfte zu stählen, und verlangen von denen, die sie auf den Wettkampf einüben, dass sie all ihre Kraft gegen sie anwenden. Sie lassen sich schlagen und quälen, wenn sie nicht Ebenbürdige finden, die ihnen gewachsen sind, so stellen sie sich mehreren zugleich entgegen. Die Tugend erschläfft, wenn sie keinen Gegner hat. Aber wenn sie im Dulden ihre Kraft erprobt, dann zeigt sie erst richtig, was sie kann und vermag. So dürfen auch tüchtige Menschen das Harte und Schwere nicht scheuen und nicht über das Schicksal sich beklagen. Was auch kommt, sie sollen es für gut ansehen oder zum Guten wenden. Nicht darauf kommt es an, was man erträgt, sondern wie man es erträgt. Siehst du nicht, wie die Zärtlichkeit eines Vaters anders ist als die der Mutter? Der Vater hält die Kinder frühzeitig zur Arbeit an und lässt sie auch an Ferientagen nicht ganz unbeschäftigt.

Er bringt sie zum Schwitzen, zuweilen sogar zum Weinen. Die Mutter dagegen will die Kinder auf dem Schoß behalten und im Schatten; sie sollen nie weinen, nie traurig sein, nie sich anstrengen. Der Aether-Logos ist gegen die Guten gleichsam väterlich gesinnt und liebt sie wie ein strenger Vater: Durch Anstrengung, Schmerz und Schaden sollen sie abgehärtet werden und rechte Kraft erwerben. Wohlgehaltenes erschläfft in Untätigkeit und wird schon durch Bewegung und durch die eigene Schwere angegriffen, nicht nur durch Anstrengung. Unangefochtenes Glück hält keinen einzigen Schicksalsschlag aus, wer aber beständig mit Widrigem kämpfen muss, der bekommt allmählich durch die Übung gleichsam eine Hornhaut und gibt keinem Übel nach; selbst wenn er gefallen ist, kämpft er noch knieend.

Wunderst du dich, dass der Aether-Logos, der die Guten sehr lieb hat, und sie recht vorzüglich haben will, ihnen ein Los zuteilt, durch das sie geübt werden sollen? Mich wundert es nicht, dass es dem Aether-Logos zuweilen beliebt, große Menschen im Kampf mit einem Übel zu schauen. Uns macht es ja auch manchmal Vergnügen, wenn ein Jüngling mit festem Mut ein anstürmendes wildes Tier mit dem Jagdspeer abfängt oder unerschrocken den Anlauf eines Löwen aushält; der Anblick ist um so erwünschter, je anständiger er seine Sache ausführt.

Nichts Schöneres kann man als Stoiker auf der Erde sehen, als einen Cato, der, obwohl seine Partei mehrmals unterlag, fest und aufrecht steht, wenn auch alles am Boden liegt. Mag alles der Herrschaft eines Einzigigen sich unterwerfen, mögen die Länder von Legionen, die Meere von Flotten umzingelt sein, mögen Caesars Truppen die Tore besetzt halten: Cato weiß einen Ausweg. Mit *einer* Hand kann er der Freiheit einen breiten Weg machen. Sein Schwert, auch im Bürgerkrieg rein und unschuldig, wird endlich ein gutes, ein edles Werk vollbringen: Die Freiheit, die es dem Vaterland nicht verschaffen konnte, wird es dem Cato geben. Greife an, mein Geist, das Werk, an das du schon längst gedacht hast: Reiß dich los von der Menschenwelt.

Petreibus und Juba haben die Schwerter gegeneinander gezückt; jeder ist gefallen von der Hand des anderen. Ein mannhafter, herrlicher Todesbund; und doch will er für

unsere Größe sich nicht schicken. Für Cato ziemt es sich ebenso wenig, jemanden um den Tod zu bitten, wie um das Leben. Gewiss haben die Edelgesinnten es mit Freuden gesehen, wie dieser Mann, sein eigener strengster Rächer, noch für das Wohl der anderen sorgte, wie er den Fliehenden den rechten Weg wies, wie er dann in dieser Nacht noch las und hernach sich das Schwert in die treue Brust stieß, wie er seine Eingeweide herausnahm und seinen Geist, den das Schwert nicht berühren konnte, aushauchte. Der Tod adelt diejenigen, deren Ende selbst solche preisen, die sich davor fürchten.

(3) Ich will im Verlauf meiner Abhandlung zeigen, dass die Dinge, welche man gewöhnlich für Übel ansieht, in Wirklichkeit gar keine sind. Was du schwer, widrig, verwünscht nennst, ist erstens denen selbst gut, denen es widerfährt, und zweitens dem Ganzen, für das die Natur mehr sorgt als für das Einzelne. Ferner widerfährt es ihnen nicht gegen ihren Willen; wollten sie es nicht, so verdienten sie ein Übel. Das Schicksal bringt es so mit sich; und es trifft die Guten mit Recht nach demselben Gesetz, nach welchem sie gut sind. Endlich will ich dich überzeugen, dass du nie einen Rechtschaffenen zu bemitleiden brauchst, denn er ist nicht unglücklich, wenn man ihn auch dafür hält.

Am schwierigsten scheint meine erste Behauptung zu sein, dass das, was wir scheuen und fürchten, denen gut sei, welchen es widerfährt.

„Ist es gut“, fragst du, „in die Verbannung geschickt zu werden, zu verarmen, Frau und Kinder zu verlieren, Schmach und Verlust zu erleiden?“

Wenn du dich wunderst, dass das für jemand gut sein soll, wirst du dich auch wundern, dass manche durch Schneiden und Brennen geheilt werden oder auch durch Hunger und Durst. Denkst du daran, dass manchen zum Zwecke der Heilung Knochen herausgesägt werden, Adern zerstört, Glieder abgenommen, die nicht bleiben konnten, ohne den ganzen Körper zu gefährden, so wirst du auch begreiflich finden, dass manches Unangenehme denen zum Besten dient, welche es trifft. Umgekehrt gereicht manches, was man wünscht und erstrebt, denen zum Nachteil, welche ihre Lust daran hatten. So ist es, wenn man den Magen mit Speise und Trank überlädt

und mit anderen Genüssen, die tödlich wirken.<sup>467</sup> Unter vielen trefflichen Worten von unserem Demetrius tönt mir noch dieser Spruch im Ohr, als hätte ich ihn eben erst gehört: „Niemand ist unglücklicher als der, dem nie etwas Widriges begegnet ist. Er konnte sich nicht erproben.“

Wenn einem Menschen alles gelang, wie er es wünschte oder noch ehe er es wünschte, so hat es der Aether-Logos doch nicht gut mit ihm gemeint: Er würdigte ihn nicht, nur ein einziges Mal das Geschick zu besiegen, das gerade vor den Feigsten sich zurückzieht, als wollte es sagen: „Was soll ich mir einen solchen Menschen zum Gegner nehmen, der wird ja sogleich die Waffen strecken. Gegen diesen brauche ich nicht meine ganze Macht aufzubieten, eine leichte Drohung verjagt ihn; er kann nicht einmal meinem Anblick standhalten. Ich will mich nach einem anderen umsehen, mit dem ich kämpfen kann. Ich müsste mich schämen, mit einem Menschen mich einzulassen, der sich so leicht besiegen lässt.“

Der Gladiator hält es für eine Schande, mit einem Schwächeren zu kämpfen. Er weiß, dass man keinen Ruhm erntet, wo keine Gefahr ist. So macht es auch das Schicksal: Es sucht sich nur Starke aus, die ihm gewachsen sind, an anderen geht es mitleidig vorüber. Die Kecksten und Frechsten greift es an, um an ihnen seine Kraft zu zeigen. Mit Feuer stellte es den Mucius auf die Probe, mit Mangel den Fabricius, mit Verbannung den Rutilius, mit Foltern den Regulus, mit Gift den Sokrates, mit dem Schwert den Cato. Beispiele von Größe finden wir nur im Unglück.

Ist Mucius unglücklich, weil er seine Rechte ins Feuer des Feindes hineinstreckte und so sich selbst für seinen Irrtum bestrafte? War das ein Unglück, dass er den König mit der verbrannten Hand in die Flucht jagte, weil er es mit bewaffneter Hand nicht vermochte?

<sup>467</sup> Seneca dachte hier möglicherweise an das Ende von Kaiser Claudius. Er wurde keineswegs von Kaiserin Agrippina vergiftet, sondern starb völlig unbeabsichtigt an giftigen Pilzen. Es gibt sogar Pilze, wie die Tintlinge, die mit viel Alkohol genossen giftig sind. Siehe dazu ausführlich L. Baus: >Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, 12. erw. Auflage, Homburg 2016.

Ist Fabricius unglücklich, weil, da der Staat seine Dienste nicht braucht, er sein Land umgräbt, weil er sowohl mit Pyrrhos als auch mit dessen Reichtümern Krieg führt, weil er, der greise Triumphator, an seinem Herd eben die Wurzeln und Kräuter ißt, die er auf seinem Acker vorgefunden hat? Wäre er glücklicher, wenn er seinen Körper mit Fischen ferner Küsten und mit ausländischem Geflügel füllte? Wenn er mit Austern des oberen und des unteren Meeres der Unersättlichkeit seines Magens aufzuhelfen suchte? Wenn er das schönste Wildpret, das mit großer Mühe erlegt wurde, umkränzte mit einer großen Menge Obst?

Ist Rutilius unglücklich, weil seine Richter von allen Jahrhunderten angeklagt werden? Weil er ruhiger in die Verbannung ging, als er aus ihr zurückkehrte? Weil er allein dem Diktator Sulla nicht den Willen tat und, als man ihn zurückberief, noch weiter weg flüchtete? „Mögen diejenigen“, spricht er, „welche du Glücksmensch<sup>468</sup> in Rom gelassen hast, die Blutströme auf dem Forum sehen und am Servilischen See - dort wurden die von Sulla Proskribierten hingerichtet – und die Häupter der Senatoren und die Mörderscharen sehen, die durch die Stadt ziehen, und die vielen Tausende römischer Bürger, die nach erhaltener Zusage der Schonung dennoch niedergemetzelt wurden. Das mögen die sich ansehen, die nicht in der Verbannung leben können.“

Ist Sulla glücklich, weil ihm, wenn er auf das Forum geht, mit dem Schwert Platz gemacht wird? Weil er die Köpfe gewesener Konsulen aufspießen und das Geld für die Mordtaten vom Quästor durch öffentliche Rechnung ausbezahlen lässt? Und das alles tat der Mann, der das Cornelische Gesetz gab!

Ferner Regulus: Was hat das Geschick ihm für Nachteil gebracht? Hat es ihn nicht zu einem Vorbild für Treue und Geduld gemacht? Nägel durchbohrten ihn. Wohin er den müden Körper wendete, lag er auf einer Wunde und konnte kein Auge zutun. Aber je mehr Qual, desto mehr Ruhm! Willst du wissen, dass es ihn gar nicht reut, die Tugend um diesen Preis erkaufte zu haben: Stelle ihn wieder her und schicke ihn erneut in den Senat; er wird wieder so sprechen.

<sup>468</sup> Ironische Anspielung: der Diktator Sulla ist gemeint.

Hältst du den Maecenas für glücklicher, den die Liebe plagte und der sich täglich zu beklagen hatte über den Eigensinn seiner Gattin? Er suchte den Schlaf unter den sanften Tönen entfernter Symphonien; aber ob er mit auserlesenen Weinen sich betäubte, durch rauschendes Wasser sich einwiegen ließ oder durch tausend Genüsse das arme Herz zu befriedigen suchte: Er musste auf seinen weichen Federkissen ebenso schlaflos liegen wie jener auf seiner Marterbank. Doch besaß jener den Trost, er dulde Schweres um des Guten wegen und von seinen Foltern blickte er auf die Ursachen seiner Leiden; der andere aber, blasiert und krank an zu viel Glück, wurde mehr von der Ursache seines Leids gequält als von dem Leid selbst. Die Laster haben es doch bei den Menschen noch nicht so weit gebracht, dass es zweifelhaft wäre, ob die meisten, wenn sie ihr Glück wählen dürften, lieber die Rolle des Regulus als die des Maecenas übernehmen. Wage es einer, die Person des Maecenas vorzuziehen, so gefiele einem solchen stillschweigend auch die Rolle einer Terentia.

Meinst du, es sei dem Sokrates übel ergangen, weil er den auf Staatsbefehl gemischten Trank als Arznei der Unsterblichkeit zu sich nahm und bis in den Tod hinein über den Tod sprach? Ist es ihm schlecht ergangen, weil sein Blut erstarrte, weil allmählich erkaltend die Lebenskraft der Adern erlosch? Ist er nicht zu beneiden im Vergleich mit Schlemmern und Trinkern, deren Wein in goldenem Gefäß mit Schnee gekühlt wird? Er hat seinen Giftbecher gewiss gern und freudig getrunken.

Über Cato habe ich mich bereits oben ausgesprochen. Allgemein wird anerkannt, dass ihm das höchste Glück zuteil wurde. Ihn hat die Natur, eine furchtbare Gegnerin, zum Kampf auserwählt. Ist die Feindschaft der Machthaber etwas Schlimmes? So stelle er sich einem Pompejus, einem Caesar und einem Crassus entgegen. Ist es schwer, einen Geringeren bevorzugt zu sehen? So stehe er zurück hinter einem Vatinius. Ist es schwer, an Bürgerkriegen sich zu beteiligen? Er diene auf dem ganzen Erdkreis der guten Sache mit ebensoviel Unglück als Beharrlichkeit. Ist es schwer, sich selbst zu töten? Er tue es! - Was will ich damit sagen? Jedermann soll wissen: Das ist kein Unglück, dessen ich einen Cato würdig erachte.

(4) Das Glück kommt der Menge und den einfachen Geistern zu. Ein großer Mann muss das bezwingen, was die Mehrheit fürchtet und was sie für ein Übel hält. Immer glücklich sein und ohne Schmerz durch das Leben gehen, heißt die andere Seite der Natur nicht zu kennen. Du bist ein großer Mann? Gut, aber woher weiß man das, wenn das Schicksal dir keine Gelegenheit gibt, deine Tüchtigkeit zu erproben? Du trittst bei den Olympischen Spielen auf?<sup>469</sup> Wohl möglich, aber wenn du alleine kämpfst, bekommst du vielleicht einen Kranz, jedoch ein Sieger bist du nicht.<sup>470</sup> Ich wünsche dir Glück, nicht wegen deiner Tapferkeit, sondern wie einem, der das Konsulat oder die Prätur erhielt: Du bist um eine Ehre reicher geworden. Ebenso kann ich einem wackeren Mann sagen, wenn ihm keine schwierige Aufgabe je Gelegenheit bot, seine geistigen Kräfte zu zeigen: „Ich halte dich für unglücklich, weil du nie Unglück hattest! Du bist ohne Kampf durchs Leben gegangen, niemand weiß, was du hättest leisten können, nicht einmal du selbst.“

Um sich selbst kennen zu lernen, bedarf es der Proben. Woher weiß ein Mensch, was er vermag, wenn er nichts versucht hat? Darum haben sich manche freiwillig den Übel entgegengestellt und haben für ihre Tüchtigkeit, die im Dunkel geblieben wäre, eine Gelegenheit gesucht, um sich auszuzeichnen. Große Männer, behaupte ich, freuen sich zuweilen über widriges Geschick, wie tapfere Soldaten über einen Krieg. Ich hörte einmal einen Mirmillonen unter Gaius Caesar darüber klagen, dass es so wenig zu tun gäbe. „Wieviel schöne Zeit geht verloren“, sprach er. Die

<sup>469</sup> Fußnote Hrsg.: Trat Lucilius, der Prokurator von Sizilien, bei den Olympischen Spielen auf? Wohl kaum. Lucius Ahenobarbus, alias Kaiser Nero, trat nachweislich bei den Olympischen Spielen als Kitharöde auf. War das Werk >de providentia< ursprünglich Kaiser Nero gewidmet? Wurde nach Kaiser Neros Flucht aus Rom die Widmung geändert von Lucius in Lucilius? Siehe dazu auch L. Baus: >Quo vadis Kaiser Nero? – Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<.

<sup>470</sup> Fußnote Hrsg.: Gegen Kaiser Nero wagte bei den Olympischen Spielen keiner anzutreten! Daher schrieb Seneca: „Wohl möglich, aber wenn du alleine kämpfst, bekommst du vielleicht einen Kranz, jedoch ein Sieger bist du nicht.“

Tugend freut sich der Herausforderung. Sie denkt an das Ziel, nicht an das, was sie zu erdulden hat; das und was sie zu leiden hat, ist ein Teil ihres Ruhms. Soldaten rühmen sich ihrer Wunden. Fröhlich rühmen sie es, wenn sie Gelegenheit hatten, ihr Blut zu vergießen. Mögen diejenigen, welche unverwundet aus der Schlacht zurückkehren, ebensoviel geleistet haben, der Verwundete wird doch mehr respektiert. Der Aether-Logos sorgt gerade für diejenigen, welche er recht ehren will, indem er ihnen Gelegenheit gibt, eine kühne, tapfere Tat zu verrichten; dazu gehört immer eine gewisse Schwierigkeit. Den Steuermann lernt man im Sturm kennen, den Soldaten im Kampf. Wie kann ich wissen, wie mutig du die Armut ertragen würdest, wenn du mitten im Reichtum dich befindest? Oder wie fest stehst du gegen Schmach, Beschimpfung und Volkshass, wenn du alt wirst unter fortwährenden Beifallsbezeugungen? Wenn eine unbesiegbare Gunst dich begleitet, die jedermann dir geneigt macht? Woher weiß ich, ob du Kinderlosigkeit mit Gleichmut erträgest, wenn alle, welche dir geboren werden, am Leben bleiben? Ich hörte dich andere trösten; ich hätte aber auch sehen mögen, wie du dich selbst tröstest und deinen eigenen Schmerz besiegst.

Fürchtet doch, ich bitte euch sehr, das nicht, was der Aether-Logos uns schickt als Stärkungsmittel für den Geist: Missgeschick ist eine Gelegenheit, Tüchtigkeit zu zeigen. Diejenigen muss man unglücklich nennen, die in zu großem Glück einschlafen, die ruhige Untätigkeit gefangenhält, wie eine Flaute ein Schiff auf hoher See.

Was danach über solche kommt, überrascht sie. Schweres Geschick lastet härter auf denen, welche es nicht gewohnt sind. Das Joch liegt härter auf einem Nacken, der es vorher niemals trug. Der Kriegsneuling erleicht bei dem Gedanken einer Verwundung; der ältere Soldat blickt gelassen auf sein Blut, weil er weiß, dass er oft siegte auch mit einer blutenden Wunde. Der Aether-Logos erprobt seine Lieblinge, härtet sie ab, prüft und übt sie. Die anderen, die er nachsichtig zu verschonen scheint, spart er auf für spätere Kämpfe, weil sie noch zu weichlich sind. Denn es wäre ein großer Irrtum zu meinen, irgend jemand bliebe ganz frei von Leid. Auch der, der lange Zeit glücklich war, bekommt einmal seinen Teil. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Warum sucht der Aether-Logos ausgerechnet die Tüchtigsten heim mit Krankheit oder anderen Unannehmlichkeiten? Warum wird im Krieg gerade den Tapfersten das Gefährlichste aufgetragen? Der Feldherr schickt die Besten ab, um den Feind in nächtlichem Hinterhalt zu überfallen, um den Weg zu erkunden, um eine Besatzung zu vertreiben. Niemand von diesen würde sagen: Mit mir hat es der Feldherr nicht gut gemeint! Im Gegenteil! So mögen auch diejenigen sprechen, die etwas erleiden müssen, wovor feigen und furchtsamen Gemütern graut: Der Aether-Logos hat uns für würdig erachtet, an uns zu erproben, was die menschliche Natur auszuhalten vermöge.

Fliet die Üppigkeit und das entnervende Glück, in welchem die Geister erschlaffen und gleichsam trunken hintaumeln, wenn nicht etwas kommt, was sie wieder an das eigentliche Menschenlos erinnert. Wen die Fensterscheiben immer vor jedem Luftzug schützen, wessen Füße ständig warmgehalten werden, wessen Speisezimmer durch verborgene Warmluftkammern stets wohltemperiert ist, für einen solchen Menschen wird jedes Lüftchen gefährlich. Alles, was das Maß überschreitet, ist gefährlich; so auch ein übermäßiges Glück: Es setzt das Gemüt in Bewegung, erzeugt im Geist nichtige Vorstellungen und ein zwischen Irrtum und Wahrheit schwankendes Dämmerlicht.

Ist es nicht besser, von Zeit zu Zeit [unvermeidbares] Unglück zu ertragen, da ja dieses den Geist immer antreibt sich zu wehren, als zu Grunde zu gehen an endlosem und übermäßigem Glück? Ein maßvoller, nüchterner Mensch stirbt leicht; ein Fettwanst muss bersten. Der Aether-Logos behandelt tüchtige Menschen nach demselben Grundsatz, den Lehrer bei ihren Schülern anwenden, die ja auch von denen mehr verlangen, von denen sie wissen, dass sie mehr leisten können. Glaubst du, die Lakedaemonier [die Spartaner] haben ihre Kinder nicht lieb gehabt, weil sie sie öffentlich schlagen ließen, um zu erproben, ob sie etwas aushalten? Die Väter ermunterten sie, sie sollten die Peitschenhiebe standhaft aushalten und forderten sie noch auf, wenn sie bereits wund und müde waren, sich den Schlägen aufs neue darzubieten. Ist es daher ein Wunder, wenn der Aether-Logos edle Geister in harte Zucht nimmt? An etwas Weichlichem erprobt sich die Tüchtigkeit nie. Schlägt uns das

Schicksal blutig, wir wollen es ertragen. Es geschieht nicht aus Grausamkeit, es ist ein Kampf. Je öfter wir in den Kampf gehen, desto stärker werden wir. Der Teil unseres Körpers ist der tüchtigste, den wir am fleißigsten gebrauchen und üben. Wir müssen uns dem Geschick entgegenstellen, um durch das Schicksal gegen das Schicksal abgehärtet zu werden. Allmählich werden wir ihm gewachsen. Schweben wir oft in Gefahr, so lernen wir die Gefahr gering achten. Der Seemann bekommt keine Seekrankheit, der Bauer hat eine harte Hand, der Soldat schleudert mit starkem Arm Wurfgeschosse, der Läufer hat geschmeidige Glieder. An jedem ist das am besten ausgebildet, was er geübt hat. Durch das Dulden gelangt der Geist dazu, die Macht der Übel gering zu achten. Wie weit man es in dieser Übung bringen kann, das zeigt ein Blick auf die Leistungen tapferer Völkerschaften. Betrachte alle die Völker, die nicht zum römischen Friedensreich gehören, die Germanen und die Völker, die am Ister umherziehen. Ein lang andauernder Winter und ein trüber Himmel lastet auf ihnen, unfruchtbarer Boden nährt sie kümmerlich, gegen Regen schützen sie sich nur mit Stroh und Laub, über gefrorene Sümpfe laufen sie [fast barfuß] und jagen Wild zur Ergänzung ihrer Nahrung. Sind sie aber unglücklich? Was durch Gewohnheit zur Natur geworden ist, empfindet man nicht als Unglück. Was man von Anfang an aus Not tat, das tut man später mit Freude. Sie haben keine Häuser und keine festen Wohnsitze. Wo sie gerade müde sind, da lagern sie. Ihre Nahrung ist einfach und sie müssen sie eigenhändig suchen, das Klima ist sehr ungünstig, der Körper kaum bedeckt, das scheint uns ein übler Zustand zu sein, aber so leben viele Völker.

Wundere dich nicht, dass tüchtige Menschen Schicksalsschläge erleiden, um hart zu werden. Derjenige Baum wurzelt fest und wird stark, den der Wind oft schüttelt. Gerade dadurch wird er kräftig und senkt die Wurzeln tiefer in den Boden. Was in einem sonnigen Tal aufwächst, wird nicht so stark. Es ist also für tüchtige Leute gerade gut, dass sie oft mit Schwierigem zu kämpfen haben; sie werden dadurch unerschrockener. Mit Gleichmut ertragen sie Dinge, die nur für denjenigen Übel sind, der sie nicht gehörig zu ertragen versteht.

(5) Ferner kommt es allen zugute, dass gerade die Besten Militärdienst leisten müssen und sich abmühen. Der Aether-Logos will, wie ein Weiser, beweisen, dass dasjenige, was die Menge begehrt oder fürchtet, kein Glücks-Gut und kein Übel ist. Teilt sie etwas ausschließlich den Ethischguten zu, so muss das offenbar etwas Gutes sein. Umgekehrt, was die Natur nur über schlechte Menschen verhängt, das muss notwendigerweise etwas Schlechtes sein. Blindheit muss verwünscht sein: Wenn niemand das Augenlicht verliert, als der, der das verdient; darum möge ein Appius und ein Metellus diese Wohltat entbehren. Reichtum ist kein Glücks-Gut: Darum mag ein Ellius ihn haben, damit die Leute sehen, dass das Geld, obwohl man es in Tempeln weiht, auch in den schlechtesten Häusern zu finden ist. Durch nichts kann der Aether-Logos etwas Erwünschtes mehr herabsetzen, als dadurch, dass er es den Besten entzieht und es den Schlechten gibt.

„Aber es ist doch nicht recht, dass ein tüchtiger Mann verstümmelt oder gekreuzigt oder gebunden werde, während die Schlechten mit heiler Haut, frei und üppig daher gehen“, magst du einwenden. - Dann ist es aber ebenso wenig recht, dass tapfere Männer die Waffen nehmen, im Heerlager übernachten, mit verbundenen Wunden vor dem Walle stehen müssen, indessen gemeine Lüstlinge ruhig in der Stadt leben; oder dass die edelsten Jungfrauen nachts aufgeweckt werden zum Dienst im Heiligtum, indessen die Huren tief und ruhig schlafen. Zur Pflicht werden die Tüchtigsten aufgeboten. Der Senat hält oft den ganzen Tag Sitzung, während gleichzeitig der Pöbel auf dem Marsfeld müßig herumläuft oder in einer Kneipe sitzt oder die Zeit in irgendeiner Gesellschaft vergeudet. Ebenso geht es in dem großen Gemeinwesen: Tüchtige Männer mühen sich ab, bringen persönliche Opfer und werden oft selbst ein Opfer, und zwar freiwillig. Sie werden nicht vom Geschick gezwungen, sie folgen ihm und halten gleichen Schritt; hätten sie ihr Geschick gewusst, so wären sie ihm sogar zuvorgekommen. Da weiß ich wieder ein mutiges Wort von unserem wackeren Demetrius: „Nur darüber, Natur, kann ich mich über dich beklagen, dass du mir deinen Willen nicht im voraus kundgetan hast; sonst wäre ich schon vorher zu dem bereit gewesen, wozu du mich nun gerufen hast. Willst du mir meine

Kinder nehmen? Ich habe sie für dich aufgezo-gen. Willst du ein Glied meines Körpers? Nimm es, bald bekommst du ihn ganz zurück. Willst du meinen Geist zurück? Ich werde mich nicht dagegen sträuben, das zurückzugeben, was du mir gegeben hast. Was du verlangst, Natur, gebe ich gerne. Nur hätte ich es dir lieber angeboten, als hergegeben. Wozu nehmen? Du bekommst es freiwillig. Aber auch so nimmst du es nicht. Genommen wird ja nur das, was man festzuhalten sucht. Ich werde zu nichts gezwungen; ich erleide nichts gegen meinen Willen; ich diene der Natur nicht sklavisch: Ich bin mit ihr einverstanden. Um so mehr, weil ich weiß, dass alles nach einem unabänderlichen, ja „ewigen“ Naturgesetz abläuft.“

Das Schicksal [das Naturgesetz] leitet uns, und die erste Stunde nach der Geburt entscheidet, was über jeden einzelnen kommen soll. Eins hängt mit dem anderen ursächlich zusammen. Das Einzelne und das Ganze verbindet eine lange Folgenreihe. Darum muss man alles mutig ertragen, weil es nicht, wie wir meinen, zufällig geschieht, sondern aus Ursächlichkeit abläuft.

Schon lange steht fest, worüber du dich freuen und worüber du traurig sein wirst. Obwohl im Leben der einzelnen Individuen große Verschiedenheiten stattzufinden scheinen, so ist es doch in der Hauptsache dasselbe: Wir sind vergängliche Wesen und empfangen Vergängliches. Warum also klagen und unzufrieden sein? So ist es einmal geordnet. Mag die Natur mit unseren Körpern beginnen, was sie will, sie gehören ihr. Wir bleiben immer heiter; und getrost denken wir: Wir verlieren nichts, was uns gehört. Was wird von einem tüchtigen Mann erwartet? Sich dem Geschick zu fügen. Es ist ein großer Trost zu wissen, wenn man sterben muss, dass es allen so geht. An dieselbe Notwendigkeit im Leben und Sterben ist wie wir auch das Naturgesetz [alias der Aether-Logos] gebunden. Ihm, wie uns, ist eine unabänderliche Bahn vorgezeichnet. Der oberste Schöpfer und Lenker des Alls [der Aether-Logos] befolgt selber die Gesetze, welche er gegeben hat; einmal hat er befohlen, immer gehorcht er. Warum war der Aether-Logos aber so ungleich bei der Austeilung der Schicksale, dass er den Guten Armut, Krankheit und schweres Geschick zuerkannte? – Der Künstler kann den

fertigen Stoff nicht verändern. Manches lässt sich von manchem nicht absondern, es hängt zusammen und bildet ein unteilbares Ganzes.

Schläfrige, matte Geister, deren Wachsein [in Wirklichkeit] ein Schlaf ist, sind aus trägen Elementen zusammengesetzt. Soll ein Mann im vollen Sinne des Wortes ins Leben treten, dazu braucht er ein kräftigeres Geschick. Er wird keinen geraden Weg haben; es wird bei ihm auf und ab gehen, er muss herumgeworfen werden, damit er sein Fahrzeug im Sturme lenken lerne. Er muss gegen die Strömung steuern; viel Hartes und Raues wird ihm begegnen, aber er wird es innerlich besänftigen und glätten. Feuer erprobt das Gold, die Not und das Leid einen tüchtigen Mann. Sieh, wie hoch die Tugend steigen muss, sie geht keinen ebenen Pfad:

„Steil ist des Weges Beginn, kaum können frühmorgens die Rosse mit frischer Kraft ihn erklimmen. Am höchsten ist er in der Mitte des Himmels. Mir selber graut manchmal, so von der Höhe herabzublicken auf Meer und Länder, und in zaghafter Furcht klopft mir das Herz. Steil ist des Weges Ende und besonnener Lenkung bedarf es. Tethis selbst, die in wogender Tiefe mich aufnimmt, fürchtet oftmals für mich, ich könnte jählings stürzen.“ So spricht (bei Ovid) der Sonnengott zu Phaeton. Als jener edle Jüngling dies vernommen hatte, sprach er: „Der Weg gefällt mir, ich will ihn befahren. Es ist der Mühe wert, auch auf die Gefahr hin zu stürzen.“ Aber der Sonnengott fuhr fort, den Übermütigen abzuschrecken: „Damit du den rechten Weg einhältst und nicht abschweifst in Irrfahrt, musst du zwischen den Hörnern des feindlichen Stiers hindurch, vorbei an dem hämonischen Bogen und dem Blick des grimmigen Löwen.“ Darauf erwiderte jener: „Spanne mir den Wagen an, den du bewilligst; das, womit du mich abzuschrecken gedenkst, reizt mich gerade; dort möchte ich stehen, wo selbst der Sonnengott schwankt.“ Der Träge und Niedrige liebt die sichere Bahn, hoher Sinn strebt hoch hinaus.

(6) „Warum lässt der Aether-Logos [alias die Natur] rechtschaffenen Menschen Böses widerfahren?“ fragst du. - Er tut es nicht! Alles Böse hält der Aether-Logos von ihnen fern. Schande und Verbrechen, böse Gedanken und habsüchtige Pläne, blinde Begierde und nach fremdem Besitz trachtende Gier: Davor behütet er sie. Oder soll der Aether-Logos auch die

Habseligkeiten der Guten behüten? Das erlassen sie ihm; die Guten achten solche Dinge ja gering. Demokrit warf den Reichtum weg, weil er ihn für eine Bürde des edlen Geistes hielt. Was Wunder, wenn der Aether-Logos einem Guten das zuteil werden lässt, was er sich zuweilen selber wünscht.

„Tugendhafte Menschen verlieren Kinder“, entgegnest du. - Warum nicht? Sterben müssen alle. „Sie werden in die Verbannung geschickt!“ - Warum nicht? Manchmal verlassen sie freiwillig ihr Vaterland, um es nie wieder zu sehen. „Sie werden getötet!“ - Warum nicht? Sie töten sich ja manchmal selber. „Sie müssen Schweres erdulden!“ - Um anderen das Dulden zu lehren; sie sind zu Vorbildern geboren.

Denke dir daher, dass der Aether-Logos spräche: „Ihr, denen gefällt, was recht ist, was klagt ihr über mich? Andere habe ich mit Scheingütern umgeben, mit einem langen trügerischen Traum die eitlen Menschen getäuscht, mit Gold, Silber und Elfenbein geschmückt, aber wahre Güter sind das nicht. Seht diejenigen, die ihr für glücklich haltet, nicht von der Licht-, sondern von der Schattenseite an, so sind sie elendig, schmutzig, schändlich und von außen übertüncht, wie ihre Hauswände. Das ist kein solides, reines Glück; es ist nur ein leichter Firnis. So lange sie sicher stehen und nach Gefallen sich zeigen können, glänzen und imponieren sie; tritt jedoch etwas ein, was sie verwirrt und bloßstellt, dann kommt an den Tag, welch abscheulichen Schmutz in Wirklichkeit der äußere Glanz verdeckt.

Den Ethischguten gab ich [der Aether-Logos] zuverlässige, bleibende Glücks-Güter. Je mehr ihr euch mit diesen beschäftigt und je genauer ihr sie betrachtet, desto besser und größer werdet ihr sie finden. Ich habe euch gelehrt, das zu verachten, was andere fürchten, und die Lüste ekelhaft zu finden. Ihr glänzt nicht äußerlich, eure Güter sind inwendig. So achtet der Welt Außendinge nicht, seid in der Anschauung meiner selbst [der stoischen Philosophie] vergnügt. In das Innere habe ich alles Gute gelegt. Das [materielle] Glück nicht zu brauchen, das ist euer Glück.“

„Aber es ereignet sich viel Trauriges, Erschreckendes, Schweres!“ - „Weil ich [der Aether-Logos] euch davon nicht befreien konnte, darum habe ich euer Geist-Gemüt

gegen alles gewappnet. Tragt es mutig. In diesem Punkt steht ihr noch höher als ein [hypothetischer] Gott. Er kann von keinem Übel befallen werden, ihr erduldet es siegreich. Verachtet die Armut: Niemand lebt so arm, wie er geboren wurde. Verachtet den Schmerz: Entweder geht er zu Ende oder es geht mit euch zu Ende. Verachtet das Geschick: Ich habe ihm kein Geschoss gegeben, das euren Geist treffen könnte. Verachtet den Tod: Er beendet alles. Ich habe vor allem dafür gesorgt, dass euch niemand gegen euren Willen festhalten kann: Der Ausgang steht immer offen. Wollt ihr nicht mehr kämpfen, so könnt ihr fliehen. Darum habe ich von allem, was euch notwendig sein sollte, nichts leichter gemacht als das Sterben. Ich habe das Leben so gestellt, dass es leicht entweichen kann. Gebt nur Acht darauf und ihr werdet sehen, welcher kurzer und einfacher Weg zur Freiheit führt. Beim Austritt aus dem Leben darf es nicht so langsam gehen, wie beim Eintritt. Stirbe der Mensch so langsam, wie er geboren wird, so hätte das Schicksal [und die irdischen Diktatoren] eine große Gewalt über euch. Jeder Augenblick, jeder Ort kann euch lehren, wie leicht es ist, der Natur den Dienst aufzukündigen und ihr Geschenk zurückzugeben. An den Altären und bei den feierlichen Gebräuchen der Opfernden,

während Wünsche ausgesprochen werden, das Leben betreffend, könnt ihr den Tod lernen. Gewaltige Stierkörper stürzen nieder in Folge einer kleinen Wunde; ein Schlag von Menschenhand streckt die kräftigsten Tiere nieder. Ein schwaches Messer durchtrennt die Nackenwirbel, die Kopf und Hals verbinden; und wenn die Gelenke durchtrennt sind, so stürzt der Körper nieder. Das Leben liegt nicht tief und es muss nicht immer mit dem Schwert gewaltsam zerstört werden. Man braucht nicht die innersten Organe zu treffen mit einer tief eindringenden Wunde; der Tod ist ganz nahe. Ich brauche nicht für solche Stöße einen gewissen Punkt zu bestimmen; man kann ihm überall beikommen.

Und das, was man eigentlich das Sterben nennt, das Erlöschen, geht so schnell vorüber, dass man es nicht einmal recht empfindet. Mag eine Schlinge die Kehle zusammenschnüren oder Wasser die Atmungsorgane verschließen oder mag man zerschmettert werden, indem der Kopf auf hartem Boden aufschlägt, oder mag loderndes Feuer die Atmung abschneiden: Sei es, wie es wolle, es geht rasch. Schämt ihr euch nicht? Was so schnell vorbei ist, das fürchtet ihr lange Zeit bevor es eintritt?“

# Naturbetrachtungen

## Naturales quaestiones

Übersetzung von J. M. Moser, Stuttgart 1830, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

### I. Buch Vorwort

Derselbe Unterschied, mein bester Lucilius, welcher zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften besteht, zeigt sich, nach meiner Ansicht, auch in der Philosophie zwischen dem Teil, der die Menschen, und zwischen dem, der den Aether-Logos zum Gegenstand der Betrachtung hat. Dieser ist erhabener und kühner; er hat sich einen weiten Spielraum geschaffen; er beschränkt sich nicht auf das Sichtbare, er ahnt, dass es etwas Höheres und Schöneres gibt, das die Natur unserer Betrachtung verborgen hat. Mit einem Satz: Es ist zwischen diesen beiden derselbe Unterschied, wie zwischen dem Aether-Logos und dem Menschen. Der eine Teil lehrt, was auf Erden zu tun ist, der andere, was im Universum vorgeht. Der eine zerstreut unsere Irrtümer und gewährt uns Erkenntnis, damit wir uns in den zweifelhaften Fällen des Lebens zurecht finden, der andere geht weit über die Dunkelheit, in der wir wandern, hinaus und führt uns, der Finsternis entronnen, dahin, von wo die Klarheit kommt.

Meinen Dank bringe ich der Natur dar, da ich sie nicht von der Seite betrachte, die sich aller Welt darbietet, sondern in ihre Geheimnisse eindringe. Wenn ich lerne, was der Stoff des Alls ist, wer der Urheber oder Bewahrer, was die wahre Gottheit ist, ob sie sich ganz in sich selbst kehrt oder bisweilen auch auf uns sieht; ob sie täglich neu erschafft oder ein für allemal geschaffen hat; ob sie ein Teil der Welt ist oder die Welt selbst; ob sie auch noch heutzutage etwas anordnen und an dem Gesetz des Schicksals etwas ändern kann oder ob es eine Herabwürdigung ihrer Erhabenheit und ein Geständnis von Fehlbarkeit ist, wenn sie die Dinge so geschaffen hat, daß sie einer Änderung bedürfen. Denn wenn ihr nur das Beste gefallen kann, so muss ihr notwendig immer dasselbe gefallen; und sie ist deshalb nicht weniger frei und mächtig. Sie ist sich ja nur ihr eigenes notwendiges Gesetz. Wenn ich mich darauf nicht einlassen könnte, wozu wäre ich dann geboren? Weshalb hätte

ich mich dann zu freuen, daß ich in die Zahl der Lebendigen gestellt wurde? Etwa dass ich Speisen und Getränke, wie durch ein Sieb durch mich hindurchgehen lasse? Dass ich diesen kränklichen, hinfalligen Körper, der stirbt, wenn er nicht immer wieder gefüllt wird, vollstopfe und sein Krankenpfleger bin? Dass ich den Tod fürchte, zu dem wir alle geboren sind? Nimm jenen unschätzbaren Vorzug weg und das Leben ist des Schweißes und des unruhigen Treibens nicht wert. Welch erbärmliches Geschöpf ist der Mensch, wenn er sich nicht über das Menschliche erhebt! So lange wir mit den Leidenschaften ringen, was tun wir Großes? Wenn wir sie auch meistern, so ist es nur ein Hirngespinnst, das wir besiegen. Haben wir wohl Ursache, uns etwas darauf einzubilden, dass wir nicht sind wie die Schlechtesten? Ich sehe nicht ein, warum sich einer etwas einbilden soll, wenn er unter Lazaretbrüdern der Kräftigste ist. Es ist ein großer Unterschied zwischen Kraft und Wohlbefinden. Du bist frei von Gebrechen der Psyche, du hast keine Heuchlermiene, führst keine Sprache, die einem fremdem Willen angepasst ist, hast kein intrigantes Herz, bist nicht von Geiz befangen, der, was er anderen abgenommen hat sich selbst nicht gönnt; bist nicht von Verschwendungssucht befallen, die das Geld schändlich hinauswirft, um es noch schändlicher wieder zu gewinnen; bist nicht voller Ehrgeiz, der dich nur auf unwürdigen Wegen zu Würden führt. Aber damit ist noch nichts getan; von vielem bist du los, von dir selbst noch nicht. Jene Tugend, nach der wir streben, ist großartig, nicht weil es schon an und für sich ein Glück ist, vom Übel frei zu sein, sondern weil sie die Fesseln des Geistes löst und zur Erkenntnis des Universellen vorbereitet, und ihn würdig macht, in Gemeinschaft mit dem Vernunftgesetz zu treten. Alsdann hat er das ausgemachte und vollkommene Glück, dessen ein Mensch fähig ist, wenn er alles Übel unter seine Füße tritt, sich emporschwingt und in die innere Tiefe der Natur eindringt. Dann ist es ihm Wonne, unter den Sternen wandernd, die prächtigen

Fußböden [aus Mosaiksteinen] der Reichen zu verlachen und die ganze Erde mitsamt ihrem Gold, nicht nur mit dem, meine ich, das sie bereits zu Tage gefördert und zu Münzen geprägt haben, sondern auch mit dem, was sie für die Habsucht der Nachwelt noch in ihrem Inneren bewahrt. Und er kann die Säulenhallen verachten und die von Elfenbein schimmernden Zimmerdecken und die kunstvoll geschnittenen Laubgänge und die in die Häuser geleiteten Flüsse, wenn er die ganze Natur durchwandert, und von oben auf den Erdkreis herabschaut, wie er so klein ist und größten Teils noch mit Wasser bedeckt, aber auch, wo er darüber hervorragt, weite wüste Strecken besitzt und da vor Hitze brennt, dort vor Kälte erstarrt. Das also, spricht er bei sich selbst, das ist das Fleckchen Erde, um das sich so viele Nationen mit Feuer und Schwert streiten? Wie lächerlich sind die Grenzlinien der Sterblichen! Den Ister soll der Dakier nicht überschreiten; der Strymon soll die Thrakier einschließen, den Parthern soll der Euphrat entgegenstehen, der Danubius soll sarmatisches und römisches Land trennen, der Rhein Germaniens Grenze bilden, die Pyrenäen sollen zwischen Gallien und Hispanien ihren Gebirgsrücken erheben und zwischen Ägypten und Äthiopien soll die ungeheure Sandwüste [die Sahara] liegen. Wenn den Ameisen Menschenverstand gegeben wäre, würden sie nicht auch ihr einziges Fleckchen Erde in viele Provinzen abteilen? Wenn du dich auf großen Höhen begibst und unten Heere marschieren siehst mit fliegenden Fahnen, und, als ob etwas Großes vorgehe, eine Reiterschar, die bald die Umgegend streifend durchspäht, bald die Flanken umschwärmt, wirst du da nicht sagen:

„Schwarz wallt es im Gefilde von  
Scharen.“<sup>471</sup>

Das ist nichts Anderes, als ein Hin- und Herlaufen von Ameisen, die auf ihrem engen Fleckchen Erde arbeiten. Was ist denn für ein Unterschied zwischen uns und ihnen, als das Verhältnis eines winzigen Körperchens? Ein Fleckchen Erde ist es, auf dem ihr segelt, auf dem ihr euch bekriegt, auf dem ihr Königreiche abgrenzt, und ein Morgen Land sind diese, wenn sie auch auf beiden Seiten an den Ozean stoßen. Droben [im Weltall], da sind die

<sup>471</sup> Fußnote Moser: Vgl. Virgils >Aeneis<, IV, 404.

ungeheueren Räume, in deren Besitz sich der Geist versetzen kann, freilich nur in dem Fall, wenn er vom Körper so wenig als möglich mitbringt, wenn er alles Unreine von sich abwischt, und frei und leicht und mit Wenigem sich begnügend empor schwebt. Wenn er jene Räume berührt, so findet er Nahrung, Wachstum und kehrt, wie von Fesseln befreit, zu seiner Heimat zurück. Und das ist ein Beweis seines aetherischen Ursprungs, dass ihm die Vernunft Genuss bereitet und dass er darin nicht wie ein Fremder, sondern wie in seinem Eigentum ist. Ruhig schaut er der Planeten Auf- und Niedergang, und bei ihrer Harmonie die Verschiedenheit ihrer Bahnen. Er beobachtet, wo jeder Stern sein Licht zuerst der Erde bringt, wo sein Höhepunkt ist, welches seine Bahn, und wie er weiter sich bewegt. Als ein wissbegieriger Zuschauer ergründet und erforscht er dies alles. Warum sollte er nicht danach forschen? Er weiß, dass es ihn etwas angeht. Da ist ihm freilich die Beschränktheit seines Wohnplatzes etwas Kleines. Denn was ist doch die ganze Entfernung von Hispaniens weitesten Küsten bis zu den Küsten Indiens? Nur wenige Tagesreisen, wenn das Schiff bei günstigem Wind [dem Monsun] mit vollen Segeln fahren kann. Aber jene Regionen des Himmels weisen dem schnellen Planeten [dem Saturn]<sup>472</sup>, der ohne Rast in gleichmäßiger Eile dahinzieht, eine dreißigjährig [wiederkehrende] Bahn zu. Da lernt er nun erst, wonach er längst geforscht hat, da fängt er an, die Naturgesetze zu erkennen. Was ist der Aether-Logos? Das Vernunftgesetz des Alls. Was ist der Aether-Logos? Das Ganze. Alles was du siehst, ob du es gleich nicht in seiner Ganzheit siehst. Dann erst wird ihm seine eigentümliche Größe zuerkannt, über welche hinaus sich nichts denken lässt, wenn er allein alles ist, wenn er sein Werk von außen und innen beherrscht.<sup>473</sup> Was ist also der Unterschied zwischen dem Wesen des Aether-Logos und dem unsrigen? Der edlere Teil von uns ist die Vernunft; der Aether-Logos ist nichts als Vernunft. Er ist ganz Vernunft, während sterbliche Wesen von Irrtum [von Wahn] so gewaltig befangen sind, dass die Menschen das, was das Allerschönste,

<sup>472</sup> Fußnote Moser: Vgl. Buch VII, 29 und Cicero, >De natura deorum<, II, 20.

<sup>473</sup> Fußnote Moser: Die Übersetzung folgt hier der Ed. Bip.: „sic demum“.

das Geordnetste und Planmäßigste ist, für etwas Zufälliges, nach blindem Zufall Veränderliches halten, was eben deshalb in steter Unordnung ist unter Blitzen, Wolken, Stürmen und was sonst die Erde und ihre Umgrenzungen beunruhigt. Und von solch tollem Wahn ist nicht nur der Pöbel befangen, er hat auch Leute befallen, welche sich für Philosophen ausgeben. Es gibt Menschen, die zwar glauben, sie selber hätten einen Geist, und zwar einen, der denke und alles ordentlich einrichte, sowohl was sie selbst als was andere angeht, aber dieses All, in welchem wir uns befinden, soll planlos sein und entweder von einem blinden Zufall getragen werden oder von einem Wesen, das nicht weiß, was es tut? Bedenke doch, wie vorteilhaft es ist, dergleichen Dinge zu erkennen und der [menschlichen] Natur ihre Grenzen anzuweisen! Wie viel die Natur vermag? Ob sie sich den Stoff selber bildet oder den gegebenen nur verwendet? Ob die Idee, als das Erste, sich mit der Materie verbindet oder die Materie mit der Idee? Ob die Natur alles erschafft, was sie will, oder ob es ihr in manchen Fällen an Beschäftigung fehlt und von der großen Künstlerin [der Natur] manches verkehrt gebildet wird, nicht weil es ihr an Einsicht fehlt, sondern weil das, was sie behandelt, für ihre künstlerische Behandlung manchmal unempänglich ist? Da hinein zu blicken, das zu erkennen, da unablässig zu forschen, heißt das nicht über seine sterbliche Natur hinausgehen und eines herrlicheren Lebens teilhaftig werden? Du fragst: Was wird dir das nützen? - Wenn es auch sonst nichts nützt, so werde ich, wenn ich mir den Aether-Logos [alias das Naturgesetz] zum Maßstab genommen habe, wenigstens belehrt, dass alles endlich ist. Doch davon später. [...]

## II. Buch

[...] 33. Kehren wir nun zu den Blitzen zurück, auf welche sich die Theorie in drei Teile spaltet: Wie man sie erforschen, wie man sie deuten und wie man sie angeblich wegbeten könne. Der erste Teil geht auf die Beschaffenheit derselben, der zweite auf die Weissagungskunst, der dritte auf die angebliche Versöhnung der Götter, die man um das Gute anflehen und um Abwendung des Bösen bitten soll; flehen, dass sie ihre Verheißungen erfüllen, abbitten, dass sie ihre Drohungen erlassen.

34. Man erklärt, der Einfluss der Blitze sei der wichtigste, weil jede andere Vorbedeutung durch die Erscheinung des Blitzes aufgehoben würde. Was dieser andeutet, steht angeblich fest und wird durch kein anderes Zeichen an Bedeutung geschwächt. Was auch die Eingeweide, was auch die Vögel Drohendes weissagen mögen, es ist sei ungünstig, wenn der Blitz günstig ist. Was durch den Blitz angekündigt sein mag, wird durch kein entgegengesetztes Anzeichen von Eingeweiden oder Vögeln aufgehoben. Darin scheint mir ein [logischer] Irrtum zu liegen. Warum? Weil es nichts geben kann, das wahrer ist als das Wahre. Haben die Vögel Wahres verkündet, so kann dieses Zeichen nicht durch den Blitz zunichte gemacht werden; oder kann dies sein, so ist es nichts Wahres, was sie verkündet haben. Ich ziehe nämlich jetzt nicht den Vogel und den Blitz in Vergleich, sondern zwei Zeichen von dem, was wahr ist; deuten sie aber etwas Wahres an, so stehen sie gleich. Wenn daher die Dazwischenkunft des Blitzes die Aussprüche der Eingeweidebeschauer oder der Vogelflugdeuter aufhebt, sind bei der Beschauung der Eingeweide und bei der Beobachtung des Vogelflugs Fehler vorgekommen. Denn es kommt nicht darauf an, welches von diesen beiden Dingen seiner Natur nach wichtiger und einflussreicher sei; wenn das Eine, wie das Andere, sein Zeichen von etwas Wahrem gebracht hat, so sind sie in dieser Beziehung gleich. Wenn du sagst: Die Kraft der Flamme sei bedeutender als die des Rauches, so ist deine Behauptung nicht unrichtig; denn um durch Feuer vorherzusagen, ist die Flamme und der Rauch gleich geeignet. Sagt man also: So oft die Eingeweide etwas Besonderes andeuten und etwas Anderes die Blitze, so ist auf die Blitze mehr zu gehen; dann mag es etwa sein, dass ich damit einverstanden bin; sagt man aber: Obgleich das eine Zeichen etwas Wahres vorausgesagt hat, so hat doch das Einschlagen des Blitzes das Vorige ungünstig gemacht und die Glaubwürdigkeit an sich gezogen, dann ist es unrichtig. Warum? Weil es nicht darauf ankommt, wie zahlreich die prophetischen Andeutungen sind; der Schicksalspruch ist nur einer; hat man den bei der ersten Andeutung richtig aufgefasst, so macht ihn eine zweite nicht zunichte; er bleibt wie er ist. Also, sage ich, es kommt nicht darauf an, ob es das Gleiche oder etwas Anderes ist,

wodurch wir [den Schicksalsspruch] erforschen, weil das, warum es uns zu tun ist, eins und dasselbe bleibt.

35. Das Schicksal kann durch den Blitz nicht anders bestimmt werden. Warum nicht? Der Blitz selbst gehört zum Schicksal. Wozu sind dann aber die Sühnungen, die Gottesdienste, wenn die Schicksale nicht zu ändern sind? Erlaube mir, dass ich die strenge Schule denjenigen in Schutz nehme, die von dergleichen [Vorzeichen] nichts halten und der Ansicht sind, dass Gebete nichts anderes sind als Tröstungen für das bekümmerte Herz. Das Schicksal [alias das Naturgesetz] tut, was ihm zusteht, und lässt sich nicht bewegen durch Bitten, nicht umstimmen durch Mitleid oder durch Begünstigung einzelner [Lieblinge der Götter]. Es geht seinen unerbittlichen Gang. Was durch Notwendigkeit [durch Naturgesetze] herbeigeführt ist, verläuft nach Vorherbestimmung. Gleich wie ein reißendes Wildwasser nicht zurück fließen, nicht einmal anhalten kann, weil die vorderen Wassermassen von den nachkommenden weitergeschoben werden: So treibt des Geschickes ewige Reihenfolge die Begebenheiten in [gesetzlicher] Ordnung weiter; und sein erstes Gesetz ist, fest zu beharren auf seinen gegebenen Beschlüssen.

36. Was verstehst du unter dem Schicksal? - Ich halte es für die Abfolge aller Begebenheiten und Handlungen, der keine Macht etwas anhaben kann. Glaubst du, es durch das Opfer und durch das Leben eines schneeweißen Lammes beeinflussen zu können, so kennst du die wahre Gottheit [den Aether-Logos] nicht. Sagt ihr doch, die Gesinnung eines Weisen könne nicht umgestimmt werden. Um wie viel weniger die der Naturgesetze? Da der Weise nur weiß, was im Augenblick das Beste ist, für den Aether-Logos dies aber alles immanent ist. [...]

59. Ich weiß wohl, was du schon lange gerne hättest. Woran dir sehr gelegen ist: Ich möchte lieber, sagst du, die Furcht vor den Blitzen los sein, als eine gelehrte Kenntnis von ihnen erhalten. Lehre also, wen du willst, wie sie entstehen. Mir ist es darum zu tun, dass mir die Furcht davor genommen werde, mehr als dass man mir die Natur derselben zu erkennen gebe. - Nun ich will deinem Wink folgen: Man muss bei allen Dingen und allen Unterredungen etwas Praktisches mit vorbringen. Während wir in die Geheimnisse der Natur eindringen und

uns mit dem Naturgesetzlichen beschäftigen, muss das Gemüt von seinen Schwächen befreit, muss das Herz befestigt werden, was auch den Gelehrten notwendig ist und denen, die sonst nichts zu tun haben; nicht als ob wir den Schlägen des Schicksals entgehen könnten; denn von allen Seiten fliegen uns seine Geschosse entgegen, sondern um sie tapfer und standhaft zu ertragen. Unüberwunden können wir sein, aber nicht unerschüttert; wenn uns schon bisweilen zu hoffen einfällt, wir könnten unerschüttert bleiben.

Wie, sagst du. Verachte den Tod und es sei dir alles verächtlich, was zum Tod führt, sei es nun Krieg oder Schiffbruch oder der Biss wilder Bestien oder das Gewicht plötzlich einstürzender Gebäudetrümmer? Kann der Tod denn etwas anderes tun, als die Psyche vom Körper befreien? Dem einzieht dich keine Sorgfalt, dessen überhebt dich kein glücklicher Umstand, darüber wird kein noch so Mächtiger Herr. Das andere ist nach verschiedenen Geschicken verteilt; aber der Tod ruft alle, einen wie den anderen. Eben weil rein gar nichts gegen den Tod hilft, fasse Mut. Die feigsten Tiere, die von der Natur zum Fliehen eingerichtet sind, versuchen, wo kein Ausweg offen steht, noch durch Angriff sich zu retten, weil ihr Körper zur Gegenwehr nicht geeignet ist. Verderblicher ist kein Feind, als der, den eine aussichtslose Lage verwegen macht. [...]

So ist es, mein Lucilius: Dem Tod sind wir alle aufgespart. Diese ganze Menschenschar, die du siehst, die du dir aller Orten denken musst, wird über kurz oder lang die Natur heimrufen und verschwinden lassen. Und wenn man damit unzufrieden ist, so handelt es sich nicht um die Sache selber, nur um die Zeit. Sei es früher oder später: An das eine Ziel muss man ankommen. Wie also? Kommt dir nicht derjenige als der Allerfurchtsamste und Unweiseste vor, der mit vielen Umständen um Aufschub des Sterbens bettelt? Würdest du nicht denjenigen verachten, der, unter Todeskandidaten aufgestellt, sich als eine Wohltat ausbäte, dass er der letzte sein dürfe, seinen Nacken darzubieten? Und gerade so machen wir es: Wir schlagen es hoch an, wenn wir später sterben dürfen. Über alle ist das peinliche Gericht verhängt; und zwar nach Grundsatz der höchsten Gerechtigkeit. Denn was im höchsten Leiden der beste Trost ist: Es haben alle unter gleichen Verhältnissen auch

das gleiche Geschick. Würden wir vor dem Richter oder vor einem Machthaber abgeliefert, wir würden folgen und unserem Henker Gehorsam leisten; was ist es anderes, ob wir zum Tode gehen auf Befehl oder freiwillig? Wie kannst du doch so unvernünftig und deiner Hinfälligkeit uneingedenk sein, dass du in Todesfurcht fällst, wenn es donnert? Daran liegt also dein Leben? Wirst du denn am Leben bleiben, wenn du dem Blitz entgehst? Auf dein Leben zielt ein Schwert oder ein Stein oder eine Krankheit. Nicht die größte unter den Gefahren, sondern nur die augenfälligste ist der Blitz. Ja, das ist freilich ein Glück, wenn die unendliche Schnelligkeit deines Todes dich davor bewahrt, ihn zu empfinden; und wenn für deinen Tod Sühneopfer gebracht werden, weil du selbst in deinem Sterben nicht ein nutzloses Geschöpf bist, sondern das Anzeichen für irgend ein großes Ereignis! Das ist freilich ein Unglück, wenn du an einer Stelle mit dem Blitz dein Grab findest.<sup>474</sup>

Aber du erleichst vor dem Krachen des Himmels, erzitterst vor einer Wolke und es stockt dein Atem, wenn es einmal blitzt. So hältst du es also für ehrenvoller, an Mutlosigkeit zu sterben als durch einen Blitz? Nein! Stehe tapfer gegen die Drohungen des Himmels; und mag das Himmelsgewölbe von allen Seiten glühen, so denke, du habest von einer so gewaltigen Masse nichts zu verlieren. Ja, wenn du den Glauben hast, um deinetwillen sei der Aufruhr in der Luft, der Kampf der Stürme veranstaltet, wenn um deinetwegen die dahinjagenden Wolken donnern, wenn zu deinem Untergang eine solche Feuermasse ausgeworfen wird: Nun, so lass es dir für einen Trost gelten, dass dein Tod eine so wichtige Sache sei. Übrigens wirst du zu solchen Gedanken keine Zeit haben. Jener Blitzschlag überhebt dich der Furcht. Er hat unter anderem das Gute, dass er deiner Angst zuvorkommt. Nur der fürchtet den Blitz, der von ihm verschont geblieben ist.

<sup>474</sup> Fußnote Moser: Dies bezieht sich auf die Römische Sitte, dass die vom Blitz Erschlagenen an derselben Stelle, wo der Blitz in die Erde fuhr, bestattet wurden, mit Opferung eines zweijährigen Schafes, welches an gleicher Stelle geopfert wurde; danach wurde der Ort mit einer Mauer umschlossen.

### III. Buch Vorwort

Ich weiß, mein allerbesten Lucilius, welches großes Unterfangen es für mich - als einem Mann in hohen Jahren - ist, dass ich noch vorhabe, die Welt zu durchforschen, ihre Ursachen und Geheimnisse zu erkunden und sie anderen zur Kenntnis zu bringen. Wo soll die Zeit herkommen, so Vieles zu ordnen, so Zerstreutes zu sammeln, so Verborgenes zu durchschauen? Es bedrängt mich das Greisenalter und hält mir die Jahre vor, die unter unwichtigen Bestrebungen hingebracht wurden. Um so mehr soll mir daran gelegen sein, dass der Schaden einer verkehrt angewandten Lebenszeit durch Anstrengung wieder gut gemacht werde. Die Nacht will ich zum Tag nehmen, dem Streben nach Besitztümern entsagen, mich losmachen von der Sorge um mein Eigentum, das seinem Besitzer so fern steht. Ganz sich selber gehöre der Geist und nehme auf die Betrachtung seiner selbst wenigstens noch da Bedacht, wo er auf dem Sprung ist zu sterben. Ja, das wird er tun: Bei sich selbst verweilen und Tag für Tag die Kürze der Zeit berechnen. Was verloren ist, wird er durch sorgfältige Ausnutzung der Gegenwart einholen. Am redlichsten geht man von Reue zur Tugend über. Ich möchte mit dem Vers eines berühmten Dichters<sup>475</sup> ausrufen: „Hoch her fährt der menschliche Geist, das Größte bei kleiner Frist beginnen wir.“

So würde ich sprechen, wenn ich wie ein Jüngling oder ein Mann in den besten Jahren so etwas vorhätte. Denn für so große Dinge ist jegliche Zeit beschränkt. Nun aber habe ich mich an eine so ernste, wichtige, nicht zu ermessende Arbeit erst nach den Mittagsstunden gemacht. So will ich denn tun, wie man es auf einer Reise zu machen pflegt. Wenn man zu spät abgereist ist, so ersetzt man die Verzögerung durch Eile. So will ich denn rasch daran gehen und die vielleicht nicht zu erschwingende; in jedem Fall große Arbeit ohne Rücksicht auf meine Jahre angreifen. Es wächst der Mut bei jedem Blick auf die Größe des Vorhabens und bei dem Gedanken, wie viel noch zu tun, nicht was für Zeit dazu übrig sei. - Manche haben sich damit beschäftigt, dass sie die Geschichten auswärtiger Könige verfassten

<sup>475</sup> Fußnote Moser: Wer dieser Dichter war, ist unbekannt.

und was Völker gegen einander erlitten und gewagt haben. Wie viel befriedigender ist es doch, die eigenen Übel zu tilgen, als fremde der Nachwelt zu erzählen! Wie viel besser ist es, die Werke des Aether-Logos zu preisen, als die Raubzüge eines Philipp und Alexander und anderer, die, durch der Völker Unglück berühmt, nicht weniger eine Pest der Menschheit waren, als Überschwemmungen, die alles flache Land überströmten, und Feuersbrünste, die eine große Zahl lebendiger Geschöpfe verzehrten. Sie schreiben, wie Hannibal über die Alpen zog, wie er den durch Hispaniens Niederlagen aufgefrischten Krieg unvermutet nach Italien getragen, und wie er, als seine Macht gebrochen war, nach Karthagos Demütigung noch beharrlich in seinem Trotz bei den Königen der Nachbarn umherzog, sich zum Führer gegen die Römer anbietend und um ein Heer bittend. Wie er auch mit grauen Haaren nicht abließ, in allen Windeln der Welt nach Krieg zu suchen. Ohne Vaterland konnte er es aushalten, aber nicht ohne Feind.

Wie viel befriedigender ist es doch, zu erforschen, was zu tun, als was geschehen ist. Diejenigen, die ihre Sachen auf das Glück gestellt haben, zu überzeugen, dass von diesem nichts ausgeteilt wird, was Bestand hätte, und dass seine angeblichen Glücks-Güter alle verrinnen, veränderlicher als der Wind. Da ist kein Gedanke an Ruhe. Es liebt, der Freude den Kummer unterzulegen und das Eine in das Andere zu mischen; darum traue keiner dem Glück, und es verzage niemand an den Widerwärtigkeiten; schnell wechseln die Dinge mit einander. Was frohlockst du? Was dich so hoch erhebt, wer weiß, wo es dich verlässt! Es wird sein Ende haben, bevor das deine kommt! - Warum so niedergeschlagen? Du bist tief gesunken: Nun ist es an dir, dich aufzuraffen. Zum Besseren neigt sich das Widrige; zum Missgeschick wendet es sich, wenn dir alles nach Wunsch zu gehen scheint. Auf diesen Wechsel muss man ständig gefasst sein, nicht nur im Einzelleben der Familie, das leicht einen Schicksalsschlag erleidet, sondern auch in öffentlichen Angelegenheiten. Königreiche von niedrigstem Beginn haben sich über bestehende Herrscher der Welt erhoben: Lang bestandene Throne sind mitten in ihrer Blüte in Asche gesunken. Es lässt sich keine Zahl angeben, wie viele von anderen gestürzt wurden: In dieser unserer Zeit erhöht der Aether-Logos die

Einen, die Anderen stürzt er. Er legt sie nicht sanft hin, sondern zerschmettert sie von ihrer Höhe nieder, so dass keine Spur mehr bleibt. Das kommt uns als etwas Großes vor, weil wir klein sind. Viele Dinge sind ihrer Natur nach nicht groß, sondern nur im Verhältnis zu unserer Niedrigkeit. Was ist das Größte im Menschenleben? Nicht mit Flotten die Meere anzufüllen, nicht an den Küsten des Meeres die Flaggen aufzuschlagen, nicht, weil kein Land mehr da ist zur Unterdrückung anderer den Ozean zu durchkreuzen und unbekannte Länder aufzusuchen, sondern einen geistigen Überblick zu gewinnen und den größten Sieg, die Herrschaft über die Laster, zu erringen. Unzählige sind es, die Städte, die Völker in ihrer Gewalt hatten, sich selbst haben nur wenige in ihrer Gewalt. Was ist das Größte? Den Geist emporheben über die Drohungen und über die leeren Versprechungen des Schicksals. Achte nichts für wert, dass du darauf hoffen könntest. Was gibt es denn, das deines Wunsches wert wäre? Siehe, wenn du vom Umgang mit dem Vernünftigen dich zum Menschlichen herablässt, da wirst du gerade so blind sein, als würdest du deine Augen aus dem hellen Sonnenschein in die Dunkelheit richten.

Was ist das Größte? Mit heiterem Herzen Unglück ertragen zu können. Was auch kommen mag so hinzunehmen, als ob du es gewollt hättest, dass es so kommt. Denn du hättest es ja wollen müssen, wenn du gewusst hättest, dass das alles nach dem Naturgesetz so kommen muss. - Was ist das Größte? Eine Psyche, die gegen alles Unglück stark und trotzig ist. Die der Genusssucht nicht nur abhold, sondern feindlich gesinnt ist. Nicht Gefahren aufsuchend, aber auch nicht fliehend; die es versteht, des Schicksals nicht nur gewärtig zu sein, sondern es zu gestalten; und gegen Glück und Unglück ohne Furcht und Verwirrung anzutreten, nichts durch den Sturm des Einen, noch durch den Schimmer des Anderen betroffen zu werden. Was ist das Größte? Keine bösen Gedanken ins Herz kommen zu lassen, zum Aether-Logos reine Hände zu erheben; kein Gut zu wollen, das, damit es an dich komme, ein Anderer geben, ein Anderer es verlieren muss. Zu wünschen, was man ohne Widerspruch wünschen kann, ein wohlgesinntes Herz; was die Menschen gewöhnlich hoch anschlagen, wenn es auch ein Zufall ins Haus brächte, so zu

betrachten, als werde es hinausgehen wie es hereinkam. Was ist das Größte? Den Geist hoch zu erheben über das Zufällige; nicht zu vergessen, dass man Mensch ist, um, ist man nun glücklich, zu wissen, es werde nicht lange so währen, oder ist man unglücklich, überzeugt zu seyn, dass man es nicht ist, wenn man sich nicht dafür hält. Was ist das Größte? Jeden Augenblick zum Sterben bereit zu sein; das macht frei, nicht nach dem Römischen Gesetz, sondern nach dem Gesetz der Natur. Frei aber ist, wer nicht ein Sklave von sich selbst ist: Denn das ist eine lebenslängliche Knechtschaft, die sich nicht abschütteln lässt, und die Tag und Nacht gleich stark drückt, ohne eine freie Stunde, ohne einen einzigen Urlaub. Sein eigener Sklave zu sein, das ist die härteste Sklaverei! Und doch, wie leicht wäre sie abzuschütteln: Sobald man aufhört, viele Forderungen an sich zu stellen; sobald man aufhört, sich selber Lohn anzurechnen; sobald man sich sein kurzes Menschensein und seine Lebensjahre vor Augen hält - möge man auch noch in der Blüte seines Lebens stehen - und zu sich selbst spricht: Warum denn so erschöpft sein? Warum keuchen? Warum sich abschwitzen? Warum den Boden umdrehen? Warum das Forum aufsuchen? Man braucht nicht viel und man braucht es nicht lange.<sup>476</sup>

Zu dieser Erkenntnis führt die Betrachtung der Natur. Wir werden uns zuerst von allem Unreinen entfernen, sodann den Geist, der groß und erhaben sein soll, von den Begierden des Körpers befreien. Danach, wenn die Entsinnlichung im Stillen geübt ist, wird man nicht geistloser sein in den Augen der Welt. Nichts aber tritt mehr an den Tag als dieses Heilmittel, das, wenn wir es erlernen, gegen unsere Verkehrtheit und Leidenschaftlichkeit hilft, die wir zwar als verwerflich erkannt haben, aber nicht ablegen wollen. [...]

#### IV. Buch

[...] Crispus Passienus, der feinste Kopf in jeder Hinsicht, den ich [persönlich] kannte, besonders im Auffinden und Heilen der Schwächen anderer, pflegte zu sagen, gegen die Schmeichelei halten die Leute zwar die Türen zu, aber verschließen sie nicht, und zwar so, wie man sie für eine Geliebte offenzuhalten

<sup>476</sup> Fußnote Hrsg.: Es gab bereits in der Antike Konsumnarren und Sklaven des Geldes.

pflegt; die, wenn sie daran pocht, ganz willkommen ist, willkommener noch, wenn sie dieselbe unaufgefordert öffnet.

Demetrius, ein vortrefflicher Mann, äußerte sich, wie ich mich erinnere, gegen einen mächtigen Freigelassenen: Wenn ihm einmal sein gutes Gewissen abhanden käme, so würde er leicht den Weg zum Reichwerden finden. Aber ich beneide dich um diese Kunst nicht, sprach er, ich will vielmehr denen, welche glauben, Besitztümer rafften zu müssen, Winke geben, wie sie sich nicht dem zweifelhaften Glück der Seefahrten, oder des Kaufens und Verkaufens von Rechtsgeschäften zu unterziehen, es nicht mit dem unsicher lohnenden Feldbau oder mit der noch unsicherer Geldwechselei zu versuchen brauchen, wie sie nicht nur auf einem leichten, sondern sogar noch auf einem recht lustigen Weg Geld gewinnen können und die Leute so um das Ihrige bringen, dass diese selber noch ihren Spaß dabei haben. Ich brauche nur zu schwören, du seist länger als Fidus Annaens und Apollonius Pycta<sup>477</sup>, obwohl du nur die Statur eines mit einem Thrakier ringenden Thrakiers hast. Und es gibt, du hast mein Wort darauf, gar keinen freigebigeren Mann als du bist, denn du kannst den Schein haben, als hättest du jedem alles das geschenkt, was du ihm nicht abgenommen hast.

So ist es, mein Junior, je offener die Schmeichelei ist, je unverschämter, je mehr sie sich die Schamhaftigkeit aus dem Gesicht reibt, und die des anderen vernichtet, desto schneller feiert sie ihren Triumph. Denn man hat es bereits so weit in der Tollheit gebracht, dass man den, der mit Schmeichelworten nicht sehr freigebig ist, für einen Übelwollenden hält. - Ich habe dir schon oft gesagt, dass mein Bruder Gallio, ein Mann, den jeder, wenn es ihm auch nicht möglich ist, ihn noch mehr zu lieben, doch zu wenig liebt, wie ihm andere Fehler ganz unbekannt sind, diesen sogar verabscheut. Du hast ihn von jeder Seite erprobt. Du hast angefangen, seinen Geist so groß und würdevoll hochzuachten und hättest ihn lieber zu den Göttern erhoben, als [durch Schmeichelei] zur Gemeinheit herab gezogen gesehen: Er hat sich nicht beikommen lassen. Du hast seine einfache

<sup>477</sup> Fußnote Moser: Wahrscheinlich die Namen von Gladiatoren, die wegen ihrer Körpergröße berühmt waren.

Lebensweise zu rühmen angefangen, vermöge deren er sich vom Geld so fern hielt, dass er es weder zu haben noch zu verwerfen scheint: Und er hat dich gleich das erste Wort nicht ausreden lassen. Du hast angefangen, seine Freundlichkeit und absichtslose Anmut zu bewundern, die auch diejenigen hinreißt, die sie nur im Vorbeigehen berührt, und seine uneigennütigen Verdienste auch um solche, die nur zufällig mit ihm zusammen kommen. Ja, kein Sterblicher ist einem Einzelnen so lieb, als dieser allen ist, während dabei seine natürliche Güte solche Gewalt über die Herzen ausübt, dass von Absicht und Verstellung keine Spur zu finden ist. - Jeder lässt sich doch wenigstens allgemein anerkannte Vortrefflichkeit zum Lob anrechnen; auch von dieser Seite hat er sich nichts Schönes von dir sagen lassen, so dass du ausriefst, da habest du nun einen Mann gefunden, unbezwingbar gegen die Locktöne, die jeder Mensch in sein Herz eindringen lässt. Da hast du denn nur um so mehr deine Achtung vor solcher Klugheit und Festigkeit in Vermeidung eines unvermeidlichen Übels zu erkennen geben müssen, weit du gehofft hattest, es könne, obwohl du Schmeichelhaftes gesagt hast, doch darum ein offenes Ohr finden, weil du Wahres sagtest. Aber nur um so mehr sah er ein, dass er sich dagegen zur Wehr setzen müsse. Denn stets will das Falsche Wahrheit gewinnen, vom Wahren aus. Es ist jedoch nicht meine Ansicht, du solltest mit dir unzufrieden sein, als ob du deine Rolle schlecht gespielt hättest und jener [Senecas Bruder Gallio] irgend etwas wie Scherz oder Trug bei dir vorausgesetzt hätte. - Nicht ertappt hat er dich, sondern zurückgewiesen. - Das sei denn das Vorbild, nach dem du dich richten solltest. Tritt irgend ein Schönredner zu dir, so sprich: Willst du nicht die Worte, die jetzt von einer Behörde zur anderen mit allen Förmlichkeiten übergehen, lieber an einen anbringen, der bereit ist, das Gleiche zu tun? Sich gefallen lässt, anzuhören, was du ihm [Schmeichelhaftes] sagen magst? - Ich mag weder täuschen, noch will ich mich täuschen lassen. Ich würde mich schon von euch loben lassen, wenn ihr nicht auch heillose Leute loben würdet. Allein, was willst du dich so weit mit ihnen einlassen, dass sie dir in der Nähe bekommen können? Bleibe lieber weit von ihnen entfernt. Wenn du den Wunsch hast, auf ehrliche Weise gelobt zu werden, warum

sollst du jemandem dafür etwas schuldig sein? Lobe dich selber! Sag, ich habe mich edlen Wissenschaften ergeben, obwohl mir meine Mittellosigkeit etwas anderes riet und mich zur Ergreifung eines Faches bestimmen wollte, wo man vom Studium auch sogleich etwas verdient. Zu der uneinträglichen Schriftstellerei habe ich mich gewendet und dem heilsamen Studium der [stoischen] Philosophie habe ich mich gewidmet. Ich habe den Beweis abgelegt, dass für die Tugend jedermann geschaffen ist, und mich emporringend über die beschränkten Verhältnisse meiner Abkunft, nicht nach meinem Schicksal, sondern nach meinem Innern mich messend, habe ich mich dem Größten [dem Aether-Logos] gleich gestellt. Nicht hat mir des Gaetulicus Freundschaft das Misstrauen des Gaius [Caligula] entrissen, nicht haben Messalina und Narcissus, lange des Staates Feinde, ehe sie Feinde ihrer selbst wurden, meinen Entschluss ändern können, noch zu der Rolle bewegen können, zu meinem eigenen Unglück ein Günstling der Mächtigen zu werden. Meinen Nacken habe ich hingehalten für mein gegebenes Wort. Kein Wort habe ich mir abringen lassen, das nicht mit gutem Gewissen über meine Lippen gehen konnte. Für die Freunde habe ich alles gefürchtet, für mich nichts; außer etwa, ich könnte zu wenig für die Freundschaft getan haben. Nie habe ich - wie Frauen - heftig Tränen vergossen, noch mein Leben von eines anderen Hand erfleht. Nichts habe ich getan, was einem Patriot, was einem Mann nicht angemessen wäre. Größer als die Gefahren, entschlossen, allem entgegen zu gehen, was mir drohte, habe ich dem Schicksal gedankt, daß es an mir erproben wollte, wie hoch ich ein gegebenes Wort anschlage. Etwas so Großes durfte mir natürlich nicht wenig kosten. Es hat mich nicht lange schwanken lassen, denn es stand ja nicht auf der Waage, ob es besser wäre, dass ich geopfert werde für mein gegebenes Wort, oder mein Wort für mich. Nicht in der Hitze der Überraschung habe ich mich zu dem äußersten Mittel entschlossen, um der Wut der Mächtigen zu entgehen. Ich sah bei Caius [Caligula] die Folterwerkzeuge, ich sah die Feuerqualen, ich wusste längst, dass es unter ihm mit der Menschheit dahin gekommen war, dass es zur Barmherzigkeit gehörte, wenn man einen Mensch nur tötet [und nicht noch vorher foltert]. Dennoch habe ich mich nicht freiwillig

ins Schwert gestürzt, noch bin ich mit offenem Mund ins Meer gesprungen, damit es nicht schiene, ich könne für mein Wort nichts weiter als sterben. Denke dir dazu noch einen Charakter, der sich durch Bestechung nicht gewinnen lässt, und im Wettkampf der Habsucht eine Hand, die sich nie nach Gewinn ausstreckt. Denke dir dazu Sparsamkeit im Haushalt, Bescheidenheit im Umgang mit anderen, Menschenfreundlichkeit gegen Untergebene und Ehrerbietung gegen [geistig] Höhere. Danach erforsche dich selbst, ob, was du da vorbrachtest, wahr ist oder falsch. Ist es wahr, so hast du einen wichtigen Zeugen, vor dem du gelobt bist; ist es falsch, so hast du dich ohne einen Zeugen [nur vor dir selber] lächerlich gemacht. Möglich wäre es, dass du nun auch von mir meinst, ich wolle dich entweder fangen, oder auf die Probe stellen. Glaube von mir, was du von beidem am liebsten magst und fange bei mir an, keinem zu trauen. Denke dich nur recht hinein in den Spruch des Virgil:<sup>478</sup> „Nirgends sichere Treue.“ Oder in den des Ovid:<sup>479</sup> „Wo Land ist umher herrschen wild die Erinien. Wahrlich, zur Untat sind sie verschworen.“ Oder was Menander sagt:<sup>480</sup> „Wer fühlte nicht seinen höheren Sinn tief erregt durch den Abscheu gegen die allgemeine Neigung der Menge zu Verkehrtheiten. Viele leben heillos.“ Damit tritt der Dichter gleichsam mit bäuerischer Derbheit auf die Bühne. Nicht den Greis nimmt er aus, nicht den Jüngling, nicht die Frau, nicht den Mann und fügt hinzu: „Nicht nur Einzelne, nicht nur Wenige leben verwerflich, sondern das Böse ist bereits ein zusammenhängendes Ganzes.“ Darum muss man sich davon fern halten, sich auf sich selber zurückziehen, ja sogar von sich selber losmachen. Dazu will ich dir, obschon ein Meer uns trennt, behilflich sein, dass ich dich, wenn du nicht weißt wohin, bei der Hand nehme und zum Besseren führe. Und damit du dich nicht einsam fühlst, will ich mich ins Gespräch mit dir einlassen. Wir werden zusammen sein mit dem besseren Teil

<sup>478</sup> Virgil, Aeneis IV, 373.

<sup>479</sup> Ovid, Metamorphosen I, 241.

<sup>480</sup> Menander, ein berühmter Schauspieldichter zu Athen. Die Fragmente seiner verloren gegangenen Dramen hat Elericus gesammelt, Amsterdam 1709, und Schneider in seiner Ausgabe Aesops, Breslau 1812.

unseres Selbst. Wir werden uns gegenseitig Rat erteilen und während du an meinen Blicken, indem du mir zuhörst, aufmerksam hängst, will ich dich weit weg führen von deiner Provinz [Sizilien]. [...]

## VI. Buch

32. So viel, mein bester Lucilius, in Betreff der Ursachen [der Erdbeben]. Nun aber dasjenige, das zur Beruhigung der Gemüter dienen mag, denn es liegt uns doch mehr daran, dass man Stärke der Psyche als dass man Einsicht gewinnt. Doch es kann das Eine nicht kommen ohne das Andere. Nirgendwoher gewinnt die Psyche mehr Stärke als von den edlen Wissenschaften, von der Betrachtung der Natur. Denn was anderes [als die Kenntnis der Natur] könnte gegen solch ein Unglück [wie ein Erdbeben] stärken und erheben? Soll ich noch einen Menschen fürchten oder ein wildes Tier oder einen Pfeil oder Speer? Es gibt größere Gefahren, die mich erwarten können. Blitzstrahlen und [einstürzende] Gebäude, ja große Gegenden der Natur sind unsere Gegner. Darum müssen wir mit großem Mut den Tod herausfordern, mag er geradezu und mit offenem Angriff auf uns losgehen oder auf seine alltägliche und allgemeine Weise: Es ist gleichgültig wie drohend er kommt und wie groß das ist, was über uns kommt: Was er von uns will, ist eine Kleinigkeit, etwas, was uns das Altern abnimmt, ein Schmerz im Ohr, ein zu großer Vorrat verdorbener Säfte in unserem Inneren, eine Speise, die dem Magen nicht zusagen will oder ein leichter Stoß an den Fuß.

Eine Kleinigkeit ist des Menschen Leben, aber etwas erhaben Großes die Verachtung dieses Lebenshauchs [des Pneumas]. Wer diesen [den Lebenshauch, alias den Tod] verachtet, wird ruhig die Meere toben sehen und wenn auch alle Stürme darauf los geworden wären; und wenn auch die Flut in einer Art von Weltverwirrung den ganzen Ozean in die Länder hineintrieb. Sorglos wird er des blitzendes Himmels wilden und schauerlichen Anblick sehen; mag der Himmel krachen und seine Feuerflammen zusammenwerfen, um alles zu Grunde zu richten und zuerst ihn selber. Sorglos wird er auf die geborstenen Fugen und den gähenden hinabschauen. Mögen jene Reiche der Unterwelt sich auf tun: Stehen wird er ohne Furcht über dem Abgrund, und vielleicht hinabspringen, wo er hinabstürzen

müsste. Was geht es mich an, wie groß das ist, was mir den Untergang bringt. Ist doch der Untergang selber nichts Großes. - Und wollen wir glücklich sein, wollen wir weder von der Furcht vor Menschen, noch vor [angeblichen] Göttern, noch vor Ereignissen gequält sein, wollen wir auf das Glück mit seinen Verheißungen unnötiger Dinge, mit seinen kleinlichen Drohungen von oben herabsehen, wollen sie ruhig leben und mit den [irdischen Halb-] Göttern selbst an Glück wetteifern, so müssen wir diesen Lebenshauch in Bereitschaft halten. Mag diesen ein tückischer Feind erhaschen wollen oder eine Krankheit oder das Schwert oder das Bersten ganzer Inseln oder der Untergang der Erde selbst, oder ungeheure Feuermassen [Lavaströme], die Städte und Ländereien verheerend frisst, sei es, was es wolle, er ist zu haben. Was kann ich anderes tun, als dass ich den Abreisenden [Sterbenden] ermahne und mit guten Wünschen entlasse: Zieh hin mit Mut, zieh hin mit Glück! Zögere nicht, ihn gehen zu lassen. Es handelt sich ja nicht um die Sache selber, sondern nur um die Zeit. Du tust, was du doch einmal tun musst. Bitte nicht, fürchte nicht, ziehe dich nicht zurück als gingst du einem Unglück entgegen. Deine Erzeugerin, die Natur, wartet auf dich. [...]

Ist es leicht: Was fürchten wir es dann? Ist es schwer: Lieber komme es früher, als dass es immer bevorsteht. Ich soll mich fürchten unterzugehen, wenn die Erde vor mir untergeht? Wenn das zerschmettert wird, was uns zerschmettert; was uns nichts antun kann, ohne dass es sich selber schadet? Zwei Städte, Helike und Buris, sind im Meer versunken; und ich sollte wegen meines kleinen Körpers in Furcht sein? Über zwei Städte segelt man hinweg, aber nur zwei sind es, wovon wir schriftlich aufbewahrte Kunde haben. Wie viele andere sind wohl an anderen Orten versunken? Wie viele Völker hat entweder die Erde oder das Meer in seinem Schoß verschlossen? Ich sollte mich weigern zu sterben, da ich doch weiß, dass es ein Ende mit mir nehmen muss? Da ich weiß, dass alles endlich ist? Ich sollte den letzten Atemzug fürchten? Darum, mein Lucilius, ermutige dich so viel du kannst gegen die Furcht des Todes. Die Furcht ist es, was uns erniedrigt; die Furcht ist es, welche gerade das Leben, mit dem sie so karg tut, beunruhigt und verschwendet. Die Furcht [vor dem Tod] macht

alles größer, Erdbeben und Blitze. Das alles wirst du aber standhaft ertragen, wenn du bedenkst, dass nichts daran liegt, ob die Lebenszeit kurz oder lang ist. Stunden sind es, die wir verlieren; nimm an, es seien Tage, nimm an, es seien Monate, nimm an, es seien Jahre: Wir verlieren etwas, das doch vergehen würde. Was liegt denn daran, ich bitte dich, ob wir jetzt an die Reihe kommen? Die Zeit geht hin und verlässt uns, wir mögen noch so sehr um sie geizen. Weder die künftige ist mein, noch die vergangene. Ich schwebe auf einem Punkt der fliehenden Zeit; und Größe ist es, bescheiden zu sein. Als einmal einer sagte: Ich habe sechzig Jahre, so erwiderte ihm treffend der weise Laelius<sup>481</sup>: „Du meinst wohl die sechzig, die du nicht mehr hast?“ - Nicht einmal daran erkennen wir die Beschaffenheit unseres nie festzuhaltenden Lebens und die Natur der uns nie gehörenden Zeit, dass wir nur nach verlorenen Jahren zählen können. Das wollen wir uns ins Herz schreiben und uns immer wiederholen: Sterben müssen wir. - Wann? - Was liegt daran? Der Tod ist Naturgesetz. Der Tod ist der Tribut und die Pflicht der Sterblichen und das Heilmittel gegen alle Übel. Auch wer ihn fürchtet, kann ihn sich wünschen. Lass los und denke, mein Lucilius, nur auf das Eine, dass du vor dem Wort „Tod“ nicht erschrickst; mache ihn dir dadurch vertraut, indem du viel an ihn denkst, damit du, wenn es einmal sein muss, ihm sogar entgegen gehen kannst.

<sup>481</sup> Gaius Laelius, ein Sohn des Gaius Laelius, der ein Kriegsgenosse des älteren Scipio Africanus war. Vgl. Cicero, >De amicitia< 2; und >De Offic< II. 11 und III. 4.

## De remediis fortuitorum - Ad Gallionem fratrem

Ediert von O. Rossbach, >Bresl. philolog. Abhandlungen<, II, 3, 1888, S. 99 - 109.

### I.

Licet cunctorum poetarum carmina gremium vestrum semper inlustrent, aliquando deliberans hoc tibi opuseulum pro accidentibus casibus dirigere curavi, quod non praecedentes sed posterum narrabunt.

unde ergo primum incipimus? si tibi videtur, a morte. 'ab ultimo?' inquis, immo a maximo. ad hoc praecipue gens humana contremittit, nec inmerito videtur sibi hoc facere: ceteri timores habent aliquem post se locum, mors omnia abscidit: alia nos torquent, mors omnia devorat, omnium quae horremus ad hanc exitum spectat, aliorum recta invadentium, aliorum per circuitum.

etiam qui nil aliud se timere iudicant hoc timent. quidquid aliud extimescimus habet aut remedium aut solatium. sic ergo te forma ut, si quis palam tibi mortem minetur, omnes terribulas eius eludas.

### II.

'morieris'. ista hominis natura est, non poena.

'morieris'. hac condicione intravi ut exirem.

'morieris'. gentium lex est quod acceperis reddere.

'morieris'. peregrinatio est vita: cum multum ambulaveris [diu], redeundum est.

'morieris'. putabam te aliquid novi dicere: ad hoc veni, hoc ago, huc me singuli dies ducunt. nascenti mihi protinus natura posuit hunc terminum. quid habeo quod indignus? in haec verba iuravi.

'morieris'. stultum est timere quod vitare non possis. istud non effugit etiam qui distulit.

'morieris'. nec primus nec ultimus: omnes antecesserunt, omnes secuntur.

'morieris'. hic est humani officii finis. quis sanus exauctorari moleste tulit? quid? ego nescio me esse animal [rationale] mortale?

'morieris'. ad hanc condicionem cuncta gignuntur: quod coepit et desinet.

'morieris'. nihil grave est quod semel est. aes alienum meum novi: equidem cum eo creditore contraxi cui dequoquere non possum,

'morieris'. dii melius, quod nemo mihi istud minari immortalis potest.

### III.

'sed decollaberis'. quid interest caesim moriar an punctim?

'sed saepe ferieris et multi in te gladii convenient'. quid refert quam multa sint vulnera? non potest amplius quam unum esse mortiferum.

'peregredere morieris'. undecumque ad inferos una via est.

'peregredere morieris'. ego quod debeo solvere paratus sum: viderit fenerator ubi me appellet.

'peregredere morieris'. nulla aliena terra mortuo est.

'peregredere morieris'. non est gravior foris quam domi somnus.

'peregredere morieris'. hoc est in patriam sine viatico pervenire.

### IV.

'sed invenis morieris', optimum est, antequam optes, mori.

'sed iuvenis morieris'. hoc unum est quod aequae ad iuvenem. quam ad senem pertinet, non citamur ex censu nec exigitur numerus annorum: [et] adulescentes et inpuberes eadem fati necessitas ducit. optimum est mori, cum iuvat vivere.

'iuvenis moriar'. fortasse me alicui malo fortuna subducit, ut nulli alii, certe senectuti.

'iuvenis moriar'. quicumque ad extremum fati sui venit senex moritur. non enim refert quae sit hominis aetas, sed quae sit mea,

'iuvenis moriar'. non refert quot annos habeam, sed quot acceperim. si plus vivere non possum, haec est senectus mea.

### V.

'insepultus eris'. quid aliud huic respondeam quam Vergilianum illud: 'facilis iactura sepulcri'? si nihil sentio, non pertinet ad

me iniuria corporis insepulti: si sentio, omnis sepultura tormentum est.

'insepultus iacebis'. quid interest ignis me an fera consumat an tempus, ultima omnium sepultura? istud non sentienti supervacuum est, sentienti onus.

'insepultus iacebis'. at tu combustus, at tu obrutus, at tu inclusus, at tu putridus, at tu evisceratus et constrictus aut traditus lapidi qui te paulatim edat et exiccet. nulla est sepultura: non sepeliemur, sed proiciemur.

'non sepelieris'. quid in re tutissima trepidas? ultra poenarum omnium terminum iste locus est. vitae multa debemus, morti nihil. non defunctorum eausa, sed vivorum inventa est sepultura, ut corpora et visu foeda et odore amoverentur: alios terra obruit, alios flamma consumpsit, alios lapis ad ossa redactus includit.

\*\* sed nostris oculis parcimus.

#### VI.

'aegroto'. venit tempus quo experimentum mei caperem. non in mari tantum aut in proelio vir fortis apparet: exhibetur etiam in lectulo virtus.

'aegroto'. non potest istud toto saeculo fieri: aut ego febrem relinquam aut illa me semper una esse non possumus.

'aegroto'. cum morbo mihi res est: aut vincetur aut vincet.

#### VII.

'male de te opinantur homines'. sed mali: moverer, si de me Marcus Cato, si Laelius sapiens, si alter Cato, si Scipiones duo ista loquerentur: nunc malis displicere laudari est. non potest ullam auctoritatem habere sententia, ubi qui damnat damnandus est.

'male de te locuntur'. moverer, si hoc iudicio facerent: nunc morbo faciunt. non de me locuntur, sed de se.

'male de te locuntur'. bene enim nesciunt loqui. faciunt non quod mereor, sed quod solent.

#### VIII.

'exulabis'. erras: cum omnia feceris, patriam meam transire non possum. omnium una est. extra hanc nemo proici potest.

'exulabis'. non patria mihi interdicatur, sed locus. in quamcumque terram venero, in meam venio. nulla terra exilium est, altera patria est.

'non eris in patria'. patria est, ubicumque est bene, illud autem per quod bene est in homine, non in loco est. in ipsius, inquam, est potestate quid sit illa fortuna: si sapiens est, peregrinatur, si stultus est, exulat.

'exulabis. hoc dicis: alterius loci civitate donaberis.

#### IX.

'dolor imminet'. si exiguus est, feramus: levis est patientia. si gravis, feramus: non levis est gloria.

'clamorem dolor exprimit.' dum secreta non exprimat.

'non potest homo par dolori esse'. nec rationi dolor.

'dura res est dolor'. immo tu mollis.

'pauci dolorem ferre potuerunt'. simus ex paucis.

'inbecilli natura sumus'. naturam infamare nolite: illa nos fortis genuit.

'fugiamus dolorem', quid, quod sequitur ille fugientem?

#### X.

'paupertas mihi gravis est'. immo tu paupertati. non in paupertate vitium est, sed in paupere: illa expedita est, hilaris, tuta, nescis te opinione non re laborare: pauper es, quia videris.

'pauper sum'. nihil deest avibus, pecora in diem vivunt. feris in alimeutum solitudo sua sufficit.

'accepit ille grandem pecuniam'. ergo et superbiam.

'non sum potens'. gaude, inpotens non eris.

'iniuriam accipere potero'. gaude, facere non poteris.

'magnam pecuniam habet'. hominem illum iudicas? arca est: quis aerario, quis plenis invidet loculis? et iste, quem tu dominum existimas pecuniae, locus est.

'multum habet'. utrum avarus an prodigus est? si prodigus est, non habebit, si avarus est, non habet. iste, quem tu felicem esse admirantibus credis, saepe dolet, saepe suspirat.

'multi illum comitantur'. mel muscae secuntur, cadavera lupi, frumenta formicae: praedam sequitur ista turba, non hominem.

#### XI.

'pecuniam perdidit'. fortasse te illa perdidisset.

'pecuniam amisi.' sed habuisti.  
'pecuniam perdidisti'. habebis uno periculo minus.

'pecuniam perdidisti'. o te felicem, si cum illa avaritiam perdidisti. sed si manet illa aput te, es tamen utcumque felicitior, quod tanto malo materia subducta est.

'pecuniam perdidisti'. et illa quam multos. eris nunc in via expeditior, domi tutior: non habebis, sed non timebis heredem. exoneravit te fortuna, si intellegis, et tutiore posuit loco: damnum putas, remedium est. demens, gemis, miserum te clamitas, quod opibus excussus es: tuo vitio ista tibi iactura tam tristis est. non tam moleste ferres, si tamquam perditurus habuisses.

'pecuniam perdidisti'. nempe quam ut tu haberes alius ante perdidit.

## XII.

'oculos perdidisti'. habet et nox suas voluptates.

'oculos perdidisti'. quam multis cupiditatibus via incisa est. quam multis hominibus carebo, quos ne viderem [vellem], vel eruendi erant. non intellegis partem esse innocentiae caecitatem? huic oculi adulterium monstrant, huic incestum, huic domum quam concupiscat, huic orbem, inritamenta vitiorum, duces scelerum.

## XIII.

'amisi liberos'. stultus es qui fles mortem mortalium. quid istic aut mirum aut novum est? quam rara est sine isto casu domus? quid, si infelicem voces arborem, quod stante ipsa cadant poma? et hic tuus fructus est. nemo extra ictum istius vulneris positus est: ducuntur ex plebeia domo immatura funera, ducuntur ex regia. non est idem fati ordo qui aetatis, non quomodo quisque venit emittitur. quid hic tamen est quod indignaris? quid contra expectationem tuam evenit? periire perituri.

'sed ego illos superstites mihi optaveram'. sed hoc tibi nemo promiserat.

'perierunt liberi mei'. habebant illi cuius essent magis quam tui. aput te precario morabantur: educandos tibi illos fortuna mandaverat: recepit illos, non abstulit.

## XIV.

'naufragium feci'. cogita non quid perdidit, sed gaude quod evaseris.

'nudus exii'. sed existi.

'omnia perdidisti'. sed cum omnibus perire potuisti.

'in latrones incidi'. alius in aecusatores, alius in fures, alius in fraudatores. plena insidiis via est: noli queri quod incideris, gaude quod effugeris.

## XV.

'inimicos graves habeo'.<sup>482</sup> quomodo adversus feras munimenta conquies, quomodo adversus serpentes, sic adversus inimicos auxilia circumspice, quibus illos aut arceas aut concipias aut, quod est optimum, places.

'inimicos habeo'. illud est peius quod amicos non habes.

'amicum', inquit, 'perdidisti'. iam enim habuisse te certum est?

'amicum perdidisti'. alium quaere. 'et ubi eum quaeram?'<sup>483</sup> ubi inveneras: quaere inter liberales artes, inter honesta et recta officia. quaere in laboribus: ad mensam res ista non quaeritur, quaere aliquem frugi.

'perdidisti amicum'. fortem animum habe, si unum: erubescere, si unum. quid? tu in tanta tempestate ad unam ancoram stabas?

## XVI.

'uxorem bonam amisi'. utrum inveneras bonam, an feceras? si inveneras, habere te posse ex hoc intellegas licet quod habuisti: si feceras, bene spera: res periiit, salvus est artifex,

'amisi uxorem bonam. quid in illa probabas? pudicitiam? quam multae diu custoditam perdidit. quam multae inter exempla numeratarum inter proba matronalis ordinis esse coeperunt, decus? \* \* \* \* delectabat te fides eius? quam multas ex optimis coniugibus pessimas videmus, ex diligentissimis solutissimas, ex liberalissimis rapacissimas. omnium quidem inperitorum animus, maxime tamen in lubrico muliebris est, etiam si bonam uxorem habuisti, non potes permansuram adfirmare in illo fuisse proposito. nihil est tam mobile quam feminarum voluntas, nihil tam vagum. veterum matrimoniorum

<sup>482</sup> Ich habe gefährliche Feinde. (Anmerkung des Hrsg.: Das ist keineswegs übertrieben. Seneca hatte als Gefolgsmann Neros gefährliche Feinde in Rom, die vor Mord nicht zurück schreckten.)

<sup>483</sup> Den Freund habe ich verloren. - Suche einen anderen! - Und wo soll ich ihn suchen?

repudia cogovimus et foediores divortio male cohaerentium rixas, quam multae quos in adulescentia amaverunt in senectute communi reliquerunt, quotiens anile divortium risimus. quam multarum notus amor odio notiore mutatus est.

'sed haec et fuit bona et fuisset'. mors effecit ut adfirmare sine periculo possis.

'bonam uxorem amisi'. invenes, si nihil quaeris nisi bonam uxorem: tu modo ne imagines proavosque respexeris nec patrimonium, cui iam ipsa nobilitas primo loco cessit, ista diu cum forma repugnabunt: facilius reges animum nulla vanitate [rerum] tumentem. non multum abest a contemptu viri quae se uimis suspicit. duc bene institutam nec maternis inquinatam vitiis, non cuius auriculis utrimque patrimonia bina dependeant, non quam margarita suffocent, non cuius minus sit in dote quam in veste, non quam patente sella

circumlatam per urbem populus ab omni parte aeque quam maritus inspexerit, cuius sarcinis domus non sit angusta. hanc facile ad mores tuos rediges, quam nondum corruperunt publici.

'uxorem bonam amisi', non erubescis flere et intolerabilem vocare iacturam? hoc unum deest, utrum illam lugeas an non. cum maritum te cogitaveris, et virum cogita.

'amisi uxorem bonam', soror reparari bona non potest nec mater: uxor adventicium bonum est. non est inter illa quae semel unicuique contingunt. multos tibi numerare possum quibus bonam uxorem lugentibus contigit melior,

mors, exilium, luctus, dolor non sunt supplicia, sed tributa vivendi: neminem inlaesum fata transmittunt. felix est non qui aliis videtur, sed qui sibi: vides autem quam domi sit ista felicitas.

# Briefe an Lucilius

## Epistula morales ad Lucilium

### Eine Auswahl

Übersetzung von A. Forbiger, Stuttgart 1866, vom Hrsg. ins Neuhochdeutsche redigiert.

#### Vorbemerkungen des Herausgebers

Eine genaue Datierung der Briefe ist nicht möglich. Eines der wenigen Daten ist der Brand von Lyon im Sommer des Jahres 58 u. Zr. (im 91. Brief erwähnt) und der Tod Senecas im Jahr 65 u. Zr., das ist ein Zeitraum von mindestens sieben Jahren. Eine genaue Chronologie der Briefe ist auch nicht erforderlich, da sie überwiegend philosophischen Inhalts sind. Die autobiographischen Erwähnungen sind zufällig, wenn auch sehr interessant. Auch ohne genaue Datierung der Briefe gewinnen wir einen lebhaften Eindruck von Senecas Leben und Denken.

Die häufigen Todesgedanken Senecas waren nicht allein eine Folge seiner chronischen Krankheit, der Angina Pectoris, sondern, was seine Biographen bisher alle übersehen haben, eine Folge der immer bedrohlicher werdenden innenpolitischen Spannungen, die sich schließlich in der Pisonischen Verschwörung im April des Jahres 65 u. Zr. entluden. Wir müssen davon ausgehen, dass Seneca die Katastrophe und sein gewaltsames Ende geahnt, bzw. befürchtet habe. Er schrieb im 88. Brief: *„Es ist mehr als genug dafür gesorgt, dass ich vor Arglist sicher bin.“* Manche übersetzen anstatt „Arglist“ auch „Hinterlist“ (Reclam 2014). Offensichtlich besaß

Seneca Feinde in Rom, vor denen er sogar einen Mordanschlag befürchten musste. Einer dieser Todfeinde könnte der berühmte Delator Suillius gewesen sein. Weiter schreibt Seneca: *„Was mich anbelangt, so weiß ich nicht, was kommen wird; wohl aber weiß ich, was kommen kann. Das bewahrt mich vor Verzweiflung. Ich erwarte alles [demnach auch ein Mordanschlag]. Wird mir etwas erspart, so rechne ich es mir zugute. Die Stunde täuscht mich, wenn sie schonend mit mir verfährt; doch nein, selbst dann täuscht sie mich nicht. Denn so gut wie ich weiß, dass alles geschehen kann, so gut weiß ich auch, dass nicht alles unbedingt geschehen wird. Gewiss, ich hoffe auf das Gute, bin aber auf das Schlimme gefasst.“*

Außerdem geht eindeutig aus den Briefen an Lucilius hervor, dass Seneca das faschistoide Staatswesen der Prinzipatsherrschaft und die daraus entstandene römische Subkultur für nicht reformierbar hielt. Die Katastrophe war unabwendbar. Sein dringender Rat an Lucilius war daher eindeutig: Rückzug aus einem Staat, dem nicht mehr zu helfen war. Diesen Rat befolgte sogar kein Geringerer als Kaiser Nero. Siehe dazu ausführlich mein Buch *„Quo vadis Kaiser Nero? - Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie“*, XII. überarbeitete und erweiterte Auflage, Homburg 2016.

#### 1. Brief

##### [Über den Wert der Zeit]

Tue es, mein Lucilius: Rette dich dir selbst und sammle und erhalte dir die Zeit, die dir bisher entweder geraubt oder entwendet wurde oder zerronnen ist. Überzeuge dich, dass es so ist, wie ich dir schreibe: Einiges von unserer Lebenszeit wird uns entrissen, einiges heimlich entzogen, einiges zerrinnt. Der schimpflichste Verlust jedoch ist der, der durch Nachlässigkeit verschuldet wird. Willst du die Sache genauer betrachten, so verfließt der größte Teil des Lebens [den Menschen], während sie Böses tun; ein großer Teil, indem sie nichts tun; das ganze Leben aber, indem sie anderes tun, [als was sie sollten]. Wen willst du mir nennen, der einigen Wert auf die Zeit legte,

der den Tag schätzte, der einsah, dass er täglich stirbt? Denn darin irren wir, dass wir auf den Tod als auf etwas Zukünftiges blicken: Er ist zum großen Teil bereits da, denn alles, was von unserer Lebenszeit hinter uns liegt, hat der Tod in Händen. Mache es demnach so, mein Lucilius, wie du schreibst, dass du es tust: Halte alle Stunden zusammen; du wirst dann weniger von dem morgigen [Tag] abhängen, wenn du den heutigen festhältst. Indem man das Leben verschiebt, eilt es vorüber.

Alles, mein Lucilius, ist fremdes Eigentum; nur die Zeit gehört uns. Nur in den Besitz dieser einen flüchtigen und leicht entschlüpfenden Sache hat uns die Natur gesetzt; und doch vertreibt uns daraus, wer da will. Und so groß ist die Torheit der

Sterblichen, dass sie das Geringfügigste und Wertloseste, wenigstens leicht Ersetzbare sich anrechnen lassen, wenn sie es erlangt haben, niemand aber etwas schuldig zu sein glaubt, wenn er Zeit empfangen hat; während doch dies das Einzige ist, was nicht einmal der Dankbarste wieder erstatten kann.

Du wirst vielleicht fragen, was ich selbst tue, der dir diese Lehren gibt. Ich will es dir ganz offen gestehen: Was bei den verschwenderischen, dabei aber sorgfältigen Menschen stattfindet, das begegnet auch mir; die Rechnung über meine Ausgaben stimmt. Ich kann nicht sagen, dass ich nichts vertue, aber ich kann sagen, was ich vertue, und warum und wie; ich kann die Ursachen meiner Armut angeben. Allein es geht mir dabei, wie den meisten, die nicht durch ihre Schuld in Dürftigkeit geraten sind; alle verzeihen, aber niemand hilft ihnen. Wie steht es also? Ich halte den nicht für arm, dem das Wenige, was er etwa noch übrig hat, genügt. Du jedoch, wünsche ich, erhalte [dir] lieber das Deine und fange bei guter Zeit an. Denn, wie unsere Vorfahren meinten: „Zu spät kommt die Sparsamkeit bei der Neige.“ Nicht nur Weniges, sondern auch Schlechtes bleibt auf dem Boden zurück. Lebe wohl.

## 2. Brief

[Über die zweckmäßigste Art des Lesens]

Nach dem, was du mir schreibst, und nach dem, was ich höre, fasse ich eine gute Hoffnung von dir. Du ziehst nicht hin und her und störst dich nicht durch öfteren Wechsel des Aufenthaltsorts. Solch unstetes Herumtreiben ist das Zeichen eines kranken Gemüts. Festen Stand fassen und bei sich selber verweilen zu können, halte ich für den ersten Beweis eines zur Ruhe gelangten Geistes. Bedenke auch, ob nicht das Lesen vieler Schriftsteller und von Büchern aller Art etwas Flatterhaftes und Unstetes an sich hat. Du musst bei ganz bestimmten Geistern verweilen und aus ihnen dich nähren, wenn du etwas daraus ziehen willst, das beständig in der Psyche haftet. Nirgends ist, wer überall ist. Denen, die ihr Leben auf Reisen hinbringen, begegnet es, dass sie viele Gastfreunde, aber keine [wirkliche] Freunde haben. Eben dasselbe muss notwendig denen begegnen, die sich an keines Menschen Geist vertraulich anschließen, sondern hurtig und eilfertig bei allem vorübergehen. Keine

Speise ist nützlich und geht in den Körper über, die, so bald sie genossen ist, gleich wieder ausgeschieden wird. Nichts behindert in dem Grad die Genesung, wie der häufige Wechsel der Arzneimittel. Die Wunde kommt nicht zur Vernarbung, an der viele Heilmittel versucht werden; die Pflanze erstarrt nicht, die häufig versetzt wird. Nichts ist so dienlich, dass es im Vorübergehen nützte. Die Menge der Bücher zerstreut. Da du also nicht so viel lesen kannst, als du haben möchtest, so genügt es, so viel zu haben, als du lesen kannst. „Aber“, sagst du, „ich mag gern bald in diesem, bald in jenem Buch blättern.“ Es ist das Zeichen eines verdorbenen Magens, von Vielem zu kosten, das, wenn es verschiedener und entgegengesetzter Art ist, ihn verunreinigt, nicht nährt. Daher lies immer nur bewährte Schriftsteller, und hast du einmal Lust gehabt auch bei anderen vorzusprechen, so kehre bald wieder zu den früheren zurück. Verschaffe dir täglich etwas von Hilfsmitteln gegen die Armut, gegen den Tod und nicht minder gegen die übrigen Übel; und wenn du Vieles durchlaufen hast, so lies eines heraus, das du an diesem Tag verdauen kannst. Das tue auch ich selbst; von mehrerem, was ich gelesen habe, halte ich etwas fest. Das Heutige ist folgender Ausspruch, den ich bei Epikur gefunden habe, denn ich pflege auch ins feindliche Lager hinüber zu gehen, nicht als Überläufer, sondern als Kundschafter: „Eine ehrenvolle Sache“, sagt er, „ist die vergnügte Armut.“ Dann ist es aber keine Armut mehr, wenn sie vergnügt ist. Nicht, wer wenig hat, sondern wer mehr begehrt, ist arm. Denn was liegt daran, wie viel jener in seinem Kasten, in seinen Speichern liegen hat, wie viele Herden er weidet, wie viel Kapitalien er ausleiht, wenn er nach Fremdem trachtet und zusammenrechnet, nicht was schon erworben ist, sondern was erst erworben werden soll? Du fragst, welches das Maß des Reichtums sei? Fürs Erste, zu haben, was nötig ist, nächst dem, was genug ist. Lebe wohl.

## 8. Brief

[Der Weise ist auch in Muße tätig]

„Du rätst mir“, sagst du, „das Menschen-gewühl zu meiden, mich zurückzuziehen, und mir an meinem Bewusstsein genügen zu lassen. Wo bleiben nun unsre [stoischen] Vorschriften, welche gebieten in Tätigkeit zu sterben?“ Was den Rat betrifft, den du vor der Hand von mir

zu erhalten glaubst, so wisse: Ich halte mich verborgen und habe meine Tür verschlossen, um recht vielen nützen zu können. Kein Tag verfließt mir in Untätigkeit; einen Teil der Nächte widme ich den wissenschaftlichen Beschäftigungen. Ich bleibe nicht ohne Schlaf, aber ich erliege ihm und halte noch meine vom Wachen ermatteten und zufallenden Augen auf die Arbeit geheftet. Ich habe mich nicht nur von den Menschen zurückgezogen, sondern auch von den [materiellen] Dingen und vor allem von meinen eigenen. Die Angelegenheit der Nachwelt betreibe ich; für sie schreibe ich einiges nieder, was ihr vielleicht nutzen kann; heilsame Ermahnungen, gleichsam Zusammensetzungen nützlicher Arzneimittel übergebe ich dem Papier; dass sie wirksam sind, habe ich an meinen eigenen Schäden erfahren, die, wenn sie auch noch nicht völlig geheilt sind, doch wenigstens aufgehört haben, weiter [um sich] zu greifen. Den rechten Weg, den ich erst spät und ermüdet vom Herumirren kennen gelernt habe, zeige ich anderen.

Ich rufe: Vermeide alles, was dem großen Haufen gefällt und was der Zufall verleiht. Bei jedem zufälligen Gut bleibe argwöhnisch und zurückhaltend stehen. Das Wild und die Fische werden durch irgend eine lockende Hoffnung berückt. Ihr haltet jene Dinge für Geschenke des Glücks? Es sind Fallstricke. Wer nur immer von uns ein sicheres Leben führen will, der vermeide, so viel er nur kann, jene Wohltaten voll Vogelheim<sup>484</sup>. Bei ihnen täuschen wir uns auch hierin auf die kläglichste Weise: Wir glauben, sie zu besitzen, aber wir kleben nur daran fest. In Abgründe führt ein solcher Lauf; das Ende eines so hochtrabenden Lebens ist der Fall. Ja man kann dann nicht einmal Widerstand leisten, wenn das Glück uns in die Irre zu führen begonnen hat. Entweder erfreue dich mindestens gerader Fahrt oder nur einmal [einer Irrfahrt]. Das Geschick schlägt [das Schiff] nicht völlig um, sondern drückt es nur nieder und wirft es an Klippen. Halte also fest an dieser vernünftigen und heilsamen Lebensregel, dass du dem Körper nur so viel zugestehst, als für die Gesundheit genügt. Er muss etwas hart behandelt werden, damit er der Psyche nicht ungehorsam ist: Die Speise stille den Hunger, der Trank lösche den Durst, das

<sup>484</sup> Fußnote Forbiger: Oder etwas freier übersetzt: nur als Leimrute (Köder) dienende Gaben.

Kleid halte die Kälte ab, das Haus sei eine Schutzwehr gegen [alles] dem Körper Feindliche. Ob dieses aus Rasen ausgeführt ist oder aus verschiedenen Gesteinsarten fremder Länder, ist gleichgültig; von einem Strohdach wird der Mensch eben so gut bedeckt, wie von einem goldenen. Verachte alles, was überflüssige Bemühung zum Schmuck und zur Zierde ausgestellt hat. Bedenke, dass nichts als der Geist bewundernswürdig ist, für den es, ist er [selbst] groß, nichts Großes gibt. Wenn ich so mit mir selbst oder mit der Nachwelt rede, glaubst du nicht, dass ich nützlicher wirke, als wenn ich hingehe, um als Verwalter einen Termin abzuwarten, oder einem Testament meinen Siegelring aufzudrücken, oder im Staat einem Amtsbewerber meine Hand und Stimme zu leihen? Glaube mir: Diejenigen [die Philosophen], die nichts zu tun scheinen, tun [oft] weit Wichtigeres; Menschliches und [gleichsam] Göttliches betreiben sie zu gleicher Zeit. Doch nun muss ich schließen und, wie ich [einmal] begonnen habe, etwas für diesen Brief einlegen. Dies soll nicht von dem Meinigen [aus der stoischen Philosophie] geschehen; noch immer blättere ich im Epikur, bei welchem ich heute diesen Satz gelesen habe: „Du musst der Philosophie dienen, damit dir die wahre Freiheit zuteil werde.“ Derjenige wird nicht von einem Tag zum anderen hingehalten, wer sich ihr unterwarf und hingab. Er wird sogleich in die Freiheit gesetzt.<sup>485</sup> [...]

#### 9. Brief

[Ist auch der Weise sich selbst genug, so wünscht er sich doch Freunde]

Du wünschst zu wissen, ob Epikur in einem seiner Briefe diejenigen mit Recht tadelt, welche sagen, der Weise sei sich selbst genug und bedürfe deshalb keines Freundes. Diese Behauptung stellt Epikur gegen den Stilpon und diejenigen auf, denen eine unempfindliche Psyche als das höchste Gut erscheint. Man muss aber notwendig in eine Zweideutigkeit verfallen, wenn man [das griechische Wort] ‚apatheia‘ kurzweg durch ein Wort ausdrücken und dafür [das römische Wort] ‚impatientia‘ benutzt. Denn man kann darunter gerade das

<sup>485</sup> Fußnote Forbiger: Im Text steht „circumagitur“. Ein freizulassender Sklave wurde auf dem Forum umgedreht zum Zeichen, dass er frei sei.

Gegenteil von dem verstehen, was wir ausdrücken wollen.<sup>486</sup> Wir wollen [mit ‚impatiens‘] den bezeichnen, der die Empfindung jedes Leidens zurückweist, und man wird darunter den verstehen, der gar kein Übel ertragen kann. Sieh also zu, ob es nicht passender ist, von einer unverwundbaren Psyche zu sprechen oder von einer Psyche, die außerhalb alles Leids steht. Das ist der Unterschied zwischen uns und jenen: Unser [stoischer] Weiser besiegt zwar jedes Ungemach, aber er empfindet es; der andere empfindet es nicht einmal. Darin kommen wir mit jenen überein, dass der Weise sich selbst genug ist; dennoch aber wünscht er einen Freund, einen Nachbar, einen Hausgenossen zu haben, obwohl er sich selbst genügt. [...]

Der Weise ist sich selbst genug. Diesen Satz, mein Lucilius, pflegen die Meisten falsch auszulegen; sie verdrängen den Weisen von allem Möglichen und beschränken ihn auf seine eigene Haut. Allein man muss unterscheiden, was jener Satz verspricht und wie weit sein Versprechen geht. Der Weise ist sich selbst genug, um glücklich zu leben, nicht, um [überhaupt] zu leben. Denn zu diesem bedarf er noch vieler [anderer] Dinge, zu jenem aber nur einer gesunden, erhabenen und das Glück verachtenden Psyche. Ich will dich auch noch auf eine Unterscheidung des Chrysippos hinweisen. Er sagt, „Dem Weisen fehlt nichts, er bedarf aber doch mancher Dinge; der Thor dagegen bedarf nichts, denn er weiß es nicht zu gebrauchen, aber es mangelt ihm alles.“ Der Weise bedarf der Augen, Hände und vieler anderer zum alltäglichen Leben nötiger Dinge; aber es fehlt ihm nichts. Denn Mangel beruht auf Notwendigkeit, für den Weisen aber ist nichts notwendig. Mag er sich also auch noch so sehr selbst genug sein, so bedarf er doch der Freunde, und er wünscht deren möglichst viele zu haben, nicht um glücklich zu leben, denn er lebt auch ohne Freunde glücklich. Das höchste Glücks-Gut sucht nicht Hilfsmittel von außen her; es wird daheim gepflegt, es besteht ganz in sich selbst. Dem Zufall unterworfen zu sein beginnt, wer einen Teil seiner selbst außerhalb

<sup>486</sup> Fußnote Forbiger: Denn ‚impatientia‘ bedeutet nicht nur ‚Unempfindlichkeit‘ (oder ruhige Gelassenheit) wie das griechische ‚apatheia‘, sondern auch ‚Ungeduld‘ (Unvermögen etwas zu ertragen).

sucht. Wie jedoch wird sich das Leben des Weisen gestalten, wenn er, in Fesseln geschlagen oder einsam unter irgend einem fremden Volk hausend oder auf langer Seefahrt zurückgehalten oder an ein ödes Gestade geworfen von Freunden verlassen wird? Wie das Leben Jupiters, wenn er nach Auflösung der Welt [der stoischen Ekpyrosis] und Verschmelzung [aller] Götter in einen [einzigem Gott, alias den Aether<sup>487</sup>], bei einem kurzen Stillstand der Natur, seinen Gedanken dahingegeben in sich ruhen wird.

Etwas der Art tut der Weise: Er birgt sich in sich selbst, er ist mit sich allein. So lange er nun freilich seine Lage nach eigenem Gutdünken einrichten kann, ist er sich selbst genug; er heiratet und - ist sich selbst genug; er bekommt Kinder und - ist sich selbst genug; und doch wird er nicht leben mögen, wenn er ohne Menschen leben sollte. Zur Freundschaft zieht ihn nicht eigener Nutzen, sondern ein natürlicher Reiz. Denn wie uns ein süßes Verlangen nach anderen Dingen angeboren ist, so auch nach der Freundschaft. Wie die Einsamkeit uns verhasst ist und wie das Verlangen nach Geselligkeit von Natur den Menschen mit Menschen verbindet, so liegt darin auch ein Reizmittel, das uns nach Freundschaften trachten lässt. Nichts desto weniger wird er, obgleich er seine Freunde aufs Innigste liebt, obgleich er sie sich gleichstellt, oft sich vorzieht, dennoch all sein Gut auf sich selbst beschränken und sagen, was einst jener Stilpon sagte, den ein Brief Epikurs verspottet. Als dieser nämlich nach Einnahme seiner Vaterstadt, nach Verlust seiner Frau und Kinder die allgemeine Brandstätte alleinstehend, aber doch äußerlich ruhig verließ, und Demetrius, der von der Vernichtung der Städte den Beinamen Poliorcetes führte, ihn fragte, ob er etwas verloren hätte, sagte er: „Ich führe alle meine Habe mit mir.“ Hier siehst du einen starken und tapferen Menschen! Selbst seinen siegenden Feind hat er besiegt. „Ich habe nichts verloren,“ sprach er, und nötigte so jenen zu zweifeln, ob er gesiegt habe. „Ich führe alle meine Habe mit mir.“ Die Gerechtigkeit, die Tugend, die Klugheit, und eben diesen

<sup>487</sup> Fußnote Hrsg.: Siehe dazu Lothar Baus, >Die stoische Ethik – Basiswissen in 50 Minuten<, Homburg/Saar 2012.

[Grundsatz], nichts für ein Glücks-Gut zu halten, was mir entrissen werden kann.

Wir bewundern einige Tiere, die ohne Schaden für ihren Körper mitten durch das Feuer hindurch gehen: Um wie viel bewundernswürdiger ist ein Mann, der durch Wasser, Trümmer und Flammen unverletzt und unbeschädigt entkam! Du siehst, wie viel leichter es ist, ein ganzes Volk als einen Mann [einen Stoiker] zu besiegen. Dies Wort hat er mit dem Stoiker gemein; auch dieser trägt eben so seine Güter unberührt durch eingeäscherte Städte. Er ist sich selbst genug: In diese Grenze schließt er sein ganzes Glück ein. Und damit du nicht glaubst, dass nur wir mit so großartigen Worten um uns werfen: Sogar Stilpons Tadler, Epikur, hat eine ähnliche Äußerung getan, die du noch freundlich hinnehmen mögest, obgleich ich die Schuld des heutigen Tages schon getilgt habe. „Wem das Seinige nicht das Herrlichste ist“, sagt er, „der ist, wäre er auch Herr der ganzen Welt, dennoch unglücklich.“ Oder wenn es dir so besser ausgedrückt scheint, denn unsere Aufgabe ist, uns nicht sklavisch an die Worte zu binden, sondern nur an den Gedanken: „Unglücklich ist, wer sich nicht für den Glücklichen hält, auch wenn er die ganze Welt beherrschte.“ Um dich aber zu überzeugen, dass diese Ansicht eine allgemeine ist, da sie nämlich die Natur selbst diktiert, so wirst du bei einem Dichter die Worte finden: „Nicht glücklich ist, wer es zu sein nicht glauben will.“

Denn was liegt daran, wie dein Zustand [wirklich] beschaffen ist, wenn er dir ein schlimmer zu sein scheint? „Wie denn also?“ sagst du. „Wenn jener Mensch, der mit Schande reich ist, oder jener, der Herr vieler [Menschen], aber noch mehrerer [Menschen] Sklave ist, sich glücklich nennt: wird er durch seinen Ausspruch [wirklich] glücklich werden?“ Es kommt nicht darauf an, was er sagt, sondern was er fühlt, auch nicht, was er [eben] heute, sondern was er beständig fühlt. Du brauchst aber nicht zu befürchten, dass ein so wichtiges Gut an einen Unwürdigen komme. Niemandem, als dem Weisen, gefällt das Seine; jeder Tor leidet an Selbstüberdruß. Lebe wohl.

#### 10. Brief

[Wie kann man ohne Schaden mit sich allein sein?]

Ich ändere meine Meinung nicht: Flieh die Menge, flieh die wenigen, flieh selbst einen [Menschen]. Ich kenne keinen, mit dem ich dich in Gemeinschaft gesetzt wünschte. Und siehe, in welcher Meinung du bei mir stehst: Ich wage es, dich dir selber anzuvertrauen. Als Krates, wie es heißt ein Zuhörer jenes Stilpon, dessen ich in meinem vorigen Brief gedachte, einen einsam herumspazierenden Jüngling erblickte, fragte er ihn, was er da so allein mache? - „Ich spreche mit mir selbst,“ antwortete er. - Darauf Krates: „Ich bitte dich, sei auf deiner Hut und gib sorgfältig darauf Acht, dass du mit keinem schlechten Menschen sprichst.“ Über eine trübsinnige und ängstliche Natur pflegen wir zu wachen, damit er die Einsamkeit nicht missbraucht; unter den Unverständigen gibt es keinen, der sich selbst überlassen werden dürfte. Dann sinnen sie auf böse Anschläge; dann bereiten sie entweder anderen oder sich selbst zukünftige Gefahren; dann ordnen sie ihre unreinen Gelüste; dann malt sich das Herz alles das aus, was es vorher aus Furcht oder Scham geheim gehalten hatte; dann steigert es die Verwegenheit, reizt es die Wollust, stachelt es die Zornsucht an. Der einzige Vorteil endlich, den die Einsamkeit hat, keinem etwas anzuvertrauen und keinen Denunziant [Delator] fürchten zu müssen, geht für den Tor verloren: er verrät sich selbst. Siehe daher, was ich von dir hoffe, nein, was ich mir verbürge, denn Hoffnung ist der Name eines ungewissen Gutes: Ich finde keinen, mit dem ich dich lieber zusammen sehen möchte, als mit dir selbst. Ich erinnere mich noch, mit welcher Größe du Worte hinwarfst, voll von großer Stärke. Da wünschte ich mir sofort Glück und sprach: Das kam nicht nur vom Saum der Lippen; solche Äußerungen haben eine feste [moralische] Grundlage; dieser Mensch ist nicht einer aus dem großen Haufen, er trachtet nach seinem Heil. So sprich, so lebe; sieh zu, dass nichts dich niederdrückt. Deine alten Wünsche [z. B. nach Ruhm, Ehre und Reichtum] magst du den Göttern erlassen; andere tue ganz von Neuem: bitte um gute Gesinnung, um Gesundheit der Psyche, dann [erst] um die des Körpers. [...]

#### 12. Brief

[Weiser Gebrauch der rasch enteilenden Zeit]  
Wohin ich mich auch wende, überall finde ich Beweise meines hohen Alters. Bei einem

Besuch meines Landgutes [Nomentanum?] in der Nähe der Stadt [Rom] beklagte ich mich über die Kosten des baufälligen Gutshauses. Der Verwalter erklärte mir, daran sei nicht etwa seine Nachlässigkeit schuld, er lasse es an nichts fehlen, aber das Landhaus sei alt. Dies Landhaus ist unter meinen Händen ausgebaut worden! Worauf muss ich mich gefasst machen, wenn Steine, die nicht älter sind als ich, schon mürbe werden? In gereizter Stimmung ergreife ich den nächsten Anlass, meinen Ärger kundzugeben. „Es liegt am Tag“, sage ich, „diese Platanen ermangeln der sorglichen Pflege; sie haben kein Laub. Wie knotig und dürr sind die Äste, wie verkümmert und ungepflegt die Stämme! Dem wäre nicht so, wenn der Boden ringsum gehörig gelockert und bewässert würde.“ Er schwört bei meinem Schutzgeist, er tue alles, lasse es in keinem Stück an der nötigen Sorgfalt fehlen, aber die Platanen seien alt. Unter uns gesagt, ich selbst hatte sie gepflanzt, hatte ihr erstes Laub gesehen.

Ich wende mich nun der Tür zu und frage: „Wer ist dieser stumpfe Gesell, der mit Recht seinen Platz am Eingang erhalten hat? Er blickt schon hinaus [nach dem Grab].<sup>488</sup> Wo hast du ihn aufgelesen? Was fandest du für ein Vergnügen daran, eine fremde Leiche aufzunehmen?“

Da rief jener: „Kennst du mich nicht mehr? Ich bin Felicio, den du früher mit Bilderchen zu beglücken pflegtest. Ich bin der Sohn deines Verwalters Philositus, dein Liebling.“ - „Er ist rein verrückt“, sage ich. „Als Bübchen ist er mein Liebling geworden? Wohl möglich, denn die Zähne fallen ihm jetzt aus.“

Ich muss meinem Landgut dankbar sein: es hat mir, wohin ich auch die Blicke richtete, mein hohes Alter zu Bewusstsein gebracht. Nehmen wir es also freudig hin und schenken ihm unsere Liebe. Es bietet eine Fülle von Genuss, wenn man es nur von der richtigen Seite anfasst. Das Obst schmeckt am besten, wenn seine Zeit zu Ende geht; das Knabenalter zeigt seinen größten Reiz im letzten Abschnitt; dem Zecher schmeckt der letzte Zug am besten,

<sup>488</sup> Fußnote Apelt: In der Eingangshalle der Häuser wurden sie Leichen aufgebahrt. Es ist also kein übler Schmerz, den sich Seneca gegenüber seinem Verwalter erlaubt.

der zum Untertauchen führt und der Trunkenheit die Krone aufsetzt. Den größten Reiz, den jede Art von Lust in sich schließt, spart sie auf das Ende. Am reizvollsten ist das Alter, das sich bereits abwärts kehrt, aber noch nicht zu jähem Sturz. Aber auch das am äußersten Rande stehende Alter hat meines Erachtens noch seine Reize; oder es tritt an die Stelle des Reizvollen eben das Glück, nichts mehr zu bedürfen. Welche Wonne, seiner Begierden Herr geworden zu sein und ihnen den Laufpass gegeben zu haben!

„Aber es bat doch etwas Missliches, den Tod vor Augen zu haben“, erwidert du. - Erstens muss er dem Jüngling nicht weniger vor Augen stehen als dem Greis. Denn wir werden nicht nach Alterslisten abgerufen. Sodann ist doch niemand so alt, dass man ihm einen Vorwurf machen könnte, wenn er noch einen weiteren Tag erhofft. Ein Tag aber ist eine Stufe des Lebens. Das ganze Leben besteht aus Teilen und setzt sich aus Kreisen zusammen, von denen immer ein größerer die kleineren umschließt. Einer von ihnen umfasst und begrenzt alle; er reicht vom Tag der Geburt bis zu dem des Todes; ein zweiter umschließt die Jahre der Jünglingszeit; ein dritter umspannt die ganze Kindheit. Es gibt ferner einen selbständigen Jahreskreis, der alle Zeiten umfasst, aus deren Vervielfältigung sich das Leben zusammensetzt. Den Monat umspannt ein engerer Kreis. Der engste Kreis gehört dem Tag, doch auch dieser erstreckt sich vom Anfang bis zum Ende, vom Aufgang bis zum Untergang. Daher sagt Heraklit - der Dunkle genannt, wegen der Dunkelheit seiner Sprache: „Ein Tag gleicht allen“ - Das hat der eine so, der andere anders aufgefasst. Der eine deutete es auf die gleiche Stundenzahl, und das ist nicht unrichtig, denn wenn der Tag ein Zeitraum von vierundzwanzig Stunden ist, dann müssen alle Tage einander gleich sein, weil, was der Tag verloren hat, durch die Nacht ersetzt wird. Ein anderer sagt: Ein Tag gleicht allen Tagen in Hinsicht auf seine Beschaffenheit; denn auch die längste Zeitspanne hat nichts an sich, was sich nicht auch an jedem einzelnen Tage fände, Licht und Dunkelheit, Und auch die wechselnden Weltperioden zeigen in dieser Beziehung keinen Unterschied (vom Einzeltag), nur die Länge (bei vermehrter Zahl der Einzeltage) und Kürze (des Einzeltages) macht den Unterschied. Daher muss man mit jedem

Tage auf das gewissenhafteste verfahren, als wäre er der letzte der Reihe und bringe die Summe der Lebenstage zum Abschluss.

Pacuvius<sup>489</sup>, der Syrien vollständig [durch Korruption] ausbeutete, ließ sich, wenn er durch wüstes Zechen und Schmausen sich gleichsam selbst das Totenopfer gebracht hatte, in der Weise in sein Schlafgemach tragen, dass bei Musikbegleitung unter dem Jubel der Lustknaben gesungen wurde: „Ich habe gelebt! Ich habe gelebt!“ Und kein Tag verging, wo er nicht so sein Leichenbegängnis hielt. Was er im Bewusstsein seiner Schlechtigkeit tat, das wollen wir bei gutem Gewissen tun, und jedesmal, wenn wir uns zur Ruhe legen, froh und heiter zu uns sagen: „Ja, ich habe gelebt und den Lauf des Schicksals vollendet!“

Fügt die Natur noch den morgigen Tag hinzu, so sei er mit Freude in Empfang genommen. Der ist der Glücklichste und der unbedingt sichere Herr seiner selbst, der dem morgigen Tag ohne Bangen entgegenseht. Wer sagen kann: „Ich habe gelebt“, der erhebt sich täglich zu neuem Gewinn.

Doch es ist Zeit, meinen Brief zu beschließen. „So soll er also“, sagst du, „ohne irgendwelche Spende an mich gelangen?“ Erspare dir die Furcht: Er bringt etwas mit. Etwas? Nein, ich müsste sagen: viel. Denn gibt es einen trefflicheren, herrlicheren Spruch, als den, den ich diesem Briefe für dich mitgebe? „Schlimm ist es, in Not zu leben; aber in Not zu leben, dazu nötigt uns nichts.“ Und so ist es in der Tat.- Viele Wege zur Freiheit, kurz und begehbar, eröffnen sich allerseits. Danken wir der Natur, dass niemand unbedingt an das Leben gefesselt ist. Es liegt in unserer Macht, die Not selbst zu Boden zu treten. „Epikur sagte das“, erwidert du. „Was befasst du dich mit fremdem Gut?“ - Was wahr ist gehört mir. Nichts soll mich abhalten, dir auch weiterhin mit Epikur aufzuwarten, auf dass die, die auf des Meisters Worte schwören und nichts darauf geben, was gesagt wird, sondern von wem es gesagt wird, zu der Einsicht kommen, dass das Beste Gemeingut ist.

### 13. Brief

[Mittel gegen die Furcht]

Ich weiß, dass du viel Mut hast. Denn auch schon ehe du dich mit heilsamen und

[alles] Harte besiegenden Lehren ausgerüstet hattest, warst du dem Schicksal gegenüber hinlänglich mit dir selbst zufrieden; und noch weit mehr, nachdem du mit ihm handgemein geworden bist und deine Kräfte versucht hast, die nie ein sicheres Selbstvertrauen gewähren können, außer wenn viele Schwierigkeiten von da und dorthier erschienen, und uns bisweilen wirklich recht nahe getreten sind. So wird jener wahre Mut, der nie unter fremde Willkür kommen wird, bewährt. Dies ist seine Feuerprobe. Kein Allkämpfer [gr. Pankratis] kann großen Mut zum Kampf mitbringen, der noch niemals braun und blau geschlagen worden war. Der aber, der sein Blut schon fließen sah, dessen Zähne krachten unter Faustschlägen, der niedergerungen die ganze Last seines Gegners auf seinem Körper trug und zu Boden geschleudert den Mut nicht verlor, der, so oft er fiel, trotziger wieder aufstand, der schreitet mit großer Hoffnung zum Kampf. Also, um dieses Gleichnis zu verfolgen, oft schon lag das Schicksal über dir<sup>490</sup> und doch ergabst du dich nicht, sondern sprangst auf und stelltest dich noch beherzter wieder fest hin. Denn gereizte Tapferkeit steigert sich noch bedeutend. Doch, wenn es dir gefällt, empfangen von mir noch einige Hilfsmittel, durch die du dich verwahren kannst. Zahlreicher, mein Lucilius, sind die Dinge, die uns schrecken, als die, welche uns drücken, und öfter leiden wir an der Einbildung, als an der Wirklichkeit. Ich rede mit dir nicht die Sprache der Stoiker, sondern diese mehr herabgestimmte. Denn wir [Stoiker] sagen: alles das, was Seufzer und Gestöhn auspresst, ist unbedeutend und verächtlich. Wir wollen diese großen, aber wahren Worte bei Seite lassen. Nur diese Lehre gebe ich dir: sei nicht unglücklich vor der Zeit; denn das, was dich in Angst versetzt, wird vielleicht nie kommen oder ist wenigstens noch nicht gekommen. Einiges also quält uns mehr als es sollte, anderes früher als es sollte, wieder anderes, was uns überhaupt gar nicht quälen sollte. Wir vergrößern entweder unseren Schmerz oder erdichten ihn oder nehmen ihn voraus. Jener erste Punkt möge, weil die Sache

<sup>490</sup> Fußnote Hrsg.: Im Sinne von: Bereits mehrere Attentate wurden auf Kaiser Nero verübt und er musste mehrere schwere Schicksalsschläge hinnehmen, wie Tod seiner Mutter, seiner Ehefrau Poppaea und zweier Kinder.

<sup>489</sup> Fußnote Apelt: Über Sextus Pacuvius Taurus siehe Tacitus, Ann. II, 79.

noch streitig ist und [gleichsam] wie ein förmlich eingeleiteter Prozess darüber schwebt, für den Augenblick noch ausgesetzt bleiben, denn von dem, was ich unbedeutend nenne, wirst du behaupten, es sei das Ärgste. Ich weiß, dass einige unter Peitschenhieben lachen und andere bei einem Backenstreich jammern. Wir werden später sehen, ob diese Dinge durch eigene Kraft oder durch unsere Schwäche stark sind; nur das versprich mir, dass du, so oft Leute um dich herumstehen, die dich überreden wollen, du seist unglücklich, nicht beachten willst, was du [von ihnen] hörst, sondern was du empfindest, dass du dein Gefühl zu Rate ziehen und, da du ja deine Verhältnisse am besten kennst, dich selbst fragen willst: Was ist der Grund, warum jene mich beweinen, dass sie so ängstlich tun, dass sie sogar meine Berührung fürchten, als ob mein Ungemach auf sie überspringen könnte? Ist denn hier ein Nebel? Oder ist die Sache mehr verrufen als schlimm? Frage dich selbst: Quäle und bekümmere ich mich etwa ohne Grund und mache ich [vielleicht] zu einem Übel, was keins ist? „Wie aber“, fragst du, „soll ich erkennen, ob das nichtig oder wahr ist, was mich ängstigt?“ Vernimm darüber diese Regel: Wir werden entweder von Gegenwärtigem oder von Zukünftigem oder von beidem [zugleich] gequält. Über das Gegenwärtige ist das Urteil leicht. Ist dein Körper frei, ist er gesund und wird ihm durch keine Verletzung Schmerz bereitet, [nun] so sehen wir zu, was da kommen wird; für heute hat es nichts auf sich. „Aber es wird kommen.“ Fürs erste untersuche, ob sichere Zeichen vorhanden sind, dass ein Übel kommen wird; denn meistens sorgen wir uns über Vermutungen ab, und was Kriege zu beendigen pflegt, noch weit mehr aber Einzelne aufreibt, das Gerücht, treibt sein Spiel mit uns. Ja, so ist es, mein Lucilius. Eiligst treten wir dem Wahn bei; wir prüfen und untersuchen nicht, was uns in Furcht setzt, sondern zittern und wenden den Rücken, gleich wie die, welche eine durch das Fortlaufen einer Viehherde erregte Staubwolke aus dem Feldlager treibt, oder die irgend ein Märchen, ohne Gewährsmann ausgesprengt, in Schrecken versetzt. Ich weiß nicht, wie es kommt, dass Grundloses uns mehr in Bestürzung setzt; denn das Wahre hat sein Maß; alles aber, was aus ungewissen Quellen entspringt, ist der Vermutung und Willkür eines zagenden

Gemüts dahin gegeben. Keine Furcht ist daher so verderblich, so unheilbar, als die eines Wahnsinnigen; denn jede andere ist unvernünftig, diese aber unsinnig. Untersuchen wir also die Sache genauer. Es ist wahrscheinlich, dass ein Übel eintreten wird; [darum aber] ist es nicht gleich wahr. Wie vieles ist unerwartet gekommen! Wie vieles Erwartete ist nie erschienen! Und wenn es auch [wirklich] bevorsteht, was nützt es, seinem Schmerz entgegen zu laufen? Du wirst ihn früh genug empfinden, wenn er da sein wird; unterdessen versprich dir Besseres. Was du dadurch gewinnen wirst? Zeit! Vieles wird dazwischen treten, wodurch die kommende Gefahr, wie nahe sie auch herangetreten ist, zum Stillstehen gebracht, oder ganz beseitigt, oder auf ein anderes Haupt abgeleitet werden kann. Schon manche Feuersbrunst ließ einen Weg zur Rettung offen; [schon] manchen trug ein einstürzendes Gebäude sanft auf den Boden hinab; manchmal wurde das Schwert vom Nacken selbst noch zurückgezogen und mancher überlebte seinen Henker. Selbst das Unglück hat seinen Wankelmut. Vielleicht wird es eintreten, vielleicht [aber auch] nicht; inzwischen ist es wenigstens noch nicht da. [...]

„Was ist hässlicher, als ein Greis, der eben erst zu leben anfängt?“ - Ich würde den Namen dessen, der diesen Ausspruch tat, nicht hinzufügen, wenn er nicht ziemlich unbekannt wäre und unter die wenig verbreiteten Sprüche Epikurs gehörte, die ich mir anzuführen und zu den meinigen zu machen erlaubt habe. Lebe wohl.

#### 16. Brief

##### [Über den Nutzen der praktischen Philosophie]

Es leuchtet dir ein, mein Lucilius, ich weiß es, dass niemand glücklich ist, ja nicht einmal erträglich leben könne, ohne das Studium der Weisheit; und dass ein glückliches Leben durch das vollendete Studium derselben, ein erträgliches aber [bereits] durch das begonnene bewirkt werde. Doch das, was einleuchtet, muss tiefer begründet und durch tägliches Nachdenken fest eingepägt werden. Eine größere Aufgabe ist, Vorsätze zu bewahren, als das Edle sich vorzunehmen. Man muss ausharren und durch unablässiges Streben die Kraft vermehren, bis zum guten Sinn wird, was [jetzt noch] guter Wille ist. Daher hast du

bei mir keine langen und wortreichen Versicherungen nötig: Ich sehe, dass du [bereits] weit fortgeschritten bist. Ich weiß, woher das kommt, was du schreibst; es ist nichts Erheucheltes, nichts Geschminktes. Dennoch äußere ich die Meinung, dass ich bereits Hoffnung auf dich setze, Zuversicht noch nicht. Ich wünsche, dass du es ebenso machst: Du darfst dir nicht so schnell und leichthin glauben; erforsche dich genau, betrachte und beobachte dich verschiedentlich. Darauf sieh vor allem, ob du in der Philosophie oder im Leben selbst Fortschritte gemacht hast. Die Philosophie ist keine auf das Volk berechnete und für die Zurschaustellung bestimmte Sache: Sie besteht nicht in Worten, sondern in Handlungen. Sie wird auch nicht dazu gebraucht, um mit einer angenehmen Unterhaltung den Tag hinzubringen und uns bei müßiger Zeit die Langeweile zu vertreiben; sie bildet und gestaltet den Geist, ordnet das Leben, regelt die Handlungen, zeigt uns, was zu tun und was zu unterlassen ist, sitzt am Steuerruder und lenkt die Fahrt der von den Fluten durch gefährliche Stellen Getragenen. Ohne sie ist niemand sorgenfrei. Unzähliges ereignet sich in jeder Stunde, was einen Rat verlangt, der [nur] bei ihr zu finden ist.

Mancher wird sagen: „Was nützt mir die Philosophie, wenn eine Gottheit [diese Welt] regiert? Was nützt sie, wenn [blinder] Zufall gebietet? Denn gegen die Macht der Natur lässt sich nichts ändern und gegen den blinden Zufall lassen sich keine Vorkehrungen treffen. Entweder ist die Gottheit [alias der Aether-Logos] meinen Entschlüssen zuvorgekommen und hat [bereits] beschlossen, was ich tun soll, oder das Schicksal erlaubt keine eigene Entschlüsse.“ - Was von diesem auch sein mag, mein Lucilius, oder gesetzt auch, dass es alles dies gibt - wir müssen philosophieren. Mag ein Gott als des Weltalls Gebieter alles nach seinem Willen ordnen, mag der Zufall die menschlichen Dinge ohne Ordnung in Bewegung setzen und hin und her werfen: Die Philosophie muss uns schützen. Sie wird uns ermahnen, der Natur willig zu gehorchen, dem Schicksal aber hartnäckig [zu widerstehen]. Sie wird uns lehren, der Natur zu folgen, den Zufall zu ertragen. Ich komme jetzt darauf zurück, dich zu erinnern und zu ermahnen, die Sehnsucht deines Geistes [nach Weisheit] nicht erschaffen und erkalten zu lassen. Halte sie fest

und mache sie ausdauernd, damit zur Eigenschaft des Geistes werde, was jetzt noch Wunsch ist.

Gleich zu Anfang hast du dich, wenn ich dich recht kenne, danach umgesehen, welches kleine Geschenk dieser Brief wohl mitgebracht habe; durchsuche ihn und du wirst es finden. Du brauchst dich nicht über meine uneigennützigte Gesinnung zu wundern: Ich bin immer von fremdem Gute freigebig. Doch warum sage ich „fremdes“ Gut? - Was irgend jemand Gutes sagte, ist mein Eigentum. So auch dieser Ausspruch Epikurs: „*Wenn du nach der Natur lebst, wirst du nie arm sein; wenn nach dem Wahn, nie reich.*“

Wenig verlangt die Natur, der Wahn unermessliches. Man häufe auf dich, was viele Begüterte [zusammen] besaßen; das Glück erhebe dich über das Maß des Vermögens eines Privatmannes; es bedecke dich mit Gold und bekleide dich mit Purpur; es führe dich zu einer solchen Fülle von Herrlichkeiten und Schätzen, dass du die Erde bedeckst mit deinen Marmorgebäuden; es sei dir vergönnt, nicht bloß Reichtümer zu besitzen, sondern darauf zu treten; es mögen dazu noch Bildsäulen und Gemälde kommen, und was sonst noch die Kunst für die Üppigkeit mühevoll bereitet hat: Du wirst von diesem allen nur lernen, noch mehr zu begehren.

Natürliche Bedürfnisse sind begrenzt; was aus dem Irr-Wahn entspringt, hat kein Ziel, wo es endet; denn das Falsche hat keine Grenze. Dem Wanderer auf der Straße ist irgendein Ziel gesteckt; das Herumirren ist endlos. Daher ziehe dich zurück vom Eitlen, und wenn du wissen willst, ob das, was du begehrt, auf einer natürlichen oder blinden Begierde beruht, so betrachte, ob es irgendwo zum Stillstand kommen kann. Wenn dir, nachdem du schon weit vorangeschritten bist, noch immer ein Stück übrig bleibt, so wisse, dass es nichts Natürliches ist. Lebe wohl.

#### 17. Brief

[Sorge um materielle Güter darf Streben nach Weisheit nicht hindern]

Wirf jene [materiellen] Dinge alle von dir, wenn du weise bist oder vielmehr, um weise zu werden, und strebe vollen Laufes und mit allen Kräften nach einer guten Gesinnung. Ist etwas vorhanden, wodurch du aufgehalten wirst, so binde es los oder schneide es ab. Mein

Besitztum, sagst du, hält mich auf; ich wünsche es so zu ordnen, dass es für mich ausreicht, ohne dass ich ein Geschäft betreiben muss, damit weder die Armut mir, noch ich irgend jemandem zur Last falle. Wenn du so sprichst, scheinst du mir die Macht und Bedeutung des Glücks-Gutes, das du erstrebst, noch nicht erkannt zu haben. Du siehst zwar der Hauptsache nach ein, wieviel die Philosophie nützt, aber die einzelnen Punkte durchschaust du noch nicht gründlich genug; und weißt noch nicht, wieviel sie uns überall hilft, wie sie, um Ciceros Worte zu gebrauchen, „uns in den wichtigsten Dingen beisteht und sich zu den unbedeutendsten herablässt“. Glaube mir, ziehe sie zu Rat: Die [stoische] Philosophie wird dir raten, nicht über deinen Rechnungen zu sitzen. Denn das ist es, was du suchst, und das willst du durch jenen Aufschub erreichen, dass du nicht Armut zu fürchten hast. Wie, wenn sie [vielmehr] zu wünschen ist? Vielen [schon] hat beim Philosophieren der Reichtum im Weg gestanden; die Armut ist nicht hinderlich, ist sorgenfrei. Wenn das Signal ertönt, so weiß sie, dass es nicht ihr gilt; wenn sich ein Notgeschrei erhebt, so sucht sie, wie sie fortkommt, nicht was sie forttragen soll. Oder wird eine Schifffahrt nötig, so ist kein Getöse im Hafen, kein einziger Begleiter am Gestade geschäftig, kein Schwarm von Sklaven steht um sie her<sup>491</sup>, zu deren Ernährung man den überseeischen Gegenden [eine besondere] Fruchtbarkeit wünschen möchte. Leicht ist es, wenige und gut geschulte Magen zu ernähren, die nichts weiter begehren, als gefüllt zu werden. Wenig kostet der Hunger, viel ein verwöhnter Gaumen. Die Armut begnügt sich, die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen. Warum solltest du dich also weigern, sie zur Hausgenossin anzunehmen, deren Sitten der verständige Reiche nachahmt?

Willst du deine freie Zeit dem Geistigen widmen, so musst du entweder arm oder dem Armen ähnlich sein. Dein Streben kann nicht ersprießlich werden ohne Sorge für Mäßigkeit; Mäßigkeit aber ist freiwillige Armut. Weg also mit jenen Entschuldigungen: „Ich habe noch nicht so viel, als genug ist; wenn ich es zu dieser Summe gebracht haben werde, dann will

<sup>491</sup> Fußnote Forbiger: Nach Fickerts Lesart ‚illam‘ (nämlich paupertatem, die Armut), obgleich jener Herausgeber auch die Lesart ‚illum‘ (ihn, den Armen) nicht missbilligt.

ich mich ganz der Philosophie hingeben“. Und doch hast du [dir] nichts eher zu verschaffen, als das, was du aufschiebst und [dir erst] nach den übrigen Dingen verschaffen willst; damit ist der Anfang zu machen. [...]

Hier könnte ich meinen Brief schließen, wenn ich dich nicht verwöhnt hätte. Die parthischen Könige darf niemand begrüßen, ohne ein Geschenk mitzubringen; von dir darf ich nicht unentgeltlich Abschied nehmen. Was es ist? Ich werde es vom Epikur entleihen. „Für viele war der erworbene Reichtum nicht das Ende ihres Elends, sondern nur ein Wechsel desselben.“ Und ich wundere mich darüber nicht; denn der Fehler liegt nicht in den Dingen, sondern im Gemüt selbst. Was uns die Armut lästig gemacht hat, hat uns auch den Reichtum lästig gemacht. Wie es keinen Unterschied macht, ob du den Kranken auf ein hölzernes oder auf ein vergoldetes Bettgestell legst - wohin du ihn auch schaffen magst, er wird seine Krankheit mit sich nehmen - so kommt auch nichts darauf an, ob ein krankes Gemüt in Reichtum oder Armut versetzt wird; sein Gebrechen folgt ihm. Lebe wohl.

#### 19. Brief

[Zieh dich vom Staatsleben in die philosophische Muse zurück]

Ich frohlocke, so oft ich einen Brief von dir empfangen; denn sie erfüllen mich mit guter Hoffnung und versprechen nicht nur, sondern verbürgen auch [das Beste] von dir. Tue es, mein Lucilius, ich bitte und beschwöre dich. Denn was habe ich Besseres, um was ich den Freund bitten könnte, als um was ich ihn zu seinem eigenen Vorteil bitten will? Wenn du kannst, entziehe dich jenen Beschäftigungen, wo nicht, so reiße dich fort von ihnen. Viel von der Zeit haben wir schon vergeudet: [jetzt] im höheren Alter wollen wir damit anfangen zum Abzug einzupacken. Kann uns das Missgunst erregen? Wir haben auf hoher See gelebt und wollen im Hafen sterben. Doch möchte ich dir nicht raten, dir durch dein Mußeleben einen Namen machen zu wollen; du sollst weder damit prahlen, noch es geheim halten. Denn keineswegs will ich dich durch Verdammung des Wahnsinns der Welt so weit treiben, dass ich wünschte, du suchtest dir irgend einen Schlupfwinkel aus und lebstest in Vergessenheit: mache es so, dass dein Mußeleben nicht in die Augen springt, sondern [nur] ans Licht tritt.

Diejenigen, deren Entschlüsse noch ganz unentschieden und [erst] im Entstehen sind, mögen darüber nachdenken, ob sie ihr Leben in Dunkelheit [im Sinne von: Verborgtheit] hinbringen wollen. Dir steht [die Wahl] nicht mehr frei; dich haben die Lebhaftigkeit deines Geistes, die geschmackvolle Feinheit deiner Schriften, deine angesehenen und vornehmen Freundschaften [bereits] in die Welt eingeführt; dich hat bereits Berühmtheit erfasst. Wenn du dich auch in den äußersten Winkel verkröchst und völlig verstecktest, deine Vergangenheit wird [doch] auf dich hinweisen. Dunkelheit kannst du nicht [um dich] haben: wohin du auch fliehst, immer wird dir viel des früheren Lichts folgen. Ruhe aber kannst du dir schaffen ohne Reue und Vorwürfe deines Herzens. Denn was wirst du aufgeben, an dessen Aufgeben du nur ungern denken könntest? Deine Schutzbefohlenen? Von denen keiner dir selbst anhängt, sondern irgend einem [Vorteil] durch dich. Deine Freunde? Einst suchte man die Freundschaft [selbst], jetzt [nur] die Beute. [Von dir] verlassene Greise werden ihr Testament ändern; wer dir seine Aufwartung machte, wird zu anderen Türen wandern; eine wichtige Sache kann nicht preiswert sein. Überlege, ob du lieber dich [selbst] oder etwas von dem Deinigen aufgeben willst. Wäre es dir doch vergönnt gewesen, alt zu werden in den bescheidenen Verhältnissen deiner Herkunft und dass das Schicksal dich nicht auf solche Höhe gestellt hätte! Aber das reißend schnelle Glück hat dich weit hinweg getragen vom Anblick eines gesunden Lebens; eine Provinz, eine Prokuratur und alles was diese [Ehrenstellen] sonst versprechen, immer höhere Wirkungskreise und eine Pflicht nach der anderen [in stufenweiser Folge] erwartet dich. Was wird das Ende sein? Worauf wartest du, um aufzuhören? Bis du hast, was du wünschst? Diese Zeit wird nie kommen. Wie wir [Stoiker] sagen, dass es eine Kette von Ursachen gebe, aus denen sich das Verhängnis knüpft, so [behaupten wir auch], es gebe eine Kette der Begierden; eine geht aus dem Ende der anderen hervor. Du bist in ein solches Leben hinein geworfen, welches dir von selbst nie eine Grenze des Elends und der Knechtschaft setzen würde. Entziehe dem Joch deinen [schon] wundgeriebenen Nacken.

Ziehst du dich ins Privatleben zurück, so wird zwar alles weniger werden, dir aber doch

reichlich genügen. Jetzt sättigt dich selbst das Viele und von allen Seiten auf dich Gehäufte nicht. Was willst du nun lieber, Sättigung bei Mangel, oder Hunger bei Überfluss? Das Glück ist ebenso habgierig als fremder Habgier ausgesetzt. So lange dir nichts genug ist, wirst du selbst es auch anderen nicht sein. „Wie“, fragst du, „soll ich da herauskommen?“ Wie du nur immer kannst. Bedenke, wieviel du vergeblich für den Gelderwerb, wieviel mühevoll für die Ehre versucht hast; auch für die Muße ist etwas zu wagen, oder du musst bei jener, von Staatsämtern und anderen Obliegenheiten erzeugten Unruhe des Gemüts, ergrauen mitten im Tumult und immer neu andringenden Fluten, denen durch keine Anspruchslosigkeit, keine Zurückhaltung zu entgehen gelingt. Denn was kommt darauf an, ob du ruhig sein willst? Deine Stellung will es nicht. Willst du ihr denn immer noch höher zu steigen gestatten? Je mehr der Erfolg sich steigert, desto mehr steigert sich die Furcht. Ich will dir hier eine Äußerung des Maecenas<sup>492</sup> anführen, der auf der Folterbank [seiner höchsten Stellung im Staat] die Wahrheit sagte: „Die Höhe selbst donnert an die Gipfel“. Fragst du, in welcher Schrift er dies sagte: in der, welche den Titel >Prometheus< führt.

Er wollte sagen: sie hat umdonnerte Gipfel.<sup>493</sup> Ist nun wohl irgend eine Macht der Welt so viel wert, dass du in so berauschter Sprache<sup>494</sup> reden möchtest? Jener war ein geistreicher Mann, der den Römern ein großes Beispiel der Beredtsamkeit gegeben haben würde, wenn ihn nicht das Glück entnervt, ja entmannt hätte. Dieser Ausgang wartet [auch] deiner, wenn du nicht schon jetzt die Segel einziehst und, was jener zu spät wollte, dich an der Küste hältst. Ich könnte dir diesen Ausspruch des Maecenas an Zahlungs Statt anrechnen, doch du wirst, wenn ich dich recht kenne, Einspruch dagegen erheben, und was ich

<sup>492</sup> Fußnote Forbiger: Des bekannten Freundes und Ratgebers des Kaisers Augustus.

<sup>493</sup> Fußnote Forbiger: Eine hohe Stellung ist häufigen Schlägen des Schicksals und heftigen Beunruhigungen [durch Attentate und Putschversuche] ausgesetzt.

<sup>494</sup> Fußnote Forbiger: Seneca nennt jenen schwülstigen und gesuchten Ausspruch des Maecenas die Sprache eines Berauschten und findet den Grund derselben eben in dem Glück und der hohen Stellung desselben.

dir schulde nicht anders als in großer und guter Münzsorte empfangen wollen. Wie nun die Sache steht, muss ich beim Epikur borgen. Er sagt: „Man muss sich eher umsehen, mit wem man isst und trinkt, als was man isst und trinkt. Denn ohne Freund ist das Leben die Abfütterung eines Löwen oder Wolfs.“ Dies aber wird dir nicht zu Teil werden, wenn du dich nicht zurückziehst; sonst wirst du nur Gäste haben, die dein Sklave, der dir die Namen nennen muss<sup>495</sup>, aus dem Schwarm der dir Aufwartenden ausgesondert hat. Aber der geht irre, der die Freunde im Vorzimmer sucht und beim Mahl erprobt. Der vielbeschäftigte und von seinem Glück in Besitz genommene Mann hat kein größeres Übel, als dass er diejenigen für seine Freunde hält, denen er selbst es nicht ist, und dass er seine Wohltaten für wirksam ansieht, um ihm Freunde zu gewinnen, da doch manche, je mehr sie schuldig sind, desto mehr hassen. Ein kleines Darlehen macht zum Schuldner, ein großes zum Feind. Wie denn also? Wohltaten bewirken keine Freundschaften? Sie bewirken solche, wenn es erlaubt war, die auszuwählen, die sie empfangen sollten, wenn sie [gut] angebracht, nicht ausgestreut sind. Daher, bis du anfängst eine eigene Meinung zu haben, folge diesem Rat der Weisen, dass du glaubst, es komme mehr darauf an, wer, als was jemand [von dir] empfängt. Lebe wohl.

## 20. Brief

[Die Philosophie soll einen festen Charakter bilden]

Wenn du dich wohl befindest und dich für würdig hältst einmal der Deinige<sup>496</sup> zu werden, so freue ich mich; denn mein Ruhm wird es sein, wenn ich dich den Wogen entzogen habe, aus denen du ohne Hoffnung herauszukommen herumtreibst. Nur darum aber, mein Lucilius, bitte und ermahne ich dich, dass du die Philosophie in die Tiefen deines Herzens senkst und die Probe deiner Fortschritte nicht an einer

<sup>495</sup> Fußnote Forbiger: Die vornehmen Römer hielten sich besondere Sklaven von starkem Gedächtnis und ausgebreiteter Personenkenntnis, die ihnen die Namen aller Bürger angeben mussten, die sie wissen wollten, und daher ‚nomenclatores‘ hießen.

<sup>496</sup> Fußnote Forbiger: Dein eigener Herr zu sein, d. h. frei von allen öffentlichen Ämtern und Staatsgeschäften.

Rede oder einer Schrift ablegst, sondern an der Festigkeit deines Willens und der Verminderung deiner Begierden. Bestätige deine Worte durch die Tat. Anderer Art ist die Aufgabe des Deklamators, der nach dem Beifall des Zuhörerkreises hascht, oder dessen, der die Ohren junger und müßiger Leute durch einen mannigfaltigen und leicht hinrollenden Vortrag unterhält. Die Philosophie lehrt handeln, nicht reden; sie fordert, dass jeder nach seinen Vorsätzen lebe, damit nicht das Leben der Rede widerspreche und alle Handlungen eine Farbe haben.<sup>497</sup>

Das ist sowohl die größte Aufgabe als das größte Kennzeichen der Weisheit, dass die Handlungen mit den Worten in Einklang stehen und [der Mensch] sich selbst überall gleich und derselbe sei. Wer wird das leisten? Wenige, aber doch einige. Es ist schwer; und ich sage nicht, dass der Weise stets in gleichem Schritt gehen werde, aber doch auf gleichem Weg. Beobachte also, ob deine Kleidung und Wohnung einander widersprechen, ob du etwa gegen dich freigebig, gegen die Deinigen knauserig bist, ob du haushälterisch speisst, aber verschwenderisch baust. Ergreife ein- für allemal eine Richtschnur, nach der du lebst, und nach dieser bring dein ganzes Leben in eine gerade Linie. Einige schränken sich zu Hause ein, draußen aber machen sie sich breit und blähen sich auf. Diese Ungleichheit ist ein Fehler und das Zeichen eines schwankenden Gemüts, das noch nicht seine gehörige Haltung hat. Nun will ich auch noch sagen, woher jene Unbeständigkeit und Unähnlichkeit der Handlungen und Entschließungen kommt. Niemand setzt sich vor, was er will; oder wenn er es sich vorgesetzt hat, verharrt er nicht dabei, sondern springt [zu etwas Anderem] über, und ändert nicht nur [seinen Entschluss], sondern kommt von ihm zurück und verfällt wieder in das, was er ausgegeben und verdammt hat. Um daher die alten Begriffsbestimmungen der Weisheit zu verlassen und die ganze Regel für das menschliche Leben kurz zusammenzufassen, kann ich mich mit Folgendem begnügen: Was ist Weisheit? Immer dasselbe wollen und nicht wollen. Du brauchst

<sup>497</sup> Fußnote Forbiger: In dieser vielfach interpolierten Stelle übersetze ich nur die von Fickert beibehaltenen sicheren Worte: ut unus sit omnium actionum color.

dabei nicht die Einschränkung beizufügen, dass das recht sein müsse, was du willst; denn Niemandem kann immer eines und dasselbe gefallen, wenn es nicht eben das Rechte ist. Die Menschen wissen nicht, was sie wollen, außer in dem Augenblicke, wo sie wollen: fürs ganze [Leben] hat sich noch keiner über sein Wollen oder Nichtwollen entschieden. Täglich wechselt das Urteil und verwandelt sich in das Gegenteil; und die Meisten führen ihr Leben wie zum Spiel. Halte also fest, womit du begonnen hast, und du wirst vielleicht zum Höchsten gelangen, oder doch zu dem, wovon du allein erkennst, dass es noch nicht das Höchste ist<sup>498</sup>.

#### 21. Brief

[Nur geistiges Streben verleiht wahren Ruhm und bleibendes Andenken]

Du sagst, die Leute, von denen du schriebst, machten dir viel zu schaffen; aber am meisten zu schaffen machst du dir selbst, denn du bist dir selbst zur Last. Du weißt nicht, was du willst; du verstehst besser das Gute zu loben, als ihm zu folgen; du siehst, wo das Glück seinen Sitz hat, wagst jedoch nicht, zu ihm zu gelangen. Ich will dir aber sagen, was dich hindert, weil du selbst es zu wenig durchschaust. Du hältst für wichtig, was du zurücklassen sollst, und wenn du dir jene sorglose Ruhe, zu welcher du übergehen sollst, als Ziel vorgesetzt hast, hält dich der Glanz deines jetzigen Lebens zurück, von dem du dich trennen sollst, als ob du dann in Niedrigkeit und Dunkel versinken würdest.

Du irrst, mein Lucilius; von diesem Leben steigt man zu jenem empor. Derselbe Unterschied, wie zwischen Glanz und Licht, von welchen dieses seinen fest bestimmten und eigenen Ursprung hat, jener aber von Erborgtem schimmert, findet auch zwischen diesem und jenem Leben statt. Dieses wird von Strahlen getroffen, die von außen her kommen, und wer sich davor stellt, wird sogleich einen dichten Schatten darüber werfen; jenes ist durch sein eigenes [inneres] Licht erhellt.

<sup>498</sup> Fußnote Forbiger: Während andere es schon für das Höchste halten. Viel gewonnen ist aber schon, wenn man einsieht, dass man noch eine höhere Stufe der Weisheit zu erklimmen hat.

#### 22. Brief

[Rat, sich so bald als möglich den Staatsgeschäften zu entziehen]

Du wirst nun einsehen, dass du dich aus jenen blendenden und unheilvollen Geschäften herausziehen musst; du fragst aber, wie du dies ermöglichen könntest. Manches lässt sich nur einem Anwesenden zeigen. Der Arzt kann nicht durch einen Brief die Zeit des Essens oder Badens bestimmen; er muss den Puls fühlen. Es ist ein altes Sprichwort, dass der Fechter seinen Entschluss erst auf dem Kampfplatz fasse. Bei scharfem Hinblick geben ihm die Miene des Gegners, die Bewegung seiner Arme, selbst die Biegungen seines Körpers Winke, was er zu tun hat. Was man zu tun pflegt und was man tun soll, das lässt sich im Allgemeinen bestimmen und schriftlich mitteilen; ein solcher Rat wird nicht nur Abwesenden, sondern selbst den später Lebenden erteilt. Allein den anderen, wann etwas geschehen müsse oder wie, den wird niemand aus der Ferne erteilen. Die enteilende Gelegenheit wahrzunehmen, ist nicht nur eine Sache der Anwesenheit, sondern der Wachsamkeit. Daher schaue dich nach ihr um, und wenn du sie erblickst, ergreife sie.

Mit allem Eifer und aus vollen Kräften betreibe es, dich jenen Obliegenheiten zu entziehen; und zwar merke auf, wie ich mein Gutachten abgebe: Ich meine, du musst entweder jenes Leben oder das Leben [überhaupt] verlassen. Eben so aber glaube ich auch, du habest langsamen Schrittes zu gehen, um, was schlimm verwickelt ist, lieber aufzulösen als zu zerreißen; nur dann, wenn keine andere Möglichkeit sein sollte, es aufzulösen, magst du es sogar zerreißen.

Niemand ist so zaghaft, dass er lieber immer hängen, als einmal fallen wollte. Inzwischen, was das Wichtigste ist, verwickle dich nicht [noch mehr]; begnüge dich mit den Geschäften, in welche du dich nun einmal eingelassen hast, oder, weil du es lieber so angesehen wissen willst, in welche du [unverschuldet] hineingeraten bist. Du darfst aber nicht noch weiter streben, oder du wirst jene Entschuldigung verlieren, und es wird an den Tag kommen, dass du nicht [schuldlos] hineingeraten bist. Denn falsch ist, was man gewöhnlich sagt: „Ich konnte nicht anders. Was dann, wenn ich nicht gewollt hätte? Es war unumgänglich nötig.“

Für niemanden ist es unumgänglich nötig dem Glück nachzulaufen; es heißt etwas, wenn das Glück uns fortreißen will, still zu stehen und ihm nicht auf dem Fuß zu folgen, wenn auch nicht ihm Widerstand zu leisten. Wirst du Anstoß nehmen, wenn ich nicht nur komme, dir zu raten, sondern auch [andere] herbeirufe, und zwar klügere Männer als ich selbst bin, und denen ich es mitzuteilen pflege, wenn ich etwas erwäge? Lies den auf diese Sache bezüglichen Brief des Epikur, den er an Idomeneus schreibt und worin er ihn bittet, „er möge, so viel er könne, sich beeilen und fliehen, ehe irgend eine größere Macht dazwischen trete und ihm die Freiheit des Rückzugs raube“. Doch setzt er auch hinzu: „Nichts sei zu versuchen, wenn man es nicht auf passende Art und zu rechter Zeit versuchen könne; wenn aber jene längst erwartete Zeit gekommen sei, dann müsse man sich beeilen.“ Er verbietet also dem auf Flucht Sinnenden zu schlafen, und hofft ein heilsames Entrinnen auch aus den schwierigsten Lagen, wenn wir weder vor der Zeit eilen, noch zu rechter Zeit zaudern. Jetzt, glaub ich, fragst du auch nach einem Ausspruch der Stoiker. Niemand soll sie bei dir in den schlimmen Ruf der Unbesonnenheit bringen; sie sind mehr vorsichtig als tapfer. (6.) Du erwartest vielleicht, sie sollen dir sagen: „Schimpflich ist es, einer Bürde auszuweichen; ringe mit der Amtspflicht, die du einmal übernommen hast. Der ist kein wackerer und tüchtiger Mann, der Anstrengung flieht, ohne dass ihm gerade durch die Schwierigkeit der Sache der Mut wächst.“ Man wird zu dir sagen: „Ja, wenn es sich der Mühe lohnt auszuhalten, wenn es nichts eines braven Mannes Unwürdiges zu tun oder zu leiden gibt“; sonst wird er sich nicht durch schmutzige und schmachvolle Arbeit aufreiben und in Geschäften leben, nur um Geschäfte zu haben. Nicht einmal das wird er [der stoische Weise] tun, wovon du glaubst, dass er es tun werde, nämlich, in ehrgeizige Pläne verwickelt, sich zum Spielball ihrer Fluten zu machen; sondern, wenn er die schwierigen, unsicheren und gefährvollen Stellen sieht, zwischen denen er herumgetrieben wird, wird er sich zurückziehen und zwar nicht den Rücken [zur Flucht] wenden, wohl aber langsam auf einen sicheren Punkt zurückweichen. Leicht nämlich ist es, mein Lucilius, den Geschäften zu entgehen, wenn man den Lohn derselben verachtet.

Dieser ist es, der uns auf- und zurückhält. „Wie denn nun? So große Hoffnungen soll ich aufgeben? Von der Ernte [meiner langjährigen Arbeit] selbst soll ich weggehen? Meine Seite soll verlassen, meine Sänfte ohne Begleitung, mein Vorzimmer leer sein“? Das also ist es, wovon die Menschen sich so ungern trennen; sie lieben den Lohn ihres Ungemachs, dieses selbst verwünschen sie. Sie klagen über den Ehrgeiz, wie über eine Geliebte; das heißt, wenn man ihre wahre Stimmung betrachtet, sie hassen ihn nicht, aber sie zanken mit ihm. Prüfe die, welche über das wehklagen, was sie [doch] gewünscht haben, und von dem Ausgeben solcher Dinge sprechen, die sie [doch] nicht entbehren können: und du wirst sehen, dass ihr Verweilen in Verhältnissen, die ihnen ihren Reden nach lästig und traurig sind, ein freiwilliges ist. So ist es, mein Lucilius: Wenige hält die Knechtschaft, sehr viele halten sie [die Knechtschaft] fest.

Doch wenn du den Vorsatz hast, sie aufzugeben, wenn du aufrichtiges Gefallen an der Freiheit hast und nur aus dem einen Grund um Bedenkzeit bittest, damit es dir vergönnt sei, es ohne [spätere] fortwährende Bekümmernis zu tun, warum sollte nicht die ganze Schar der Stoiker dir Beifall zollen? Alle Zenone und Chrysippe werden dir zu dem Maßhaltenden, dem Anständigen und dem, was wahrhaft dein eigen ist, raten. Wenn du aber deshalb zögerst, um dich umzuschauen, wieviel du mitnehmen und mit wieviel Geld du dich in deiner Muße einrichten könntest, so wirst du nie den Ausgang finden. Niemand entrinnt schwimmend mit Gepäck. [...]

Schon drückte ich das Siegel auf diesen Brief; ich muss ihn wieder öffnen, damit er mit dem herkömmlichen kleinen Geschenk an dich gelangt und irgend einen glänzenden Ausspruch mitbringt. Da begegnet mir folgender, ich weiß nicht, ob wahrer oder schöner gesagt. Von wem, fragst du? Von Epikur, denn noch immer fülle ich mein Bündel mit fremdem Gut. „Jeder geht so aus dem Leben, als wäre er eben erst [in dasselbe] eingetreten“. Nimm den erstbesten Jüngling, Greis oder Mann und du wirst ihn in gleicher Furcht vor dem Tod, in gleicher Unkenntnis des Lebens finden. Keiner hat etwas fertig; denn immer verschieben wir unsere [Geschäfte] auf die Zukunft. Nichts ergötzt mich an jenem Ausspruch mehr, als dass den Greisen Kindheit vorgeworfen wird.

„Niemand“, sagt er, „geht anders aus dem Leben, als wie er geboren wurde.“ Dies aber ist falsch; wir sterben schlechter, als wir geboren werden, und dies ist unser eigener Fehler, nicht der der Natur. Diese muss sich über uns beklagen und sagen: Was soll das? Ich habe euch ohne Begierden, ohne Furcht, ohne Aberglauben, ohne Treulosigkeit und ohne alle übrigen Gebrechen geschaffen; so geht doch hinaus, wie ihr hereingetreten seid. Der hat die Weisheit erfasst, der eben so sorglos stirbt, als er geboren wird. So aber zittern wir, wenn eine Gefahr sich naht; der Mut, die Farbe entweicht, unnütze Tränen fließen.

Was ist schimpflicher, als just auf der Schwelle der Sorglosigkeit ängstlich zu sein? Die Ursache aber ist diese, dass wir leer an allem Guten und auf [Verlängerung] des Lebens ängstlich bedacht sind. Denn kein Teil desselben bleibt bei uns zurück; es ist vorüber und zerronnen. Niemand sorgt dafür, dass er weise, sondern dass er lange lebt, während doch allen gelingen kann, weise, keinem jedoch lange zu leben. Lebe wohl.

28. Brief  
[Über den häufigen Wechsel  
des Aufenthaltsorts]

Du glaubst, das sei dir allein begegnet und wunderst dich darüber, als über etwas Neues, dass du durch eine so lange Reise und so vielfachen Wechsel des Orts [dennoch] den Trübsinn und die Schwermut deines Gemüts nicht verscheucht hast. Den Sinn musst du wechseln, nicht den Himmelsstrich. Magst du über das weite Meer fahren, mögen dir, wie unser Virgilius sagt: „*Länder und Städte entschwinden*“, aber wohin du auch immer kommst, deine Fehler werden dir folgen. Zu einem, der über ganz dasselbe klagte, sagte Sokrates: „Was wunderst du dich, dass deine Reisen dir nichts nützen, wenn du dich [selbst] mit dir herumschleppst?“ Derselbe Umstand, der dich forttrieb, verfolgt dich. Was kann dir die Neuheit der Länder nützen? Was das Bekanntwerden mit Städten und Gegenden? Vergeblich ist dieses Umhertreiben. Du fragst, warum dir diese Flucht nichts hilft? Du fliehst mit dir selbst. Die Last deiner Psyche muss [erst] abgelegt werden; eher wird dir kein Ort gefallen. [...]

Du wanderst bald dahin bald dorthin, um die auf dir lastende Bürde abzuwerfen, welche

durch dieses Umherwerfen selbst [immer] lästiger wird; so wie [auch] auf einem Schiff Lasten, die unbewegt bleiben, weniger drücken, wenn sie aber ungleichmäßig durch einander gewälzt werden, die Seite, aus welcher sie lasten, schneller [in die Fluten] versinken. Was du auch tust, tust du gegen dich, und durch die Bewegung selbst schadest du dir, denn du rüttelst einen Kranken. Hast du aber jenes Übel von dir weggenommen, dann wird jeder Wechsel des Ortes dir angenehm werden. Magst du in die entlegensten Länder verschlagen werden, in welchen Winkel des Barbarenlandes du auch versetzt werden mögest, angenehm wird dir der Wohnsitz werden, mag er sein, welcher er will. Es kommt mehr darauf an, wie du kommst, als wohin du kommst; und daher sollen wir unser Herz an keinen Ort hängen. Man muss der Überzeugung leben: Nicht für einen Ort bin ich geboren, mein Vaterland ist diese ganze Welt. Wäre dir dies klar, so würdest du dich nicht darüber wundern, dass dir der Wechsel der Gegenden, in die du von Zeit zu Zeit aus Überdruß der früheren wanderst, nichts nutzt; die erste beste würde dir gefallen haben, wenn du jede für die deinige hältst. Du reist nicht, sondern du irrst umher, treibst dich herum und wechselst Ort mit Ort, da doch das, was du suchst, das glückliche Leben, an jedem Ort zu finden ist. Kann etwas [Anderes] so geräuschvoll als ein Marktplatz sein? Selbst da kann man ruhig leben, wenn es nötig ist. Doch wenn es erlaubt ist, frei über mich zu verfügen, so werde ich auch [schon] dem Anblick und der Nachbarschaft des Marktes weit entfliehen; denn wie ungesunde Orte auch die festeste Gesundheit angreifen, so gibt es auch einige, die einem zwar guten, aber noch nicht vollkommenen und gekräftigten Gemüt wenig zuträglich sind. Ich bin nicht einverstanden mit denen, die sich mitten in die Fluten begeben, ein sturmbewegtes Leben vorziehen, täglich mit den Schwierigkeiten der Verhältnisse hochherzig ringen. Der Weise wird solches ertragen, aber nicht suchen; sondern lieber im Frieden leben als im Kampf. Es hilft nicht viel, seine eigenen Fehler von sich geworfen zu haben, wenn man mit fremden Torheiten kämpfen muss. [...]

### 31. Brief

[Verachte die Meinungen des großen  
Haufens und strebe einzig nach  
Erkenntnis der Wahrheit]

Jetzt erkenne ich meinen Lucilius: Er fängt an sich zu zeigen, wie er es versprochen hat. Folge jener Sehnsucht deines Geistes, womit du, die [angeblichen] Glücks-Güter des großen Haufens mit Füßen tretend, allem Edlen entgegen wandelst. Ich verlange nicht, dass du größer und besser wirst, als du dir selbst vornahmst. Der Grund, den du gelegt hast, hat bereits einen weiten Raum eingenommen: Führe nur das alles aus, was du begonnen hast, und betreibe, was du in deinem Gemüt mit dir herumträgst. Kurz und gut: Du wirst ein Weiser werden, wenn du deine Ohren [vor dem Lärm] verschließt. Nur mit Wachs sie zu verstopfen, wie Odysseus es bei seinen Gefährten getan hat, genügt nicht; es ist eine dichtere Masse nötig. Jene Stimme, die dort gefürchtet wurde, war eine süßlockende; diese Stimme aber, die du zu fürchten hast, ertönt nicht von *einer* Klippe, sondern umtönt dich von allen Seiten her. Schiffe daher nicht nur an einem durch tückische Lust verdächtigen Orte, sondern an allen Städten vorüber; zeige dich sogar taub gegen die, die dich am meisten zu lieben vorgeben: In guter Meinung wünschen sie dir Schlimmes. Und wenn du glücklich sein willst, so bitte das Schicksal, dass dir nichts von dem, was man dir gewünscht hat, zuteil werde. Was sie auf dich gehäuft wünschen, sind keine Glücks-Güter; nur ein Glücks-Gut gibt es, das Ursache und Stütze eines glücklichen Lebens ist: Selbstvertrauen. Das aber kann uns nicht zuteil werden, wenn wir nicht die Mühsal verachten und sie unter die Dinge rechnen, die weder gut noch böse sind. Denn es ist unmöglich, dass eine und dieselbe Sache bald böse, bald gut, bald leicht zu ertragen und bald furchtbar ist. Mühsal ist kein Glücks-Gut: Was also ist ein Glücks-Gut? - Die Verachtung der Mühsal.

Daher tadele ich diejenigen, die um Eitles sich abmühen. Dagegen werde ich die, die nach dem Edlen streben, je mehr sie sich anstrengen und je weniger sie sich übermannen und zum Ausruhen verleiten verlassen, bewundern und ausrufen: Erhebe dich um so kräftiger, atme tief durch und ersteige jene Höhe, womöglich in einem Atemzug. Edler Geister Nahrung ist die

Mühsal. Du darfst also nicht nach jenem alten Wunsche deiner Eltern auswählen, was du dir zuerteilt sehen, was du dir wünschen möchtest; und überhaupt ist es für einen Mann, der bereits das Höchste durchgemessen hat, schimpflich, immer noch das Schicksal mit Bitten zu ermüden. Mache dich selbst glücklich! Du wirst es, wenn du erkannt hast, dass nur das gut ist, dem Tugend beigesellt, schädlich aber das, womit das Laster verbunden ist.

Wie ohne Licht nichts glänzt, wie es ohne Feuer nichts Warmes gibt, so bewirkt die Gesellschaft der Tugend Edles und die des Lasters Schändliches. Was ist also das Glücks-Gute? - Erkenntnis der Dinge. Und was ist das Übel? - Unkenntnis der Dinge.

Der Verständige und Kundige wird alles nach den Zeitumständen entweder verwerfen oder wählen. Aber er fürchtet weder, was er verwirft, noch bewundert er, was er wählt, wenn er einen großen und unbesiegtten Geist besitzt. Ich verbiete dir, dich zu unterwerfen und niederdrücken zu lassen! Zu wenig ist es, der Mühsal nicht auszuweichen: Fordere sie heraus.

„Was ist aber“, fragst du, „eine eitle und überflüssige Mühe?“ - Die, zu welcher niedrige Beweggründe aufrufen. [...]

### 32. Brief

[Zieh dich in dich selbst zurück]

Ich forsche nach dir und erkundige mich bei allen, die aus jener Gegend kommen, was du machst, wo und mit wem du lebst. Du kannst mich nicht hintergehen; ich bin bei dir. Lebe so, als ob ich hörte, was du tust, ja als ob ich es sähe. Du fragst, was mir unter allem, was ich von dir höre, die meiste Freude macht? Dass ich nichts [von dir] höre, dass die Meisten von denen, die ich befrage, nicht wissen, was du treibst. Das ist heilsam, mit Unähnlichen und ganz Verschiedenes Wünschenden nicht zu verkehren. Ich habe die Zuversicht, du könntest nicht abgelenkt werden und würdest bei deinem Vorsatz bleiben, auch wenn ein Schwarm von Verführern dich umringt. Was also ist es? Ich fürchte nicht, dass sie dich umwandeln, ich fürchte aber, dass sie dich behindern. Viel schadet auch, wer [uns] aufhält, zumal bei dieser Kürze des Lebens, das wir durch unsere Unbeständigkeit noch mehr verkürzen, indem wir immer bald dieses, bald jenes beginnen.

Wir zerreißen es [das Leben] in kleine Teilchen und zerstückeln es. Eile also, mein teuerster Lucilius, und bedenke, wie sehr du deine Schritte beschleunigen würdest, wenn dich ein Feind vom Rücken her bedrängte, wenn du besorgtest, die Reiterei sprengte heran und setze dem Flihenden auf dem Fuß nach. Und dies geschieht [wirklich]; man setzt dir nach; beeile dich und entwische; bringe dich in Sicherheit und betrachte öfters, welch eine schöne Sache es ist, sein Leben [noch] vor dem Tod zu vollenden und dann den Rest seiner Zeit ruhig zu erwarten und im Besitz eines glücklichen Lebens, das, wenn länger, nicht glücklicher wird, nichts Gegenteiliges<sup>499</sup> [fürchten zu müssen]. Wann wirst du jene Zeit schauen, wo du einsehen wirst, dass die Zeit dich nichts angeht, wo du in vollkommener Selbstgenügsamkeit ruhig, heiter und unbekümmert um den morgigen Tag sein wirst. Du wünschst zu wissen, was die Menschen so begierig nach dem Zukünftigen macht? Niemand gehört sich selbst an.<sup>500</sup>

Deine Eltern freilich wünschten dir etwas ganz Anderes; ich dagegen wünsche dir Verachtung aller der Dinge, deren Fülle jene [für dich erflehten]. Ihre Wünsche plündern viele, um dich zu bereichern. Alles, was sie dir zuwenden, muss einem Anderen entzogen werden. Ich [aber] wünsche dir den Besitz deiner selbst, damit dein von unsteten Gedanken umhergetriebener Geist endlich einmal festen Fuß fasse und sicher stehe, damit er an sich selbst Gefallen finde und nach Erkenntnis der wahren Güter, die man besitzt, sobald man sie erkannt hat, eines Zuwachses an Jahren nicht bedarf. Erst der ist über alle Notwendigkeit hinaus, hat ausgedient und ist frei, der nach dem [sogenannten] Leben lebt.<sup>501</sup> Lebe wohl.

<sup>499</sup> Fußnote Forbiger: Nichts, was jene Ruhe und Sicherheit stören könnte. Ich folge der von Fickert hergestellten Lesart der handschrift: nihil sibi in possessione beatae vitae ob positum, was noch von dem vorhergehenden exspectare abhängen müsste.

<sup>500</sup> Fußnote Forbiger: Niemand lebt nur sich selbst; niemand genügt an seinem eigenen Selbst.

<sup>501</sup> Fußnote Forbiger: Der mit dem Leben abgeschlossen hat, sich selbst genügt und keine weiteren [materiellen] Ansprüche ans Leben macht.

### 34. Brief

[Freude über Lucilius' Fortschritte  
in der Philosophie]

Ich erhebe mich und frohlocke und fühle mich nach Abschüttelung des Alters wieder von Jugendfeuer erwärmt, so oft ich aus dem, was du tust und schreibst, erkenne, wie weit du über dich selbst hinausschreitest [denn die große Masse hast du schon längst hinter dir gelassen]. Wenn den Landmann der zum Fruchtetragen gebrachte Baum ergötzt, wenn der Hirte aus dem Nachwuchs seiner Herde Freude schöpft, wenn ein jeder seinen Zögling nicht anders betrachtet, als dass er in dessen Jugend seine eigene erblickt: Was, meinst du, wird denen begegnen, die Geister erzogen und die, was sie als zarte [Pflanzen] bildeten, plötzlich herangewachsen erblicken? Dich schreibe ich mir zu.

Du bist mein Werk. Ich legte, da ich dein Wesen erkannt hatte, Hand an, ich ermahnte, ich spornte an und ließ dich nicht langsam gehen, sondern trieb dich von Zeit zu Zeit an; und auch jetzt tue ich noch dasselbe, aber ich ermuntere einen, der bereits in vollem Lauf ist und mich gleichfalls ermuntert. „Was anders, fragst du, will ich noch?“ Hierauf kommt das Meiste an.

Denn so, wie man sagt, dass der Anfang die Hälfte der ganzen Arbeit ausmache, so verhält es sich auch mit dem Gemüt; ein großer Teil des Gutseins ist [schon] der Vorsatz, gut werden zu wollen. Weißt du, wen ich ethischgut nenne? Den Vollendeten, Vollkommenen, den keine Gewalt, kein Zwang schlecht machen kann. Einen solchen [aber] sehe ich in dir voraus, wenn du ausdauerst und darauf bedacht bist, dass alle deine Taten und Reden unter sich übereinstimmen, einander entsprechen und dasselbe Gepräge tragen. Das Gemüt eines Menschen, dessen Taten nicht im Einklang [mit seiner philosophischen Überzeugung] stehen, ist nicht in der rechten Verfassung. Lebe wohl.

### 39. Brief

[Das Beispiel des Weisen muss die Psyche über das Niedrige und Gemeine erheben]

Das Merkbüchlein<sup>502</sup>, das du wünschst, werde ich sorgfältig angeordnet und kurz gefasst ausarbeiten. Doch siehe zu, ob nicht eine Behandlung [der stoischen Philosophie] in gehöriger Ordnung mehr Nutzen bringen würde, als diese Breviarien, wie sie jetzt heißen, oder Summarien, wie man sie früher nannte, als man [noch gutes] Latein sprach. Jene Art ist mehr dem Lernenden, diese mehr dem Kenner nötig; denn jene belehrt, diese erinnert. Doch ich will dich in den Besitz beider bringen. Du darfst aber nicht den Namen von diesem oder jenem von mir verlangen, der dasselbe bereits vor mir gesagt hat. Ich werde das Buch, das du wünschst, auf meine Weise schreiben.

Inzwischen hast du ja viele [Philosophen] gelesen, deren Schriften, wie ich meine, deine moralische Bildung hinreichend gefördert haben. Nimm das Verzeichnis der Philosophen zur Hand; schon der Umstand selbst muss dich erwecken, wenn du siehst, wie viele bereits für dich gearbeitet haben; und du wirst wünschen, auch selbst einer von diesen zu sein. Denn die schönste Eigenschaft eines edlen Gemütes ist die, dass sie sich zur Tugend anregen lässt. Keinen Menschen von edlem Sinn erfreut das Niedrige und Gemeine; nur die Vorstellung großartiger Dinge zieht ihn an und erhebt ihn. Wie sich eine Flamme stets gerade in die Höhe erhebt, so ist auch unser Geist in steter Bewegung nach oben, und desto rühriger und tätiger, je feuriger er ist. Glücklicher aber, wer diesen Drang auf das Bessere gerichtet hat; er wird sich der Gewalt und Botmäßigkeit des Schicksals entziehen, das Glück mäßigen, das Unglück vermindern und auf das, was andere bewundern zu müssen glauben, geringschätzig herabsehen. Einem großen Geiste kommt es zu, das äußerlich Große zu verachten und das mäßige [Glück] dem übermäßigen vorzuziehen, denn jenes ist nützlich und der Lebensdauer förderlich, dieses aber schadet gerade durch seinen Überfluss. So drückt ein allzu üppiges Wachstum die Saat zu Boden, so brechen die

<sup>502</sup> Fußnote Hrsg.: Gemeint ist eine Sammlung kurzer philosophischer Lehrsätze, um sie leichter im Gedächtnis zu behalten, wie Epiktets >Handbüchlein der stoischen Philosophie<.

Zweige durch ihre Last, so läßt allzu fruchtbares Land [die Frucht] nicht zur Reife gelangen. So ist es auch mit den Gemütern, die ein übermäßiges Glück aus den Fugen treibt, indem sie davon nicht nur zum Schaden anderer, sondern zum eigenen Unglück Gebrauch machen. Welcher Feind hat wohl je einen Menschen so misshandelt, als so manchen seine Lüste? Ihrer ungezügelten Leidenschaft, ihren wahnsinnigen Begierden könnte man nur in so fern nachsehen, als sie dafür leiden müssen, was sie getan haben. Und nicht zu Unrecht quält sie diese Wut, denn folgerichtig muss eine Begierde ins Unermessliche ausschweifen, wenn sie das natürliche Maß überschritten hat. Eitle und leidenschaftliche Begierden haben keine Grenzen. Das Natürliche bemisst der Nutzen; das Übermaß aber - worauf willst du es beschränken? Daher versenken sie sich in Lüste, die ihnen, zur Gewohnheit geworden, schließlich unentbehrlich sind; und sind deshalb die Unglücklichsten, weil sie nun so weit gekommen sind, dass ihnen das notwendig geworden ist, was [früher] überflüssig war. So fröhnen sie denn den Lüsten, aber genießen sie nicht, und, was das schlimmste von allem ist, sie lieben ihre Begierden. Dann aber ist das Maß des Unglücks voll, wenn das Schändliche nicht nur erfreut, sondern sogar gefällt; und da hört die Anwendung jedes Heilmittels auf, wo das Laster zur Gewohnheit geworden ist. Lebe wohl.

### 49. Brief

[Hoher Wert der Zeit]

Man kann zwar, mein Lucilius, demjenigen, der erst durch den Anblick einer bestimmten Landschaft veranlasst wird, sich seines Freundes zu erinnern<sup>503</sup>, den Vorwurf einer gewissen Lauheit und Schläffheit des Gemütes nicht ersparen, gleichwohl sind es mitunter gewisse einem lieb gewordene Gegenden, welche die in unserem Herzen schlummernde Sehnsucht wieder wecken und nicht etwa die völlig erloschene Erinnerung wieder erstehen lassen, sondern die nur ruhende wieder anregen. So wird der Schmerz von Trauernden, auch wenn er durch die Zeit

<sup>503</sup> Fußnote Apelt: Siehe auch Einleitung zum 70. Brief. Aus beiden scheint hervorzugehen, dass Lucilius in Kampanien seine Heimat hatte.

gemildert wurde, doch durch den Anblick eines dem Verstorbenen vertrauten Dieners oder eines Hauses aufs neue wieder lebendig: Es war Kampanien und vor allem der Anblick von Neapel und deines Pompeji, die meine Sehnsucht nach dir, du glaubst nicht in wie hohem Maße, wieder erweckten. Es ist mir ganz, als ob ich dich vor mir sähe. In diesem Augenblick nehme ich von dir Abschied. Ich sehe dich, wie du deiner Tränen Herr zu werden suchst, wie du den Ausbruch deiner Gefühle, trotz aller Bemühungen sie zurückzudrängen, doch nicht hemmen kannst. Es kommt mir vor, als hätte ich dich eben erst verloren. Denn dies „eben erst“, was kann es nicht alles bedeuten für die Erinnerung. Eben erst saß ich als Knabe in der Schule des Philosophen Sotion<sup>504</sup>, eben erst fing ich an als Anwalt aufzutreten, eben erst habe ich die Lust dazu, eben erst die Fähigkeit dazu verloren. Die Eile der Zeit kennt keine Grenzen; sie macht sich erst bemerkbar, wenn man rückwärts schaut. Denn wessen Sinn ständig auf die Gegenwart gerichtet ist, der unterliegt einer Täuschung: Der flüchtige Augenblick huscht an uns vorüber. Und die Ursache hiervon, willst du sie wissen? Die ganze Vergangenheit drängt sich auf eine Stelle zusammen<sup>505</sup>, ein Blick überschaut gleichmäßig das Ganze, es ist wie zusammengeballt. Alles stürzt in die nämliche Tiefe. Ohnehin kann es keine erheblichen Zwischenräume geben, wo das Ganze so kurz ist. Was wir leben, ist nur ein Punkt, ja noch weniger als ein Punkt, Aber auch mit dieser Winzigkeit hat die Natur ihren Spott getrieben, indem sie uns einen längeren Zeitraum vortäuscht: Einiges davon macht sie zur Kindheit, einiges zum Knabenalter, einiges zum reifen Mannesalter, einiges zum Übergang ins Greisenalter und einiges zum Greisenalter selbst. Welch kleiner Raum und wie viel Stufen, die sie darin angebracht hat! Eben erst habe ich dir das Geleit gegeben [beim Abschied], und doch ist dieses „eben erst“ ein guter Teil unserer Zeit, deren Kürze uns dereinst, wohlgemerkt, sich recht fühlbar

<sup>504</sup> Fußnote Apelt: Der Stoiker Sotion aus Alexandria, der Lehrer Senecas. Siehe auch der 108. Brief.

<sup>505</sup> Fußnote Apelt: In der Erinnerung drängt sich die ganze Vergangenheit gleichsam in einem Punkt zusammen. Für das menschliche Bewusstsein kommt die Zeit gleichsam in Wegfall.

machen wird<sup>506</sup>. Früher pflegte mir der Flug der Zeit nicht als so rasch zu erscheinen: jetzt stellt sie sich mir als in unglaublicher Eile begriffen dar, sei es, weil sich mir die Annäherung an die Grenzlinie spürbar macht, sei es, weil ich angefangen habe acht zu geben und meine Einbuße in Rechnung zu ziehen.

Um so mehr empört es mich zu sehen, wie so manche Menschen den größeren Teil dieser Zeit, die auch bei gewissenhaftester Ausnutzung noch nicht einmal für das Notwendigste hinreicht, auf überflüssige Dinge verschwenden. Cicero sagt, er würde, auch wenn man ihm seine Lebenszeit verdoppelte, keine Zeit haben, um die Lyriker zu lesen. Ebenso verhalte ich mich zu den Dialektikern, nur dass ihre Ungereimtheiten noch trostloser sind. Die Dichter machen gar kein Hehl daraus, dass sie über die Schnur hauen. Diese dagegen leben in dem Wahn, wer weiß was Wichtiges zu tun. Ich will nicht in Abrede stellen, dass man einen Blick auf diese Wortkünsteleien werfen muss, aber eben nur einen Blick! Nur von der Schwelle soll man ihnen seinen Gruß entbieten, lediglich, um sich von ihnen nicht hinters Licht führen zu lassen und nicht zu meinen, ihre Weisheit berge irgend welches große und geheime Gut in sich. Was quälst und marterst du dich ab mit einer Frage, die mit Verachtung abzuweisen mehr Klugheit voraussetzt als sie zu lösen? Wer sich völlig sicher fühlt und in voller Bequemlichkeit dahin schlendert, der mag sein Augenmerk auf nichtige Dinge richten.

Aber wenn der Feind uns auf den Fersen ist und der Krieger sich beeilen muss, dann schüttelt die Not alles ab, was ein müßiger Friede gesammelt hatte. Ich habe keine Zeit, doppelsinnige Wörter aufzustöbern und meine Schlaueheit daran zu versuchen.

Unverzagtens Herzens soll ich diesen Lärm des rings um mich tobenden Krieges vernehmen. Mit Recht würden mich alle für einen Narren halten, wenn ich, während Greise und Frauen Steine herbei schleppen zur Verstärkung der Mauern, während die bewaffnete junge Mannschaft an den Toren das Signal zum Ausfall erwartet oder fordert, während die feindlichen Waffen schon an den Toren blitzen, und sogar der Boden, von den

<sup>506</sup> Fußnote Apelt: Hier scheint der Text nicht ganz sicher.

Feinden untergraben, erzittert, wenn ich da müßig säße und mich mit Albernheiten folgender Art beschäftigte: „Was du nicht verloren hast, das hast du. Hörner hast du nicht verloren, also hast du Hörner“; und was man sonst noch - nach dem Muster dieser scharfsinnigen Probe - an Verrücktheit ausgeklügelt hat.<sup>507</sup> Doch auch in meiner jetzigen Lage müsste ich dir wohl wie ein Narr vorkommen, wenn ich mich mit solchem Plunder abgeben wollte; denn jetzt sehe ich mich von Feinden umlagert. In jenem Fall würde mir die Gefahr von außen drohen, die Mauer würde mich vom Feind trennen. Aber wie die Sache jetzt liegt, trage ich das Todbringende in mir selbst. Ich habe keine Zeit zu jenen Albernheiten; denn eine gewaltige Aufgabe liegt mir ob. Was soll ich tun? Der Tod verfolgt mich, das Leben flieht. Gegen dieses Übel gib mir einen heilsamen Rat. Bringe es dahin, dass ich den Tod nicht fliehe, das Leben mir nicht entflieht. Ermutige mich gegen das Schwere, verleihe mir Gleichmut gegen das Unvermeidliche. Gib den engen Grenzen meiner Zeit eine weitere Ausdehnung. Zeige mir, dass des Lebens innerer Wert nicht auf seiner Dauer beruht, sondern auf dem, was wir durch unsere Kraft aus ihm machen, und dass es vorkommen könne, ja sogar sehr häufig vorkommt, dass, wer lange gelebt hat, zu kurz gelebt hat. Sage zu mir, wenn ich im Begriff bin einzuschlafen: „Wohl möglich, dass du nicht wieder aufwachst“. Sage zu mir, wenn ich erwache: „Wohl möglich, dass du nicht wieder schläfst“. Sag zu mir, wenn ich ausgehe: „Wohl möglich, dass du nicht wieder zurückkehrst“. Sag zu mir, wenn ich zurückkehre: „Wohl möglich, dass du nicht wieder ausgehst“. Du irrst, wenn du glaubst, nur auf der Seefahrt seien Leben und Tod durch eine dünne Wand getrennt: Du magst sein wo du willst, überall ist das Trennende von gleich geringer Bedeutung. Nicht überall zeigt sich der Tod so nahe, aber überall ist er so nahe.

Dies ist das Dunkel, das du lichten musst, dann wirst du mir leichter dasjenige beibringen, wozu ich bestimmt bin. Wir sind von Natur Geschöpfe, die der Belehrung zugänglich sind. Sie, die Natur, hat uns mit einer zwar nicht vollkommenen, aber doch der

<sup>507</sup> Fußnote Apelt: Das Sophisma >Der Gehörnte< geht auf den Megariker Eubulides zurück.

Vervollkommnung fähigen Vernunft ausgestattet. Gib mir Anweisungen über die Gerechtigkeit, über die Frömmigkeit, über die Genügsamkeit, über die Züchtigkeit, sowohl derjenigen, die die leibliche Berührung mit einem anderen meidet, wie derjenigen, die über die Reinheit des eigenen Leibes strenge Wache hält. Wenn du davon absiehst, mich auf Abwege zu führen, so werde ich leichter zu dem von mir erstrebten Ziele gelangen. Denn wie der tragische Dichter sagt:<sup>508</sup>

*„Leicht verständlich ist die Rede, die im Dienst der Wahrheit steht.“*

Daher soll man sie nicht zu einem unentwirrbaren Knäuel machen. Denn was steht hoch strebenden Geistern weniger an als jene listenreiche Schlauheit?

#### 50. Brief

[Lerne dich selbst kennen, um dich bessern zu können]

Deinen Brief erhielt ich erst viele Monate später, nachdem du ihn abgesandt hattest. Ich sah es daher für überflüssig an, den Überbringer zu befragen, was du machst; denn er müsste ein gutes Gedächtnis haben, wenn er sich dessen noch erinnert. Ich hoffe, du lebst jetzt schon so, dass ich, wo du auch immer bist, wissen kann, was du machst. Denn was solltest du anderes machen, als dich selbst täglich zu bessern, ständig etwas von deinen Irrtümern abzulegen und einzusehen, dass es deine Schuld ist, was du für die Schuld der Dinge hältst. Denn manches legen wir dem Ort und den Zeitumständen zur Last, was uns doch, wohin wir uns auch begeben, begleiten wird.

Du weißt, dass Harpaste, die schwachsinnige Dienerin meiner [ersten] Frau, als beschwerliches Erbstück in meinem Haus zurückgeblieben ist.<sup>509</sup> Will ich mich einmal an einem Narren belustigen, so brauche ich ihn nicht weit zu suchen: Ich lache über mich selbst. Wohl deswegen bin ich solchen Missgeburten gegenüber sehr zurückhaltend. Diese Blödsinnige hat nun plötzlich das Sehvermögen verloren. Ich erzähle dir eine

<sup>508</sup> Fußnote Apelt: Euripides, >Phönikierinnen<, 479.

<sup>509</sup> Fußnote Hrsg.: Senecas erste Frau war wohl bereits gestorben, wahrscheinlich während seiner Verbannung auf Korika, oder sie ließ sich von ihm scheiden.

unglaubliche Sache, aber dennoch ist sie wahr: Sie weiß nicht, dass sie blind ist, und bittet einmal ums andere Mal ihren Aufseher, dass er mit ihr ausziehen möge. Das Haus, sagt sie, sei finster. Möge es dir klar werden, dass, was wir an ihr belachen, uns allen begegnet: Niemand weiß, wie sehr er egoistisch ist, niemand, wie sehr er von Begierden beherrscht wird. Die Blinden suchen doch wenigstens einen Führer, wir aber irren ohne Führer herum und sagen: „Ehrgeizig bin ich nicht, aber es kann nun einmal niemand in Rom anders leben. - Den Aufwand liebe ich nicht, aber schon die Stadt selbst verlangt großen Aufwand. - Es ist nicht meine Schuld, dass ich jähzornig bin, dass ich mir noch keine geregelte Lebensweise angeeignet habe, das macht die Jugend.“

Warum betrügen wir uns selbst? Nicht außerhalb von uns sind die Begierden, sie sind in uns! Sie haften in unseren Eingeweiden! Und deswegen gelangen wir so schwer zur Genesung, weil wir nicht wissen, dass wir krank sind. Fingen wir auch an, uns heilen zu lassen, wann endlich würden wir so viele Krankheiten oder so große Leiden beseitigen? Nun aber suchen wir nicht einmal einen Arzt auf, der weit weniger Mühe haben würde, wenn er bei noch frischem Leiden herbeigezogen würde: Die noch zarten und unerfahrenen Herzen würden dem, der ihnen den rechten Weg zeigt, willig folgen. Niemand lässt sich schwerer zur Natur zurückführen, als wer von ihr abfiel. Wir erröten, wenn wir die Vernunft erlernen sollen; aber wahrhaftig, wenn es schimpflich ist, einen Lehrer dafür zu suchen, so kann man die Hoffnung aufgeben, ein so großes Glücks-Gut könne uns durch einen Zufall zufliegen.

Wir müssen dafür arbeiten; und, um die Wahrheit zu sagen, die Arbeit ist nicht einmal sehr anstrengend, wenn wir nur, wie ich schon sagte, mit der Bildung und Besserung unseres Gemüts anfangen, bevor seine Irrtümer sich verhärtet haben. Doch auch an den verhärteten verzweifele ich nicht: Es gibt nichts, was nicht beharrlicher Fleiß, aufmerksame und gewissenhafte Sorgfalt überwinden könnte. Baumstämme sogar, wenn auch noch so sehr gekrümmt, kann man wieder geradebiegen; gebogene Balken dehnt die Wärme aus; oder gerade gewachsen, werden sie geformt, wie es das Werkstück erfordert. Um wie viel leichter

nimmt unser biegsames Gemüt, das Flüssigkeit an Nachgiebigkeit übertrifft, eine Form an?

Der Umstand aber, dass die Bösartigkeit uns schon in Händen hat, schon lange im Besitz unserer Person ist, darf dich, mein Lucilius, nicht hindern, gute Hoffnung von uns zu fassen. Bei niemandem kommt die gute Gesinnung früher als die schlechte: Wir alle sind [von Kindheit an] zuerst vom Schlechten eingenommen. Tugenden lernen, heißt Fehler verlernen.

Doch mit um so größerer Willenskraft müssen wir zur Besserung von uns selbst schreiten, weil der Besitz des uns einmal zuteil gewordenen Guten ein beständiger ist. Die Tugend wird nicht verlernt. Denn das widerstrebende Böse wurzelt auf fremdem Boden und kann daher vertrieben und ausgerottet werden; aber fest sitzt, was den ihm entsprechenden Platz gefunden hat: Die Tugend ist der Natur entsprechend; das Laster ist ihr widerstrebend und feindlich. Doch wie einmal aufgenommene Tugenden nicht wieder ausziehen können und ihre Bewahrung leicht ist, so ist der erste Zugang zu ihnen steil, weil die erste Regung des schwachen und schwankenden Gemüts die ist, dass es vor dem noch Unbekannten zurückschreckt. Man muss daher seine Psyche zwingen, dass sie damit beginnt. Die Arznei ist aber nicht herb, denn sie schmeckt sofort gut, wenn sie heilt. An anderen Heilmitteln findet man erst nach erlangter Gesundheit Gefallen; die Philosophie ist heilsam und süß zugleich. Lebe wohl.

#### 51. Brief

[Baiae – eine Warnung]

Wie ein jeder kann, mein Lucilius! Du hast dort den Ätna, diesen hochberühmten Berg [Vulkanberg] Siziliens. Warum ihn Messala oder Valgius<sup>510</sup> - denn ich las es bei beiden - den einzigen [Vulkanberg] nennen, ist mir nicht erklärbar, denn es gibt zahlreiche Stellen mit Feuerausbrüchen, nicht nur hochgelegene - wie meistens, weil das Feuer so hoch wie möglich steigt - sondern auch in flachem Gelände.

Wir [Seneca und sein Reisebegleiter] sind, so weit es eben gehen will, mit Baiae zufrieden,

<sup>510</sup> Fußnote Apelt: M. Valerius Messala Corvinus und C. Valgius Rufus sind uns aus den Oden des Horaz bekannt, der mit ihnen in Freundschaft stand.

das ich übrigens am Tag meiner Ankunft wieder verließ. Denn es ist dies ein Ort, den die Natur zwar mit reichen Vorzügen ausgestattet hat, den aber die Üppigkeit sich auserkoren hat, um dort ihre Feste zu feiern.

Wie also? Soll man irgend einem Ort Hass ankündigen? Nein, durchaus nicht. Aber wie einem weisen und ehrsamem Mann das eine Kleid besser ansteht als ein anderes, und wie er nicht irgend welche Farbe hasst, aber doch die eine oder andere für weniger passend erachtet für einen Mann von ausgesprochen nüchterner Denkgangsart, so gibt es auch Gegenden, die der Weise oder der nach Weisheit Strebende meidet als unverträglich mit strenger Sittlichkeit. Darum wird, wer an seinen Rückzug aus dem öffentlichen Leben denkt, niemals Canopus wählen, obschon Canopus niemandem verbietet ein ehrsameres Leben zu führen<sup>511</sup>, ja selbst Baiae nicht, diese Herberge der Laster, zu der sich dieser Ort zu entwickeln begonnen hat. Dort erlaubt sich die Üppigkeit das Undenkbare, dort lässt sie sich mehr als irgendwo sonst gehen, als wäre man der Örtlichkeit besondere Ausgelassenheit schuldig.

Bei der Wahl eines Ortes sollen wir nicht nur das Wohl unseres Körpers sondern auch das Heil unserer Psyche im Auge haben. So wenig ich mir die Gesellschaft von Folterknechten wünschen möchte, so wenig auch den Dunstkreis der Garküchen, Was nützt es, Betrunkene zu sehen, wie sie am Strand umher taumeln, oder üppige Gesellschaften auf Lustfahrten durch die See begriffen unter Gesang mit Musikbegleitung und wer weiß was alles sonst noch, als wäre hier die Üppigkeit nicht nur aller Gesetze ledig, sondern hätte den Beruf, sich öffentlich zur Schau zu stellen? All unser Sinnen und Trachten soll darauf gerichtet sein, den Lockungen der Laster so weit wie möglich aus dem Wege zu gehen. Wir müssen uns innerlich stählen und den Verführungen der Genussucht schon aus der Ferne ausweichen. Ein Winter reichte aus, Hannibals Kraft zu brechen; die üppige Weichlichkeit Kampaniens entnervte den Mann, dem die Schneemassen und die Kälte der Alpen nichts hatten anhaben können. Die Waffen gaben ihm den Sieg, das Lasterleben machte ihn zum Überwundenen.

<sup>511</sup> Fußnote Apelt: Canopus lag an einem Nilarm in der Nähe von Alexandria und war ebenso berüchtigt für sein üppiges Wohlleben wie Baiae.

Auch wir müssen Kriegsdienste leisten und zwar Kriegsdienste eigener Art, die keiner Ruhe, keiner Rast Raum geben. Vor allem gilt es, die Lustbegierden zu bekämpfen, die, wie du siehst, auch harte Gemüter in ihren Bannkreis gerissen haben. Hat sich einer die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt hat, klar vor Augen gehalten, dann wird er wissen, dass man nichts mit zarter und weichlicher Hand anfassen darf.

Was sollen mir jene Wasserbecken mit gewärmtem Wasser? Was sollen mir jene Schwitzräume, in denen trockene Hitze den überfüllten Körper wieder entlasten soll? Arbeit soll es sein und nichts anderes, wodurch wir den abführenden Schweiß erzeugen. Wollten wir tun, was Hannibal tat, wollten wir den Verlauf der Dinge unterbrechen und die Waffen ruhen lassen, um allen Ernstes nur unserem leiblichen Wohlbehagen zu dienen, so würde jedermann diesen unzeitigen Müßiggang tadeln als eine Gefahr selbst für den, der schon den Sieg errungen hat, geschweige denn für den, der erst noch um den Sieg ringt. Wir aber dürfen uns noch weniger herausnehmen als jene, die der punischen Fahne folgten: Größere Gefahr lauert auf uns, wenn wir weichen, härtere Arbeit, auch wenn wir ausharren. Das Schicksal führt Krieg mit mir: Ich bin nicht gewillt, mich seinen Befehlen zu fügen. Ich lasse mir das Joch nicht gefallen, nein, ich schüttele es ab, und dazu gehört noch größere Tapferkeit. Meine innere Kraft darf nicht erschlaffen. Lasse ich den Lustreiz über mich Herr werden, so mache ich auch den Schmerz, die Mühsal, die Armut zu Herren über mich, und den nämlichen Herrschaftsanspruch machen dann auch Ehrgeiz und Zorn an mich. So viele Leidenschaften werden mich zerreißen, oder richtiger gesagt, werden mich zerstückeln. Die Freiheit ist es, der der Kampf gilt; um diesen Preis wird gerungen. Und die Freiheit, worin besteht sie? So fragst du. Darin, dass man keinem Zwang, keinem Zufall die Herrschaft über sich einräumt und das Schicksal sich nicht über den Kopf wachsen lässt. Von dem Tage ab, wo ich merke, dass ich ihm überlegen bin, wird es mit seiner Macht vorbei sein. Ich sollte mir seine Macht gefallen lassen, der ich den Tod in meiner Gewalt habe?

Trägt man sich ernsthaft mit solchen Gedanken, so kann man nicht anders als sich für einen ernsten und ehrwürdigen Ort

entscheiden. Eine allzu reizvolle Gegend hat etwas Verweichlichendes an sich und übt zweifellos einen nachteiligen Einfluss auf unsere Tatkraft aus. Die Zugtiere nehmen es mit jedem Weg auf, denn der harte Boden hat ihre Hufe hart gemacht, während das auf weichem und feuchtem Weidegelände gemästete Vieh sich schnell die Hufe abläuft. So ist auch der Soldat, der vom Land kommt, von stärkerer Art als der Städter und der verwöhnte Haussklave. Keine Anstrengung scheut der Arm, der den Pflug mit der Waffe vertauscht; schon beim ersten Waffengang dagegen fällt jener salbenduftende Weichling ab. Der strengere Ordnungssinn mancher Landschaft stärkt den Geist und macht ihn großen Aufgaben gewachsen. Es stand dem Scipio besser an, sich Liternum zum Verbannungsort zu wählen als Baiae. Sein Sturz verträgt sich nicht mit einem so weichlichen Unterkommen. Und selbst jene Männer, in deren Hand das Schicksal des römischen Volkes die gesamte öffentliche Macht legte, ein C. Marius, ein Gnaeus Pompeius, ein Caesar ließen sich zwar Villen bauen in der Umgebung von Baiae, doch wählten sie als Baustätte für sie die höchsten Berggipfel aus. Ihrem kriegerischen Geist entsprach es mehr, von hoher Warte aus auf die ringsum zu ihren Füßen weit sich ausbreitende Umgebung herabzuschauen. Wirf einen Blick auf die Lage, welche sie für Errichtung ihrer Gebäude wählten, und auf die Bauart derselben, und du wirst dir sagen, dass es nicht Landhäuser sind sondern Burgen.

Meinst du etwa, Cato würde jemals ein zierliches Landhaus bezogen haben, um die vorüberfahrenden Dirnen zu zählen und das bunte Gewirr der in den verschiedensten Farben prangenden Gondeln zu durchmustern und die rings im See schwimmenden Rosen zu betrachten und die Spottlieder nächtlicher Sänger zu hören? Würde er nicht lieber am Hang des Walles geweilt haben, den er für eine einzige Nacht eigenhändig mit aufgeführt hätte? Wer sich als Mann fühlt, wird sich der nicht lieber durch das Trompetensignal als durch Chorgesang wecken lassen?

Doch genug nun des Haders mit Baiae, wenn auch niemals genug des Haders gegen die Laster, die ich dich, Lucilius, mit endlosem und maßlosem Hass zu verfolgen bitte; denn auch sie kennen weder Ende noch Maß. Wirf von dir,

was dein Herz zerfleischt, und könnte es nicht auf andere, Weise entfernt werden, so müsste das Herz selbst mit ihm herausgerissen werden. Vor allem treibe die Lustbegierden hinaus und sieh in ihnen deine ärgsten Feinde. Denn wie jene Räuber, welche die Ägypter Philetan [Betrüger] nennen, umarmen sie uns, um uns zu erwürgen.

#### 54. Brief

[Todesgedanken]

Meine Kränklichkeit hatte mir eine lange Pause verordnet; plötzlich überfiel sie mich wieder. In welcher Art? fragst du. Eine durchaus berechtigte Frage an einen, der auf diesem Gebiet bis ins Kleinste Bescheid weiß. Eine Krankheit ist mein ganz besonderes Los: Ich brauche sie nicht mit ihrem griechischen Namen zu benennen, denn man kann sie eben so passend als Atemnot [susprium] bezeichnen. Ihr Anfall ist sehr kurz und einem Wirbelwind ähnlich: Eine Stunde und sie ist vorüber. Denn wer gibt lange den Geist auf? Alle Arten körperlichen Ungemachs und alle Gefahren dieser Art habe ich aus eigener Erfahrung durchgemacht: Aber keine Krankheit scheint mir qualvoller als diese: Habe ich nicht recht damit? Alles andere, was es auch sein mag, hat als Krankheit zu gelten, diese [Erstickungsanfälle] aber sind ein Ringen mit dem Tod. Daher nennen es die Ärzte auch „eine Vorübung auf das Sterben“. Schließlich tut der Atem dann doch wieder, was er häufig vergebens versucht hat.<sup>512</sup>

Glaubst du, ich schreibe dir dieses in heiterer Stimmung, weil ich glücklich davongekommen bin? Wollte ich diesen Verlauf der Sache als eine Gewähr für dauernde Gesundheit ansehen, so würde ich mich ebenso lächerlich machen wie einer, der sich einbildet einen Prozess gewonnen zu haben, nur weil ihm ein längerer Termin der Urteilsverkündung gewährt wird. Habe ich doch selbst unter den

<sup>512</sup> Fußnote Hrsg.: Der Mediziner Dr. K. F. H. Marx, >Über die Anfälle mit dem Gefühl des Verschwindens ...<, Göttingen 1872, ist der Überzeugung, Seneca habe unter Angina Pectoris gelitten. Jetzt wissen wir auch, warum Seneca sich so intensiv mit Todesgedanken beschäftigt hat: Wegen seiner stoisch-materialistischen Weltanschauung, wegen seiner unbedingten Treue zu Kaiser Nero und auch wegen seiner lebensbedrohlichen Krankheit.

Qualen des Erstickungsanfalles nicht aufgehört, mich mit Gedanken zu beschäftigen, die erleichternd und ermutigend auf meinen Zustand wirkten. „Was will das besagen?“ spreche ich zu mir selbst. „Oft schon hat sich der Tod mit mir zu schaffen gemacht, so dass ich mich schon längst mit ihm abgefunden habe.“ - „Wann?“ fragst du! - „Schon ehe ich geboren war.“ Tot sein heißt so viel wie nicht sein. Wie es damit steht, weiß ich schon. Was nach mir sein wird, ist nichts anderes, als was vor mir war. Ist damit ein Zustand der Qual verbunden, so muss es einen solchen auch gegeben haben, ehe wir zur Welt kamen; allein wir haben damals nichts von solcher Qual verspürt. Ich frage: Würdest du es nicht höchst albern finden, wenn jemand der Meinung wäre, es stehe schlimmer mit der Lampe, wenn sie erloschen ist, als ehe sie angezündet wird? Auch wir werden angezündet und erlöschen wieder. Die Zwischenzeit vergeht uns als empfindenden Wesen: Vorher und nachher aber ist tiefe Ruhe. Denn ich müsste mich doch sehr täuschen, mein Lucilius, wenn es nicht ein Irrtum wäre zu glauben, der Tod werde nur erst folgen, während er doch eben so wohl vorangegangen ist wie er folgen wird. Alles, was vor uns war, ist Tod. Denn was macht es für einen Unterschied, ob man überhaupt nicht anfängt oder aufhört, da beides auf dasselbe hinauslaufen, nämlich auf das Nichtsein.

Mit diesen und ähnlichen inneren Ermunterungen - natürlich stillschweigenden, denn zur Aussprache konnte es nicht kommen - habe ich nicht aufgehört mich selber zu ermutigen. Dann machte allmählich diese Beklemmung, die sich schon zur schweren Atemnot gesteigert hatte, längere Pausen, ließ nach und verzog sich. Die Atemnot hat nun zwar aufgehört; gleichwohl hat es mit dem Atmen auch weiter einige Schwierigkeiten. Noch immer fühle ich eine gewisse Hemmung und Beschwerlichkeit. Mag dem so sein, wenn nur mein Herz an dem Seufzen unbeteiligt ist. Darauf kannst du heilig dich verlassen: ich werde vor dem letzten Augenblick nicht zittern, ich bin auf alles gefasst, ich rechne nie auf einen ganzen Tag, den ich etwa noch zu leben hätte. Den lobe und ahme ihm nach, der sich nichts daraus macht zu sterben, wenn er noch in voller Lust lebt. Denn was wäre es Rühmliches, von hier wegzugehen, wenn man hinausgeworfen wird? Gleichwohl gibt es auch

hier ein ewrenhaftes Verhalten: Ich werde zwar [aus dem Leben] hinausgeworfen, aber mache den Eindruck, als ginge ich aus eigenem Entschluss fort. Und eben deshalb wird der Weise niemals hinausgeworfen; denn hinausgeworfen werden ist so viel als vertrieben zu werden von einer Stelle, die man nur mit Widerstreben verlässt. Der Weise tut nichts widerwillig. Er entzieht sich der Notwendigkeit, indem er seinen Willen mit dem Zwang der Notwendigkeit [der Naturgesetze] in Übereinstimmung bringt.

## 55. Brief

### Die Villa des Vatia

Eben kehre ich von einem kleinen Ausflug zurück, der mich ebenso ermüdet hat, als hätte ich die ganze Strecke nicht sitzend sondern zu Fuß zurückgelegt. Denn auch sich lange tragen zu lassen ist eine Anstrengung, die vielleicht um so größer ist, weil sie wider die Natur ist, die uns Füße gegeben hat, um selbst zu gehen, so gut wie Augen, um selbst zu sehen. Wenn wir uns schwach zeigen, so ist das eine Folge unserer Verwöhnung: Was wir lange nicht gewollt haben, das hören wir auf zu können.

Für mich war es unerlässlich, den Körper gehörig durch zu schütteln, sei es nun, dass in meinem Rachen sich ein galliger Schleim festgesetzt hatte, sei es, dass sonst irgendwelche Störung mir das Atmen erschwerte: der Körper bedurfte einer durchgreifenden Bewegung, die mir denn auch wohl getan hat. Ich dehnte meinen Ausflug länger aus, wozu die landschaftlichen Reize der zwischen Cumae und der Villa des Servilius Vatia sich in Krümmungen hinziehenden Küstenstrecke ohnedies einluden.

Diese Strecke ist gleichsam ein schmaler Weg; auf der einen Seite begrenzt vom Meer, auf der anderen von dem [acherusischen] See. Denn infolge des kurz voraufgegangenen Sturmes war die Sandfläche noch dicht und tragfähig. Unter dem Druck der überflutenden Wogen nämlich wird sie, wie du weißt, zu einer gleichmäßigen Fläche, während eine längere Meeresstille wieder auflösend wirkt, indem die Feuchtigkeit dem Sande entweicht, die wie ein Bindemittel wirkt.

Nach meiner Gewohnheit sah ich mich nach irgend etwas um, dessen Auffindung mir Gewinn bringen könnte; da fielen meine Augen auf das Landgut, das einst dem Vatia gehört

hatte. Das war also der Platz, wo jener mit Reichtum ausgestattete ehemalige Prator seine Altersjahre verlebte, der durch nichts als durch seine Muße bekannt war und wegen dieser allein für glücklich galt. Denn jedesmal, wenn die Freundschaft des Asinius Gallus<sup>513</sup> oder der Hass und später auch die Liebe des Seian - war es doch gleich gefährlich, ihn zu beleidigen oder zu lieben - einen [Römer] zu Fall gebracht hatte, riefen die Leute: „O Vatia, du bist der einzige, der zu leben versteht!“ Allein, was er verstand, war nicht die Kunst zu leben, sondern sich verborgen zu halten.

Es ist wirklich ein großer Unterschied zwischen einem Leben, das in Muße, und einem, das in Untätigkeit dahingeht. Nie ging ich, als Vatia noch lebte, an diesem Landhaus vorüber, ohne zu sagen: „Hier liegt Vatia begraben.“ Aber, mein Lucilius, die Philosophie hat etwas so Hoheitsvolles und Ehrfurchtgebietendes, dass schon die bloße, nur scheinbare Ähnlichkeit mit ihr genügt, um Wohlgefallen zu erwecken. Denn wer in Muße lebt, den hält die Welt für einen wohl geborgenen, aller Sorge überhobenen und mit sich zufriedenen Menschen, alles Vorzüge, deren nur der Weise teilhaftig werden kann. Nur dieser weiß alle Sorgen von sich fern zu halten und mit seinem Leben wirklich sich selbst zu dienen. Denn nur er versteht, was die Hauptsache ist, überhaupt zu leben. Denn wer Geschäfte und Menschen meidet, wen das Fehlschlagen seiner begehrliehen Hoffnungen der Einsamkeit zugeführt hat, wer es nicht über sich gewinnen konnte, andere glücklicher zu sehen als sich, wer wie ein scheues und träges Tier aus Furcht sich verkriecht, der lebt nicht sich, sondern, Schande über Schande, dem Bauch, dem Schlaf, der Wollust. Wer für niemand lebt, lebt darum noch nicht auch gleich für sich. Doch ist die Beharrlichkeit und die Ausdauer bei dem, was man sich einmal vorgenommen hat, eine so gewichtige Sache, dass auch eine hartnäckig durchgeführte Untätigkeit nicht verfehlt, einen gewissen Eindruck zu machen.

Von der Villa selbst kann ich dir nichts Näheres schreiben, denn ich kenne nur ihre Front und was auch jedem Vorübergehenden bemerkbar ist. Sie hat zwei künstlich

hergestellte, großartige Grotten, an Umfang einem geräumigen Empfangssaal gleich, von denen die eine der Sonne ganz unzugänglich ist, während die andere den Strahlen derselben bis zu ihrem Untergang offen liegt. Einen Platanenhain durchschneidet kanalartig ein Bach, dessen Lauf von dem Acherusischen See her nach dem Meer geht und einen großen Reichtum an Fischen birgt, der selbst bei beständiger Ausnutzung nicht versagen würde, Wenn das Meer den Fischern zugänglich ist, schont man ihn, wogegen bei stürmischem Wetter, das die Fischer nicht an ihre Arbeit gehen lässt, der Vorrat des Baches erhalten muss.

Der willkommenste Vorzug der Villa besteht aber darin, dass sie trotz unmittelbarer Nachbarschaft doch durch eine Mauer von Baiae getrennt ist: Sie hat die Annehmlichkeiten Baiaes, ohne dessen Schattenseiten zu teilen. Wenn ich dies rühmend hervorhebe, so rede ich aus eigener Erfahrung. Ich glaube, die Villa bewährt sich das ganze Jahr hindurch. Sie ist die unmittelbare Empfängerin des linden Westwindes und fängt diesen dem Nachbarort Baiae ab. Es war keine sinnlose Wahl, die Vatia mit diesem Platz traf, um dort als Greis seine untätige Muße zu verleben.

Gleichwohl trägt der Ort nicht viel zur Lebensruhe bei, denn auf die psychische Verfassung kommt es an: Sie ist es, die allem ihren Stempel aufdrückt. Ich habe es erlebt, dass die Bewohner eines heiteren und anmutigen Landhauses Kopfhänger waren, während ich mitten in einer Einöde Leute traf, die den Vielbeschäftigten nichts nachgaben. Daher glaube ja nicht, dass es mit deinem Befinden darum nicht auf das Beste bestellt sei, weil du nicht in Kampanien weilst. Was hindert dich aber hier zu weilen? Du brauchst ja nur deine Gedanken hierher zu senden. Man kann mit seinen abwesenden Freunden verkehren und zwar so oft man will, solange man will. Ja, wir genießen dies größte Vergnügen in höherem Maße, wenn wir abwesend sind. Denn die Gegenwart verwöhnt uns nur; und weil wir ab und zu miteinander reden, mit einander spazieren gehen, uns miteinander niederlassen, um uns auszuruhen, so schlagen wir uns die, mit denen wir eben zusammen waren, ganz aus dem Sinn. Eben der Umstand, dass auch, wenn die Freunde gegenwärtig sind, es an mancherlei

<sup>513</sup> Fußnote Apelt: Asinius Gallus war der Sohn des Asinius Pollio.

Unterbrechungen nicht fehlt, müsste darauf hinwirken, ihre Abwesenheit weniger schmerzlich zu empfinden. Denke doch zuerst an die Nächte, die uns trennen, sodann an die Verschiedenartigkeit der Geschäfte, an die Vielfältigkeit der geistigen Liebhabereien, an die geschäftlichen Abwesenheiten in der Umgebung Roms; dann musst du dir doch sagen, dass es nicht eben viel ist, was ein Aufenthalt in der Ferne uns entzieht. Die Psyche ist es, mit der man den Freund besitzen muss; diese aber ist niemals abwesend.

Sie sieht, wen sie will, täglich. Also studiere mit mir, speise mit mir, sei mein Begleiter auf meinen Spaziergängen. Es wäre doch ein sehr beschränktes Dasein, wenn es für unsere Gedanken irgend welche Trennwand gäbe. Ich sehe dich, mein Lucilius, ich höre dich, eben in diesem Augenblick; ich bin dir so nahe, dass ich nicht recht weiß, ob ich dir nicht lieber kleine Billette als Briefe schreiben soll.

#### 61. Brief

[Erneute Todesgedanken]

Wir dürfen nicht immer wollen, was wir einmal gewollt haben. Dem müssen wir ein Ende machen. Ich wenigstens bin beflissen, als alter Mann nicht dasselbe zu wollen, was ich als Knabe wollte. Das ist Tag und Nacht mein unausgesetztes Sinnen und Trachten, mit meinen alten Fehlern gründlich aufzuräumen. Ich will es dahin bringen, dass jeder einzelne Tag mir wie das ganze Leben erscheine. Dabei liegt es mir wahrlich ganz fern, ihn als den letzten auszuplündern, ich sehe ihn vielmehr nur so an als könnte er der letzte sein.

Wenn ich diesen Brief jetzt an dich schreibe, so tue ich es in einer Stimmung, als ob gerade jetzt der Tod mich abrufen würde. Ich bin bereit zum Aufbruch, und eben der Umstand verhilft mir zum Genuss des Lebens, weil ich kein Gewicht darauf lege, wie lange es noch dauern wird. Vor dem Eintritt des Greisenalters war es mein Bestreben in Ehren zu leben, nun, da es da ist, in Ehren zu sterben. Das aber heißt so viel als gern sterben. Sei darauf bedacht, nie etwas wider deinen Willen zu tun. Für den Wollenden gibt es keine zwingende Notwendigkeit, die der Widerstrebende gegebenen Falles doch über sich ergehen lassen muss. Das will heißen: Wer sich gern einem Befehl unterzieht, dem bleibt die schlimmste Zumutung, die die Knechtschaft

an uns stellt, erspart, nämlich zu tun, was man nicht will. Nicht der ist unglücklich, der auf Befehl etwas tut, sondern der, der es widerwillig tut: Versuchen wir also eine derartige Stimmung uns zu eigen zu machen, dass wir selbst wollen, was die Umstände erfordern; und vor allem, dass wir ohne Traurigkeit an unser Ende denken. Wir müssen uns mehr noch auf den Tod als auf das Leben vorbereiten. Das Leben erfordert keine besondere Fürsorge, aber wir haschen mit Begier nach Mitteln für dasselbe. Es ist uns, als fehle uns etwas; und so wird es immer sein. Das Gefühl, genug gelebt zu haben, ist nicht eine Frucht der Jahre und Tage [des Alters], sondern der psychischen Verfassung. Ich, mein lieber Lucilius, habe genug gelebt. Mein Hunger ist gestillt; ich sehe dem Tod ruhig entgegen.

#### 62. Brief

[Geschäftstätigkeit ist kein Hindernis für philosophische Studien]

Diejenigen lügen, die sich den Schein geben wollen, als hindere sie die Geschäftslast an philosophischen Studien. Sie stellen sich, als wären sie wer weiß wie sehr beschäftigt, übertreiben die Sache und bringen sich selbst um ihre Zeit. Ich, mein Lucilius, habe Muße, ja ich habe Muße, und wo ich auch bin, da gehöre ich mir selbst. Was die gewöhnlichen Tagesanforderungen anlangt, so gehe ich nicht an sie verloren, sondern leihe mich ihnen nur und suche die Anlässe zur Zeitvergeudung nicht auf. Und gleichviel, wo ich stehe, ich hänge meinen Gedanken nach und lasse mir irgendwelche nützliche Betrachtung durch den Kopf gehen. Auch wenn ich mich meinen Freunden widme, werde ich doch mir selbst nie untreu; und was den Verkehr mit Leuten betrifft, mit denen mich irgend welche besonderen Umstände oder ein bürgerliches Geschäft zusammenführt, so mache ich die Sache kurz ab. Dagegen verweile ich gerne ausgiebig in Gesellschaft der Besten: Mit ihnen trete ich, gleichviel wo sie wohnen oder in welchem Jahrhundert sie gelebt haben, in enge geistige Verbindung. Den trefflichen Demetrius<sup>514</sup> habe ich gern an meiner Seite; die

<sup>514</sup> Fußnote Hrsg.: Demetrius war ein Kyniker, Seneca erwähnt ihn mehrmals; auch beim Suizid des Stoikers Pactus Thrasea war er unter den Anwesenden.

Unterhaltung mit ihm, dem Halbnackten, ziehe ich jeder Gesellschaft von Herren vor, die von Purpur strotzen; ihn [Demetrius] bewundere ich. Und warum? Ich weiß, es fehlt ihm nichts. Alles zu verachten, ist dem Menschen möglich; alles zu besitzen unmöglich. Der kürzeste Weg zum [inneren] Reichtum ist der, dass man den [äußeren] Reichtum verachtet. Unser Demetrius aber lebt nicht so, als verachte er alles, sondern als habe er ihn [den materiellen Reichtum] anderen zum Besitz überlassen.

#### 66. Brief

[Tugend ist das höchste Glücks-Gut]

Nach vielen Jahren habe ich Claranus<sup>515</sup>, meinen einstigen Mitschüler, wiedergesehen, als Greis - wie ich wohl kaum hinzuzusetzen brauche - aber noch munter und frisch an Geist, der Gebrechlichkeit seines Körpers zum Trotz. Denn die Natur hat sich ihm nicht gunstvoll erwiesen: Einem so hervorragenden Geist hat sie einen schlechten Platz angewiesen, es müsste denn sein, dass sie uns an ihm eben dies zeigen wollte, dass jede Hülle gut genug ist, um einen tapferen und begnadeten Geist zu bergen. Genug, er überwindet alle Hemmnisse, und die Verachtung des eigenen Körpers lässt ihn alles übrige verachten. Meines Erachtens ist der Dichter im Unrecht, wenn er sagt:<sup>516</sup>

*„Noch vollkommener ist bei reizendem Körper die Tugend.“*

Denn sie bedarf weiter keiner Zierde. Sie ist selbst ihr größter Schmuck und gibt ihrem Körper eine gewisse Weihe. Was wenigstens den Claranus betrifft, so stellt er sich meinen Augen wie verwandelt dar: Ich finde ihn schön und seinen Körper so aufrecht wie seine Psyche. Aus einer kleinen Hütte kann ein großer Mann hervorgehen; und ein reizloser und unscheinbarer Körper kann die Stätte sein, aus der ein schöner und großer Geist hervorleuchtet. Mir will es daher scheinen, als schaffe die Natur dergleichen Besonderheiten zu dem Zweck, um zu zeigen, dass die Tugend überall ihre Stätte haben könne. Könnte sie die Psyche ohne Hülle erschaffen, sie hätte es getan. Was sie nun aber leistet, will noch mehr besagen: Sie schafft Psychen, die, durch die Körperhülle gehemmt, gleichwohl aller

Hindernisse Herr werden. Mir will es scheinen, als sei uns Claranus von der Natur als ein Muster hingestellt worden, um uns zu der Erkenntnis zu verhelfen, dass körperliche Missgestalt den Geist nicht verunstalten kann, wohl aber die Schönheit der Psyche auch verschönernd auf den Körper einwirkt.

Es waren zwar nur wenige Tage, die wir beisammen waren, doch waren sie reich an Unterhaltungen, die ich nach und nach zur Herausgabe niederschreiben und an dich senden werde.

Am ersten Tag wurde die Frage erwogen: „Wie können die Glücks-Güter einander gleich sein trotz ihrer Ranggliederung in drei Abteilungen?“ - Es gibt nämlich, nach Ansicht der Stoiker, Glücks-Güter ersten Ranges, wie Freude, Friede, Wohlfahrt des Vaterlandes; andere zweiten Ranges, die in traurigen Lebenslagen zur Geltung kommen, wie z. B. Geduld unter Schmerzen und Selbstbeherrschung in schwerer Krankheit. Die ersteren wünschen wir uns unbedingt, die letzteren, wenn die Not es erfordert. Dann gibt es noch Glücks-Güter dritten Ranges, wie z. B. eine gemessene Gangart, eine gelassene und ausgeglichene Miene und eine innere Haltung, wie sie einem verständigen Menschen geziemt.

Wie können diese unter sich gleich sein, da die einen wünschenswert, die anderen von der Art sind, dass man mit ihnen lieber nichts zu tun hat? Wollen wir hier unterscheiden, so müssen wir auf das erste Glücks-Gut zurückgehen und uns von der Beschaffenheit desselben Rechenschaft geben: Eine Verfassung der Psyche, die auf Erkenntnis der Wahrheit bedacht ist, die kundig ist dessen, was man zu meiden und was zu erstreben hat, die den Wert der Dinge nicht nach einem eingebildeten, sondern nach ihrem natürlichen Maßstab bestimmt, die den Geheimnissen des Weltalls nachspürt und alle Seiten der Tätigkeit desselben ihre volle Aufmerksamkeit schenkt, schneidig im Denken und Handeln, ebenso hochherzig wie tatkräftig, gegen jedes Wetter gefeit, sei es Sturm oder Sonnenschein, keiner Schicksalslaune sich beugend, erhaben über alle Zufälligkeiten und Vorkommnisse, von unvergleichlicher Schönheit und einer Selbstbeherrschung, in der sich Würde und Kraft vereinigen, besonnen und nüchtern, aller Leidenschaft und Furcht enthoben, von keiner Gewalt gebeugt, durch den Wechsel des

<sup>515</sup> Fußnote Apelt: Claranus ist sonst nicht bekannt.

<sup>516</sup> Fußnote Apelt: Vergl. Aeneas, V 344.

Schicksals weder übermütig gemacht noch zu Boden gedrückt: Eine solche Verfassung der Psyche heißt Tugend. So nimmt sie sich aus, wenn man sie als Ganzes mit einem Blick überschaut; dies ist der Eindruck, den sie bei einer Überblickung des Ganzen macht. Indes zerlegt sie sich in viele Arten, die sich aus der Mannigfaltigkeit des Lebens und der Handlungen ergeben, ohne dass sie selbst dabei kleiner oder größer würde.

Denn das höchste Glücks-Gut ist keiner Abnahme fähig und die Tugend kann keinen Rückschritt machen; wohl aber kann sie verschiedene Gestalten annehmen, je nach der wechselnden Beschaffenheit der von ihr zu vollziehenden Handlungen. Was sie auch anrührt macht sie sich ähnlich und gibt ihm ihre Farbe: seien es Handlungen, seien es Freundschaften, oder, wie bisweilen, auch ganze Familien, in die sie ihren Einzug hält und an denen sie ihre ordnende Kraft bewährt; allen teilt sie ihre Schönheit mit. Mag sie anrühren, was sie will, sie macht es liebenswert, hervorragend, bewundernswert. Sie hat also eine Kraft und Größe, die sich nicht steigern kann, denn das Größte ist keines Zuwachses fähig. Wo könntest du etwas finden, das richtiger wäre als das Richtige, wahrer als das Wahre, maßvoller als das Maßvolle?

Alle Tugend beruht auf einem Maß, das seine bestimmte Begrenzung hat. Die Charakterfestigkeit, einmal erlangt, ist keines Fortschritts mehr fähig, ebenso wenig wie das Selbstvertrauen oder die Wahrheit oder die Redlichkeit. Was kann zu dem Vollkommenen noch hinzukommen? Nichts, oder es war noch nicht vollkommen, wenn noch etwas hinzu kam. Also auch die Tugend kennt keinen Zusatz; kann ihr noch etwas hinzugefügt werden, so war sie eben noch nicht vollständig. Auch die vollendete Moral lässt keinen Zuwachs zu; denn das eben Aufgeführte machte sie schon zum moralisch vollendeten. Ferner, das Ziemende, das Gerechte, das Gesetzmäßige, wahrt es nicht immer dieselbe Form, in bestimmte Grenzen eingeschlossen? Zunehmen zu können ist immer ein Zeichen noch nicht erreichter Vollendung. Alles Gute steht unter der Herrschaft der nämlichen Gesetze: des einzelnen Heil ist auch das Heil des Ganzen, das eine vom anderen in der Tat ebenso unzertrennlich wie das Lobenswerte vom Erstrebenswerten. Daher sind die Tugenden

unter sich gleich; ebenso die Werke der Tugend sowie alle Menschen, die der Tugend teilhaftig sind. Was Pflanzen und Tiere anlangt, so ist auch das Beste, was sie haben, sterblicher Art, daher ist es vergänglich, hinfällig und unsicher. Es schießt rasch empor, um dann wieder zu sinken, und hat deshalb einen wechselnden Wert, während für die menschlichen Tugenden nur eines maßgebend ist: Die richtige Vernunft, und diese ist einheitlich und einfach. Nichts ist göttlicher als das Göttliche, nichts himmlischer als das Himmlische. Was sterblich ist, mindert sich, sinkt, zerbröckelt, wächst, erschöpft sich, füllt sich aber auch wieder. Die natürliche Folge so lebhaften Wechsels ist Ungleichheit.

Das Vernünftige dagegen ist einheitlicher Natur. Die Vernunft ist nichts anderes als ein in den Menschenleib gesenktes Teil des Aether-Logos. Wenn die Vernunft gleich dem Naturgesetz ist, kein Glücks-Gut aber ohne Vernunft ist, so ist aller Glücks-Güter Ursprung das Natürliche. Unter dem Vernünftigen so dann gibt es keinen Unterschied, also auch nicht unter den Glücks-Gütern. [...]

Warum aber ist nicht ein Glücks-Gut größer als das andere? Weil es nichts Passenderes geben kann als das Passende, nichts Ebeneres als das Ebene. Du kannst nicht sagen, dies sei einem anderen mehr gleich als jenes; also ist auch nichts tugendhafter als das Tugendhafte. Ist nun das Wesen aller Tugenden gleich, so sind auch die drei Arten der Güter gleich. Das will sagen: Maßvolles Verhalten in der Freude und maßvolles Verhalten im Schmerz stehen einander gleich.

Jener Frohsinn hat nichts voraus vor dieser Stärke des Gemüts, die unter den Qualen der Folter keinen Schmerzenslaut vernehmen lässt; jene Güter sind wünschenswert, diese bewundernswert, beide nichts desto weniger gleich, weil alles Ungemach unter der Kraft des um so gewichtigeren Guten verschwindet. Wer hier eine Ungleichheit annimmt, der wendet seinen Blick von den Tugenden selbst ab und richtet ihn auf Äußerlichkeiten: die wahren Güter haben dasselbe Gewicht, denselben Umfang; jene falschen haben viel Nichtiges. Blendend und großartig für das Auge, erweisen sie sich doch als trügerisch, wenn man sie auf die Waagschale legt.

Ja, so ist es, mein Lucilius: was die wahre Vernunft empfiehlt, ist gediegen und ewig, kräftigt den Geist und erhebt ihn zu einer Höhe,

die ihm zur dauernden Heimat wird. Andererseits versetzt alles, was man gemeinhin als Übel fürchtet, die Psyche in einen Zustand bedrückender Angst und erzeugt eine Aufregung ganz ähnlich der, wie sie die Tiere zeigen bei anscheinender Gefahr. In beiden Fällen ist es ein nichtiger Grund, der die Psyche hier erheitert, dort quält: Weder die Freude auf der einen, noch die Furcht auf der anderen Seite ist berechtigt. Nur die Vernunft ist unveränderlich und in ihrem Urteil unerschütterlich. Denn sie ist den Sinnen nicht untertänig, sondern deren Herrscherin.

Vernunft und Vernunft sind einander gleich wie das Richtige dem Richtigen; also auch die Tugend der Tugend. Denn die Tugend ist nichts anderes als die richtige Vernunft. Alle Tugenden sind Betätigungen der Vernunft. Dies sind sie, sofern sie richtig sind; sind sie richtig, so sind sie einander gleich. Der Beschaffenheit der Vernunft entsprechen auch ihre Handlungen: also sind alle einander gleich. Denn da sie der Vernunft gleichartig sind, so sind sie auch unter sich gleichartig.

Einander gleich aber nenne ich die Handlungen insofern als sie den Anforderungen der Moral und des Richtigen entsprechen. Gleichwohl werden sie große Verschiedenheiten zeigen je nach der Art der Gegenstände, mit denen sie es zu tun haben; da handelt es sich bald um Größeres, bald um Geringeres, bald um Glanzvolles, bald um Unscheinbares, bald um das allgemeine Interesse, bald um das nur weniger. Durchgehend aber ist das eigentlich Wertvolle an ihnen sich gleich, nämlich ihre tadellose Moral. Es steht damit so wie mit tüchtigen Menschen: Sie sind alle einander gleich, insofern sie tugendhaft sind; dabei unterscheiden sie sich aber in mancherlei Hinsicht wie z. B. im Alter, in Körpergestalt, in Lebensstellung: Der eine ist älter, der andere jünger, der eine schön, der andere hässlich, der eine reich, der andere arm, der eine hochangesehen, mächtig, bekannt in Stadt und Land, der andere den meisten unbekannt und unbemerkt. Aber insofern sie tugendhaft sind, sind sie gleich.

Über ein Glücks-Gut und ein Übel hat die reine Sinneswahrnehmung kein Urteil. Sie weiß Nützliches und Unnützes nicht voneinander zu scheiden, sie kann nur über das unmittelbar Gegenwärtige eine Meinung haben; das

Zukünftige sieht sie nicht voraus, ebenso wenig wie sie sich des Vergangenen erinnert. Über etwaige Folgen weiß sie nichts. Gerade davon aber hängt die Ordnung und Folge der Dinge ab, hängt die Einheit des Lebens ab, wenn sie den richtigen Weg einschlagen soll. Die Vernunft ist also die Richterin über ein Glücks-Gut und ein Übel: Auf Fremdes und Äußeres gibt sie nichts, und was weder gut noch schlimm ist, das hat für sie nur die Bedeutung verschwindend kleiner Zugaben. Für sie liegt alles Gute in der Psyche. Gleichwohl kennzeichnet sie einige Glücks-Güter als solche ersten Ranges, die sie sich ständig als Ziel setzt, wie z. B. Sieg, gute Kinder, Wohlfahrt des Vaterlandes; andere als solche zweiten Ranges, die nur in Unglückslagen in Erscheinung treten, wie z. B. geduldiges Ertragen einer schweren Krankheit oder der Verbannung; noch andere als mittlere, die ebenso wenig der Natur gemäß als ihr zuwider sind, wie z. B. eine bedachtsame Gangart, eine anständige Haltung beim Sitzen. Denn es ist nicht weniger naturgemäß, zu sitzen als zu stehen oder zu gehen. Die beiden höheren Arten von Gütern stehen in einem gewissen Gegensatz zueinander. Denn die der ersten Klasse sind der Natur gemäß; so die Freude an dem liebevollen Verhalten der Kinder und an der Wohlfahrt des Vaterlandes; die der zweiten Klasse sind wider die Natur, tapferer Widerstand gegen Folterqualen und Ertragen des Durstes bei brennender Fieberglut.

„Also wie? Gibt es doch ein Gut, das wider die Natur ist?“ - Durchaus nicht; nur das ist zuweilen gegen die Natur, was dazu führt, dass jenes Glücks-Gut zur Wirksamkeit gelangt. Verwundet zu werden, unter Feuerglut zu verschmachten, von tückischer Krankheit heimgesucht zu werden, ist wider die Natur, aber inmitten dieser Heimsuchungen ungebeugten Mutes zu bleiben, ist gemäß der Natur. Und um kurz auszudrücken, worauf ich hinaus will: Die äußeren Bedingungen, unter denen das Gute auftritt, sind zuweilen wider die Natur, das Gute selbst niemals; denn es gibt kein Gut, das ohne Vernunft wäre, die Vernunft aber folgt der Natur.

„Was ist also die Vernunft?“ - Die Nachahmung der Natur. „Und was ist das höchste Glücks-Gut des Menschen?“ - Sich dem Willen der Natur anzupassen. [...]

## 77. Brief

[Hänge nicht zu sehr am Leben]

Ganz unerwartet trafen heute die leichten Schiffe aus Alexandria ein, die vorausgeschickt zu werden pflegen, um die Ankunft der großen Flotte anzukündigen. Man nennt sie Paketboote. Für Campanien ist das ein freudiger Anblick. Die ganze Bevölkerung von Puteoli drängte sich zusammen auf dem Hafendamm. Man erkennt an der besonderen Art der Segel die Alexandrinischen Schiffe aus der großen Menge der Fahrzeuge heraus. Denn sie allein dürfen das Bramsegel aufziehen, welches alle übrigen Schiffe nur auf hoher See führen. Denn nichts befördert in gleichem Maße die Fahrt wie dieses hoch oben befestigte Segel. An ihm hat das Schiff die stärkste Triebkraft. Wenn also der Wind sich verstärkt und das zuträgliche Maß überschreitet, wird die Segelstange herabgelassen, weil der Wind weiter unten weniger Kraft hat. Haben die Schiffe Capri erreicht und das Vorgebirge, von dem [der Tempel der] Pallas aus stürmischer Höhe auf des Meeres Gewoge herabschaut, so müssen sich alle anderen Schiffe mit dem unteren Segelwerk begnügen: Also ist das Bramsegel das unverkennbare Merkmal der Alexandrinischen Schiffe.

Während sich nun alles in voller Hast nach dem Gestade drängte, machte es mir ein besonderes Vergnügen, mich nicht aus meiner Trägheit aufrütteln zu lassen. Ich erwartete nämlich Briefe von den Meinigen aus Alexandria, hatte es aber gleichwohl nicht eilig zu erfahren, wie es dort mit den Meinigen stünde und was sie sonst für Neuigkeiten brächten. Für mich gibt es schon lange keinen Abgang und keinen Zuwachs mehr. Das wäre die rechte Sinnesart, auch wenn ich nicht schon Greis wäre. Nun aber um so mehr; denn gesetzt, ich hätte auch noch so wenig [Geld], so würde ich doch noch mehr als ausreichendes Reisegeld haben für meinen Weg, zumal da es sich hier um einen Weg handelt, den ganz zu durchlaufen nicht notwendig ist. Eine Reise ist unvollendet, wenn man in der Mitte des Weges oder überhaupt diesseits des Zieles stehen bleibt; das Leben aber ist nicht unvollendet, wenn es ein tugendhaftes ist. Wie es auch endet: Ist das Ende ein löbliches, so ist das Leben auch ein ganzes. Oft muss man ihm durch einen tapferen Entschluss ein Ende machen und zwar nicht immer aus den

dringendsten Gründen; sind doch auch die Gründe nicht dringend, die uns am Leben festhalten.

Der dir wohlbekannte Tullius Marcellinus<sup>517</sup>, der nach einer ruhigen Jugend schnell alterte, verfiel in eine zwar nicht unheilbare, aber lange und lästige Krankheit, die viel Umstände nötig machte. Er kam auf den Gedanken, seinem Leben ein Ende zu machen, und ließ mehrere Freunde zu sich kommen. Jeder gab seinen Rat auf seine Art. Der eine, von furchtsamer Natur, riet ihm, was er sich selbst geraten hätte, ein anderer, von geschmeidiger und und schmeichlerischer Natur, gab dem Fragenden den mutmaßlich erwünschteren Rat. Am besten, wie mir scheint, meinte es mit ihm unser Freund, der Stoiker, dieser treffliche und, um ihn seinem Verdienst gemäß zu loben, tapfere und charaktervolle Mann<sup>518</sup>. Mahnend ließ er [der Stoiker] sich so vernehmen: „Quäle dich nicht, mein Marcellinus, als ob es sich um eine wichtige Sache handeln würde. Mit dem Leben hat es nicht viel auf sich: Alle deine Sklaven leben, alle Tiere leben, aber etwas Großes ist es, ehrenhaft, besonnen und tapfer zu sterben. Bedenke, wie lange du dich schon in dieser Einförmigkeit hinschleppst: Essen, Schlafen, Lustbefriedigung, das ist der Kreis, in dem das Leben sich bewegt. Sterben wollen kann nicht nur der Besonnene, der Tapfere oder Unglückliche, sondern auch, wer des Lebens überdrüssig ist.“

Er - der Kranke - bedurfte keines Rates, sondern des Beistandes. Die Sklaven wollten nicht gehorchen. Diesen nahm nun der Philosoph ihre Furcht durch den Nachweis, dass für die Dienerschaft nur dann Gefahr bestehe, wenn es ungewiss sei, ob der Tod des Herren ein freiwilliger gewesen war. Im übrigen sei es ebenso verwerflich, den Herrn am Tod zu hindern als ihn zu töten. Dann wandte er sich wieder an Marcellinus selbst mit der Mahnung, der Menschenliebe eingedenk zu sein: Wie

<sup>517</sup> Fußnote Apelt: Vielleicht wurde der Brief angeregt durch den Tod des begabten Spötters, der seinen Freunden durch seinen schlagfertigen Witz manche heitere, aber auch manche schmerzliche Stunde bereitete. Siehe über ihn auch den 29. Brief.

<sup>518</sup> Fußnote Apelt: Ob unter dem Stoiker Attalus gemeint ist, wie Schweighäuser vermutet, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden.

nach aufgehobener Tafel die Reste an die Umstehenden verteilt würden, so empfehle es sich, bei Abschluss des Lebens denen etwas zugute kommen zu lassen, die sein Leben lang ihm gedient hätten. Marcellinus war stets gutmütig und freigebig, auch als es noch auf seine Kosten ging. Er verteilte also kleine Summen an die weinenden Sklaven und sprach ihnen noch obendrein Trost zu. Es bedurfte für ihn weder des Schwertes noch des Blutes. Drei Tage lang enthielt er sich der Nahrung und ließ in seinem Schlafzimmer ein Zelt aufschlagen, unter das eine Wanne gestellt wurde. In dieser lag er lange und indem von Zeit zu Zeit warmes Wasser nachgegossen wurde, fühlte er, wie er selbst sagte, seine Kräfte allmählich schwinden, nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen, wie es eine so sanfte Auflösung mit sich zu bringen pflegt. Ich habe an mir selbst ähnliche Erfahrungen gemacht, da ich ab und zu von Ohnmachten heimgesucht wurde.

Ich bin ins Erzählen gekommen, was dir vielleicht nicht unwillkommen ist. Denn du siehst daraus, dass dein Freund kein schweres, kein unglückliches Ende gehabt hat. Denn obschon er den Tod sich selber gegeben, hat er doch einen ganz sanften Ausgang gehabt und ist dem Leben gleichsam entschlüpft. Aber auch nicht ohne Nutzen dürfte diese kleine Erzählung sein. Denn oft fordert eine drangvolle Lage solche Beispiele. Oft sollen wir sterben und wollen doch nicht, wir sterben wirklich und wollen doch nicht. Niemand ist töricht genug, um nicht zu wissen, dass er einmal sterben muss; ist es aber wirklich so weit, dann macht man Ausflüchte, zittert und jammert. Wirst du den nicht für den allergrößten Tor halten, der da weint, dass er nicht vor tausend Jahren gelebt hatte? Gleich töricht ist der, welcher weint, dass er nach tausend Jahren nicht mehr leben wird. Das kommt auf dasselbe hinaus: du wirst nicht sein und bist nicht gewesen. Mit beiden Zeiten haben wir nichts zu tun. Du bist auf diesen Punkt angewiesen<sup>519</sup>; gesetzt, du könntest ihn ausdehnen, wie weit wirst du damit kommen?

Was weinst du? Was ergehst du dich in Wünschen? Verlorene Mühe!

<sup>519</sup> Fußnote Apelt; Nämlich auf die Gegenwart. Siehe auch den 49. Brief, Abs. 3.

*Hoffe nicht durch Bitten den Willen der Götter zu beugen.*<sup>520</sup>

Ihr Ratschluss ist ein- für allemal gültig, nach dem Gesetz einer erhabenen und ewigen Notwendigkeit [der Naturgesetze]. Du wirst dahin gehen, wohin alles geht. Was widerfährt dir denn Unerhörtes? An diese Bestimmung bist du gebunden von Geburt an. So ist es deinem Vater ergangen, so deiner Mutter, so deinen Vorfahren, so allen Menschen vor dir, allen Menschen nach dir. Eine unverrückbare und durch keine Macht zu verändernde Abfolge hält alles an sich gefesselt und zieht es mit sich fort. Welche gewaltige Zahl künftig Sterbender wird dir folgen; wie viele werden dich begleiten! Du würdest vielleicht größeren Mut haben, wenn viele Tausende zugleich mit dir stürben; und doch geben viele Tausende von Menschen und Tieren in mannigfach verschiedener Weise ihren Geist in demselben Augenblick auf, in dem zu sterben du dich sträubst. Glaubtest du denn, du würdest nicht auch einmal dahin kommen, wohin du immer unterwegs warst? Kein Weg ist ohne Ende.

Du erwartest vielleicht, ich werde dir jetzt Beispiele großer Männer vorführen. Nein, Knaben sind es, von denen du zu hören bekommst. Man erzählt von einem noch ganz jungen Lakonier [Spartaner], der, in Gefangenschaft geraten, in seiner dorischen Mundart ausrief: „Nein, ich will kein Sklave sein!“ Und er hielt Wort. Denn gleich bei der ersten Zumutung einer sklavenmäßigen und schimpflichen Dienstleistung - er sollte ein Nachtgeschirr herbeiholen - rannte er mit dem Kopf gegen die Wand, dass die Schädeldecke brach.

So nahe ist die Freiheit, und doch gibt es noch Sklaven? Würdest du deinem Sohn nicht lieber einen solchen Tod als ein träges Greisenalter wünschen? Was hast du also für einen Grund, außer Fassung zu geraten, wenn selbst Knaben freiwillig zu sterben den Mut haben? Nimm an, du weigertest dich zu folgen: man wird dich mit Gewalt zur Stelle schaffen. Mache deinem eigenen Willen untertänig, was jetzt einem fremden folgen muß. Fühlst du dich nicht getrieben, des Knaben Sinnesart dir anzueignen und zu sagen: „Ich bin kein Sklave?“ Unglücklicher! Du bist ein Sklave der Menschen, der Dinge, des Lebens. Denn wenn

<sup>520</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, >Aeneas<, VI, 376.

der Mannesmut zum Sterben fehlt, so ist das Leben nichts als Knechtschaft. Hast du irgend etwas, was dich veranlassen könnte zu zögern? Selbst was die Genusssucht anlangt, so gibt es nichts für dich, was dich noch zurückhalten und fesseln könnte; du hast alles mehr als zur Genüge genossen: kein Genuss, der dir neu wäre, keiner, der dir nicht zuwider wäre durch das Übermaß der Sättigung. Des Weines, des Mets Wohlgeschmack - er ist dir wohlbekannt. Es macht keinen Unterschied, ob hundert oder tausend Amphoren durch deine Blase gehen: du bist ein Filtriersack. Den Geschmack von Austern, von Meerbarben, du kennst ihn vortrefflich; nichts hat deine Schwelgerei dir für künftige Jahre als noch nicht durchprobiert übrig gelassen. Und doch ist es eben dies, wovon du dich so ungern trennst. Was wäre es etwa sonst noch, wovon du dich nur mit Schmerzen trennen könntest? Etwa Freunde? Ja, du wärest mir der Mann, dich auf Freundschaft zu verstehen!<sup>521</sup> Oder das Vaterland? Steht es dir hoch genug, um seinetwegen zu spät bei der Tafel zu erscheinen? Oder die Sonne? Wenn du es könntest, du würdest sie auslöschen. Denn was hast du je getan, das wert wäre, von ihr beschienen zu werden? Gestehe es nur: nicht die Kurie ist es, nicht das Forum, auch nicht das traute Verhältnis zur reinen Natur, was dich so träge zum Sterben macht: Nein, du kannst dich nicht vom Fleischmarkt trennen, auf dem du doch nichts zurückgelassen hast: Du fürchtest den Tod. Aber wie willst du ihn auch mitten im Pilzgenuss verachten?<sup>522</sup> Du willst leben. Verstehst du dich auch darauf? Du fürchtest den Tod. Wie? Und dies dein Leben, was ist es anderes als der Tod?

Als C. Caesar (Caligula) einmal die latinische Straße entlang ging, bat ihn einer aus einer Schar von Gefangenen, dem sein grauer Bart bis auf die Brust herabhing, um den Tod. Seine Antwort lautete: „Lebst du denn noch?“ - Das wäre die rechte Antwort für die, denen der Tod ein Heilmittel wäre: Du fürchtest den Tod?

<sup>521</sup> Fußnote Apelt: Hier handelt es sich wieder um eine Ergänzung, die wir dem Kodex Q verdanken, wenigstens dem genauen Wortlaut nach, während die dem Sinn nach schon von Madwig gegeben war.

<sup>522</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca dachte an die giftigen Pilze, durch die schon viele Menschen ums Leben kamen.

Lebst du denn jetzt? „Aber ich“, sagt ein anderer, „will leben, da ich mir einer reichen, ehrenhaften Tätigkeit bewusst bin. Ungern trenne ich mich von den Pflichten des Lebens, die ich treu und fleißig erfülle.“ - Wie? Du weißt nicht, dass eine von den Pflichten des Lebens ist, auch zu sterben? Du lässt keine Pflicht unerfüllt zurück. Denn es gibt keine fest umgrenzte Zahl von Pflichten, die du erfüllen müsstest. Welches Leben wäre nicht kurz. Ein Blick auf die Natur genügt, um auch das Leben des Nestor und der Sattia<sup>523</sup> kurz zu finden, die auf ihr Grabmal die Inschrift setzen ließ: Ich habe neunundneunzig Jahre gelebt. Du siehst, man kann sich auch eines hohen Alters rühmen. Wer hätte es mit ihr aushalten können, wenn sie das hundertste Jahr erreicht hätte? Es steht mit dem Leben ähnlich wie mit einem Theaterstück: Nicht auf die Länge kommt es an, sondern auf die Qualität des Spiels. Es liegt nichts daran, wo du aufhörst. Höre auf, wo du willst. Nur an einem guten Schluss lass es nicht fehlen.

#### 78. Brief

[Das Verhalten des Weisen gegenüber Krankheiten]

Dass du von häufigem Schnupfen und Fieberanfällen, wie sie als Folge eines langen und zur Gewohnheit gewordenen Katarrhs auftreten, heimgesucht wirst, ist mir um so schmerzlicher, weil ich selbst aus eigener Erfahrung diese Art von Unwohlsein kenne. Ich war anfangs gleichgültig dagegen. Ich war noch jung genug, diese Unbill zu ertragen und den Krankheiten zu trotzen. Im weiteren Verlauf aber unterlag ich; und es kam so weit mit mir, dass ich, völlig abgezehrt, beinahe selbst in Tropfen zerrann. Wiederholt nahm ich den Anlauf dazu, mir das Leben zu nehmen; was mich zurück hielt, war nur die Rücksicht auf meinen hochbetagten, mich zärtlich liebenden Vater. Um meinen Mut zum Sterben war mir nicht bange, wohl aber darum, ob er den Mut finden würde, der Sehnsucht nach mir Herr zu werden. Daher machte ich es mir zum Gebot, am Leben zu bleiben. Denn mitunter ist es auch eine tapfere Tat, am Leben zu bleiben.

Ich will dir sagen, was mir damals Trost gewährte, doch möchte ich erst die Bemerkung

<sup>523</sup> Fußnote Apelt: Siehe Plinius, nat. hist. VII, 158.

vorausschicken, dass eben das, was mir zur inneren Ruhe verhalf, auch wie eine Arznei auf meine [körperliche] Krankheit wirkte. Moralisch fördernder Trost wird auch zur Arznei; und was das Gemüt aufrichtet, das kommt auch dem Körper zugute. Unsere wissenschaftlichen Beschäftigungen waren es, die mir zum Heile gereichten. Der Philosophie danke ich es, dass ich mich aufrichtete, dass ich genas; ihr danke ich mein Leben, und das ist noch das Allergeringste, was ich ihr danke. Zur Besserung meiner Gesundheit haben auch meine Freunde viel beigetragen, deren Zuspruch, hingebende Wachsamkeit und Unterhaltung mir Erleichterung verschafften. Nichts, mein trefflicher Lucilius, ist so belebend und heilsam für den Kranken als die herzliche Zuneigung seiner Freunde; nichts lässt in gleichem Maße die angstvolle Erwartung des Todes verschwinden. Ich glaubte nicht zu sterben, wenn ihr Leben das meine überdauerte. Ja, gewiss, ich glaubte, ich würde weiter leben, nicht mit ihnen, aber durch sie. Es war mir, als gäbe ich meinen Geist nicht auf, sondern übertrüge ihn auf sie. Dies weckte immer den Willen, mir zu helfen und jede Qual zu ertragen. Wäre es doch das Jammervollste, wenn man den Entschluss zum Sterben aufgegeben hat, aber den Willen zum Leben nicht mehr hätte.

Mit diesen Mitteln helfe auch du dir. Dein Arzt wird dir sagen, wie lange du dich an der Luft bewegen, in welchem Maße du Körperübungen vornehmen sollst. Er wird dich vor Müßiggang warnen, dem der schwächliche Körperzustand zuneigt, wird dir raten, laut sprechend zu lesen und dem Atem, der nicht weiß, wo er ein und wo er aus soll, durch Übung aufzuhelfen; eine Seefahrt zu machen und dem Körper eine sanfte Durchschüttelung zuteil werden zu lassen; er wird dir deinen Speisezettel ordnen und dir die Zeiten angeben, wann du zu deiner Kräftigung dem Weingenuss huldigen, wann ihn unterlassen sollst, um deinen Husten nicht zu reizen und zu verschärfen. Ich aber lege dir ein Heilmittel ans Herz, das nicht nur für diese Krankheit gilt sondern für das ganze Leben: verachte den Tod. Haben wir uns der Furcht vor ihm ent schlagen, so gibt es nichts Trauriges mehr.

Drei Dinge sind es, die jede Krankheit zu einer schweren Prüfung machen: Die Furcht vor dem Tod, der körperliche Schmerz und der

Verzicht auf Befriedigung der Sinnenlust. Vom Tod ist schon genugsam geredet worden; nur das eine sei noch bemerkt: Nicht die Krankheit ist hier der eigentliche Gegenstand der Furcht sondern die Natur. Für so manche hat eine Krankheit die Bedeutung einer Hinausschiebung des Todes gewonnen, und das scheinbar nahe Ende verhalf ihnen zur Rettung.<sup>524</sup> Du wirst sterben, nicht weil du krank bist, sondern weil du lebst. Der Tod wartet auf dich, auch wenn du geheilt bist: Mit deiner Gesundung entgehst du nicht dem Tod, sondern nur der Krankheit. [...]

### 87. Brief

[Verteidigung stoischer Maximen über Glücks-Güter und Übel]

Ich habe Schiffbruch erlitten, noch ehe ich das Schiff bestieg. Wie dies zugegangen ist, lasse ich unerwähnt, damit du nicht glaubst, auch dies unter die stoischen Paradoxien rechnen zu müssen, von denen übrigens keine falsch und so absonderlich ist, wie es auf den ersten Blick erscheint. Das werde ich dir beweisen, gleichviel ob du es wünschst oder nicht.

Voraus schicke ich folgende Bemerkung: Meine Reise hat mich belehrt, wie vieles uns im Leben entbehrlich ist und wie leicht es uns bei gesundem Urteil wird, auf Dinge zu verzichten, deren Verlust, wenn die Notwendigkeit sie uns raubt, wir gar nicht empfinden. Mit ganz wenigen Sklaven, so viele eben auf unserem einzigen Wagen Platz finden, und ausgestattet lediglich mit dem, was wir auf dem Leib tragen, führen ich und mein [Caesonius] Maximus schon zwei Tage lang das glücklichste Leben. Eine Matratze liegt auf der Erde und ich auf der Matratze. Von zwei Reisemänteln dient der eine als Unterlage, der andere als Decke. Die Mahlzeit beschränkt sich auf das Notwendigste; sie zuzubereiten bedarf es nicht mehr als einer Stunde. Dabei geht es nie ohne getrocknete Feigen und ohne meine Schreibtäfelchen ab;

<sup>524</sup> Fußnote Apelt: Seneca spricht hier wahrscheinlich aus eigenem Erleben. Kaiser Caligula hatte Senecas Tod beschlossen. Doch eine Frau aus der Umgebung des Kaisers, möglicherweise sogar eine Schwester Caligulas, rettete Senecas Leben mit der Bemerkung, Seneca werde ohnedies bald sterben, da er ein Lungenleiden habe. Siehe Dio Cassius, LIX, 19.

jene [die Feigen] dienen, wenn ich Brot habe, als Ersatz für das Fleisch, habe ich keines von beiden, als Ersatz für das Brot. Sie machen mir jeden Tag zu einem Neujahrstag<sup>525</sup>, der mir zu einem beschenkt und glücklichen Tag wird durch die heilsame Richtung meiner Gedanken und durch den Aufschwung der Psyche, die auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit steht, wenn sie alles Fremdartige von sich ausgeschieden und nicht nur Frieden mit sich geschlossen hat durch Beseitigung jeder Furcht, sondern sich auch reich gemacht hat durch Beseitigung jeder Begehrlichkeit.

Das Fuhrwerk, das ich benutze, ist ein Bauernwagen. Die Maultiere halten einen Schritt ein, der gerade hinreicht um zu zeigen, dass sie noch am Leben sind; ihr Führer ist barfuß, nicht etwa der Hitze wegen. Es kostet mich nicht geringe Überwindung, dies Fuhrwerk als das meinige gelten zu lassen. Immer noch haftet in uns die verkehrte Scheu vor dem Rechten, und wenn wir irgendwelcher stattlicheren Reisegesellschaft begegnen, erröte ich unwillkürlich; das ist der Beweis, dass alles, was ich gut heiße und lobe, sich noch nicht die volle und unerschütterliche Geltung in mir verschafft hat. Wer sich eines armseligen Fahrzeugs schämt, wird auf ein kostbares stolz sein. Noch bin ich in meinem Streben weit hinter dem Ziel zurückgeblieben. Ich wage es noch nicht, meine Genügsamkeit den Blicken der Menge preiszugeben; noch bekümmere ich mich zu viel um die Meinung derer, die mir begeben.

Gegen die Meinungen der ganzen Welt hätte ich früher meine Stimme erheben sollen: „Ihr seid von Sinnen! Ihr geht in die Irre! Ihr staunt das Überflüssige an! Niemanden schätzt ihr nach seinem wahren Gehalt! Wenn es sich um euer Vermögen handelt, da seid ihr die genauesten Rechner; aufs Genaueste achtet ihr bei jedem Einzelnen, dem ihr Geld oder Wohltaten leihen wollt - denn auch die Wohltaten gelten euch schon als wirkliche Ausgaben - auf alles, was dabei in Betracht kommt, nämlich: Er hat großen Besitz, aber auch viele Schulden; er hat ein schönes Haus, aber es ist mit fremdem Geld angeschafft; niemand wird eine stattlichere Schar von Bedienten vorführen können, aber er ist ein

<sup>525</sup> Fußnote Apelt: Feigen und dergleichen waren ein gewöhnliches Neujahrsgeschenk.

unzuverlässiger Schuldner, denn wenn er seine Gläubiger ausbezahlt hat, so hat er nichts mehr übrig. Ebenso müsst ihr es auch sonst im Leben halten, müsst genau prüfen, was ein jeder Eigenes an sich hat. Du hältst einen für reich, weil er auch auf der Reise Goldgeschirr mit sich führt, oder weil er in allen Provinzen Grundbesitz hat, oder weil er in einem gewichtigen Zinsbuch blättert, oder weil er in der Nähe der Stadt Grundbesitz in einer Ausdehnung hat, die auch in den ödesten Teilen Apuliens Neid erwecken würde; bei alledem ist er doch arm. - Warum? - Weil er Schulden hat. - „Wieviel?“ fragst du. - Alles. Du müsstest denn einen Unterschied machen, ob man etwas von einem Menschen oder vom Schicksal geliehen hat. Was hat es auf sich mit den feinsten Maultieren von ganz gleicher Färbung, mit jenem kunstvoll verzierten Wagen:

„*Flüchtige Rosse, mit Purpur gedeckt und prangendem Stickwerk;*

*Glanzvoll hängen von Golde herab an den Brüsten die Kettlein;*

*Goldgeschirrt kauen alle das rötliche Gold mit den Zähnen.*“<sup>526</sup>

Alles dies kann den Besitzer nicht besser machen und eben so wenig sein Maultier. M. Cato Censorius, der nicht minder zum Heile des Staates geboren war als Scipio - denn der eine führte Krieg mit unseren Feinden, der andere mit unserem Moralzustand - pflegte auf einem Klepper zu reiten, den er noch außerdem mit Mantelsäcken belud, um alles Nötige bei sich zu haben. Was gäbe ich doch darum, zu sehen, dass ihm jetzt einer von diesen unseren Stutzern begegnete, die ihre Läufer und numidischen Reiter in reichlichem Staubwirbel vor sich herjagen. So einer würde allerdings weit feiner und geselliger erscheinen als M. Cato, so einer, der inmitten des Prunks und der Pracht eben mit sich zu Rate geht, ob er sich auf das Schwert oder auf das Messer verdingen soll<sup>527</sup>. Wie herrlich nimmt sich dagegen aus ein Jahrhundert, in dem ein Feldherr, der einen Triumph gefeiert, der Zensor gewesen, und was mehr besagen will als alles dies, ein Jahrhundert, in dem ein Cato mit einem

<sup>526</sup> Fußnote Apelt: Siehe Vergil, Aeneas VII, 277 ff.

<sup>527</sup> Fußnote Apelt: Es gehörte damals zu den noblen Passionen, entweder als Gladiator oder als Tierhetzer im Zirkus aufzutreten.

einigen Gaul sich begnügte, auf dem überdies noch anderes neben ihm Platz fand! Denn einen Teil desselben nahm das Gepäck ein, das zu beiden Seiten herunterhing. Sollte man nicht allen wohlgenährten Ponys, allen Zeltern und Trabgängern dieses einzige Pferd vorziehen, welches Cato eigenhändig striegelte?

Ich sehe, ich werde über diesen Gegenstand kein Ende finden, wenn ich es mir nicht selbst setze. Ich will also hier nichts weiter sagen hinsichtlich dieser Dinge, von denen derjenige, der zuerst das Wort „impedimenta“ [Hemmnisse, Gepäck] für sie aufbrachte, sicherlich den Zustand geahnt hat, in dem sie sich uns jetzt darstellen. Jetzt will ich dir noch einige wenige Schlussfolgerungen unserer Schule vorführen; sie beziehen sich auf die Tugend, die unserer Behauptung nach genügend ist für das glückliche Leben.

„Was gut ist, macht auch die Menschen zu guten. Macht doch auch, was in der Tonkunst gut ist, den Tonkünstler. Zufallsgaben machen nicht gut, also sind sie auch nicht gut.“

Dagegen erheben die Peripatetiker den Einwand, dass unser Obersatz falsch sei. „Dasjenige, was gut ist,“ sagen sie, „macht nicht unbedingt auch die Menschen zu guten. In der Musik ist mancherlei gut, wie z. B. eine Flöte oder eine Saite oder sonst ein zur Unterstützung und Hebung des Gesanges förderliches Instrument. Nichts von alledem macht den Tonkünstler.“

Unsere Antwort wird so lauten: „Ihr versteht nicht, wie wir es mit dem Guten in der Musik meinen. Wir verstehen nämlich darunter nicht das, was dem Tonkünstler als Hilfsmittel dient, sondern das, was ihn zum Tonkünstler macht. Ihr bezieht euch auf das handwerksmäßige Zubehör der Kunst, nicht auf die Kunst selbst. Was aber in der Tonkunst selbst gut ist, das ist unbedingt wirksam für die Bildung des Tonkünstlers.“ Ich will diese Behauptung noch einleuchtender machen. Unter dem Guten in der Musik versteht man zweierlei: erstens das, wodurch die Wirkung des Tonkünstlers, sodann das, wodurch die Kunst selbst gehoben wird. Zur Wirkung gehören Geräte, Flöten, Werkzeuge und Saiten, zur Kunst selbst gehören sie nicht. Denn Künstler ist man auch ohne jenen Zubehör, nur dass man die Kunst vielleicht nicht ausüben kann. Diese doppelte Beziehung aber findet sich bei dem Menschen nicht in gleicher Weise,

denn es ist ein und dasselbe Gut, das für den Menschen gilt wie für seine Lebensführung.

„Was dem verworfensten und schändlichsten Menschen zuteil werden kann, ist kein Gut; Reichtum aber wird auch dem Kuppler und Fechtmeister zuteil; also ist es kein Gut.“

„Euer Lehrsatz“, sagt man, „ist falsch, denn auch in der Sprachkunde sowie in der Heilkunde oder auch der Steuermannkunst sehen wir, dass gerade die Verächtlichsten zu Gütern gelangen.“ - Allein da handelt es sich um Berufsarten, die nicht die Größe des Gemüts sich zum Ziel erkoren haben, sie erheben sich nicht zur Höhe und verachten nicht die Gaben des Zufalls. Die Tugend hebt den Menschen empor und führt ihn hinaus über alles, was sonst den Menschen wert und lieb ist; sie ist weder erfüllt von heftigem Verlangen nach dem, was man gemeinhin als Gut, noch von Furcht vor dem, was man als Übel bezeichnet. Chelidon, einer von den Liebhabern der Kleopatra, besaß ein gewaltiges Vermögen. Neuerdings wurde Natalis, ein Mensch von lästerlicher Zunge, die er durch unmoralischen Umgang mit Frauen besudelt hatte, vieler Leute Erbe und hatte viele Erben. Wie steht es also mit ihm? Hat das Geld ihn unrein gemacht oder hat er selbst das Geld besudelt? Fällt es doch manchmal Menschen zu, wie ein Denar in eine 190ake fällt. Die Tugend hat ihren Platz über diesen Äußerlichkeiten und wird nach ihrem eigenen Gehalte geschätzt. Nichts von allen diesen reinen Zufallsdingen erachtet sie für ein Gut. Die Heilkunde und die Steuermannkunst untersagt es sich und den Ihrigen nicht, diese Dinge zu bewundern. Wer kein tugendhafter Mann ist, kann nichts desto weniger ein Arzt, ein Steuermann, ein Sprachkundiger sein, so gut wahrhaftig, wie ein Koch. Wessen Besitz nicht in beliebig wechselnden Dingen besteht, den kann man auch nicht mit verschiedenen Benennungen kennzeichnen. Eines jeden Eigenart wird bestimmt durch das, was er hat. Ein Geldsack gilt so viel wie sein Inhalt, oder genauer gesagt, er stellt nur eine Zugabe dar zu dem, was sein Inhalt ist. Wer misst einem gefüllten Geldbeutel einen anderen Wert bei als den, welchen die in ihm geborgene Geldsumme ausmacht?

Ebenso steht es mit den Herren riesigen Erbgutes: Sie sind nur Zugabe und Anhängsel desselben. Warum ist also der Weise groß?

Weil er im Besitz von psychischer Größe ist. Es hat also seine Richtigkeit mit dem Satz, dass das, was auch dem Verworfensten zufallen kann, kein Glücks-Gut ist. Folglich werde ich auch die Schmerzlosigkeit kein Gut nennen: auch die Grille, auch der Floh besitzt sie. Selbst die Ruhe und das Freisein von Belästigung werde ich kein Gut nennen. Was ist ungestörter als ein Wurm?

Du fragst, was den Weisen macht? Dasselbe, was den Gott. Du musst ihm etwas Göttliches, Himmlisches, Großes geben. Das Gute fällt nicht jedem zu und lässt sich nicht jeden als seinen Besitzer gefallen. Siehe zu<sup>528</sup>

*Was dir jeglicher Boden gewährt, was jeglicher weigert.*

*Hier steigt üppig die Saat; dort finden die Trauben Gedeihen,*

*Anderswo Früchte des Baumes; dort bietet die Wiese von selbst sich.*

*Siehst du nicht? Dir sendet des Safrans Düfte der Tmolus,*

*Indien Elfenbein und den Weihrauch milde Sabateer!*

*Nackte Chalyber zollen dir Stahl.*

So verteilen sich die Naturgaben auf die verschiedenen Gegenden, so dass der gegenseitige Verkehr zur unerlässlichen Forderung wurde, wenn der eine vom anderen etwas haben wollte. So hat auch jenes höchste Gut seinen bestimmten Wohnsitz. Es hat seine Heimat nicht da, wo das Elfenbein, wo das Eisen sie hat. Was ist also, fragst du, die Heimstätte des höchsten Gutes? Die Psyche. Ist diese nicht rein und heilig, so nimmt sie auch die Gottheit nicht auf.

„Gutes wird nicht aus Schlechtem. Reichtum entsteht aber aus Habgier. Reichtum ist also kein Gut.“

Es ist nicht wahr, erwidert man, dass Gutes nicht aus Schlechtem hervorgehe; denn aus Tempelraub und Diebstahl ergibt sich Geldgewinn. Daher ist Tempelraub und Diebstahl zwar ein Übel, aber nur deshalb, weil es mehr Schlimmes mit sich bringt als Gutes. Denn es bringt zwar Gewinn, aber zugleich' auch Furcht, Unruhe, Qualen für Psyche und Leib. Wer dies behauptet, der muss auch dafür eintreten, dass der Tempelraub, wie er ein Übel ist, weil er viele Übel verursacht, teilweise doch auch ein Gut sei, weil er etwas Gutes schafft -

eine geradezu haarsträubende Behauptung. Gleichwohl gilt es als ganz ausgemacht, dass Tempelraub, Diebstahl, Ehebruch unter die Güter zu rechnen sei. Wie viele gibt es, die über einen Diebstahl nicht erröten, wie viele, die sich des Ehebruchs rühmen! Denn kleine Diebe straft man, große werden durch Triumphzüge gefeiert. Bedenke ferner, dass der Raub, wenn er überhaupt in irgendwelcher Beziehung etwas Gutes ist, auch moralisch gut und rechtmäßig genannt werden wird, denn er ist eine von uns [als einheitlicher Person] ausgehende Handlung. Aber damit kann sich keines Menschen Geist zufrieden geben.

Es bleibt also dabei: aus Schlechtem kann das Gute nicht hervorgehen. Denn wenn, wie unser Gegner sagt, der Raub nur deshalb ein Übel ist, weil er viel Übles im Gefolge hat, so braucht man dem Räuber nur die Strafe zu erlassen, braucht ihm nur seine Sicherheit zu verbürgen, und der Raub wird zum vollen Gute. Allein die schwerste Strafe der Verbrecher liegt in ihnen selbst. Ja, du irrst, wenn du mit der Strafe erst auf den Henker oder den Kerker wartest. Die Strafe folgt der Tat auf dem Fuß, ja sie erfolgt schon während der Tat. Niemals also erwächst das Gute aus dem Bösen, so wenig wie die Feige aus dem Ölbaum. Die Frucht entspricht dem Samen, das Gute kann nicht aus der Art schlagen. Wie aus dem Schimpflichen nicht das Ehrbare hervorgeht, so aus dem Schlechten nicht das Gute. Denn ehrbar und gut decken sich.

Einige der Unseren finden sich mit dem besprochenen Einwand so ab: „Nehmen wir auch an, das Geld sei ein Gut, gleichviel, woher es stamme, so stammt das Geld doch nicht aus dem Raub, auch wenn es dem Raube entnommen wird. Das will so verstanden sein: In derselben Urne ist Gold und eine Viper. Wenn du Gold aus der Urne nimmst und nicht noch ein zweites Mal hineingreifst, weil auch eine Viper darin ist, so gibt dir, wohlverstanden, die Urne das Gold nicht, weil sie eine Viper in sich birgt, sondern sie gibt das Gold, obschon sie auch eine Viper in sich birgt. Ebenso steht es mit dem Gewinn aus einem Raub: Er ergibt sich nicht daraus, dass ein Raub schimpflich und verbrecherisch ist, sondern daraus, dass er auch Gewinn mit sich führt. Wie in jener Urne die Viper das Übel ist, nicht das Gold, das neben der Viper liegt, so ist beim Raub das Verbrechen, nicht der Gewinn das

<sup>528</sup> Fußnote Apelt: Verse aus Vergil: Georg., I, 53.

Übel.“ Damit bin ich nicht einverstanden. Denn die Sachlage ist in beiden Fällen eine durchaus verschiedene: Dort kann ich das Gold wegnehmen ohne die Viper, hier dagegen kann ich den Gewinn nicht machen ohne den Raub. Der Gewinn liegt hier nicht neben dem Verbrechen, sondern ist mit ihm unlöslich verbunden.

Eine Sache, deren Erreichung für uns mit vielen Übeln verknüpft ist, ist kein Gut. Zu Reichtum aber zu gelangen, ist mit vielen Übeln verbunden; also ist Reichtum kein Gut.

Man erwidert: Von den beiden Vordersätzen dieses Schlusses lautet der eine: Wollen wir Reichtum gewinnen, so geraten wir in viele Übel. In viele Übel aber geraten wir auch, wenn wir die Tugend gewinnen wollen. Es macht einer, seine Bildung zu fördern, eine Seereise und erleidet Schiffbruch, ein anderer gerät in Gefangenschaft. Der andere Satz lautet: Was uns in viele Übel geraten lässt, das ist kein Gut. Aus diesem Vordersatz folgt nicht, dass wir durch Reichtum oder Hingabe an die Lust in Übel geraten. Oder aber, wenn wir durch Reichtum in viele Übel geraten, so ist der Reichtum nicht nur kein Gut, sondern auch ein Übel; ihr aber behauptet nur, er sei kein Gut. Zudem gebt ihr ja zu, der Reichtum bringe auch einige Vorteile; ihr zählt ihn zu den das Leben begünstigenden Dingen, aber aus dem nämlichen Grunde wird er auch zu diesen nicht gehören; denn er wird für uns Veranlassung zu vielerlei Störendem. Diesem Einwurf begegnen einige der Unsern so: "Ihr irrt, wenn ihr diese Störungen auf Rechnung des Reichtums setzt. Dieser verletzt niemanden; es ist entweder die eigene Torheit oder die Nichtswürdigkeit anderer, die den Schaden verursacht, wie denn das Schwert für sich niemanden tötet, sondern nur als Waffe in der Hand des Mörders. Wenn um des Reichtums willen dir Schaden erwächst, so ist es nicht der Reichtum selbst, der dir schadet."

Poseidonius gibt meines Erachtens hierüber bessere Auskunft. Er sagt: Reichtum ist Ursache von Übel, nicht weil er selbst Übel bewirkt, sondern weil er andere dazu anreizt es zu tun. Denn es ist wohl zu unterscheiden zwischen der unmittelbar und notwendig den Schaden bewirkenden Ursache und der dieser vorausgehenden. Eine solche vorausgehende Ursache bildet der Reichtum.

Er macht aufgeblasen, erzeugt Hochmut, erweckt Neid und führt den Geist auf Abwege in einem Maße, dass der bloße Ruf des Reichtums uns entzückt, selbst wenn er uns auch schaden sollte. Alles ethisch Gute aber muss jeden Makels ledig sein; es lässt die Psyche unverdorben, bereitet ihr keine Unruhe, es erhöht und erweitert ihre Kraft, doch ohne sie hochmütig zu machen. Das Gute führt zum Selbstvertrauen, der Reichtum zur Dreistigkeit. Das Gute führt zu psychischer Größe, der Reichtum zum Übermut. Übermut aber ist nichts anderes als ein trügerischer Schein von innerer Größe. „So kommt es denn,“ sagt er, „dass der Reichtum nicht nur kein Gut, sondern sogar ein Übel ist.“ Er wäre ein Übel, wenn er an sich schon schadete, wenn er, wie gesagt, die unmittelbar wirkende Ursache wäre; tatsächlich aber ist er nur die mittelbare Ursache und zwar insofern, als er die Gemüter nicht bloß reizt, sondern auch anzieht. Denn er täuscht durch den Schein eines Gutes, der der Wahrheit nahekommt und bei den meisten Glauben findet. Auch bei der Tugend findet sich ein solches mittelbares Ursachenverhältnis; sie erregt Unwillen, denn vielen ist sie wegen ihrer Weisheit, vielen auch wegen ihrer Gerechtigkeit verhasst. Allein dieser Grund liegt nicht in ihrem eigentlichen Wesen und hat mit der Wahrheit nichts zu tun. Denn im Gegenteil stellt sich die Tugend wahrheitsgetreuer den Herzen der Menschen in derjenigen Gestalt dar, die Liebe und Bewunderung bei ihnen erweckt.

Poseidonius empfiehlt folgenden Schluss: „Was der Psyche weder Größe noch Vertrauen noch Sorgenfreiheit gibt, ist kein Glücks-Gut. Reichtum aber, gute Gesundheit und dergleichen bewirken dies nicht; also sind sie keine Glücks-Güter.“ Diesem gibt er noch eine weitere Steigerung folgendermaßen: „Was der Psyche weder Größe gibt noch Selbstvertrauen noch Sorgenfreiheit, dagegen aber Übermut, Aufgeblasenheit, Anmaßung hervorruft, das ist von Übel. Von den Zufallsgaben aber werden wir dazu getrieben: Also sind sie keine Glücks-Güter.“

„Von dieser Seite gesehen“, erwidert man, „werden sie nicht einmal als Begünstigungen gelten können“. - Mit den Begünstigungen hat es eine andere Bewandnis als mit den Gütern. Begünstigend ist das, was mehr Nutzen als Nachteile bringt. Das Gute aber muss durchweg

probehaltig und in jeder Beziehung unschädlich sein. Nicht das ist gut, was mehr nützt, sondern was nur nützt. Zudem kann man von begünstigenden Umständen auch bei Tieren reden, sowie auch bei unvollkommenen Menschen und Toren. Daher kann dem Begünstigten auch Nachteiliges beigemischt sein, doch nennt man es Begünstigung im Hinblick auf das, was darin überwiegt. Das Gute hat seine volle Beziehung nur auf den Weisen; es muss ohne jeden Makel sein.

Nun atme froh auf! Nur noch ein Knoten ist zu lösen, allerdings ein herkulischer: „Aus Üblem entsteht kein Glücks-Gut. Aus zahlreichen Armutsverhältnissen entsteht Reichtum; also ist der Reichtum kein Glücks-Gut.“

Diesen Schluss erkennen die Stoiker nicht an. Die Peripatetiker sind die Erfinder desselben, und sie geben auch die Widerlegung dazu. Poseidonius aber sagt, dieser in allen philosophischen Schulen förmlich abgehetzte Trugschluss werde von Antipater folgendermaßen widerlegt: „Das Wort Armut bedeutet nicht den Besitz, sondern die Entziehung, oder, wie die Alten sagten, das Versagtsein, die Negation, also das, was die Griechen Verneinung nennen. Man bezeichnet damit nicht was einer hat, sondern was er nicht hat. Aus zahlreichen Leerheiten kann nichts voll werden. Reichtum entsteht aus Vervielfältigung von Sachen, nicht aus Vervielfältigung des Mangelnden. Ihr nehmt das Wort Armut in ungehöriger Bedeutung: Armut ist nicht ein Zustand, in dem man wenig besitzt, sondern ein solcher, in dem man vieles nicht besitzt: er erhält also seine Bedeutung nicht von dem, was man hat, sondern von dem, was man nicht hat.“

Ich würde mich leichter verständlich machen, wenn es ein lateinisches Wort gäbe für das griechische „Nichtvorhandensein“. Diesen Begriff wendet Antipater auf die Armut an. Was mich betrifft, so sehe ich nicht, was die Armut anderes sei als der Besitz von Wenigem. Wie es mit dem eigentlichen Wesen von Reichtum und Armut bestellt sei, darüber wollen wir uns späterhin einmal klar zu werden versuchen, wenn wir einmal recht ausgiebige Zeit haben. Allein auch dann wollen wir uns fragen, ob es nicht besser sei, die Armut so glimpflich wie möglich zu behandeln und den Reichtum seines Übermutes zu entkleiden, als

stände das Urteil über die Sache selbst bereits ganz fest. Nimm an, wir seien in eine Volksversammlung berufen: es liegt ein Gesetzesantrag vor über Abschaffung des Reichtums. Werden wir da den Leuten mit dialektischen Kunststücken kommen, um ihnen zu raten oder abzuraten? Werden wir dadurch etwa bewirken, dass das römische Volk seine Armut, diese Grundlage und Ursache seiner Weltherrschaft, sich wieder herbeiwünscht und preist, vor seinem Reichtum aber sich fürchtet? Dass es sich sagt, dieser Reichtum stammt von den Besiegten her, bei denen man ihn gefunden, er sei die Quelle der Gunstbuhlei, des Unfugs der Spender, der Aufstandsbewegungen [Sklavenaufstände], die über die ehrwürdige und in bester Zucht befindliche Stadt hereingebrochen sind; dass es sich ferner sagt, die Beute aus aller Welt werde mit übermäßiger Prachtentfaltung zur Schau gestellt, was aber ein Volk allen geraubt, das könne dem einen leicht von allen wieder entrissen werden? In diese Richtung sollte die Verhandlung verlaufen: Es ist besser, der Leidenschaften vollständig Herr zu werden als ihnen nur künstliche Grenzen zu bestimmen. Können wir, so lass uns kräftiger reden, wo nicht, doch verständlicher.

#### 88. Brief

[Betrachtungen über den Wert der Künste und Wissenschaften]

[...] Ich komme nun zu dem, was sich der Kenntnis der Sternenwelt rühmt:

*„Wo sich berge am Himmel das kalte Gestirn des Saturnus,*

*Welche Kreise durchirre Merkurius' wanderndes Feuer.“*<sup>529</sup>

Was soll es nützen, dies zu wissen? Soll ich voll Sorge sein, wenn Saturn und Mars in Opposition zueinander stehen oder wenn Saturn dem abendlichen Untergang des Merkur zuschaut? Soll ich mich nicht vielmehr zu der Erkenntnis erheben, dass diese Sterne, wo sie auch stehen, günstig für mich sind und in unverrückbarer Ordnung ihren Lauf vollziehen? Ein unverbrüchliches Schicksalsgesetz bestimmt ihre unvermeidliche Bahn. In fest bestimmtem Wechsel kehren sie wieder und verursachen entweder alle Geschehnisse oder

<sup>529</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, >Georgia<, I, 336 f.

verkünden sie. Aber nimm das erstere an: Was nützt uns die Kenntnis des Unabänderlichen? Oder nimm das andere an: Was hat es auf sich mit der Voraussicht dessen, dem man doch nicht entgehen kann? Magst du es wissen oder nicht wissen, geschehen wird es unbedingt.

*„Wenn du zur eilenden Sonne und der folgenden Sterne Ordnungen wendest den Blick, wird nie dich die morgige Stunde täuschen, noch je in der heiteren Nacht Arglist dich berücken.“*<sup>530</sup>

Es ist mehr als genug dafür gesorgt, dass ich [Seneca meint sich selber] vor Arglist<sup>531</sup> sicher bin. Man erwidert: Täuscht mich etwa die morgige Stunde nicht? Was mir ohne mein Wissen zustößt, das täuscht mich doch. Was mich anbelangt, so weiß ich nicht, was kommen wird; wohl aber weiß ich, was kommen kann. Das bewahrt mich vor Verzweiflung. Ich erwarte alles. Wird mir etwas erspart, so rechne ich es mir zugute. Die Stunde täuscht mich, wenn sie schonend mit mir verfährt; doch nein, selbst dann täuscht sie mich nicht. Denn so gut wie ich weiß, dass alles geschehen kann, so gut weiß ich auch, dass nicht alles unbedingt geschehen wird. Gewiss, ich hoffe auf das Gute, bin aber auf das Schlimme gefasst. [...]

#### 89. Brief

[Von der Einteilung der Philosophie]

Du verlangst etwas sehr Nützliches und für einen nach Weisheit Strebenden Unentbehrliches: Eine Einteilung der Philosophie und eine Zerlegung ihres gewaltigen Körpers in seine Glieder. Denn leichter gelangen wir durch die Teile zur Kenntnis des Ganzen. Könnte doch, wie doch die ganze Gestalt der Welt zur Anschauung kommt, so auch die ganze Philosophie uns vor Augen treten: Ein Schauspiel, ähnlich dem des Weltalls!

Wahrlich, die Philosophie würde alle Menschen zur Bewunderung hinreißen, so dass sie alles hinter sich ließen, was sie jetzt, aus Unkunde ihrer Großartigkeit, für gering achten.

<sup>530</sup> Fußnote Apelt: Aus Vergil, >Georgia<, I, 424

f.

<sup>531</sup> Fußnote Hrsg.: Manche übersetzen anstatt „Arglist“ auch „Hinterlist“ (Reclam 2014). Offensichtlich besaß Seneca Feinde in Rom, vor denen er sogar einen Mordanschlag befürchten musste. Einer dieser Todfeinde könnte der berüchtigte Delator Suillius gewesen sein.

Doch weil uns dies nicht zuteil werden kann, so werden wir sie so betrachten müssen, wie man einzelne Teile der Welt beschaut. Der Geist des Weisen umfaßt zwar ihre ganze Masse und durchläuft sie mit einem Blick ebenso schnell, als unsere Augen den Himmel; denen aber, die noch die Finsternis mühsam durchbrechen müssen und deren Augen schon für das Nächstliegende nicht ausreicht, kann alles leichter in einzelnen Stücken gezeigt werden, da sie das Ganze noch nicht zu erfassen vermögen.

Ich will also tun, was du verlangst, und die Philosophie in Teile, nicht in Stücke zerlegen; denn es ist zweckmäßig, sie einzuteilen, nicht zu zerschneiden, da es ebenso schwer ist, das zu Kleine wie das zu Große zu fassen. Zuerst also glaube ich dir sagen zu müssen, was für ein Unterschied zwischen der Weisheit und der Philosophie besteht: Die Weisheit ist das vollendete Gut des menschlichen Geistes; die Philosophie ist die Liebe zur Weisheit und das Streben nach ihr. Diese zeigt, wohin jene gelangt ist. Woher die Philosophie ihren Namen hat, ist klar. Das Wort selbst spricht es aus.

Einige haben die Weisheit so definiert, dass sie sagten, sie sei die Wissenschaft der übermenschlichen und menschlichen Dinge. Andere wieder so: Weisheit ist die Kenntnis der übermenschlichen und menschlichen Dinge und ihrer Ursachen.

Auch die Philosophie hat man bald so, bald anders definiert: Die einen sagten, sie sei das Streben nach der Tugend, andere, sie sei das Streben nach Besserung des Gemütes. Einige nannten sie das Verlangen nach richtiger Vernunft. Das steht jedenfalls fest, dass ein Unterschied ist zwischen der Philosophie und der Weisheit, denn unmöglich kann das Erstrebte und das Erstrebende ein und dasselbe sein. Gleich wie ein großer Unterschied ist zwischen der Habsucht und dem Geld, da jene [die Habsucht] begehrt, dieses [das Geld] aber begehrt wird, so auch zwischen der Philosophie und der Weisheit. Denn die Weisheit ist die Wirkung und der Lohn der Philosophie; die Philosophie kommt, zur Weisheit gelangt man. Weisheit ist, was die Griechen >sophia< nennen. Dieses Wortes bedienten sich auch die Römer, wie sie sich noch jetzt des ebenfalls griechischen Wortes >Philosophie< bedienen. Dies beweisen dir sowohl die alten römischen

Nationaldramen, als auch die Inschrift auf dem Grabe des Dossennus:

„*Hospes resiste et sophian dossenni lege*“.<sup>532</sup>

Einige der Unsrigen haben, obgleich die Philosophie das Streben nach Tugend sei, und diese begehrt werde, jene aber begehre, dennoch beide für unzertrennbar gehalten; denn es gibt weder eine Philosophie ohne Tugend, noch eine Tugend ohne Philosophie. Die Philosophie ist das Streben nach Tugend, aber vermöge der Tugend selbst; es kann aber weder eine Tugend geben ohne das Streben nach ihr selbst, noch ein Streben nach der Tugend ohne diese selbst. Denn es ist hier nicht wie bei denen, die aus der Entfernung nach etwas zielen, wo sich der Zielende an einem anderen Ort befindet als das Ziel; noch auch wie bei einer Straße, die zwar nach einer Stadt führt, aber außerhalb derselben ist. Zur Tugend gelangt man nur durch sie selbst. Philosophie und Tugend hängen also eng zusammen.

Die meisten und bedeutendsten Gewährsmänner stellen drei Teile der Philosophie auf: Die Morallehre [Ethik], die Physik und die Logik. Die Morallehre regelt das Gemüt; die Physik erforscht die Natur der Dinge, die Logik prüft die eigentümlichen Bedeutungen der Ausdrücke, ihre Zusammenstellung und die Beweisgründe, damit sich nichts Falsches statt Wahrem einschleiche. Übrigens finden sich auch einige, die die Philosophie in weniger Teile oder in mehr Teile zerlegen. Einige Peripatetiker fügten einen vierten Teil hinzu, die Politik, weil er ein selbständiges Studium erfordere und sich mit einem anderen Gegenstand beschäftige. Manche fügten diesen noch einen Teil bei, den sie die Ökonomie nennen, also die Wissenschaft, das Hauswesen zu verwalten. Einige haben auch einen besonderen Abschnitt „Über die Lebensarten“ ausgeschieden. Alles dies gehört [bei den Stoikern] in die Morallehre [Ethik].

Die Epikureer behaupten, es gebe nur zwei Teile der Philosophie, die Morallehre und die Physik, die Logik beseitigten sie. Da sie aber später durch die Gegenstände selbst

genötigt wurden, Zweideutiges auszuscheiden und das Falsche, das sich unter dem Schein des Wahren verbirgt, zu entlarven, so führten sie einen Abschnitt ein, dem sie den Titel >Vom Urteil und der Regel< gaben; somit führten sie unter anderem Namen die Logik wieder ein, betrachten sie aber nur als einen Anhang der Physik.

Die Cyrenaiker hoben die Physik und die Logik auf und begnügten sich einzig mit der Morallehre; allein auch diese führten auf andere Weise wieder ein, was sie beseitigten. Sie teilen nämlich die Morallehre in fünf Teile, so dass der eine von den Dingen handelt, welche man fliehen und welche man suchen soll, der zweite von den Affekten, der dritte von den Handlungen, der vierte von den Ursachen, der fünfte von den Beweisgründen. Die Ursachen der Dinge aber gehören zur Physik, die Beweisgründe zur Dialektik und die Handlungen in die Morallehre.

Ariston von Chios behauptete, die Physik und die Dialektik seinen nicht nur überflüssig, sondern auch zweckwidrig. Selbst die Morallehre, den einzigen Teil, den er übrig ließ, beschnitt er. Er entfernte davon den ganzen Abschnitt, der die Verhaltensregeln enthält, und behauptete, er sei nur für den Erzieher wichtig, nicht für den Philosophen. Als ob der Weise [der Stoiker] etwas anderes wäre, als ein Erzieher der Menschen!

Auch der Morallehre [Ethik] beliebte man wieder drei Unterteilungen zu geben. Die erste ist die Untersuchung, die einem jeden das Seine anweist, und beurteilt, was jedes Ding wert sei. Eine sehr nützliche Lehre, denn was ist nötiger, als den Wert der Dinge zu bestimmen? Die zweite Unterteilung handelt von den Handlungen, die dritte von den Trieben.

Die erste Überlegung ist, dass du beurteilst, wie hoch jede Sache zu halten ist. Die zweite Überlegung, dass du den Trieb danach regelst und mäßigst, die dritte, dass zwischen deinen Trieben und Handlungen Übereinstimmung herrsche, damit du in allen drei Überlegungen mit dir selbst harmonierst. Alles, was von diesen drei Überlegungen abweicht oder fehlt, stört auch die übrigen. Denn was nützt es, über alles ein richtiges Urteil im Kopf zu haben, wenn du in deinen Trieben zu heftig bist? Was hilft es, die Triebe unterdrückt und die Begierden in deiner Gewalt zu haben, wenn du beim Handeln die rechte

<sup>532</sup> Fußnote Apelt: Fabius Dossennus, ein alter Atellanendichter. Die Grabschrift lautet deutsch: „Stehe still, Fremdling, und lies die Sophia des Dossennius.“

Zeit verkennst und nicht weißt, wann, wo und wie es geschehen muß? Denn es sind verschiedene Dinge, die Wichtigkeit und den Wert der Dinge zu kennen, oder den rechten Augenblick zu wissen, oder die Triebe zu zügeln und zum Handeln überzugehen ohne zu stürzen. Dann erst befindet sich das Leben im Einklang, wenn die Handlung dem Trieb nicht widerspricht, und der Trieb sich nach der Wichtigkeit einer jeden Sache bald schwächer, bald heftiger regt, je nachdem diese *verdient* begehrt zu werden.

Die Physik wird in zwei Abschnitte zerlegt, und zwar in die Lehre von den körperlichen und unkörperlichen Dingen. Beide teilen sich wieder, sozusagen, in ihre Stufen ein. Der Abschnitt von den körperlichen in diese: Erstens in solche, die hervorbringen und die von jenen hervorgebracht werden; hervorgebracht aber werden die Elemente. Die Lehre von den Elementen selbst ist, wie einige glauben, einfach; nach anderen teilt sie sich in die [Abschnitte von der] Materie, von der alles bewegenden Ursache und von den Urstoffen.

Es bleibt noch übrig, dass ich auch die Logik einteile: Jede Rede ist entweder eine fortlaufende, oder eine zwischen Fragen und Antworten geteilte. Letztere beliebt man Dialektik, erstere Rhetorik zu nennen. Die Rhetorik hat es mit den Worten, ihrem Sinn und ihrer Anordnung zu tun. Die Dialektik teilt sich wiederum in zwei Teile, in Worte und Begriffe, d. h. in die Sachen, wovon man spricht, und in die Ausdrücke, womit man spricht. Hieraus aber folgt eine weitere große Einteilung beider Unterabteilungen; daher will ich hier schließen, denn: „*Nur das Merkbare sei berichtet*“<sup>533</sup> sonst würde, wenn ich die Unterteilungen noch weiter unterteilte [aus diesem Brief] ein Buch von Untersuchungen werden. Dergleichen zu lesen, widerrate ich dir nicht, mein bester Lucilius, wenn du nur alles, was du liest, sogleich auf die Veredelung deines Charakters beziehst. Ihn zügle, belebe das in dir Erschlaffte, verbinde das haltlos Gewordene, bezähme das Widerspenstige, züchtige deine und, so weit du es vermagst, auch die allgemein herrschenden Begierden, und wenn man dir zuruft: „Wie lange noch immer das Gleiche?“ so antworte: „Ich könnte euch entgegenen: Wie lange noch immer die gleichen Fehler? Ihr wollt früher mit

<sup>533</sup> Fußnote Apelt: Virgil, Aeneis I, 342.

den Heilmitteln aufhören, als mit euren Fehlern? Ich aber will um so mehr reden und, weil ihr [meinen Rat] verschmäht, dabei verharren. Dann fängt die Behandlung zu wirken an, wenn die Berührung dem fühllos gewordenen Körper wieder Schmerz verursacht. Ich will, auch gegen euren Willen, nützliche Worte zu euch sprechen. Mag auch zuweilen ein unfreundliches Wort zu euch dringen, und weil ihr die Wahrheit unter vier Augen nicht hören wollt, so hört sie nun öffentlich.“ [...]

#### 91. Brief

[Mahnung zu innerer Gefasstheit auch bei großem Unglück]

Unser Freund Liberalis<sup>534</sup> ist jetzt von tiefer Trauer erfüllt durch die Nachricht von der Feuersbrunst, die unsere Pflanzstadt Lugdunum<sup>535</sup> in Asche gelegt hat. Dieses Unglück, für jeden erschütternd, musste den stärksten Eindruck machen auf den seiner Vaterstadt auf das Innigste ergebenen Mann. So ist es denn dahin gekommen, dass ihn seine innere Fassung im Stiche lässt, zu der er eben nur solchen Ereignissen gegenüber sich kräftig genug gemacht hat, die befürchten zu müssen er überhaupt für möglich hielt.

Aber dieses Unglück war so unerwartet, ja so unerhört, dass ich mich nicht wundere, wenn niemand es befürchtete; war es doch ohne Beispiel. Denn Feuersbrunst hat viele Gemeinden heimgesucht, aber keine hat sie vernichtet. Denn auch, wo von Feindeshand Feuer in die Häuser geschleudert wird, bleiben viele Stellen verschont; und obwohl der Brand sich ab und zu wieder regt, hält er doch selten eine so gründliche Ernte, dass er für das Schwert nicht noch etwas übrig ließe. Selbst was Erdbeben anlangt, hat es doch kaum jemals eine so schwere und vernichtende Erschütterung gegeben, dass ganze Städte zugrunde gingen. Kurz, niemals hat es eine so verheerende Feuersbrunst gegeben, dass sie für eine zweite Feuersbrunst nicht noch etwas übrig ließ. So viele herrliche Werke, deren jedes

<sup>534</sup> Fußnote Apelt: Aebutius Liberalis. Vermutlich derselbe, dem das Werk >Über die Wohltaten< gewidmet ist.

<sup>535</sup> Fußnote Apelt. Lugdunum, Lyon, wurde im Jahr 58 u. Zr. durch eine Feuersbrunst völlig eingeäschert.

einzelne eine Stadt berühmt machen könnte, hat eine einzige Nacht vernichtet; und mitten im Frieden spielte sich ein Ereignis ab, das alles hinter sich lässt, was selbst im Krieg zu befürchten steht. Wer sollte es glauben? Allenthalben ruhen die Waffen, der ganze Erdkreis erfreut sich voller Sicherheit, und Lugdunum [Lyon], dieser Glanzpunkt ganz Galliens, ist nicht mehr zu finden. Allen, denen in ihrer staatlichen Tätigkeit das Schicksal schwere Prüfungen auferlegte, war es von diesem vergönnt, ihr kommendes Unglück im Voraus zu fürchten. Jedes erschütternde Ereignis erforderte sonst eine gewisse Zeit zur Entwicklung seiner zerstörenden Kraft: Hier aber genügte eine einzige Nacht, um eine großartige Stadt in ein völliges Nichts zu verwandeln. Ja, dieser mein Bericht an dich über ihren Untergang nimmt mehr Zeit in Anspruch als der Untergang selbst.

Dies alles wirkt lähmend auf das Gemüt unseres Liberalis, das sonst fest und mutig ist bei persönlichen Verlusten. Und seine Erschütterung ist auch sehr begreiflich. Das Unerwartete drückt stärker auf uns, das Überraschende erhöht das Gewicht der Schicksalsschläge; und welcher Mensch empfindet nicht schmerzlicher den Verlust dessen, woran er mit voller Bewunderung hing? Daher müssen wir auf alles gefasst sein und unsere Gedanken nicht etwa bloß auf das richten, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, sondern was geschehen kann. Denn was gäbe es, was das Schicksal nicht, wenn dies in seinem Willen liegt, auch dem blühendsten Zustand entfremden könnte, was es nicht um so schärfer angriffe und erschütterte, je glanzvoller es leuchtet? Was wäre ihm unerreichbar, was schwer?

Nicht immer nur auf einem Weg erfolgt sein Angriff, nicht einmal immer auf dem ganzen Weg: Bald ruft es unsere Kraft gegen uns zu Hilfe, bald findet es, zufrieden mit der eigenen Kraft, Verderbliches ohne Anstifter. Jede Zeit ist ihm gelegen. Mitten in den Lustgenüssen finden sich Veranlassungen zum Schmerz. Im tiefsten Frieden kommt es zum Ausbruch des Krieges; und die vermeintlichen Sicherheiten werden zu Bedrohungen. Der Freund wird zum Feind, der Bundesgenosse zum Gegner. Das ruhige Sommerwetter schlägt plötzlich um in Sturm, der brausender rast als im Winter. Ohne Feind müssen wir

Feindseliges über uns ergehen lassen; und finden sich sonst keine Gründe dazu, so ist es das eigene übermäßige Glück, das den Anlass zum eigenen Sturz gibt. Auch der Maßvollste bleibt nicht von Krankheit verschont, der Stärkste nicht von Schwindsucht, der Unschuldigste nicht von Strafe, der Zurückgezogenste nicht von verwirrendem Lärm. Der böse Zufall weiß irgend etwas Unerhörtes zu finden, wodurch er die Vergesslichen an seine Kraft erinnert. Was eine lange Reihe von Geschlechtern unter mancherlei Anstrengungen, doch von der Huld des Schicksals begünstigt, aufgerichtet hat, das lässt ein einziger Tag in alle Winde verfliegen. Lange Frist gewährt dem heraneilenden Unglück der, der von einem Tag spricht; eine Stunde aber schon, ja ein Augenblick genügt, um große Reiche zu zerstören.

Unsere Schwäche und unser Unvermögen fände einigen Trost, wenn alles für seinen Untergang ebenso viel Zeit brauchte wie für seine Entstehung; tatsächlich aber wächst der Aufbau langsam empor, während es mit dem Untergang überraschend schnell geht. Weder der Einzelne noch der Staat hat einen festen Halt. Menschen wie ganze Gemeinden verfallen der Macht des Schicksals. Mitten in der tiefsten Ruhe erklingt der Schreckensruf und ohne dass von außen störende Ursachen einwirken, bricht Unheil herein von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Ohne sichtbaren Anlass stürzen Reiche zusammen, die innere und auswärtige Kriege glücklich überstanden hatten. Welcher Staat hat sich auf Dauer mit dem Glück abzufinden vermocht? Man muss also alle Möglichkeiten überdenken und sich innerlich wappnen gegen alles, was da kommen kann. Verbannung, Folter, Krankheit, Krieg, Schiffbruch - nichts halte für unmöglich. Ein Zufall kann dich dem Vaterland, kann das Vaterland dir entreißen, kann dich in die Einsamkeit treiben. Eben die Stätte, wo man im Gedränge fast erstickt, kann zur Einöde werden. Jede denkbare menschliche Lebenslage muss man sich vor Augen stellen und dabei nicht auf die Häufigkeit des Vorkommens, sondern auf den höchsten Grad desselben sich im Voraus gefasst machen, wenn wir nicht unterliegen und uns nicht durch das Außergewöhnliche, als wäre es etwas Unerhörtes, betäuben lassen wollen.

Man muss das Schicksal in seiner vollen Gewalt dem Geist gegenwärtig halten. Wie oft sind Städte Asiens, wie oft Städte Achaïas [Griechenlands] durch ein einziges Erdbeben zertrümmert worden. Wie viele Städte Syriens und Mazedoniens sind versunken, wie oft ist Zypern von diesem Unglück heimgesucht worden, wie oft ist Paphos in sich zusammengestürzt. Oft genug wurde uns der Untergang ganzer Städte gemeldet; und wir, die wir so häufig davon Nachricht erhalten, müssen wir denn etwa immer eine Ausnahme sein? Machen wir uns also kampfbereit gegen die Heimsuchungen des Schicksals; und sagen wir uns, dass, was auch sich ereignet haben mag, nicht so gewaltig ist als es gerüchteweise erscheint. Eine blühende Stadt [Lyon], die Zierde der Provinzen, zu denen sie gehörte und von denen sie sich zugleich abhob durch ihre Herrlichkeit - sie ist in Asche gelegt, obwohl sie nur auf einer einzelnen, nicht besonders ausgedehnten Anhöhe lag. Blick hin auf alle die Städte, die jetzt als großartig und herrlich gepriesen werden: Selbst die letzten Spuren derselben wird die Zeit verwischen. Siehst du nicht, wie in Achaïa die Fundamente auch der namhaftesten Städte bereits geschwunden sind und dass es keine Überreste noch irgendwelche Kunde davon gibt, dass sie zumindest einmal dagewesen sind. Und nicht nur was durch Menschenhand errichtet wurde sinkt dahin, nicht nur was durch Menschenkunst und Menschenfleiß entstanden ist, rafft die Zeit hinweg: Ganze Bergrücken bröckeln ab, ganze Erdteile senken sich und Gegenden, die meilenweit vom Meere entfernt lagen, sind jetzt von seinen Fluten bedeckt. Die unbändige Kraft des Feuers hat ganze Hügel, die von seinem Widerschein erleuchtet waren, in sich zusammensinken lassen, ja selbst himmelhohe Berggipfel, den Seefahrern ein Trost und Wegweiser, sind bereits geborsten. Also auch was die Natur selbst geschaffen hat, bleibt nicht verschont; und darum müssen wir uns mit Gleichmut damit abfinden, dass auch Städte zugrunde gehen. Sie stehen nur, um dereinst zu fallen. Allen steht dies Ende bevor, sei es, dass eine verhaltene Gewalt und die aus ihrem Verschluss hervorbrechende Windsbraut die Fesseln sprengen, von der sie gehalten werden; sei es, dass die im Verborgenen nur um so verheerendere Kraft der Gießbäche sich hervordränge, oder dass die Gewalt der

Flammen das Gefüge des Bodens zerrüttet hat, oder dass das Alter, vor dem nichts bewahrt bleibt, sich Stück für Stück dieses Bodens bemächtigt hat, oder dass bösertiges Klima die Völker fort getrieben und das Land in verwaarlostem Zustand zurückgelassen hat. Alle Anschläge des Schicksals aufzuzählen, das würde zu weit führen; dies eine aber, weiß ich, ist sicher: Alles Menschenwerk ist zur Vergänglichkeit verurteilt, wir leben inmitten einer Umgebung, der keine Dauer beschieden ist.

Mit diesen und ähnlichen Trostgründen versuche ich unserem Liberalis beizukommen, der von einer unglaublichen Liebe zu seiner Heimat durchdrungen ist. Und doch, wer weiß? Vielleicht ist diese seine Heimat nur untergegangen, um desto schöner wieder zu erstehen? Oft hat gewaltsames Unrecht nur Platz gemacht für eine bessere Lebenslage. Vieles ist zu Fall gekommen, um sich um so höher zu erheben. Timagenes, der für das Glück unserer Stadt [Rom] nichts übrig hatte, pflegte zu sagen, die Brände in Rom bereiteten ihm nur deshalb Schmerz, weil er wüsste, dass aus den Trümmern des Brandes Besseres erstehen werde. So darf man denn auch in unserem Fall - bei diesem Brandunglück von Lugdunum - annehmen, dass alle wetteifern werden, das Verlorene durch Besseres und Sichereres zu ersetzen. Möge der Neugründung eine längere Dauer beschieden sein, möge sie unter glücklichen Wahrzeichen einer längeren Zukunft entgegensehen! Denn diese Pflanzstadt hat seit ihrem Ursprung erst hundert Jahre hinter sich, ein Alter, das selbst für den Menschen noch nicht das äußerste ist. Von Munatius Plancus gegründet, entwickelte sie sich infolge der günstigen Ortslage zu einer so zahlreichen Gemeinde. Und doch! Wie viele schwere Schläge musste sie über sich ergehen lassen im Verlaufe eines langen Menschenalters. Daher soll man darauf bedacht sein, seine Psyche heranzubilden zum Verständnis und zur Ertragung des ihr beschiedenen Loses und soll sich sagen, dass das Schicksal vor keinem Wagnis zurück schreckt, dass es gegen jedes Herrscherreich ebenso viel Macht habe wie gegen jeden Herrscher, dass es gegen Stadtgemeinden ebenso viel vermag wie gegen einzelne Menschen; das alles darf uns keinen Anlass zum Unwillen geben. Die Welt, in die wir

eingetreten sind, fordert den Gehorsam gegen ihre Gesetze. Bist du einverstanden, so gehorche. Bist du nicht einverstanden, so schaffe dir einen Ausweg ganz nach deinem Belieben. Widerfährt dir eine nur dir allein persönlich geltende Unbill, so mache deinem Unwillen Luft; aber handelt es sich um die wohlbekannte, Hoch- wie Niedrigstehende unter ihr Joch beugende Notwendigkeit, so schließe deinen Frieden mit dem Schicksal, von dem alles ins Gleiche gebracht wird. Du darfst die Menschen nicht einschätzen nach den Grabhügeln und Monumenten, die, einer von den anderen sich abhebend, der Landstraße zum Schmuck gereichen: Der Tod macht alle gleich. Als Ungleiche treten wir ins Leben ein, als Gleiche verlassen wir es.

Was ich von den Bewohnern der Städte sage, das gilt auch von den Städten selbst. Ardea wurde erobert, ebenso gut wie Rom. Jener Begründer des Menschenrechts [der Aether-Logos, alias das Naturgesetz] hat uns nach Herkunft, Stand und klangvollem Namen nur solange unterschieden als wir leben. Ist es mit unserem sterblichen Teil zu Ende gegangen, so heißt es: „Nun, Ehrgeiz, lebe wohl. Über allem, was auf Erden wandelt, waltet das eine und gleiche Gesetz.“ Wir gleichen uns darin, dass wir alles über uns ergehen lassen müssen: Keiner ist hinfalliger, keiner seiner Sache sicherer für den folgenden Tag als der andere.

Alexander, der Makedonierkönig, nahm Unterricht in der Geometrie; zu seinem Unglück, denn er sollte dadurch zu der Erkenntnis gelangen, wie klein die Erde ist, von der er nur einen winzigen Teil seiner Herrschaft unterworfen hatte. Damit will ich sagen: Unglücklich war er deshalb, weil er einsehen musste, dass er mit Unrecht seinen Beinamen „der Große“ führt. Denn wer kann groß sein im kleinen? Was ihm in diesem Unterricht gelehrt wurde, war von scharfsinniger Art und erforderte die volle Aufmerksamkeit, war also wenig geeignet für einen in wahnwitzigen Vorstellungen schwelgenden Geist, der mit seinen Gedanken über den Ozean hinüber schweifte. „Lehre mich Dinge, die leicht sind“, sagte er zu seinem Lehrer. Dieser antwortete: „Sie sind für alle die gleichen [gleich schwer]“. So spricht, wie du dir denken musst, auch die Natur zu dir: „Das, worüber du klagst, ist für alle das Gleiche. Ich kann niemandem zu etwas Leichterem verhelfen; wohl aber kann jeder,

wenn er nur will, es sich selbst leichter machen.“ Und wie dies? Durch die gleichmütige Stimmung der Psyche. Du musst Schmerz, Durst, Hunger und Altersbeschwerden, wenn dir ein längeres Verweilen unter den Menschen vergönnt ist, über dich ergehen lassen, auch Krankheit, Verlust und Untergang. Doch von all diesen Erscheinungen, die dich umschwirren, darfst du nichts weiter halten als: Nichts von alledem ist ein Unglück, nichts unerträglich oder hart. Die Furcht davor ist nur das Resultat der allgemeinen Ansichten.

So steht es auch mit dem Tod: Du fürchtest ihn in gleichem Maße wie das Gerede darüber. Was ist aber törichter als ein Mensch, der sich vor Worten fürchtet? Treffend pflegt unser Demetrius<sup>536</sup> zu sagen, für ihn hätten die Äußerungen ungebildeter Leute keine andere Bedeutung als die dem Bauch entfahrenden Geräusche. „Denn was“, sagt er, „macht es mir aus, ob sie in hohem oder tiefem Ton entweichen?“

Was für eine Torheit ist es auch zu fürchten, dass man von einem Verleumder [einem Delator] verleumdet wird? Wie ihr das böse Gerede fürchtet ohne Grund, so auch das, was ihr überhaupt nicht fürchten würdet, wenn das Gerede nicht euch selber betreffen würde. Würde etwa ein tugendhafter Mann irgend welchen Schaden erleiden, wenn er von einem üblen Verleumder verfolgt wird?<sup>537</sup>

Auch dem Tod soll übles Gerede bei uns nicht zum Nachteil gereichen: Auch er steht in einem schlechten Geruch. Niemand von allen, die Klage gegen ihn erheben, hat ihn an sich selbst bereits erfahren. Es ist aber doch eine

<sup>536</sup> Fußnote Apelt: Demetrius war ein zeitgenössischer Kyniker. Siehe auch die Briefe 20, Abs. 9 und 62, Abs. 3.

<sup>537</sup> Fußnote Hrsg.: Seneca erwähnt hier den Prozess des Suillius, eines berühmten Delators, der vom römischen Senat angeklagt wurde. Bei diesem Prozess versuchte Suillius Seneca zu verleumden. Und zwar beschuldigte er Seneca, er wäre im Haus des Germanicus ein Ehebrecher gewesen. Das heißt, er beschuldigte ihn, mit Julia Livilla, der Schwester der Kaiserin Agrippina, ein ehebrecherisches Verhältnis gehabt zu haben. Siehe dazu ausführlich die biographischen Daten Senecas. Am Anfang des Briefes ist der Brand von Lyon im Jahr 58 u. Zr. erwähnt. Der Prozess des Suillius fand demnach im gleichen Jahr statt.

Unbedachtsamkeit, etwas zu verurteilen, was man nicht kennt. Dagegen weißt du doch, wie vielen er [der Tod] nützlich ist, wie viele er von Qualen, von Armut, von Klagen, von Martern, von Überdruß befreit hat. Wir [Stoiker] sind in niemandes Gewalt, während der Tod in unserer Gewalt ist.

## 92. Brief

[Die Tugenden allein bewirken  
das glückliche Leben]

Wenn wir darüber einig sind, so folgt daraus, dass wir auch darüber einig sein müssen, das glückliche Leben beruhe einzig und allein darauf, dass die Vernunft in uns vollkommen ist. Denn sie allein lässt nicht zu, dass das Gemüt niedergebeugt wird, sie hält dem Schicksal stand, denn die Tugend erhält sich in jeder Lage der Dinge. Das allein aber ist gut, was niemals einen Abbruch erleidet. Nur der, behaupte ich, ist glücklich, den nichts kleiner macht; er nimmt die höchste Stellung ein und stützt sich auf nichts, als auf sich selbst. Denn wer sich durch fremde Hilfe aufrecht hält, kann fallen. Wenn es so ist, wird vieles, was nicht unser ist, über uns Gewalt haben. Wer aber will durch Zufall bestehen, oder welcher vernünftige Mensch bewundert sich wegen etwas, das nicht sein ist? Was ist ein glückliches Leben? - Freisein von Leid und fortwährende Gemütsruhe. Dies aber wird uns durch Gemütsstärke und Beharrlichkeit verliehen, die an dem, was sie für gut erkannt hat, festhält.

Wie gelangt man dazu? - Wenn man die Wahrheit ganz durchschaut hat, wenn man im Tun Ordnung, Mäßigkeit, Anstand und wohlmeinenden Willen bewahrt hat, der immer auf die Vernunft gerichtet und sich nie von ihr entfernend liebens- und bewunderungswürdig zugleich ist. Kurz, um es dir in einer bündigen Formel zu schreiben: Das Gemüt des Weisen muss so beschaffen sein, wie es einem [gedachten] göttlichen Wesen geziemen würde.

Was kann der vermissen, dem alles Ethischgute zuteil wurde? Denn könnte das Nichtethische zum vollkommenen Zustand etwas beitragen, so würde das glückliche Leben auf Dingen beruhen, mit denen es unvereinbar ist. Was aber ist törichter und schimpflicher, als das Gut des vernünftigen Geistes an das Unvernünftige zu knüpfen?

Einige meinen jedoch, das höchste Glücks-Gut lasse sich vermehren, weil es, wenn ihm Zufälliges widerstreite, nicht vollständig sei. Selbst Antipater, einer der größten Lehrer dieser Schule, sagte, er gestehe den äußeren Dingen etwas zu, jedoch nur sehr wenig. Siehst du aber nicht, was es hieße, mit dem Sonnenlicht nicht zufrieden zu sein, falls nicht noch ein Kerzenflämmchen mit leuchtete? Welche Bedeutung kann bei dieser Helligkeit des Sonnenlichts ein Lichtfunken haben? Bist du mit der Tugend allein nicht zufrieden, so musst du auch wünschen, dass entweder jene Gemütsruhe, die die Griechen Unbeschwertsein oder Unbelästigtsein nennen, oder die Sinnenlust hinzukomme. Ersteres von diesen Dingen, die Gemütsruhe, lässt sich allenfalls noch behaupten, denn ein von Beschwerden freies Gemüt ist ungehindert im Anschauen des Weltalls, und nichts zieht es von der Betrachtung der Natur ab; das andere aber, die Sinnenlust, ist ein Gut des Tieres. Wir fügen dem Vernünftigen das Unvernünftige, dem Ethischguten das Unsittliche bei. Ein Kitzel des Körpers gibt dem Leben großen Reiz; wie könnt ihr aber behaupten, einem Menschen sei wohl, wenn seinem Gaumen wohl ist? Und derjenige, dessen höchstes Gut in wohlschmeckenden Dingen, in Farben und in Tönen besteht, rechnest du, denke ich, nicht unter Männer, sondern unter die Masse. Er scheidet aus der Zahl der edelsten Geschöpfe aus; er gesellt sich zu den unvernünftigen Tieren, die sich nur ihres Futters freuen. [...]

„Ist also der Weise, der länger gelebt hat, den nie ein Schmerz gestört hat, nicht glücklicher, als einer, der stets mit Missgeschick zu kämpfen hatte?“ könnte man fragen. - Ich antworte: Ist er auch besser und moralisch veredelter? Wenn nicht, so ist er auch nicht glücklicher. Um glücklicher zu leben, muss man tugendhafter leben; kann man dies nicht, so lebt man auch nicht glücklicher. Die Tugend lässt sich nicht steigern, also auch nicht das glückliche Leben, das aus ihr entsteht. Denn die Tugend ist ein so großes Gut, dass sie jene geringfügigen Anhängsel, wie kürzeres Leben, Schmerzen und Gebrechen des Körpers gar nicht bemerkt. Sinnenlust ist nicht wert, von ihr bemerkt zu werden.

Was ist das Vorzüglichste an der Tugend? Dass sie des Zukünftigen nicht bedarf und ihre Tage nicht zählt; auch in dem noch so kleinen

Zeitraum bringt sie ihr höchstes Gut zur Vollendung. Dies scheint uns unglaublich und über die menschliche Natur hinauszugehen: Denn wir messen die Hoheit der Tugend nach unserer Schwäche und legen unseren Fehlern den Namen der Tugend bei. Und scheint es nicht ebenso unglaublich, dass einer mitten unter den größten Qualen spricht: Ich bin glücklich! Epikur rief, als ihn einerseits Harnzwang, andererseits unheilbare Schmerzen des vereiterten Unterleibs quälten: „Ich verlebe jetzt meinen glücklichsten und meinen letzten Tag.“ [...]

#### 104. Brief

[Ortsveränderungen können zwar auf den Körper wohltuend wirken, uns aber nicht zur Ruhe der Psyche verhelfen]

Ich bin auf mein Nomentanum<sup>538</sup> geflohen. Meinst du etwa wegen der Stadt? Nein, vielmehr wegen dem Fieber und zwar dem langsam schleichenden. Schon hatte es mich gepackt. Der Arzt erklärte, es sei erst der Anfang, der Puls sei erregt und unsicher, der natürliche Blutumlauf sei gestört. Ich ließ also sofort den Wagen in Bereitschaft setzen. Meine Paulina wollte mich nicht fortlassen, doch ich ließ mich in meinem Entschluss nicht irre machen. Mir kam das Wort des Gallio, meines Familienoberhaupts<sup>539</sup>, auf die Lippe, der beim Eintritt eines Fiebers in Achaia sofort das Schiff bestieg mit dem Ausruf, es sei keine Krankheit des Körpers, sondern der Örtlichkeit. Dies sagte ich meiner Paulina, die mir Gesundheit wünscht. Denn da ich weiß, dass ihr Leben sich ganz um das meine dreht, so fange ich an für mich selbst zu sorgen, um für sie zu sorgen. Das Alter hat mich zwar in mancherlei Hinsicht tapferer gemacht, allein dieser Wohltat des Alters [erhöhte Tapferkeit, bzw. weniger Furcht vor dem Tod] gehe ich dadurch wieder verlustig. Denn ich muss daran denken, dass dieser Greis auch ein junges Leben mit sich umfasst, dem Schonung gebührt. Da ich es nun bei ihr nicht durchsetzen kann, dass sie mit

ihrer Liebe auch höhere Tapferkeit paart, so setzt sie es bei mir durch, dass ich mich sorgsamer liebe. Denn gegen edle Empfindungen muss man nachsichtig sein, und zuweilen muss man, aller drängenden Gründe ungeachtet, zur achtungsvollen Schonung der Seinigen den Atem sogar mit quälender Gewalt zurückrufen und selbst noch auf den Lippen zurückhalten, da der Tugendhafte leben muss, nicht solange es ihm beliebt, sondern solange die Pflicht es erfordert. Wer weder die Gattin noch einen Freund hoch genug achtet, um länger im Leben zu verweilen, wer auf dem Sterben besteht, der ist ein Weichling. Soviel Gewalt soll die Psyche über sich haben, wenn die Rücksicht auf die Nahestehenden es erfordert: Sie soll, und zwar nicht bloß, wenn sie sterben will, sondern auch, wenn sie schon Anstalt dazu getroffen hat, davon abstehen und sich den Angehörigen weiter widmen.

Es zeugt von hoher Sinnesart, um anderer wegen zum Leben zurückzukehren, was große Männer häufig getan haben. Aber auch das ist meines Erachtens ein Zeichen edelster Herzensbildung, dass man sein Alter, in dem man sich sicherer fühlt und mit dem Leben weniger ängstlich umgeht, aufmerksamer behütet, wenn man weiß, dass dies für irgend einen der Unsrigen erfreulich, nützlich und wünschenswert ist. Zudem bringt ein solches Verhalten nicht wenig Freude und Lohn mit sich. Denn was wäre erfreulicher, als seiner Gattin so wert zu sein, dass man sich selbst dadurch werter wird? Es kann also meine Paulina mir nicht nur ihre Furcht zugute rechnen, sondern auch die meinige.

Du fragst, welche Folgen für mich der Entschluss zur Reise gehabt habe. Sobald ich der schädlichen Stadtluft entronnen war mit ihrem Geruch der rauchenden Küchen, die, einmal in Gang gesetzt, ihren verpestenden Dampf mit Staub vermischt von sich geben, spürte ich sofort eine Änderung in meinem Befinden. Von dem Zuwachs an Kraft, den ich gewann, als ich den Weinberg erreicht hatte, kannst du dir kaum eine Vorstellung machen. Auf die Weide gelassen, fiel ich über mein Futter her. Ich habe mich also schon wieder mit mir ins Gleichgewicht gesetzt. Jene Mattigkeit des unzuverlässigen und das Denken hemmenden Körpers ist von mir gewichen. Ich fange an, mich mit ganzer Psyche meinen wissenschaftlichen Bestrebungen hinzugeben.

<sup>538</sup> Fußnote Apelt: Dieses Landgut lag im Sabinerland, 10 Meilensteine von Rom entfernt.

<sup>539</sup> Fußnote Apelt: So nennt er achtungsvoll seinen älteren Bruder, der nach damaligem Brauch nach dem Tod des Vaters das Familienoberhaupt war. Gallio war Präfekt der Provinz Achaia (Griechenland).

Nicht viel kommt dabei auf den Ort an, nur muß die Psyche sich völlig selbst angehören, die mitten im Drang der Geschäfte ihre Abgeschlossenheit bewahren kann, wenn sie nur will; aber der, der es auf schöne Gegenden abgesehen hat und nach Muße hascht, wird überall etwas finden, was ihn zerstreut. Wie denn Sokrates einem, der klagte, dass ihm seine Reisen nichts genützt hätten, die Antwort gegeben haben soll: „Du hast es nicht anders verdient, denn du reistest mit dir selbst.“ Wie trefflich würde es doch mit so manchem bestellt sein, wenn ihn ein Irrweg von ihm selbst abführte! Jetzt sind sie es selbst, die sich in Bedrängnis bringen, beunruhigen, verführen, in Schrecken setzen. Was nützt es, das Meer zu durchkreuzen und von einer Stadt zur anderen zu eilen? Willst du deine Bedrängnisse los werden, so darfst du nicht immer wieder wo anders sein, nein, mußt selbst ein anderer sein. Nimm an, du seist nach Athen gekommen oder nach Rhodos: wähle nach Belieben die Stadt: was macht es aus, welche Gebräuche dort herrschen? Du wirst die deinigen mitbringen. Du wirst den Reichtum für ein Gut halten, so wird die Armut, und zwar, was das Schlimmste ist, die eingebildete Armut dich quälen. Denn magst du auch noch so viel besitzen, so wirst du doch, weil irgendeiner noch mehr hat, dich für um ebensoviel benachteiligt halten, als du gegen ihn im Rückstand bist. Du wirst Ehrenstellen für ein Gut halten; so wirst du dich denn nicht darüber beruhigen können, dass dieser Konsul geworden, jener sogar es noch einmal geworden, und es wird dich jedesmal mit Neid erfüllen, wenn du irgend jemandes Namen öfters in den Fasten<sup>540</sup> lesen wirst. Dein blinder Ehrsuchtsdrang wird so anschwellen, dass du meinst, du hättest keinen hinter dir, wenn noch irgendeiner vor dir ist. Für das größte Übel wirst du den Tod halten, während doch an ihm nichts Schlimmes ist, als das, was vor ihm liegt, nämlich, dass er gefürchtet wird. Nicht bloß Gefahren werden dich schrecken, sondern schon der bloße Argwohn. Immer wirst du dich von Schreckgespenstern verfolgt sehen, denn was wird es dir nützen, so vielen argolischen Stätten glücklich entflohen und gerettet zu sein von umringenden Feinden?

<sup>540</sup> Fußnote Apelt: In den Fasten waren die Namen der Konsuln verzeichnet.

Ja auch der Friede wird dich nicht ungeängstigt lassen durch allerhand Befürchtungen. Selbst wo alles sicher ist, wird dir das Vertrauen fehlen, wenn der Geist einmal scheu geworden ist. Hat sich dieser einmal an eine unbedachte Furchtsamkeit gewöhnt, so erweist er sich auch unfähig zum Schutze seiner eigenen Wohlfahrt. Denn er weicht nicht aus, sondern flieht. Wir geben uns aber mehr den Gefahren preis, wenn wir den Rücken kehren. Für das schwerste Unglück wirst du es halten, einen von den deinen, den du liebst, zu verlieren, während dies Verhalten doch ebenso töricht ist als zu weinen, weil von den lieblichen, dein Haus zierenden Bäumen die Blätter abfallen. Was dir Freude macht, das siehe nicht anders an, denn als sähest du es noch in seiner vollen Kraft: ein düsteres Schicksal wird den einen an diesem, den anderen an jenem Tage dir rauben. Aber wie der Abfall des Laubes kein schwerer Schaden ist, weil es sich wieder ersetzt, so steht es auch mit denen, welche du liebst und in denen du deines Lebens Wonne siehst: Ihr Verlust kann wieder ersetzt werden, auch wenn sie nicht abermals geboren werden.

„Aber es werden nicht dieselben sein.“ - Auch du wirst nicht derselbe sein. Jeder Tag, jede Stunde ändert dich; aber wenn andere uns geraubt werden, so ist das augenfälliger, während es hier verborgen bleibt, weil es nicht offen geschieht. Andere werden uns gewaltsam entrissen, wir selbst aber werden uns selbst unbemerkt entfremdet. An das alles denkst du nicht und bemühst dich nicht um Heilung deiner Wunden, sondern streust dir selbst eine ganze Saat von Anlässen zur Bekümmernis aus bald durch Hoffen, bald durch Verzweifeln. Bist du weise, so mischst du das eine mit dem anderen und wirst weder hoffen ohne zu zweifeln, noch verzweifeln ohne zu hoffen.

Was kann an sich das Reisen einem nützen? Es tut der Genusssucht keinen Einhalt, es zähmt nicht die Begierden, beschwichtigt nicht den Zorn, unterdrückt nicht die ungestümen Erregungen der Liebe, kurz entlastet unsere Psyche nicht von den Übeln. Es fördert weder unsere Urteilskraft, noch zerstreut es den Irrtum, sondern wirkt auf uns wie auf einen Knaben, der das Unbekannte anstaunt: Es fesselt nur kurze Zeit durch die überraschende Neuigkeit so mancher Eindrücke. Aber dieses rastlose Hin und Her steigert nur die

Unbeständigkeit unserer durch und durch kranken Psyche und macht sie unsteter und oberflächlicher. Das hat zur Folge, dass es sie aus den Orten, nach denen sie das heftigste Verlangen hatten, noch heftiger wieder fortreibt: sie machen alles im Flug ab wie die Vögel und ziehen schneller wieder ab als sie gekommen. Das Reisen wird dir Völkerkenntnis verschaffen, wird dir neue Gebirgsformationen zeigen, unbekannt Ländereien, die durch nie versiegende Quellen bewässert werden, die Natur irgendeines Flusses, den man des Näheren beobachtet, sei es, wie der Nil im Sommer steigt und anschwillt, oder wie der Tigris plötzlich dem Auge entschwindet und nach Zurücklegung einer verborgenen Strecke in voller Größe wieder hervortritt, sei es, wie der Mäander, für alle Dichter reizvoll zur Übung und zum Spiel, sich in zahlreichen Windungen hin und her schlängelt und häufig seinem eigenen Bett wieder so nahe kommt, dass er erst ganz kurz vor der erwarteten Vereinigung wieder abbiegt; aber es wird dich weder besser noch gesünder machen. Die Wissenschaften sind es, mit denen wir in Verkehr treten müssen, und die Meister der Weisheit, auf dass wir lernen, was erforscht ist, und nach dem forschen, was noch nicht gefunden ist: das ist der Weg, auf dem unser Geist aus der traurigsten Knechtschaft in Freiheit gesetzt wird. Solange du noch nicht weißt, was zu meiden, was zu erstreben, was notwendig, was überflüssig, was gerecht, was ungerecht ist, kann nicht von Reisen die Rede sein sondern nur von einem Umherirren. Dieses hin und her wandern wird dir keine Hilfe bringen, denn deine Leidenschaften begleiten dich, und deine Fehler folgen dir. Ja, wenn sie nur wenigstens folgten. Dann wären sie doch wenigstens in einiger Entfernung von dir: so aber trägst du sie mit dir, bist aber nicht ihr Führer. Daher drücken sie dich allerorten und setzen dir hart zu mit immer unverminderter Gleichmäßigkeit. Nach Arznei muss sich der Kranke umtun, nicht nach neuen Gegenden. Hat einer ein Bein gebrochen oder ein Glied verrenkt, so besteigt er nicht einen Wagen oder ein Schiff, sondern ruft einen Arzt herbei, um den Bruch zu heilen und der Verrenkung abzuhelpen. Wie also? Glaubst du, dass die Psyche, die an so zahlreichen Brüchen und Verrenkungen leidet, durch Ortsveränderung geheilt werden könne? Dies Übel ist zu groß,

als dass es durch eine Spazierfahrt geheilt werden könnte. Eine Reise macht niemanden zum Arzt, niemanden zum Redner, keine Kunst wird durch den Ort erlernt. Wie also? Die Weisheit, diese allergrößte Kunst, wird sie etwa unterwegs gelernt? Glaube mir, es gibt keine Reiseroute, die dich aus dem Bereich der Begierden, der Zornesausbrüche und der Beängstigungen herausführt: oder gäbe es eine, so würde das Menschengeschlecht sich zusammentun, um in Reih und Glied sich dahin zu begeben. Diese Übel werden dich bei deinen Reisen über Land und Meer solange bedrücken und quälen, als du die Ursachen der Übel mit dir herumträgst. Du wunderst dich, dass die Flucht dir nichts nütze. Du lässt ja eben das nicht los, dem du zu entfliehen suchst.

Dich selbst also verbessere. Befreie dich von dem Drückenden, was auf dir lastet, und schränke deine begehrliehen Wünsche wenigstens auf ein vernünftiges Maß ein, reinige deine Psyche von jeder Art der Nichtswürdigkeit. Sollen deine Reisen dir Freude machen, so heile die Fehler, die dich begleiten. Die Habsucht wirst du nicht los werden, solange du mit einem habsüchtigen und schmutzigen Menschen zusammen lebst; die Aufgeblasenheit wirst du nicht loswerden, solange du mit einem Hochmütigen in engem Verkehr stehst.

Niemals wirst du der Grausamkeit ledig werden im trauten Zusammensein mit einem Henkersknecht. Deine wollüstigen Begierden werden sich steigern in der Gesellschaft von Ehebrechern. Willst du deiner Fehler ledig werden, so musst du dich fernhalten von den Beispielen der Laster. Der Geizhals, der Verführer, der Grausame, der Betrüger, die dir viel geschadet hätten, wenn sie in deiner Nähe gewesen wären, sie sind in dir. Suche den Verkehr mit Besseren: Lebe mit den Catonen, mit Laelius, mit Tubero. Und findest du Gefallen an dem Verkehr mit Griechen, so verkehre mit Sokrates, mit Zenon. Der eine wird dich sterben lehren, wenn es nötig ist, der andere, bevor es nötig ist. Lebe mit Chrysippus, mit Poseidonius. Diese werden dir Kenntnis alles Menschlichen und Göttlichen vermitteln, sie werden dich anweisen tätig zu sein und nicht bloß klug zu reden und zur Ergötzung der Zuhörer mit Wortkünsten zu prangen, sondern der Psyche Festigkeit zu verleihen und sie widerstandsfähig zu machen gegen alle

Bedrohungen. Denn es gibt nur einen Hafen für dieses schwankende und stürmische Leben: Das Kommende zu verachten, zuversichtlich standzuhalten und ohne Schwanken die Pfeile des Schicksals mit unverwandter Brust zu empfangen, ohne sich zu verstecken oder den Rücken zu kehren. Die Natur hat uns zur Hochherzigkeit ausersehen; und wie sie einigen Tieren eine wilde, einigen eine verschlagene, einigen eine zaghafte Psyche gegeben hat, so uns eine ruhmbegierige und erhabene, die danach fragt, wo man am ehrenvollsten, nicht wo man am sichersten lebt, ähnlich dem Weltall, dessen Muster der Mensch folgt und es nachahmt, soweit es seinen Schritten vergönnt ist. Er will in der vordersten Reihe stehen, überzeugt, dass er dann Lob und Ansehen verdiene. Er ist Herr über alles, ist erhaben über alles; daher soll er nichts über sich anerkennen, nichts soll ihm schwer erscheinen, nichts ihm den Eindruck machen, als könne es den Mann beugen: „Schreckensgestalten, entsetzlich zu schauen, der Tod und die Drangsal.“<sup>541</sup>

Nein, nichts von alledem, wenn einer nur dergleichen Gespenster fest ins Auge zu fassen und die Finsternis zu durchdringen vermag. Vieles, was des Nachts einen schreckhaften Eindruck machte, ließ der Tag als lächerlich erscheinen. Schreckensgestalten, entsetzlich zu schauen, der Tod und die Drangsal; sagt unser Vergil sehr bezeichnend: nicht in Wirklichkeit sind sie nach ihm schreckhaft, sondern nur dem Anblick nach, also nur dem Schein, nicht dem Dasein nach. Was ist, frage ich, wie das Gerede des Volkes es darstellt? Warum, ich bitte dich, Lucilius, sollte der Mann die Mühsal, der Mensch den Tod scheuen? Wie oft begegnen mir Leute, die glauben, was sie nicht tun können, das könne überhaupt nicht geschehen, und behaupten, wir (Stoiker) nähmen den Mund zu voll, gingen mit unseren Forderungen über die Menschennatur hinaus. Aber wie viel besser denke ich von ihnen! Auch sie selbst können das machen, sie wollen nur nicht. Und wer hat sich denn je getäuscht gesehen, wenn er nur kühn zugriff? Wem ist die Sache nicht leichter erschienen, sobald er sie nur anfasste? Nicht weil sie schwer ist, wagen wir sie nicht, sondern weil wir sie nicht wagen, ist sie schwer.

<sup>541</sup> Fußnote Apelt: Zitat aus Vergils >Aeneas<, VI, 277.

Verlangt ihr aber bestimmte Beispiele, so lasst euch auf den Sokrates hinweisen, den greisen Dulder, der alles mögliche Ungemach über sich ergehen lassen musste, aber sich nicht beugen ließ, selbst nicht durch die Armut, die ihm noch durch häuslichen Druck erschwert wurde, und ebenso wenig durch die Anstrengungen, denen er sich im Felddienst als Krieger unterzog; dazu die häuslichen Störungen, magst du nun an das ungebärdige Auftreten und die zügellose Zunge seiner Frau oder an seine unbegabten, der Mutter mehr als dem Vater ähnlichen Kinder denken. Entweder stand er im Felde oder unter dem Drucke der Tyrannei oder in einer Freiheit, die schlimmer war als Krieg und Tyrannen. Siebenundzwanzig Jahre dauerte der Krieg. Nach Beendigung des Krieges fiel der Staat zur Strafe in die Hand der Tyrannen, die ihm überwiegend feindlich gesinnt waren. Die Verurteilung gründete sich auf die schwersten Anschuldigungen; es wurden ihm Verstöße gegen die Religion und Verführung der Jugend vorgeworfen, die er angeblich gegen die Götter, gegen ihre Väter, sowie gegen den Staat aufgehetzt hätte. Sodann folgten Kerker und Gift. Das erschütterte den Sokrates so wenig, dass er keine Miene darüber verzog. Bis zum letzten Augenblick bewahrte er jenen bewundernswerten und einzigartigen Vorzug: Weder heiterer noch trauriger sah irgend jemand den Sokrates. Er blieb sich gleich bei aller Ungleichheit seines Schicksals.

Willst du ein anderes Beispiel? Lass dich erinnern an unseren jüngeren M. Cato, dem das Schicksal noch feindseliger und hartnäckiger mitspielte. Allenthalben und zuletzt noch im Tode hatte er sich gegen das Schicksal zur Wehr gesetzt, legte aber Zeugnis dafür ab, dass ein heldenhafter Mann dem Schicksal zum Trotze leben, ihm zum Trotze auch sterben kann. Sein ganzes Leben verlief ihm teils in den Stürmen der Bürgerkriege, teils in einer Lage der Dinge<sup>542</sup>, die den Keim der Bürgerkriege schon in sich trug. Auch von ihm kannst du ebenso wie vom Sokrates sagen, er sei sich als Sklave vorgekommen, du müsstest denn glauben, Cnaeus Pompeius und Cäsar und Crassus seien Genossen der Freiheit gewesen. Niemand hat inmitten so häufigen Wechsels der

<sup>542</sup> Fußnote Apelt: Die Handschriften haben „aut intacta“, wofür vielleicht zu lesen ist „aut in statu“, danach habe ich übersetzt.

Staatsform den Cato jemals verändert gesehen: in jeder Lage zeigte er sich als denselben, in der Prätur, bei der Niederlage in der Amtsbewerbung, bei der Anklage, in der Provinz, in der Volksversammlung, beim Heere, im Tode. Besonders in jener verzweifelten Lage der Republik, als Cäsar auf der einen Seite stand, gestützt auf zehn kampferprobte Legionen sowie auf sämtliche auswärtige Hilfstruppen, auf der anderen Seite Cnaeus Pompeius, für sich allein schon allen Gefahren gewachsen: alle anderen neigten sich teils zum Cäsar, teils zum Pompeius; Cato allein bildete auch eine Partei: die der Republik. [...]

Du siehst: Über Ehre und Ermangelung von Ehre kann man mit Verachtung hinwegsehen: an demselben Tage, wo er [Cato] eine Wahniederlage erlitt, spielte er auf dem Wahlplatz Ball. Du siehst, es ist möglich, die Macht der Höheren nicht zu fürchten. Den Cäsar und den Pompeius, von denen niemand den einen zu beleidigen wagte, außer um die Gunst des anderen dadurch zu gewinnen, forderte er zugleich heraus. Du siehst: der Tod so gut wie das Exil kann verachtet werden. Er kündigte sich selbst Verbannung und Tod und inzwischen den Krieg an. Wir können also gegen jene Dinge soviel Mut haben, wenn wir nur den Mut haben, unseren Hals dem Joch zu entziehen. Vor allem aber gilt es, der Wollust zu entsagen: sie entkräftet uns, verweichlicht uns und fordert viel von uns; um dies Viele aber wird man das Schicksal anbetteln müssen. Ferner ist der Reichtum zu verachten, er ist das Handgeld zum Ankauf der Knechtschaft. Auf Gold, Silber und was sonst die Paläste beschwert, muss man verzichten: die Freiheit lässt sich nicht umsonst erwerben. Schätze dich diese hoch, so muss alles andere gering geschätzt werden.

#### 105. Brief

[Wie sichert man sich gegen Gefahren von Seiten der Menschen]

Lass dir von mir Ratschläge geben zur besseren Sicherung deines Daseins. Du aber, hoffe ich, hörst diese meine Belehrungen so an, wie wenn ich dir vorschriebe, wie du in der Gegend von Ardea für deine Gesundheit Sorge

tragen solltest<sup>543</sup>. Erwäge die Gründe, die einen Menschen zum Verderben eines anderen anreizen können. Es sind dies, wie du finden wirst, Hoffnung, Neid, Hass, Furcht, Verachtung. Von alledem kommt der Verachtung die geringste Bedeutung zu und zwar in so auffälliger Weise, dass viele sich zu ihrer Sicherung in ihr verborgen haben. Wenn man einen [Menschen] verachtet, so gibt man ihm zwar einen Fußtritt, geht aber dann seines Wegs weiter. Niemand fügt einem von ihm verachteten Menschen unausgesetzt, niemand mit Vorbedacht Schaden zu. Es wird damit gehalten wie in der Schlacht: Wer am Boden liegt, an dem geht man vorüber, mit dem Stehenden kämpft man. Du wirst dich der Hoffnung der Schurken entziehen, wenn du nichts hast, was fremde und ruchlose Begehrlichkeit reizen könnte, wenn du nichts Hervorragendes besitzt. Denn die Begehrlichkeit wird auch schon durch Geringfügiges erregt, wenn einem Wegelagerer davon Kunde zugekommen ist. Dem Neid wirst du entgehen, wenn du dich den Blicken nicht aufdrängst, wenn du mit deinen Gütern nicht prahlst, wenn du dich bescheiden im stillen zu freuen. Der Hass aber ist entweder die Folge einer Beleidigung: dem wirst du aus dem Weg gehen, wenn du niemandem zu nahe trittst; oder er entsteht für nichts und wieder nichts: davor wird dich der gesunde Menschenverstand bewahren. Für viele ist das gefährlich geworden. Manche haben sich Hass zugezogen, ohne einen Feind zu haben. Vor der Gefahr, gefürchtet zu werden, wird dich deine maßvolle Lebensstellung und deine milde Sinnesart bewahren. Jedermann soll wissen, dass du dir aus Beleidigungen nichts machst. Auf Wiederversöhnung deinerseits soll man leicht und sicher rechnen können. Gefürchtet zu werden aber ist lästig, ebenso sehr im Haus wie auswärts, ebenso sehr von Sklaven wie von Freien. Es gibt niemanden, der nicht Macht genug hätte zu schaden. Dazu bedenke auch noch, dass, wer gefürchtet wird, auch selbst fürchtet. Niemand kann furchtbar sein ohne Gefährdung seiner eigenen Sicherheit. Und was

<sup>543</sup> Fußnote Apelt: Ardea, die ehemalige Hauptstadt der Rutuler, auf einem Felsen in sonst ringsum sumpfiger Gegend gelegen, war berüchtigt wegen der ungesunden (malariaverseuchten) Luft.

schließlich die Verachtung anbelangt, so hat derjenige das Maß derselben in seiner eigenen Gewalt, der sie durch sein Verhalten sich bereitet hat, der verachtet wird, weil er es gewollt hat, nicht weil es ein Muss für ihn war. Diesem Übelstand wird einerseits die Beschäftigung mit den Wissenschaften abhelfen, andererseits die Freundschaft mit Männern, die bei einem Mächtigen mächtig sind, an die sich anzuschließen förderlich ist, ohne jedoch sich an sie zu binden; sonst kann die Abhilfe teurer zu stehen kommen als die Gefahr. Nichts aber wird so nützlich sein, als sich ruhig zu halten und sowenig als möglich mit anderen zu reden, soviel als möglich mit sich selbst. Es liegt in der Unterhaltung [mit anderen] ein gewisser verführerischer Reiz, der sich einschleicht als wirksamer Schmeichler und ganz ähnlich wie Trunkenheit oder Liebe einem die Geheimnisse ablockt. Niemand wird verschweigen, was er gehört hat; niemand wird nur das sagen, was er gehört hat. Wer die Sache nicht verschweigt, wird auch den Gewährsmann nicht verschweigen. Ein jeder hat einen, dem er soviel vertraut als ihm selbst vertraut worden ist. Gesetzt auch, er halte seine Geschwätzigkeit in Zucht und begnüge sich mit den Ohren eines Einzigen, es wird doch bald eine Menge daraus werden: so wird, was eben noch Geheimnis war, zur Volksstimme werden.

Förderlich für die Sicherheit ist es vor allem, dass man nichts Unbilliges tut: die Zügellosen führen ein verworrenes und unruhevolles Dasein. Sie fürchten in demselben Maße als sie Schaden anstiften und sind niemals innerlich frei. Denn sie zittern nach begangener Tat und kommen nicht los von der Sache; ihr Gewissen lässt sie an nichts anderes denken und zwingt sie immer wieder sich selbst Rede zu stehen. Es leidet schon Strafe, wer dieselbe erwartet. Es erwartet sie aber, wer sie verdient hat. Bei bösem Gewissen kann einem irgendein Umstand zwar Sicherheit gewähren, aber niemals die Sorge verscheuchen: denn wird einer auch nicht entdeckt, so glaubt er doch, er könne entdeckt werden. Nicht nur im Schläfe wird er beunruhigt, auch stets, wenn er von eines anderen Verbrechen redet, denkt er an das seinige: es scheint ihm nicht hinlänglich vergessen, nicht völlig begraben. Es hat der Schuldige also bisweilen das Glück, verborgen zu bleiben, die feste Gewissheit niemals.

## 107. Brief

[Ratschläge zur Bekämpfung  
von Widerwärtigkeiten]

Wo bleibst du mit deiner Klugheit? Wo mit deinem Scharfblick für unterscheidende Erfassung der Dinge? Wo mit deiner gehobenen Sinnesart? Schon eine solche Kleinigkeit bringt dich außer Fassung? Sklaven haben die Zeit, wo du durch Geschäfte in Anspruch genommen warst, für eine günstige Gelegenheit zur Flucht gehalten. Wären es Freunde, die dich hintergingen - denn wir wollen es bei diesem Namen bewenden lassen, den sie unserem Irrtum verdanken, um ihnen einen schlimmeren Namen zu ersparen - so würdest du in deiner ganzen Existenz geschädigt sein<sup>183</sup>); so aber bist du nur um Leute gekommen, die deiner Mühe spotteten und in deiner Person eine Belästigung für andere sahen. Darin liegt nichts Ungewöhnliches, nichts Unerwartetes. Durch solche Erbärmlichkeiten sich gekränkt zu fühlen ist ebenso lächerlich als zu klagen, dass man auf der Straße bespritzt oder mit Schlamm besudelt wird. Es geht mit dem Leben ebenso wie im Bade~im Gedränge, auf der Reise: das Leben geht nicht sanft mit uns um. Du hast einen weiten Weg angetreten: auf ihm musst du ausgleiten, musst anstoßen, musst fallen, musst müde werden, musst ausrufen: „0 Tod“, d. h. du musst der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Hier wirst du einen Begleiter zurücklassen, dort einen zu Grabe tragen, dort einen fürchten. Durch solcherlei Widerwärtigkeiten muss man sich durchkämpfen auf diesem dornenvollen Pfad. Sterben will die Psyche? sie bereite sich vor gegen alles; sie wisse, dass der Platz, den sie einnimmt, dem Donner und Blitz ausgesetzt ist, sie wisse, dass sie an einer Stelle weilt<sup>544</sup>

*Wo ihr Lager gebettet der Harm und  
rächende Sorgen,*

*Blass auch wohnen umher Krankheiten  
und trauriges Alter.*

In solcher Gemeinschaft müssen wir das Leben dahinbringen. Entgehen kannst du diesen Zugaben nicht, verachten aber kannst du sie. Du wirst sie aber verachten, wenn du häufig daran denkst und dich mit dem Zukünftigen im voraus abfindest. Jedermann geht tapferer an eine Sache, auf deren Eintreten er sich lange schon innerlich vorbereitet hatte, und leistet auch wuchtigen Schlägen, wenn sie ihm nicht

<sup>544</sup> Fußnote Apelt: Vergil, Aeneas, VI, 274.

unerwartet kommen, Widerstand, während er unvorbereitet sich auch vor dem Leichtesten ängstigt. Nichts darf uns unerwartet sein, das sei unser Hauptstreben.

Und weil die Neuheit alles schwerer macht, so wird dies beständige Denken daran dir den Dienst leisten, dass dich kein Übel als einen Neuling überrascht: „Sklaven sind mir entwichen.“ Einen anderen haben sie geplündert, einen anderen angeklagt, einen anderen ermordet, einen anderen verraten, einen anderen mit Füßen getreten, einem anderen durch Gift, einem anderen durch Anschuldigung zugesetzt. Nenne, was du willst, es ist schon vielen begegnet. Der Reihe nach wird alles mögliche Feindliche gegen uns gerichtet. Manche Pfeile haben uns durchbohrt, manche haben eine zitternde Bewegung und kommen trotzdem erst recht an ihr Ziel, manche, die für andere bestimmt waren, streifen uns. Wundern wir uns über nichts, wozu uns die Geburt bestimmt hat, und das eben deshalb von keinem beklagt werden soll, weil es für alle gleich ist. Ich sage mit Absicht „gleich ist“. Denn auch ein Unglück, dem man entgangen ist, hätte uns treffen können. Gleiches Recht ist nicht das, welches wir alle zu spüren bekommen haben, sondern das, welches für alle gegeben ist. Die Psyche soll sich dem Gebote des Gleichmutes unterwerfen, und ohne Klage sollen wir den Tribut der Sterblichkeit zahlen. Der Winter bringt Frost: man muss frieren; der Sommer führt uns die Wärme zurück: man muss schwitzen. Die Unbilden der Witterung setzen der Gesundheit zu: Man muss sich in das Kranksein fügen. Auch ein wildes Tier wird uns vielleicht der Quere kommen oder ein Mensch, der gefährlicher ist als alle wilden Tiere. Manches wird uns das Wasser, anderes das Feuer entreißen. Diesen Gang der Dinge können wir nicht ändern. Wohl aber steht es in unserer Macht, uns eine hohe und eines ehrenwerten Mannes würdige Gesinnung zu eigen zu machen, die uns alle Zufallslaunen mutig ertragen und mit der Natur in Übereinstimmung bleiben lässt. Die Natur aber gibt diesem vor deinen Augen sich ausbreitenden Reich durch den Wechsel der Erscheinungen seine angemessene Ordnung: dem Gewölk folgt heiterer Himmel; das Meer wird stürmisch erregt, nachdem es geruht hat; abwechselnd wehen die Winde; der Nacht folgt der Tag; ein Teil des Himmels erhebt sich, der

andere senkt sich hinab in das Meer. In dem Wechsel der Gegensätze besteht die ewige Dauer der Dinge. Diesem Gesetz soll unsere Psyche sich anpassen, ihm soll sie folgen, ihm gehorchen. Und was auch immer geschehen mag, sie soll glauben, dass es hat geschehen müssen, und jedem Verlangen entsagen, der Natur Vorwürfe zu machen. Das Beste ist, zu ertragen, was man nicht besser machen kann; und sich der Führung der Natur, des allmächtigen Schöpfers aller Dinge, ohne Murren zu fügen. Ein schlechter Krieger ist, wer dem Feldherrn nur mit Seufzen folgt. Daher sollen wir ungesäumt und unverdrossen seine Befehle aufnehmen und nicht abbiegen von dieser Bahn seines herrlichen Werkes, in das alle Fügungen, die uns treffen, mit sicherer Hand eingewebt sind. Und zwar wollen wir den Aether-Logos, durch dessen Steuer dieser ganze Weltenbau gelenkt wird, so anreden, wie ihn unser Kleantes<sup>545</sup> in höchst wirkungsvollen Versen anredet, die in unsere Sprache zu übersetzen mich das Beispiel Ciceros berechtigt. Gefallen sie dir, dann gut; missfallen sie dir, so wirst du dir sagen, dass ich dem Beispiel des Cicero gefolgt bin.

*Vater [Aether-Logos], höchster Weltenlenker, führe mich, / Wohin du willst, ich folge gern und willig dir; / Denn wollt ich nicht, so müsst ich seufzend folgen dir. / Und litt als böse, was ich leiden konnt' als gut. / Wer will, der ist des Schicksals Freund, wer nicht, sein Knecht. / So wollen wir leben, so sprechen: bereit und / Unverdrossen soll uns das Schicksal finden. / Der ist ein Mann von hochgemutem Geist, der sich ihm hingibt, / Wogegen kleinlich und entartet derjenige ist, der widerstrebt / Und von der Weltordnung übel denkt und lieber / Die Götter bessern will als sich.*

#### 108. Brief

[Die rechte Lehr- und Lernweise der Philosophie]

Was du von mir zu wissen begehrt, das fällt in das Gebiet dessen, womit man sich nur um des Wissens willen abgibt. Gleichwohl hast du es, eben weil es dahin gehört, eilig und willst

<sup>545</sup> Fußnote Apelt: Kleantes war der Nachfolger des Zenon von Kition in der Leitung der stoischen Schule. Die griechischen Verse des Kleantes sind erhalten in Epiktet, >Enchiridion<, 52.

nicht auf das zusammenfassende Buch warten, mit dem ich eben beschäftigt bin und das die ganze Moralphilosophie enthalten soll. Ich werde mich sofort daran machen, doch nicht ohne dir zuvor mitzuteilen, wie du diese Lernbegierde, von der ich dich so lebhaft ergriffen sehe, zu regeln hast, damit sie nicht selbst sich im Wege stehe. Man darf weder beliebige Teile herausgreifen, noch gierig das Ganze verschlingen wollen. Stück für Stück muss man sich in den Besitz des Ganzen setzen. Die Last muss mit unseren Kräften in richtigem Verhältnis stehen, und die Besitzergreifung darf nicht über unsere Leistungsfähigkeit hinausgehen. Nicht dein Wunsch, sondern dein Fassungsvermögen muss maßgebend sein für das, was du in dich aufnimmst. Habe nur guten Mut, dann wirst du fassen, soviel du willst. Je mehr der Geist aufnimmt, um so mehr schafft er sich Raum.

Diese Lehre erhielten wir, wie ich mich erinnere, von [dem Stoiker] Attalus, als wir seine Schule belagerten. Wir erschienen da immer als die ersten und waren die letzten, die wieder herausgingen; forderten ihn auch bisweilen zu belehrenden Unterhaltungen auf Spaziergängen auf, und er versagte sich den Lernenden nie, ja kam ihnen entgegen. „Das gleiche Ziel“, sagte er, „muss sich der Lehrende und der Lernende vorsetzen; jener soll von dem Willen beseelt sein zu nützen, dieser sich zu fördern.“ Wer mit einem Philosophen verkehrt, soll täglich etwas Gutes mit nach Hause nehmen: er soll entweder gesünder oder leichter heilbar zurückkehren. Und dies wird der Fall sein: denn das ist die Kraft der Philosophie, dass sie nicht bloß die ihrer Beflissenen, sondern auch die bloß mit ihr Verkehrenden fördert. Wer in die Sonne kommt, der wird gebräunt werden, auch wenn er nicht in solcher Absicht kam. Wer einen Salbenladen besucht und sich längere Zeit da aufgehalten hat, der nimmt den Geruch solcher Stätte mit sich. So bleibt auch bei denen, die einen Philosophen besucht haben, etwas haften, das ihnen förderlich ist, auch wenn sie nicht weiter darauf achten. Wohlgemerkt: ich sage, wenn sie nicht darauf achten, nicht wenn sie sich dagegen sträuben.

[...]

Gegen die Habsucht, gegen die Üppigkeit sei deine Rede gerichtet, und wenn du siehst, dass du damit etwas ausgerichtet und auf die

Psychen der Hörer Eindruck gemacht hast, dann lass nicht locker, sondern setze ihnen noch mehr zu: kaum sollte man glauben, welche starke Wirkung eine derartige Rede hat, die ernstlich auf Heilung bedacht ist und es auf nichts anderes abgesehen hat als auf das Wohl der Hörenden. Denn gar leicht werden jugendliche Gemüter für die Liebe zum Edlen und Rechten gewonnen, und die Wahrheit macht ihr Recht geltend auf die noch bildsamen und nur wenig verdorbenen Psychen, wenn sie einen fähigen Anwalt gefunden hat.

Ich wenigstens wurde, als ich Attalus wider die Laster, Verirrungen und Übel des Lebens reden hörte, oft von Mitleid ergriffen mit dem Menschengeschlecht, und er wuchs in meinen Augen weit über das menschliche Maß hinaus. Er selbst erklärte sich für einen König, doch mir kam es vor, als stünde er noch über den Königen, er, der sich zum Richter über die Könige machen durfte. Und wenn er vollends anfang, der Armut das Wort zu reden und darzulegen, was für eine überflüssige und für den Tragenden beschwerliche Last alles sei, was über das Bedürfnis hinausginge, da regte sich oft der Wunsch, man möchte arm aus der Schule herausgehen. Wenn er sich daran machte, unsere Lustbegierden durchzuhecheln, einen keuschen Leib, einen bescheidenen Tisch, eine reine Sinnesart zu preisen, die nicht nur frei sei von unerlaubten, sondern auch von überflüssigen Lustbegierden, da wurde das Verlangen lebendig, dem Gaumen und dem Magen Schranken zu setzen. Davon ist mir einiges geblieben, mein Lucilius. Denn mit großem Eifer hatte ich mich der Sache angenommen. In der Folge aber habe ich, dem öffentlichen Leben wieder zugewandt, nur wenig von dem guten Anfang bewahrt. Von jener Zeit ab entsagte ich dem Genuss von Austern und Pilzen für das ganze Leben. Denn das sind keine Speisen sondern Leckerbissen, die die Satten zum Essen nötigen, ein höchst erwünschter Zwang für die Vielfraße, die mehr in sich stopfen, als sie zu fassen vermögen; denn so leicht sie durch die Kehle hinuntergehen, so leicht kehren sie auch wieder zurück. Von jener Zeit ab enthalte ich mich mein Lebtage der Salbe; denn für den Körper ist es der beste Geruch, wenn er keinen hat. Von

jener Zeit ab entbehrt mein Magen des Weins.<sup>546</sup> Von jener Zeit ab meide ich mein Lebtag jedes heiße Bad 192) in der Überzeugung, dass es nicht nur unnützlich sondern auch eine Verweichlichung sei, den Körper abzukochen und durch Schweiß auszuleeren. Was ich sonst damals von mir geworfen, ist wieder zurückgekehrt, aber doch so, dass ich Maß halte in allen Dingen, deren ich mich vordem ganz enthielt, und zwar in einem Grade, der der Enthaltbarkeit ziemlich nahe liegt und vielleicht schwerer ist als diese, weil dergleichen Begierden leichter ausgerottet als auf das gehörige Maß zurückgeführt werden.

Weil ich mich einmal darauf eingelassen habe dir darzulegen, wieviel stärker der Drang war, mit dem ich in der Jugend an die Philosophie herantrat, als der, mit dem ich im Alter darin fortfahre, so will ich dir ohne Scheu bekennen, welche Liebe ich zum Pythagoras gefasst habe. Sotion<sup>547</sup> machte mich mit den Gründen bekannt, die jenen wie später den Sextius sich der Fleischnahrung enthalten ließen. Diese Gründe waren für beide verschieden, aber für beide höchst ehrenvoll. Sotion glaubte, der Mensch habe unblutige Nahrung genug, und es führe nur zur Grausamkeit, wenn die Fleischnahrung dem Genuss dienen sollte. Dazu bemerkte er weiter, man müsse den Stoff zur Schwelgerei beschränken. Er suchte zu beweisen, dass die große Mannigfaltigkeit der Speisen und ihr Missverhältnis zu unserem Körper der Gesundheit zuwider seien. Pythagoras dagegen behauptete, alles sei mit allem verwandt und es gebe einen Verkehr der Psychen, die sich immer wieder in neue Gestalten umwandeln. Keine Psyche, wenn du ihm glaubst, geht unter oder macht auch nur eine Pause, mit Ausnahme der kurzen Zeit ihres Überganges von einem Körper in einen anderen. Wir werden sehen, in welchem Wechsel der Zeiten und wann sie, nachdem sie durch mehrere Wohnungen umhergeirrt, wieder zum Menschen zurückkehrt. Dabei flößte er den Menschen

<sup>546</sup> Fußnote Hrsg.: Hier könnte auch eine fehlerhafte Übersetzung vorliegen. Ob Seneca tatsächlich seit seiner Jugendzeit keinen einzigen Schluck Wein mehr trank, möchte ich bezweifeln.

<sup>547</sup> Fußnote Apelt: Sotion, der Peripatetiker, dessen Cicero auch schon im Brief 49 Abs. 2 als seines Lehrers gedachte. Dazu siehe auch der 59. und der 64. Brief. Seneca las die Werke Sotians.

Furcht ein vor Verbrechen und Vaternord, da sie ahnungslos an die Psyche des Vaters geraten und diese durch Schwert oder Biss verletzen könnten, wenn irgend ein verwandter Geist in einem solchen Körper seinen vorübergehenden Aufenthalt hätte. [...]

Durch solche Reden angetrieben fing ich an, mich der tierischen Nahrung zu enthalten, und nach Ablauf eines Jahres war mir diese Gewohnheit nicht nur leicht sondern auch angenehm. Es kam mir vor, als erhielte mein Geist einen größeren Schwung, und ich möchte dich heute nicht versichern, es sei nicht so gewesen. Du fragst, wie es kam, dass ich wieder davon abkam? Meine Jugendzeit fiel in die ersten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius. Damals wurde mit dem ausländischen Gottesdienst aufgeräumt, die Enthaltung aber von gewissen Tieren galt als Beweis des Aberglaubens. Darum kehrte ich auf Bitten meines Vaters, der nicht etwa Verleumdung fürchtete, aber die Philosophie hasste, zu meiner früheren Gewohnheit zurück, und es kostete ihm nicht viel Mühe, mich dahin zu bringen, dass ich mich wieder an besseres Essen gewöhnte. Attalus pflegte eine Matratze zu loben, die hart genug war, um den Körper keinen Eindruck machen zu lassen. Noch als Greis bediene ich mich einer solchen. die keine derartige Spur hinterlässt.

Dies teilte ich dir mit, um dir zu zeigen, wie mächtig bei Anfängern der erste Drang nach allem Guten ist, wenn jemand sie nur anregt und anfeuert. Allein es fehlt weder an Fehlgriffen der Lehrer, die uns auf die Kunst der Streitrede, nicht auf das Leben einüben, noch an Schwächen der Schüler, die zu ihren Lehrern kommen, nicht mit dem Vorsatz, ihre Psyche zu bilden sondern ihr Talent. So ist es denn dahin gekommen, das, was Philosophie war, Philologie geworden ist. Es kommt aber viel darauf an, mit welchem Vorsatz du an etwas herantrittst. Wer als künftiger Grammatiker den Vergil durchforscht, der liest jenes herrliche Wort<sup>548</sup> „die Zeit flieht unwiederbringlich“, nicht in dem Sinne: wachsam gilt es zu sein; wenn wir nicht eilen, so bleiben wir zurück; es drängt uns der eilende Tag, wie er selbst auch gedrängt wird; unvermerkt werden wir fortgerissen; alles verschieben wir auf die Zukunft, und inmitten

<sup>548</sup> Fußnote Apelt: Vergil, >Georg.<, III, 284.

des jähren Laufes der Dinge legen wir die Hände in den Schoß. Bewahre uns! Er benutzt sie zu der Beobachtung, dass Vergil, so oft er von der Schnelligkeit der Zeit redet, sich des Zeitwortes „fugit“ [sie flieht] bedient:

*Immer der beste Tag im Leben der armen Sterblichen*

*Flieht zuerst: es erscheint Krankheit und trauriges Alter:*

*Mühsal rafft uns dahin und die Strenge des grausamen Todes.*

Wem es um die Philosophie zu tun ist, der weiß auch diesen Worten die rechte Deutung zu geben. Niemals, sagt er, wählt Vergil den Ausdruck, "die Tage gehen", sondern "sie fliehen", weil dies die schleunigste Art des Laufens ist, und die besten Tage, sagt er, werden uns zuerst geraubt: was also zaudern wir, uns selbst in schleunige Bewegung zu setzen, um dem, was alles andere an Schnelligkeit hinter sich lässt, gleichzukommen? Das Bessere flieht vorüber, das Schlimmere tritt an seine Stelle. Wie aus einem Krug das Reinste zuerst ausfließt, während das Schwerste und Trübe sich auf den Grund senkt, so ist in unserem Leben das Beste zuerst abgeschöpft. Tun wir recht daran, dies in fremdem Dienst<sup>549</sup> zu verbrauchen, um für uns nur den Bodensatz zu behalten? Fest präge sich unserer Psyche jenes Dichterwort ein und werde hoch gehalten wie ein Orakelspruch :

*Immer der beste Tag in der armen Sterblichen Leben*

*Flieht zuerst!*

Warum der beste? Weil, was zurückbleibt, unsicher ist. Warum der beste? Weil wir als Jünglinge lernen können, weil wir die willige und noch fügsame Psyche dem Besseren zuwenden können; weil diese Zeit geeignet ist für Anstrengungen, geeignet ist für wissenschaftliche Ausbildung des Geistes wie auch für körperliche Übungen und Leistungen; das weitere Leben ist träger und schlaffer und dem Ende näher. Darum gilt es, mit ganzer Psyche danach zu streben und jeder Ablenkung ausweichend auf das eine Ziel hinzuarbeiten, dass wir nicht diese Schnelligkeit der enteilenden Zeit, die wir nicht zurückhalten können, erst gewahr werden, wenn wir uns im Rückstand sehen. Jeder erste Tag werde von uns begrüßt als der beste und werde uns zu

einem schätzbaren Besitz. Was flieht, muss mit raschem Griffe erfasst werden. Ganz anders denkt der, welcher jenes Gedicht mit den Augen eines Grammatikers liest. Für diesen ist nicht jeder erste Tag der beste, weil weiterhin Krankheiten sich einstellen und das Alter nachdrängt und, während wir noch von Jugend träumen, schon über unserem Haupte schwebt. Was sagt er vielmehr? „Vergil braucht Krankheiten und Alter in ständiger Verbindung.“ Gewiß, eine richtige Bemerkung. Denn das Alter ist eine unheilbare Krankheit. Außerdem, sagt er, gibt er dem Alter noch einen bezeichnenden Beinamen: er nannte es traurig. es erscheint Krankheit und trauriges Alter. [...]

#### 110. Brief

[Innere Frieden ist eine Gabe der stoischen Philosophie]

Von meinem Nomentanum aus begrüße ich dich und wünsche dir eine Stimmung bester Art, das heißt die Gunst der Natur, die jedem befreundet und gnädig ist, der mit sich selbst in Frieden lebt. [...]

Ich erinnere mich, dass Attalus unter dem lebhaftesten Beifall aller Hörer sich folgendermaßen ausließ. Er sprach: „Lange wurde ich vom Reichtum geblendet. Ich staunte, wenn mir eine Probe seines Glanzes, sei es hier sei es dort, entgegengetreten war. Ich war des Glaubens, das dahinter Verborgene sei nicht minder glänzend als das, was dem Auge offen lag. Bei einem Prunkaufzug sah ich den ganzen Reichtum der Stadt [Rom] an kostbaren getriebenen Gefäßen aus Gold und Silber und Metall, das an Wert noch über Gold und Silber hinausging, und eine ausgesuchte Farbenpracht und Gewänder, die von Gegenden herkommen, die nicht nur jenseits unseres Reiches, sondern auch noch jenseits von unserer Feinde Land liegen [Indien und China], hier Scharen von Knaben, die durch ihre Bekleidung wie durch ihre Schönheit die Augen auf sich zogen, dort Scharen von Frauen, und was sonst noch der blühende Bestand des Reiches zur Musterung der eigenen Schätze dem Augen dargeboten hatte. Was heißt das anders, frage ich, als die Begehrlichkeit der Menschen reizen, die an sich schon rege genug ist? Was soll dieses Goldgepränge? Haben wir uns zusammengefunden um in der Habsucht unterwiesen zu werden? Aber, der Himmel sei

<sup>549</sup> Fußnote Apelt: Nämlich im Staatsdienst.

mein Zeuge, ich nahm weniger Begehrlichkeit von da mit fort, als ich mitgebracht hatte. Ich verachtete nunmehr den Reichtum, nicht weil er überflüssig, sondern weil er kleinlich ist. Hast du gesehen, wie innerhalb weniger Stunden jener Vorbeimarsch, obschon langsam und wohl geordnet, sich abspielte? Ist das der Inhalt unseres ganzen Lebens was keinen ganzen Tag für sich beanspruchte? Dazu gesellte sich noch die Tatsache, dass mir der Reichtum ebenso überflüssig für die Besitzer erschien wie für die Zuschauer. So oft etwas Ähnliches meine Augen blendet, so oft mein Blick auf ein glänzendes Haus fällt oder auf eine wohl gekleidete Schar von Sklaven oder eine von schönen Dienern getragene Sänfte, sage ich zu mir selbst: Was wunderst du dich? Was staunst du? Es ist eitel Tand. Diese Dinge dienen der Schaulust, sie sind kein Besitz, und mit dem Gefallen an ihnen sind sie auch verschwunden. Halte dich lieber an den wahren Reichtum. Lerne mit wenigem dich zu begnügen und stimme hochgemut und beherzt in den Ruf ein: Lass uns Wasser haben, lass uns Graupen haben, und wir wollen mit Jupiter selbst es an Glück aufnehmen! Selbst wenn es auch daran fehlen sollte, wollen wir es, ich bitte dich, so halten. Es ist schimpflich, ein glückliches Leben auf Gold und Silber zu gründen, ebenso schimpflich aber auch auf Wasser und Graupen. "Was soll ich also tun, wenn ich dies nicht habe?" Du fragst nach Abhilfe gegen den Mangel? Dem Hunger macht der Hunger ein Ende. Im übrigen, was macht es aus, ob dasjenige groß oder klein sei, was dich zum Sklavendienst nötigt? Was kommt darauf an, wie geringfügig es sei, was das Schicksal dir verweigern kann? Auch bei Wasser und Graupen bist du von fremder Willkür abhängig; frei dagegen ist nicht, wer irgendwie, wenn auch noch so wenig vom Schicksal abhängig ist, sondern wem es überhaupt nichts anhaben kann. Ja, so steht es: Du musst nichts bedürfen, wenn du Jupiter herausfordern willst, der nichts bedarf."

So sprach Attalus zu uns. Bist du entschlossen, dir das immer wieder durch den Kopf gehen zu lassen, so wirst du es dahin bringen, dass du wirklich glücklich bist, nicht nur scheinst; wenn du auch nicht anderen glücklich zu sein scheinst.

## 116. Brief

[Leidenschaften müssen getilgt und nicht vermindert werden]

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, was besser sei, die Mäßigung der Leidenschaften oder ihre völlige Tilgung. Die Unsrigen [die Stoiker] fordern ihre Tilgung, die Peripatetiker ihre Mäßigung. Ich sehe nicht, wie irgendwelche Ermäßigung einer Krankheit heilsam oder nützlich sein könne. Wirf alle Furcht von dir: ich raube dir nichts von dem, was du dir nicht versagt wissen willst. Du wirst mich entgegenkommend und nachsichtig finden in allen Dingen, nach denen du strebst und die du entweder für notwendig hältst für das Leben oder für nützlich oder für angenehm: nur um die Tilgung des Fehlers ist es mir zu tun. Denn wenn ich dir gebieten werde zu begehren, so werde ich dir erlauben zu wollen, damit du das Gleiche ohne Zagen tust und mit zuversichtlicherer Entschlossenheit und das Erfreuliche selbst stärker empfindest. Glaubst du nicht, dass die Lustempfindungen besseren Eingang bei dir finden werden, wenn du ihr Gebieter und nicht ihr Knecht bist? „Aber es ist doch so natürlich“, sagst du, „dass ich unter der Sehnsucht nach dem Freund schwer zu leiden habe; die Tränen haben ein Recht darauf zu fließen, und dies Recht musst du ihnen lassen. Es ist doch so natürlich, sich von den Meinungen der Menschen beeinflussen zu lassen und, wenn sie ungünstig sind, dadurch verstimmt zu werden. Warum willst du mir nicht die so berechtigte Furcht vor übler Meinung gestatten?“ Keinem Fehler fehlt es an einer Entschuldigung. Immer ist der Anfang schüchtern und verzeihlich; aber die Sache greift dann weiter um sich. Hast du ihr einmal den Anfang gestattet, dann gibt es kein Aufhören mehr trotz aller Bemühung. Zu Anfang ist jede Leidenschaft schwach. Weiterhin treibt sie sich selbst an und stärkt ihre Kraft im Fortschreiten: leichter ist es, ihr den Zutritt überhaupt von vornherein zu verwehren als sie wieder auszutreiben. Wer leugnet, dass jede Leidenschaft aus einer gleichsam natürlichen Quelle fließt? Die Natur hat uns die Sorge für uns zur Pflicht gemacht; aber diese Sorge wird zum Fehler, wenn du ihr allzu sehr nachgibst. Die Natur hat die Lustempfindung der Befriedigung unserer unumgänglichen Bedürfnisse beigemischt, nicht um ihr, der Lust, nachzujagen, sondern um

durch deren Beigesellung uns das, ohne welches wir nicht leben können, erwünscht zu machen. Lass solche Lust selbständig auftreten, so ist das nichts anderes als Üppigkeit. Den Regungen dazu versage den Eintritt, weil, wie gesagt, ihnen leichter der Eintritt verwehrt wird als der Austritt. Du erwidert: „Bis zu einer gewissen Grenze gestatte die Trauer, bis zu einer gewissen Grenze die Furcht.“ Indes, jenes „bis zu einer gewissen Grenze“ hat einen weiten Spielraum und findet sein Ende nicht da, wo du willst. Der Weise hat es nicht nötig, sorgsam über sich zu wachen; er wird seinen Tränen sowohl wie seinen Lustempfindungen an jeder beliebigen Stelle Halt gebieten: Für uns dagegen, weil es nicht leicht ist zurückzugehen, ist es das Beste überhaupt den Weg nach vorwärts nicht zu betreten. Eine treffende Antwort, scheint es mir, hat Panaetius 236) einem Jüngling gegeben, der ihn fragte, ob der Weise sich verlieben werde. „Was den Weisen anbelangt“, erwiderte er, „so wird sich das schon finden. Was aber mich und dich anlangt, die wir noch weit vom Weisen entfernt sind, so dürfen wir es nicht dahin kommen lassen, dass wir in einen leidenschaftlichen Zustand geraten, der, seiner selbst nicht mächtig, uns zum Untertan eines anderen und uns nur selbst uns verächtlich macht. Denn gesetzt, er weist uns nicht zurück, so werden wir durch sein Entgegenkommen gereizt; gesetzt aber, er verachtet uns, so empört uns sein Hochmut. Gleich schädlich also ist bei der Liebe das Entgegenkommen wie die Abweisung. Das erstere macht uns zu Gefangenen, die letztere zu Kämpfern. Darum wollen wir, unserer Schwäche uns bewusst, uns ruhig verhalten. Weder dem Wein wollen wir die schwache Psyche anvertrauen, noch der Schönheit, noch der Schmeichelei, noch sonst irgendwelchen verführerischen Reizen.“ Was Panaetius auf die Frage über die Liebe antwortet, das sage ich von allen Leidenschaften: Soviel wie möglich sollen wir uns von allem Schlüpfrigen fern halten: auch auf trockenem Boden halten wir nicht tapfer genug stand. Du wirst mir hier entgegenhalten, was man allgemein uns Stoikern vorwirft: "Ihr macht zu große Versprechungen und stellt zu harte Forderungen. Wir sind ja nur schwache Menschen, wir können uns doch nicht alles versagen. Wir werden trauern, aber nicht lange; wir werden begehren, aber nur maßvoll; wir

werden zürnen, aber uns wieder versöhnen." Weißt du, warum wir alles das nicht können? Weil wir nicht glauben, dass wir es können. Wahrhaftig, es steht anders mit der Sache: wir sind verliebt in unsere Fehler, wir verteidigen sie und wollen sie lieber entschuldigen als abschütteln. Die Natur hat dem Menschen Stärke genug gegeben; nur müssen wir sie gebrauchen, müssen unsere Kräfte sammeln und sie sämtlich für uns, nicht gegen uns in Bewegung setzen. In dem Nichtwollen liegt der Grund, das Nichtkönnen ist nur Vorwand.

#### 119. Brief

[Die Kunst, zu wahren Reichtum zu gelangen]

So oft ich etwas gefunden habe, warte ich nicht, bis du sagst: „zu gemeinschaftlichem Gebrauche!“ Ich sage es mir selbst. Du fragst, was das sei, was ich gefunden habe? Öffne deinen Schoß: Es ist reiner Gewinn. Ich will dich lehren, wie du auf das Schnellste reich werden kannst. Du bist sehr begierig, dies zu erfahren, und nicht mit Unrecht. Ich will dich auf dem kürzesten Weg zum größten Reichtum führen.

Doch wirst du eines Gläubigers bedürfen. Um Geschäfte machen zu können, musst du ein Darlehen aufnehmen. Allein ich wünsche nicht, dass du durch einen Kreditvermittler borgst. Ich möchte nicht, dass die Kredithaie deinen Namen im Munde führen. Ich will dir einen stets bereiten Gläubiger verschaffen: Jenen Catonianischen: „Borge von dir selbst!“<sup>550</sup> Wie wenig es auch sein mag, es wird genügen, wenn wir alles, was uns fehlt, von uns selbst zu erlangen suchen. Denn es ist kein Unterschied, mein Lucilius, ob du etwas nicht entbehrst oder ob du es hast. Die Hauptsache ist in beiden Fällen dieselbe: Du hast kein Verlangen danach.

Ich schreibe dir nicht vor, der Natur etwas zu versagen. Sie ist hartnäckig, sie lässt sich nicht überwinden, sie fordert das Ihrige. Doch wisse, dass alles, was über die Natur hinausgeht, erbeten und nicht notwendig ist.

Ich hungere, also muss ich essen. Ob dieses Brot einfaches oder bestes Weizenbrot ist, das ist der Natur gleichgültig. Sie will nicht,

<sup>550</sup> Marcus Porcius Cato (mit dem Beinamen Sapiens) gebrauchte den Spruch: quod tibi deest, a te ipso mutuare. (Was dir fehlt, borge von dir selbst.) Vgl. Seneca >De beneficiis<, V. 7.

dass der Magen verwöhnt, sondern gefüllt wird. Ich habe Durst. Ob es nun Wasser ist, das ich aus der nächsten Quelle schöpfe, oder solches, das mit Eis versetzt ist, damit es durch die Kälte zusätzlich erfrischt, das berührt die Natur ebenfalls nicht. Sie befiehlt nur das eine, den Durst zu löschen. Ob es ein goldener, ein kristallener oder ein porzellanener Becher ist, ob es ein Becher aus einfachem Ton oder nur die hohle Hand ist, das ist ebenfalls gleichgültig. Sieh auf den Zweck von allen Dingen und du wirst das Überflüssige verachten lernen. Der Hunger mahnt mich: die Hand streckt sich nach dem nächsten Besten aus. Er wird mir empfehlen, nach was auch immer ich greifen mag. Nichts verschmäht der Hungernde.

Was es gewesen sei, was mir so große Freude gemacht habe, wirst du fragen? Der Ausspruch: „Der Weise ist der eifrigste Liebhaber der natürlichen Reichtümer.“

Du entgegnest: Du bewirtest mich aus leeren Schüsseln. Was heißt das? Ich hatte bereits meine Geldbeutel<sup>551</sup> in Bereitschaft gehalten. Ich schaute mich bereits um, auf welches Meer ich, um Handelsgeschäfte zu treiben, hinausfahren, welche Staatspacht ich übernehmen, welche Waren ich importieren sollte. Das heißt ja geradezu betrügen, wenn man die Armut lehrt, nachdem man Reichtümer versprochen hat.

Demnach hältst du wirklich den für arm, dem nichts fehlt? Es ist eine Wohltat seiner selbst und seiner Bedürfnislosigkeit, sagst du, nicht des Glücks. - Deshalb hältst du ihn nicht für reich, weil sein Reichtum nicht aufhören kann? Willst du lieber viel oder genug besitzen? Wer viel besitzt, begehrt mehr. Und das ist der Beweis, dass er noch nicht genug besitzt. Wer genug besitzt, hat das erreicht, was nie dem Reichtum zuteil werden kann: das Ziel. Oder hältst du diesen Reichtum nicht für Reichtum, weil seinetwegen noch niemand geächtet worden ist? Weil seinetwegen noch niemandem der Sohn oder die Gattin Gift verabreicht hat? Weil dieser Mensch im Krieg sicher ist und in Friedenszeiten Ruhe hat? Weil weder dieser Reichtum zu besitzen gefährlich, noch ihn zu verwalten mühevoll ist? - „Aber derjenige besitzt wenig, der nur nicht friert, nicht hungert

<sup>551</sup> Eigentlich „Geldkörnchen“, denn die Römer gebrauchten Körnchen (fiscos) zur Aufbewahrung des Geldes.

und nicht dürstet.“ - Mehr besitzt Jupiter auch nicht.

Nie ist zu wenig, was genug ist; und niemals ist viel, was nicht genug ist. Nach der Besiegung des Darius und der Inder ist Alexander arm, oder ich bin ein Lügner: Er sucht, was er sich noch untertan machen könne, durchforscht unbekannte Meere, sendet neue Flotten in den Ozean und durchbricht sozusagen die Riegel der Welt. Was der Natur genug ist, ist es dem Menschen nicht. Es hat sich einer gefunden, nämlich Alexander der Große, der nach alledem immer noch etwas begehrt: So groß ist die Blindheit des Geist-Gemütes und so groß ist bei jedem Menschen, der viel erreicht hat, das Vergessen seines Anfangs. Jener, der eben erst nicht ohne Anstrengung der Herr eines unbekanntes Winkels [der Erde] war, ist traurig, da er von der Grenze der Welt durch seine Welt zurückkehren soll. Niemanden macht Geld reich; im Gegenteil, es flößt jedem nur eine um so größere Begierde danach ein. Du fragst, was die Ursache dieses Phänomens sei? Wer mehr hat, fängt an, noch mehr haben zu können. Mit einem Satz: Du darfst mir jeden von den Männern vorführen, deren Namen neben Crassus und Licinius<sup>552</sup> genannt werden. Er gebe sein Vermögen an und rechne alles zusammen, was er besitzt und was er hofft: Er ist arm, wenn du mir glaubst. Und kann arm sein, wenn du dir selbst glaubst. Derjenige aber, der sich nach dem, was die Natur verlangt, eingerichtet hat, steht nicht bloß außerhalb des Gefühls der Armut, sondern auch der Furcht vor ihr. Doch damit du weißt, wie schwer es ist, seinen Besitz auf das natürliche Maß zu beschränken: Selbst derjenige, von dem wir sagen, er halte sich innerhalb der Grenzen der Natur und den du arm nennst, hat noch etwas Überflüssiges. Jedoch der Reichtum blendet das Volk und zieht seine Blicke auf sich, wenn viel bares Geld aus dem Hause getragen, wenn selbst die Zimmerdecke mit Gold überzogen wird, wenn eine Dienerschar entweder nach der Körperform ausgewählt oder durch Putz prächtig erscheint. Das Glück all dieser Leute sieht nach der Straße heraus. Derjenige aber, den wir dem Volke und dem Schicksal entzogen haben, ist nach innen glücklich. Denn was jene ersteren betrifft, bei denen eine

<sup>552</sup> Ihrer Reichtümer wegen.

vielbeschäftigte Armut sich den Namen des Reichtums fälschlich angemahnt hat, so haben sie den Reichtum ebenso, wie wenn man sagt, sie haben das Fieber. Nicht sie haben das Fieber, sondern das Fieber hat sie. Umgekehrt pflegen wir zu sagen: Das Fieber hält ihn gefangen. Auf gleiche Weise sollten wir sagen: Der Reichtum hält ihn gefangen. An nichts also möchte ich dich lieber erinnern, als an folgendes, woran niemand genug ermahnt werden kann: Messe alles nach den natürlichen Bedürfnissen ab, die entweder umsonst oder mit wenigen Mitteln befriedigt werden können. Und mische keine Laster unter die natürlichen Bedürfnisse.

Du fragst, auf welcher Tafel, auf welchem Silbergeschirr, von wie gestalteten und geputzten Sklaven die Speisen aufgetragen werden sollten? - Die Natur verlangt nichts als die Speise selbst.

So dichtete Horaz (Sat. I, 2, 114 ff): „Wie? Wenn Durst dir den Schlund ausdörft, verlangst du nach goldenen Bechern? Verschmähst du, wenn Hunger dich quält, jegliche Speise, außer dem Butt' und dem Pfau?“

Der Hunger ist nicht anspruchsvoll. Er ist zufrieden, wenn er aufgehört hat. Wodurch er aufhört, das kümmert ihn sehr wenig. Das andere sind Qualen einer unglücklichen Schwelgerei: Sie sucht, wie sie selbst nach der Sättigung noch hungere; wie sie den Magen nicht fülle, sondern vollstopfe; wie sie den durch den Trunk gelöschten Durst wieder hervorrufe. Treffend sagt daher Horaz, den Durst berühre es nicht, in welchem Becher oder von welcher zierlichen Hand ihm das Wasser gereicht werde. Denn wenn du glaubst, es berühre dich, wie schön gelockt der Sklave sei und wie durchsichtig der Becher, den er dir darreicht, so dürstest du nicht. Unter dem Übrigen hat uns die Natur auch den Vorzug verliehen, dass sie der Notwendigkeit den Überdruß genommen hat. Das Überflüssige lässt Auswahl zu. Dieses ist nicht anständig, jenes nicht gepriesen genug, dieses gar beleidigt unsere Augen. Jene Urheberin der Welt, die uns die Gesetze des Lebens vorgeschrieben hat, sorgte dafür, dass wir wohlbehalten, nicht dass wir verwöhnt sein sollen. Für unser Wohlbefinden ist alles bereit und zur Hand; für unsere Wollust wird alles unter Plagen und Sorgen herbeigeschafft. Lasst uns daher diese

Wohltat der Natur ergreifen, die unter die größten zu zählen ist. Und bedenken wir, dass sie sich in keinem Stücke besser um uns verdient gemacht hat, als dadurch, dass wir alles, was die Notwendigkeit erfordert, ohne Ekel zu uns nehmen können. Lebe wohl.

## 120. Brief

[Ursprung der Erkenntnis des Guten]

Dein Brief schweifte durch mehrere kleine Fragen, bei einer aber blieb er stehen und wünschte sie gelöst zu sehen, nämlich: Wie die Kenntnis des Guten und des Ethischguten uns zugekommen sei. Diese beiden Begriffe sind bei anderen verschieden, bei uns [Stoikern] nur getrennt. Was das heißt, will ich dir sagen.

Für gut halten einige, was nützlich ist; daher legen sie diesen Namen auch dem Reichtum, einem Pferd, dem Wein, einem Schuh bei; so allgemein wird bei ihnen das Gute und so sehr steigt es selbst bis zum Unsauberen herab. Ethischgut nennen sie etwas, womit das Wesen der Pflichterfüllung übereinstimmt, wie das sorgfältig gepflegte Greisenalter eines Vaters, die unterstützte Armut eines Freundes, einen tapferen Heeresdienst, eine verständige und gemäßigte Willensentscheidung [zum Beispiel im Senat]. Wir machen dies zwar zu zwei Begriffen, [betrachten sie] aber aus einem hervorgegangen. Nichts ist gut, als was ethischgut ist; was ethischgut ist, ist jedenfalls gut. Ich halte es für überflüssig, hinzuzufügen, welcher Unterschied zwischen beiden besteht, da ich es bereits oft gesagt habe. Nur das eine will ich sagen, dass uns nichts gut scheint, was jemand auch übel anwenden kann. Du siehst aber, wie viele ihren Reichtum, ihren Adel, ihre Kräfte übel anwenden. Nun kehre ich aber zu dem Gegenstand zurück, den du besprochen wünschtest: Wie uns die erste Kenntnis des Guten und Ethischguten zugekommen sei.

Dies konnte uns die Natur nicht lehren: Sie hat uns die Keime der Wissenschaft, nicht die Wissenschaft selbst verliehen. Einige sagen, wir seien zufällig zu dieser Kenntnis geraten; aber es ist unglaublich, dass das Bild der Tugend einem Menschen durch Zufall entstanden sei. Uns [Stoikern] scheint es durch die Beobachtung und Vergleichung oft eingetretener Fälle entstanden zu sein; die Unsrigen urteilen, das Gute und das Ethischgute sei durch Analogie erkannt worden.

Da die lateinischen Grammatiker dieses Wort mit dem Bürgerrecht beschenkt haben, so, glaube ich, dürfen wir es nicht verdammen; ich werde mich also seiner bedienen nicht bloß als eines angenommenen, sondern als eines üblichen Begriffes. Was diese Analogie ist, will ich sagen: Wir kannten die Gesundheit des Körpers: Daher dachten wir [der Analogie gemäß], dass es auch eine Gesundheit des Geistes gebe. Wir kannten die Kräfte des Körpers: Daraus schlossen wir, es gebe auch eine Stärke des Geistes. Einige wohlthätige, menschenfreundliche, tapfere Handlungen hatten uns in Erstaunen versetzt: Diese fingen wir an als vollkommen zu bewundern. Es steckten dahinter viele Fehler, die von der hellen Außenseite und vom Glanz verborgen waren: Wir taten, als wären sie nicht vorhanden. Die Natur gebietet, das Lobenswerte zu erhöhen; jedermann vergrößert den Ruhm über die Wahrheit hinaus: Hieraus also haben wir das Bild eines außerordentlich großen Glücks-Gutes entnommen. Fabricius wies das Gold des Königs Pyrrhus zurück, und hielt es für größer als ein Königreich, die Schätze eines Königs verachten zu können. Fabricius ermahnte den Pyrrhus, sich vor Nachstellungen zu hüten, just als sein Arzt ihn vergiften wollte. Es war ein Zug des selben Charakters: Sich durch Gold nicht besiegen zu lassen und durch Gold nicht zu siegen. Wir bewundern den großen Mann, den weder die Versprechungen des Königs, noch die gegen den König schwanken ließen. Der beharrlich am Beispiel des Guten festhielt; der, was so äußerst schwer ist, im Krieg schuldlos blieb; der auch an ein Unrecht gegen die Feinde glaubte; der in der äußersten Armut, die er sich zu einer Zierde gemacht hatte, den Reichtum nicht anders als ein Gift floh. „Lebe“, sprach er, „durch meine Wohlthat, König Pyrrhus, und freue dich darüber, was du bisher bedauerst: Dass Fabricius nicht bestochen werden kann.“

Horatius Cocles verteidigte allein den Engpass einer Brücke und befahl, dass man hinter ihm die Brücke abreiße, damit den Feinden der Weg zum Vorwärtskommen abgeschnitten werde. Er leistete den lange Heranstürmenden Widerstand, bis die losgerissenen Balken in mächtigem Einsturz krachten. Nachdem er rückwärts geblickt und gesehen hatte, dass durch seine eigene Lebensgefahr die Vaterstadt außer Gefahr sei,

rief er: „Es komme, wer mir auf diesem Wege folgen will!“ Damit stürzte er sich in die Tiefe. Im reißenden Fluss nicht weniger besorgt, lieber bewaffnet als nur lebend davonzukommen, kehrte er mit dem geretteten Schmuck der siegreichen Waffen ebenso sicher zurück, als wenn er über die Brücke gekommen wäre. Diese und ähnliche Taten zeigen uns ein Bild der Tugend.

Ich möchte hinzufügen, was vielleicht wunderlich scheinen dürfte: Das Böse gab bisweilen dem Ethischguten einen Glanz, und das Gute strahlte aus seinem Gegenteil hervor. Die Fehler grenzen, wie du weißt, oft an die Tugenden; und auch das Verderbte und Schändliche hat eine Ähnlichkeit mit dem Guten. So spielt mancher Verschwender den Freigebigen, während doch ein gewaltiger Unterschied ist, ob einer recht zu geben versteht, oder nicht zusammenzuhalten versteht. Ich nenne den nicht freigebig, der auf sein Geld wütend ist. Die Nachlässigkeit ahmt die Willfährigkeit, die Tollkühnheit die Tapferkeit nach. Diese Ähnlichkeit nötigt uns, Acht zu geben, und das dem Scheine nach Benachbarte, jedoch in Wirklichkeit weit voneinander Entfernte zu unterscheiden. Indem wir diejenigen beobachteten, die eine herrliche Tat berühmt gemacht hatten, fingen wir an zu bemerken, wer eine Tat aus edler Gesinnung und erhabenem Antrieb vollbrachte.

Doch einmal sahen wir einen Mann, im Krieg tapfer, auf dem Marktplatz jedoch feige; die Armut hochherzig, die Beschimpfung kleinmütig ertragend: Wir lobten die Tat und verachteten den Mann. Einen anderen sahen wir gütig gegen seine Freunde, gemäßigt gegen seine Feinde, seine öffentlichen und privaten Angelegenheiten treu und gewissenhaft verwaltend; wir sahen, dass ihm bei dem, was zu erdulden war, die Geduld, bei dem, was es zu tun gab, die Klugheit nicht fehlte; dass er, wo es etwas auszuteilen galt, mit vollen Händen gab; wo es sich abzumühen galt, sich beharrlich und willig zeigte und die Kraft des Körpers durch den Geist verstärkte. Außerdem war er stets derselbe und in jeder Handlung sich selbst gleich, schon nicht mehr mit Absicht gut, sondern durch Angewöhnung dahin geführt, dass er nicht nur recht zu handeln, sondern überhaupt nie anders als recht zu handeln vermochte. Wir erkannten, dass bei ihm die vollkommene Tugend vorhanden war. Diese

zerlegten wir in Teile: Es mußten [um die vollkommene Tugend zu erreichen] die Begierden gezügelt, die Furcht unterdrückt, das zu Tuende vorgesehen, das zu Leistende einem jeden zuerteilt werden. Wir bildeten die Begriffe der Mäßigung, der Tapferkeit, der Klugheit und der Gerechtigkeit, und wiesen einer jeden [dieser Teil-Tugenden] ihre Pflicht an. Woraus also schöpften wir die Erkenntnis der Tugend? Ihre eigene Ordnung und Würde und Beständigkeit, die Übereinstimmung all ihrer Handlungen und ihre über alles sich erhebende Größe zeigte sie uns. Daraus erkannten wir jenes glückselige Leben, das in ungestörtem Verlaufe dahinfließt und ganz von seinem eigenen Willen abhängt. Auf welche Weise also wurde uns dies klar? Ich will es dir sagen: Niemals verwünschte jener vollkommene und zur Tugend gelangte Mann sein Schicksal, niemals nahm er das ihm Zustoßende mit Unmut auf. Indem er sich als Weltbürger und Krieger betrachtete, nahm er die Mühsale auf sich, als wären sie ihm sozusagen befohlen worden. Nichts, was ihn auch traf, verschmähte er als ein Übel, oder als etwas ihm durch Zufall Begegnetes, sondern [ertrug es] wie etwas ihm Aufgetragenes. „Wie es auch immer beschaffen sein mag“, sprach er, „es ist meine Aufgabe. Sie ist schwierig, sie ist hart: Gerade deswegen will ich mich ihr mit Mühe widmen.“

Notwendig also erschien derjenige groß, der nie über ein Unglück seufzte, nie über sein Schicksal sich beklagte. Er machte sich vielen bemerkbar, glänzte wie ein Licht in der Finsternis und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, da er ruhig und sanft und ebenso gleichmütig gegen Übermenschliches wie Menschliches war. Er besaß ein [fast] vollkommenes Gemüt und war zu der größten ihm erreichbaren Höhe gelangt, über welches nichts mehr ist als die Weltvernunft, von welchem ein Teil auch in seine sterbliche Brust hineingeflossen ist, die nie übermenschlicher ist, als wenn sie ihre Sterblichkeit bedenkt und weiß, dass der Mensch dazu geboren ist, um das Leben [eines Tages] aufzugeben, und dass dieser Körper kein Wohnhaus ist, sondern nur eine Herberge, und zwar nur für kurze Zeit, die verlassen werden muss, wenn man dem Wirt [der Natur] lästig wird. Sehen wir nicht, wie viel Ungemach uns plagt und wie wenig dieser Körper uns zusagt?

Bald klagen wir über den Kopf, bald über den Magen, bald über die Brust, bald über die Kehle. Einmal quälen uns die Nerven, ein andermal die Füße, jetzt der Durchfall, dann der Schnupfen; von allen Seiten her werden wir angegriffen und [aus dem Leben] herausgetrieben. Ähnliches pflegt denen zu begegnen, die in einem fremden Haus wohnen. Doch wir, denen ein so hinfälliger Körper gegeben ist, fassen dennoch Pläne für die Ewigkeit, und hoffen auf die ungekürzte Zeit, auf die menschliches Leben sich ausdehnen lässt; mit keinem Gelde, mit keiner Macht zufrieden. Kann es wohl etwas Unverschämteres, etwas Törichtereres als dies geben? Nichts genügt den dem Tode Geweihten, ja den [schon] Sterbenden: Denn täglich kommen wir dem Ende näher zu stehen, jede Stunde drängt uns dahin, von wo wir herabfallen müssen. Siehe daraus, von welcher Blindheit unser Geist befangen ist!

Das, was ich zukünftig nenne, geschieht eben jetzt und ist zum großen Teil bereits geschehen; denn die Zeit, die wir verlebt haben, ist da, wo sie war, ehe wir sie durchlebten. Wir irren aber, wenn wir den letzten Tag fürchten, da jeder einzelne eben so viel zum Tode beiträgt. Jener Schritt, mit dem wir zusammensinken, bewirkt nicht die Ermattung, sondern macht sie nur offenbar. Der letzte Tag gelangt an beim Tod, jeder [andere] nähert sich ihm. Der Tod zerpfückt uns, rafft uns nicht hinweg. Daher gibt sich der große Mann, seiner besseren Natur sich bewusst, zwar Mühe, auf dem Posten, wohin er gestellt ist, sich ehrenhaft und eifrig zu zeigen, jedoch hält er nichts von dem, was ihn umgibt, für sein Eigentum, sondern gebraucht es als ihm nur geliehen, wie ein Fremder und Vorübergehender.

Sehen wir einen Mann von solcher Festigkeit, warum sollte uns nicht das Bild eines ungewöhnlichen Charakters vor die Augen treten, zumal wenn, wie ich sagte, die Beständigkeit zeigt, dass diese Größe eine wahre ist? Das Wahre hat dauerhaften Bestand, das Falsche hält nicht lange. Einige sind abwechselnd bald Vatinier<sup>553</sup>, bald Catone; bald ist ihnen Curius nicht streng, Fabricius nicht arm, Tubero nicht sparsam und anspruchslos

<sup>553</sup> Vatinus, gegen den Cicero die bekannte Rede hielt, war nach Vellej. II, 69 „ein Mensch, bei welchem die Hässlichkeit des Körpers mit der Schändlichkeit des Charakters konkurrierte.“

genug; bald fordern sie den Licinius im Reichtum, den Apicius in Gelagen, den Maecenas in der Weichlichkeit heraus. Der größte Beweis eines unvollkommenen Gemütes ist das Schwanken und der beständige Wechsel zwischen erheuchelten Tugenden und der Liebe zu den Lastern:

*Oft hatt' er zweihundert Sklaven,  
Oft nur zehn; bald sprach er von Königen  
nur und Tetrarchen,  
Lauter Reichen, bald: „Mir genügt ein  
bescheidenes Tischchen,  
Reinliches Salz in der Muschel, ein Kleid,  
auch vom billigsten Stoff,  
Das vor der Kälte mich schützt. Doch  
schenkstest du selbst Millionen,  
Diesem zufriedenen, genügsamen Mann,  
fünf Tage darauf schon  
Wäre die Kasse geleert.“<sup>554</sup>*

Viele Menschen sind so, wie Horaz in den >Saturnalien< den Flaccus beschreibt: Er ist niemals derselbe, ja sich nicht einmal immer ähnlich; so sehr verirrt er sich nach verschiedenen Richtungen hin. Ich habe von vielen Menschen gesprochen, ja es ist nahe daran, dass es alle sind. Fast keinen gibt es, der nicht täglich seine Pläne und seine Wünsche änderte. Bald will er eine Frau haben, bald nur eine Geliebte; bald will er König sein, bald strebt er danach, dass kein Mensch ihn an Dienstbeflissenheit übertreffe; bald breitet er sich so aus, dass er Neid erregt, bald duckt er sich und bückt sich so sehr, dass er fast noch niedriger erscheint als die, die wirklich am Boden liegen; bald wirft er mit Geld um sich, bald rafft er es wieder an sich. So verrät sich am deutlichsten ein unverständiges Gemüt, wenn einer jedesmal anders erscheint und, was ich für das Schimpflichste halte, sich selbst ungleich ist.

Achte es für eine große Sache, nur *einen* Menschen vorzustellen; außer dem Weisen stellt aber niemand nur *einen* vor; wir übrigen sind *vielgestaltig*. Bald werden wir dir sparsam und gesetzt, bald verschwenderisch und eitel scheinen. Wir ändern wiederholt die Maske und nehmen die der eben abgelegten entgegengesetzte vor. Dies also fordere ich von dir, dass du dich so bis zum Lebensende bewahrst, wie du dich [mir] zu zeigen begonnen hast. Wache darüber, dass man dich zu loben,

<sup>554</sup> Aus Horaz, Sat. I. 3, 11 ff.

wo nicht, [wenigstens] dich zu erkennen im Stande ist. Von manchem, den du erst gestern gesehen hast, kann es mit Recht heißen: „Wer ist es?“ - So groß ist die Veränderung. Lebe wohl.

### 123. Brief

#### Lob der Genügsamkeit

Durch eine mehr beschwerliche als lange Reise erschöpft, langte ich spät in der Nacht auf meinem Albanum<sup>555</sup> an. Ich vermisse hier noch alles, was mir not tut, außer mich selbst. Daher gönne ich meiner Müdigkeit die Bequemlichkeit des Lagers und lasse die Säumigkeit des Kochs und Bäckers ruhig über mich ergehen. Denn in einem Selbstgespräch führe ich mir eben dies zu Gemüte, dass nichts schwer sei, was man leicht nimmt, und dass nichts des Ärgers wert ist, wenn man nicht selbst dem Ärger Nahrung gibt. Mein Bäcker hat kein Brot: aber mein Verwalter hat welches. „Ein elendes Brot“, sagst du. - Warte nur: es wird schon gut werden. Dieses Brot wird der Hunger verfeinern und zum Weizenbrot machen. Man darf es nur nicht eher essen als bis eben der Hunger es befiehlt. Ich will also warten und nicht eher essen als bis es soweit ist, dass ich entweder gutes Brot bekomme oder aufhöre meinem verwöhnten Gaumen zu huldigen. Es ist notwendig, sich an Bescheidenheit zu gewöhnen. Viele Schwierigkeiten örtlicher und zeitlicher Art werden sich auch dem Reichen und Wohlhabenden als Hemmnisse ihrer Lustbegier entgegenstellen. Niemand kann alles haben, was er will, wohl aber kann er nicht wollen, was er nicht hat und heiteren Sinnes genießen, was ihm beschert wird.

Für unsere innere Freiheit kommt sehr viel darauf an, ob wir unseren Magen in guter Zucht haben und ob er widerstandsfähig ist auch gegen starke Zumutungen. Ich kann das Vergnügen gar nicht hoch genug anschlagen, das es mir macht, meine Müdigkeit sich an sich selbst gewöhnen zu sehen: ich verlange keine Sklaven zum Salben, kein Bad, kein anderes Mittel als das der Zeit. Denn was die Anstrengung uns auferlegt hat, das macht die Ruhe wieder gut. Diese eine auch noch so erbärmliche Mahlzeit wird erfreulicher sein als

<sup>555</sup> Fußnote Apelt: Das Albanum war ein weiteres Landgut Senecas im Albanergebiet.

ein Antrittsschmaus. Denn ich habe meine Stärke des Gemüts einer völlig unvermuteten Probe unterworfen. Eine solche nämlich ist einfacher und wahrer. Denn wenn die Psyche sich vorbereitet und sich die Ausdauer ausdrücklich zum Gesetze gemacht hat, so gibt sich nicht mit gleicher Sicherheit das Maß ihrer wahren Festigkeit kund. Die sichersten Beweise sind die aus dem Stegreif, wenn sie nicht nur gelassen sondern mit freundlicher Miene das Beschwerliche an sich herantreten läßt, wenn sie sich nicht ereifert, nicht hadert; wenn sie das, was man ihr hätte geben müssen, sich selbst ersetzt durch Nichtvermissen und sich mit dem Gedanken beruhigt, dass nur ihrer Gewohnheit, nicht aber ihr selbst etwas fehle. Wie überflüssig uns vieles sei, lernen wir erst dann einsehen, wenn es uns zu fehlen beginnt. Denn wir brauchten es nicht, weil wir mussten, sondern weil wir es hatten. Wie vieles aber schaffen wir uns an, nur weil andere es sich angeschafft, weil es in dem Besitz der meisten sich findet! Eine der Ursachen unserer Unzufriedenheit ist die, dass wir uns in unserer Lebensweise nach dem Beispiel anderer richten und uns nicht durch die Vernunft leiten lassen, sondern der Gewohnheit als Führerin folgen. Wären es nur wenige, die dies täten, dann würden wir nicht geneigt sein es ihnen nachzumachen; aber wenn die Mehrzahl sich dazu bereitfindet, als wäre es anständiger, weil es überwiegend geschieht, so schließen auch wir uns an. So gelangt an Stelle des gesunden Urteils der Irrtum zur Herrschaft, sobald er sich der öffentlichen Meinung bemächtigt hat. Niemand unternimmt jetzt eine Reise ohne einen Vortrab von numidischen Reitern und ohne einen Trupp von Vorläufern: Man schämt sich, wenn man keine Leute hat, welche die Begegnenden aus dem Wege treiben oder die durch den empor wirbelnden Staub das Nahen eines vornehmen Herren ankündigen. Allgemein führt man jetzt Maultiere mit sich, die kristallene und myrrhene [mit Myrrhe gefüllte] und von der Hand großer Künstler gefertigte Gefäße tragen: Man schämt sich, wenn es so aussieht, als habe man lauter Gepäck, das ohne Gefahr geschüttelt werden könne. Ihre Lieblingsknaben sitzen jetzt durchweg mit verdecktem Gesicht im Wagen, damit die Sonne oder die Kälte ihrer zarten Haut nicht schade: Man schämt sich, wenn die Knaben im Gefolge nicht sämtlich eines

künstlichen Mittels [einer Sonnencreme] bedürfen zum Schutze ihres Gesichtes. Man hüte sich vor der Unterhaltung mit all diesen Leuten: Sie sind es, die diese Laster verbreiten und von einem auf den anderen übertragen. Die verruchteste Sorte von Menschen scheinen diejenigen zu sein, die mit dem Herumtragen von Worten sich zu schaffen machen; es gibt auch Leute, die sich mit dem Verbreiten von Lastern befassen. Die Unterhaltung mit ihnen wirkt sehr schädlich; denn wenn sich die Folgen auch nicht sofort zeigen, so haftet der Same doch in der Psyche, und auch wenn wir uns von jenen Leuten entfernt haben, folgt uns das Unheil, um später sich wieder zur Geltung zu bringen. Wie Leute, die ein Konzert gehört haben, die rhythmische Bewegung und den bestrickenden Zauber der Gesangsweisen, der das Nachdenken hemmt und nicht zu ernstlicher Tätigkeit kommen lässt, noch in den Ohren mit sich herumtragen, so haftet auch die Rede der Schmeichler und Lobredner des Verkehrten noch lange in uns, nachdem die Rede verklungen ist. Und es fällt der Psyche nicht leicht, sich des Schmeicheltons zu erwehren: Er begleitet uns und dauert fort und kehrt von Zeit zu Zeit wieder. Daher gilt es, unsere Ohren vor den bösen Reden zu verschließen, und zwar gleich vor den ersten. Haben sie sich einmal Eingang verschafft und Einlass gefunden, dann erlauben sie sich alsbald weit mehr. So versteigen sie sich zu Behauptungen wie den folgenden: „Tugend, Philosophie, Gerechtigkeit, das ist alles nichts als leerer Wortschwall. Das einzige Glück ist es, sich das Leben angenehm zu machen. Essen, Trinken, Genuss des Erbgutes, das heißt leben, das heißt sich erinnern, dass man sterblich sei. Die Tage fließen dahin, und unwiederbringlich verrinnt das Leben. Gibt es da einen Zweifel? Was hilft es, weise zu sein und dem Alter, das nicht immer genussfähig bleibt, schon jetzt, da es noch genussfähig und nach Lust verlangend ist, Entsagung aufzuerlegen?“<sup>556</sup> - Wohlan! Eile dem Tode voraus, und lass dir alles, was er dir rauben wird, gleich jetzt zugute kommen! Du hast keine Geliebte, keinen Knaben, der die Geliebte eifersüchtig machen kann. Tag für Tag gehst du nüchtern aus, mit der Mahlzeit hältst

<sup>556</sup> Fußnote Apelt: Hier ist die Überlieferung schwankend und unsicher. Für „eo“ ist vielleicht „en“ zu schreiben.

du es so knapp, als müsstest du deinem Vater dein Ausgabenbuch vorlegen. Das heißt nicht leben, sondern Zuschauer fremden Lebens sein. Welche Torheit ist es, den Erben in die Hände zu arbeiten und sich selbst alles zu versagen, nur um dir aus einem Freund einen Feind zu machen um der Erbschaft willen. Denn der Erbe wird sich um so mehr über deinen Tod freuen, je mehr er bekommt. Diese finsternen und dünnelhaften Gesellen, diese Richter über fremdes Leben und Feinde ihres eigenen, diese Schulmeister des Publikums lass dir völlig gleichgültig sein und gib unbedenklich einem Wohlleben den Vorzug vor einem säuberlichen Ruf." Solche Stimmen sind ebenso zu fliehen wie diejenigen [die Sirenen], an denen Odysseus nicht anders als festgebunden vorüberfahren wollte. Sie haben dieselbe Wirkung: sie locken uns von der Heimat, von Eltern, Freunden weg und trüben unser Leben, mancherlei Hoffnung uns vorgaukelnd, durch die traurigsten Wirrnisse.<sup>557</sup> Wie viel besser ist es, den rechten Weg zu verfolgen und es mit sich dahin zu bringen, dass einem nur das angenehm ist, was moralisch gut ist. Dies Ziel können wir erreichen, wenn wir uns klar machen, dass es zwei Arten von Dingen gibt: solche, die uns einladen, und solche, die uns von sich scheuchen. Einladend wirken Reichtum, Belustigungen, Schönheit, Ehrgeiz, und was sonst noch uns umschmeichelt und anlächelt, verscheuchend wirken Anstrengung, Tod, Schmerz, Schande und knappes Auskommen fürs Leben. Es bedarf also ernsthafter Übung, um das eine nicht zu fürchten, das andere nicht zu begehren. Wir müssen eine zwiefache Kampfweise einhalten, deren eine das Gegenteil der anderen ist: vor dem Einladenden müssen wir zurückweichen, gegen das uns Bedrängende zum Widerstand uns aufraffen. Siehst du nicht, wie verschieden die Haltung derer ist, die herabsteigen, und

<sup>557</sup> Fußnote Apelt: Die in der Überlieferung (*vitam misera ni si turpis inludunt*) unverständlichen und offenbar verdorbenen Worte habe ich frei übersetzt, glaube aber der verdorbenen Überlieferung aufhelfen zu können, indem ich für *'vitam misera nisi turpis inludunt'* schreibe: *'vitam miseram, si turpis, inludunt'*: „Sie (die verführerischen Stimmen) treiben ihren Spott mit unserem Leben, das, wenn schimpflich, auch elend ist“. Aus einem „m“ ist „ni“ geworden, ein sehr wahrscheinlicher Fehler [des Kopisten].

derer, die hinaufsteigen? Wer bergab geht, beugt den Körper rückwärts, wer bergauf geht, nach vorn. Denn beim Absteigen sein ganzes Gewicht nach vorn zu legen, beim Aufsteigen dagegen nach rückwärts, heißt sich zum Genossen des Verkehrten machen. Bei Genüssen der Sinne geht es abwärts, bei Bewältigung des Widrigen und Harten aufwärts: hier müssen wir den Sporn, dort den Zügel brauchen.

Glaubst du nun, ich meine es so, dass nur diejenigen unseren Ohren verderblich sind, welche die Lust loben und vor dem Schmerz uns bange machen als vor Dingen, die ihrem Wesen nach furchtbar seien? Nein, auch jene, glaube ich, schaden uns, welche uns unter dem Scheine der stoischen Lehre zu den Lastern ermuntern. Denn sie kommen uns mit Behauptungen, denen zufolge nur der Weise auch ein richtiger Liebhaber sei:<sup>558</sup> „Er besitzt allein das Wissen für diese Kunst, er ist in gleicher Weise auch der Kundigste im geselligen Trinken und Schmausen. Sollen wir untersuchen, bis zu welchem Alter man die Jünglinge lieben dürfe?“ - Das bleibe der griechischen Sitte überlassen. Wir wollen vielmehr unsere Beachtung folgenden Reden schenken: „Niemand ist durch Zufall gut. Die Tugend muss erlernt werden. Die Lust ist eine niedere und kleinliche Sache, völlig wertlos, ein Gemeingut, das wir mit den unvernünftigen Tieren teilen, und dem auch die winzigsten und verachtetsten Geschöpfe zufliegen. Der Ruhm ist etwas Eitles und Flüchtiges und beweglicher als die Luft. Die Armut ist für niemanden ein Übel außer für den, der ihr widerstrebt. Der Tod ist kein Unglück. Du fragst, was er sei? Er allein ist das gleiche Recht für das menschliche Geschlecht. Der Aberglaube ist der Irrtum eines Kindes: er fürchtet die, die man lieben muss, er beleidigt die, welche er verehrt. Denn was wäre es für ein Unterschied, ob du die Götter leugnest oder in Verruf bringst?“ Diese Sätze muss man lernen, ja auswendig lernen. Die Philosophie darf dem Laster keine Entschuldigungen zur Verfügung stellen. Keine Hoffnung auf Genesung hat der Kranke, den der Arzt zur Unmäßigkeit ermahnt.

<sup>558</sup> Fußnote Apelt: Hier ist die Überlieferung wieder sehr unsicher.



## Bibliographie-Auswahl

- Arnim, H. v.: >Stoicorum Veterum Fragmenta< (SVF), 4 Bände, Leipzig 1903-1924;
- Baus, Lothar: >Die atheistischen Werke der Stoiker – Eine Auswahl der bedeutendsten Abhandlungen der Stoiker<, II. erweiterte Auflage, Homburg 2015;
- Baus, Lothar: >Buddhismus und Stoizismus – zwei nahverwandte Philosophien und ihr gemeinsamer Ursprung in der Samkhya-Lehre, 4. erw. Aufl., Homburg 2013;
- Baus, Lothar: >Der stoische Weise – ein Materialist< und >Über die Freiheit<, von Cicero, Epiktet und einem unbekanntem griechischen Stoiker, 2. erw. Auflage, Homburg 2010;
- Baus, Lothar: >Quo vadis Kaiser Nero? – Die Rehabilitation des Nero Caesar und der stoischen Philosophie<, XII. erweiterte Auflage, Homburg 2016;
- Baus, Lothar: >Kaiserin Agrippina und Seneca – Die Rehabilitation<, II. Auflage, Homburg 2015;
- Baus, Lothar: >Chronologie der kritischen Nero-Biographie – Was deutsche und französische Nero-Biographen den antiken Autoren nicht glauben<, Homburg 2015;
- Baus, Lothar: >Widerlegung der Polemik Plutarchs gegen die stoische Philosophie<, Homburg 2016;
- Baus, Lothar: >Epiktet, der Philosoph der Freiheit – Was er wirklich sagte<, Homburg 2016;
- Guckes, Barbara: >Zur Ethik der älteren Stoa<, Göttingen 2004;
- Habicht, Christian: >Athen – Die Geschichte der Stadt in hellenistischer Zeit<, München 1995;
- Hossenfelder, Malte: >Die Philosophie der Antike<, Band 3: Stoa, Epikureismus und Skepsis, in: >Geschichte der Philosophie<, hrsg. von Wolfgang Röd, 2. Aufl., München 1995;
- Hossenfelder, Malte: >Antike Glückslehren – Quellen in deutscher Übersetzung<, Stuttgart 1996;
- Hülser, Karlheinz: >Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker<, zusammengestellt, ins Deutsche übersetzt und teilweise kommentiert, 4 Bände, Stuttgart 1987/8;
- Löbl, Rudolf: >Die Relation in der Philosophie der Stoiker<, Amsterdam 1986;
- Long, A.A./Sedley, D.N.: >The Hellenistic Philosophers<, 2 vol, Cambridge 1987; dt. >Die hellenistischen Philosophen - Texte und Kommentare<, ins Deutsche übersetzt von Karlheinz Hülser, Stuttgart u. Weimar 2000;
- Lucasiewicz, Jan: >Zur Geschichte der Ausagenlogik<, Leipzig 1934;
- Mücke, Rudolf, >Epiktet – was von ihm erhalten ist, nach den Aufzeichnungen Arrians<, Neubearbeitung der Übersetzung von J. G. Schulthess, Heidelberg 1926;
- Nickel, Rainer, >Epiktet, Teles und Musonius – Wege zum Glück<, Zürich und München 1987;
- Nickel, Rainer: >Stoa und Stoiker<, Auswahl der Fragmente und Zeugnisse, Übersetzung und Erläuterungen, 2 Bände, Düsseldorf 2008;
- Pohlenz, Max: >Die Stoa – Geschichte einer geistigen Bewegung<, 7. Aufl., Göttingen 1992;
- Pohlenz, Max: >Stoa und Stoiker – die Gründer, Panaitios, Poseidonios<, 2. Aufl., Zürich 1964;

Rolke, Karl-Hermann: >Die bildhaften Vergleiche in den Fragmenten der Stoiker von Zenon bis Panaitios<, Hildesheim 1975;

Schlüter, Christoph Bernhard: >Aristoteles‘ Metaphysik – Eine Tochter der Sankhya-Lehre des Kapila<, A. Russell's Verlag 1874;

Scholz, Peter: >Der Philosoph und die Politik – Die Ausbildung der philosophischen Lebensform und die Entwicklung des Verhältnisses von Philosophie und Politik im 4. und 3. Jh. v. Chr.<, Kapitel: >Die frühen Stoiker<, Stuttgart 1998;

Thrams, Peter: >Hellenistische Philosophen in politischer Funktion<, Hamburg 2001;

Toland, John: >Pantheistikon<, (In Latein geschrieben und auf eigene Kosten von John Toland im Jahr 1720 gedruckt. Im Jahr 1751 erschien eine erste englische Übersetzung. Erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt im Jahr 1897 von Ludwig Fensch. Von mir zwecks besseren Verständnisses ins Neuhochdeutsche übertragen);

Trillitzsch, Winfried: >Seneca im literarischen Urteil der Antike - Darstellung und Sammlung der Zeugnisse<, Band I: Darstellung, Band II: Quellensammlung, Amsterdam 1971;

Weinkauf, Wolfgang: >Die Stoa – Kommentierte Werkausgabe<, Augsburg 1994;